Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

P Germ 147.1

Bd. Oct. 1893.

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817)

5 Apr. – 17 June, 1893.

Digitized by Google

Digitized by Google

633/18

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Achtzehnter Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1893.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

~~DK xc7~~
P Germ 147.1
1893. Sept. 5 - Jan. 17.
Gever fund.

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVIII.

(April bis Juni 1893.)

Seite

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. XV. XVI. XII. 1. 145. 273

Wilhelm Berger: Im Jahre 1925. Eine Zukunftsnovelle 19

Briefe über wichtige Zeitfragen an den Herausgeber 62. 192

R. v. Hanstein: Brutpflege im Tierreich. I. II. (Schluß.) 72. 210

A. Réville: Herodes der Große. Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus. I. II. III. 83. 221. 361

Ungarn und das Ministerium Weckerle 99

A. Mosso: Über die Ausbildung des weiblichen Körpers 113

Arthur Brausewetter: Das Glück. Eine Geschichte aus dem Leben . . 163

Staatsminister L. Herrfurth: Die Wahlreform in Preußen 230

A. Schmidt: Aus der möglichen in die wirkliche Welt. Eine Unterhaltung über kosmische Fragen 250

E. Merx: Erna Heine. Erzählung. I. 286

Alexander Woeikof: Klima und Volksdichtigkeit 309

W. E. Tetley: Ein Ritt durch die Pampas von Argentinien 317

Heinrich von Poschinger: Lothar Bucher. I. 323

J. Frohschammer: Über den verderblichen Einfluß der Frauen-Bigotterie auf Religion und Kirche 339

Der Kriegslärm von 1875 von Senex diplomaticus 348

Viceadmiral Batsch: „Schiffahrtsinteressen“ und Marine 351

Digitized by Google

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstgeschichte.
Hans Semper: Übersicht einer Kunstgeschichte Tyrols. II. . . . 127
Technik.
B. Dessau: Das Niagaraproblem 136
Kriegswissenschaft.
Albert von Forst: Dänemark im nächsten Kriege 376
Völkerkunde.
Th. Achelis: Das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. 382

Aus der Gelehrtenwelt.

Professor Dr. Momerie 387

Kleine Revuen.

Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue 265
Litterarische Berichte 141. 270. 392
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 396

Digitized by Google

Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1893. April

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauentzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

April 1893.

Seite

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. XV. 1

Wilhelm Berger: Im Jahre 1925. Eine Zukunftsnovelle 19

Briefe über wichtige Zeitfragen an den Herausgeber 62

„Frankreich und Deutschland". Brief von Baron A. von Courcel, früherer französischer Botschafter in Berlin. — „Ist Indien in Gefahr?" Brief von Sir Lepel Griffin, Chef-Sekretär für Indien.

R. von Hanstein: Brutpflege im Tierreich. I. 72

A. Réville: Herodes der Große. Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus. I. 83

Ungarn und das Ministerium Weckerle 99

A. Mosso: Über die Ausbildung des weiblichen Körpers 113

Berichte aus allen Wissenschaften 127

1. Kunstgeschichte: **Hans Semper,** Übersicht einer Kunstgeschichte Tirols. II. (Schluß).
2. Technik: **B. Dessau,** Das Niagaraproblem.

Litterarische Berichte 141

Religione, Diritto, Liberta. Di Carlo Cadorna. — Deutsche Erziehung. Von Dr. Fritz Schultze. — Spree-Athen. Von Luc Gersal. — Heinrich Heine's Familienleben. Von Baron Ludwig von Embden. — Unter drei Kaisern. Von Hermann Lüders. — Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 20. April 1892. Von Th. Hergenhahn. — Die ethische Bewegung in Deutschland. Von Prof. Dr. Förster. — Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807—1815. Von Rudolf Goette.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
APR 5 1893
LIBRARY.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

5./17. Juli. Der Fürst wird benachrichtigt, daß einige hundert Bulgaren sich in Giurgiu und Simnitscha zusammengerottet haben, um hier die Donau zu überschreiten. — Ohne Verzug läßt Fürst Karl den betreffenden Behörden telegraphisch die schärfste Wachsamkeit anempfehlen; doch sind bereits gestern bei Petroschani 150 Individuen über die Donau gegangen, und die Behörden können nur noch den stärkeren Nachschub zurückhalten und zerstreuen. — Wer übrigens die Donauufer kennt, muß zugeben, daß keine Linie schwieriger zu bewachen ist als gerade diese. Der Übergang jener 150 fand einzeln und bei Nacht statt, im Einverständnis mit einem Gutspächter, der sofort verhaftet worden ist. Dieser Pächter hat die Gewehre, in Heuhaufen versteckt, auf eine Insel geschafft, wo die Übersetzenden sie dann an sich genommen haben.

Der Großwesir macht durch folgende Depesche aus Konstantinopel den Fürsten auf die bulgarische Bewegung aufmerksam:

9./21. Juli 1868.

De nouvelles bandes de brigands publiquement organisées et équipées sur le territoire des Principautés cherchent à passer le Danube et à troubler la tranquillité de la Bulgarie; nous voyons avec bien des regrets que les employés des Principautés, contrairement à Vos intentions et malgré les assurances que V. A. S. a données naguère à la Sublime Porte comme aux Puissances Garantes, favorisent ces tentatives au lieu de les empêcher; nous croyons devoir signaler cet état de choses à la plus sérieuse attention de V. A. S. avec le ferme espoir qu'Elle voudra bien y remédier sans délai."

Der Fürst antwortet nicht auf diese Depesche — keine Antwort ist ja auch eine Antwort!

Bratianu begiebt sich sofort nach Giurgiu, um jede weitere Beunruhigung der türkischen Grenzen zu verhindern.

In Konstantinopel hält man die ganze Bulgaren-Bewegung für das Werk der Rumänen. Graf Ignatjew erklärt, der russische Konsul in Bukarest habe zwei Tage vor dem Einbruchsversuch jener Banden die rumänische Regierung

Digitized by Google

von den Absichten derselben unterrichtet; diese aber habe nichts unternommen, sie zu vereiteln. Türkischerseits sind Truppen an die Donau geschickt. — Bourée ist der Überzeugung, daß die ganze Bewegung durch Rußland veranlaßt wurde. Am meisten freuen sich die Griechen über die bulgarischen Unruhen.

12./24. Juli. Die bulgarische Bewegung nimmt größere Dimensionen an; es stellt sich heraus, daß Rußland in der That sie heimlich unterstützt. — Von Konstantinopel hat man Midhat Pascha vorübergehend wieder in sein früheres Vilajet geschickt, weil man Sabri Pascha nicht für energisch genug hält; Midhat schlägt die Insurgenten im Walde von Letnitza, er hat seinen Tscherkessen zur Erhöhung ihres Kampfesmutes erlaubt, das Eigentum der von ihnen Erschlagenen für sich zu behalten. Man fand bei den Gefangenen eine Proklamation der „provisorischen Regierung des Balkans", in der die Bulgaren aufgefordert werden, das Türkenjoch abzuschütteln und ein bulgarisches Königreich zu errichten. Um diese Bewegung im Keime zu ersticken, giebt der Pascha Befehl, sämtliche Gefangenen hinzurichten: Die Unglücklichen werden zum warnenden Beispiel in ihre Heimatsorte gebracht und auf den belebtesten Plätzen derselben aufgeknüpft; man ist barbarisch genug, die Leichname zwei Tage am Galgen zu lassen!

14./26. Juli. Die serbische Regentschaft macht dem rumänischen Fürsten folgende Eröffnung:

Altesse Sérénissime!

V. A. connait déjà le funeste événement qui a privé le peuple serbe de son Prince bien-aimé, Michel Obrénovitch III., d'éternelle mémoire.

La Grande Assemblée nationale réunie conformément aux lois du pays dans ces tristes circonstances, a proclamé unanimément le neveu du Prince défunt, Milan Obrénovitch, en vertu du droit acquis à sa famille, Prince héréditaire de Serbie et quatrième de la dynastie Obrénovitch.

Le Prince Milan étant encore mineur, la Grande Assemblée nationale à laquelle incombait le mandat, a confié aux soussignés l'exercice de l'autorité princière.

En portant ces faits à la connaissance de V. A., nous avons l'honneur de Lui notifier par les présentes l'avénement au trône de Serbie de S. A. le Prince Milan Obrénovitch IV. S. A. S. ne manquera pas à l'époque de sa majorité de faire part Elle-même de son avènement à V. A.

Nous exprimons, Altesse, à cette occasion le voeu que les relations de bonne amitié et de bon voisinage auxquelles feu le Prince Michel attachait un si grand prix, se consolident de plus en plus entre les deux pays. De notre côté nous ne négligerons rien pour continuer ces relations d'entente cordiale que nous a léguées le feu Prince et que nous avons toujours considérées avec Lui comme un gage d'avenir et de prospérité pour les deux nations. Veuillez agréer etc. etc.

Les membres de la Régence Princière

M. P. Blaznavatz. J. Ristitch. J. Gavrilovitch.

Belgrade, le 11. Juillet 1868.

Digitized by Google

16./28. Juli. Fürst Karl wählt für den Bukarester Bahnhof den Platz aus. Er empfängt die ihm sehr wichtige Nachricht, daß die ersten 5000 Zündnadelgewehre an der Grenze eingetroffen sind. Die Sendung hat die größte Aufregung unter den Konsuln der auswärtigen Mächte hervorgerufen; besonders die österreichische Vertretung verfolgt alle diese Kisten und Kollis mit größtem Argwohn, da sie meint, daß die geflissentliche Vermeidung des österreichischen Territoriums, der weite Umweg über Rußland, einen triftigen geheimen Grund haben müsse.

18./30. Juli. In Konstantinopel ist man höchst aufgebracht gegen Rumänien; Fuad Pascha verlangt, daß eine europäische Kommission Rumäniens Mitschuld an der bulgarischen Bewegung untersuche und klar lege. Der französische Botschafter am Goldenen Horn ist der Ansicht, daß J. Bratianu zurücktreten müsse. Fürst Karl denkt aber nicht daran, seinen energischen Minister fallen zu lassen, und fürchtet eine europäische Kommission nicht, da eine solche sich bald von dem Ungrunde der gegen Rumänien erhobenen Anschuldigungen, daß es die bulgarischen Brüder mit Waffen und Munition versehen, eingekleidet und einexerziert hätte, überzeugen würde.

A. Golescu wird nach Konstantinopel gesendet, um eine wahrheitsgetreue Darstellung der Sachlage zu geben.

19./31. Juli. Fürst Karl unternimmt einen Ausflug ins Gebirge, nach dem Städtchen Cämpulung und dem reichen, schönen Dorfe Rukar, das nahe dem Ursprung der Dimbowitza liegt; es ist nur mühsam auf schlechten Wegen zu erreichen, treibt aber trotzdem schwunghaften Holzhandel und besitzt eine ziemlich entwickelte Haus-Industrie: schöne, eigengewebte Teppiche und Kostüme sind fast in jedem Hause zu finden. Die Dorfbevölkerung bereitet dem Fürsten einen warmen Empfang und bittet ihn, ihr schönes Thal durch eine Straße von Cämpulung bis an die siebenbürgische Grenze zu erschließen. Der Fürst nimmt sich der Angelegenheit mit großem Interesse an und durchstreift zu Pferde mit einigen Ingenieuren die Gegend, um persönlich die beste und leichteste Trace für diesen Weg aufzufinden. Er entscheidet sich schließlich für den Thalzug am Abhange der steilen Piatra Nämäieștilor, da sich hier am leichtesten eine gebahnte Straße von Cämpulung ins Dimbovitza-Thal anlegen ließe.

24. Juli/5. August. Fürst Karl kehrt in die Hauptstadt zurück.

Die Zeitungen sind voll von der unglückseligen Bulgaren-Empörung. Im Inlande verlangt die Opposition den Rücktritt J. Bratianu's, welcher Rumänien nicht vor dieser Komplikation zu bewahren gewußt habe; vom Auslande gehen durch sämtliche Generalkonsulate Noten und Anfragen deswegen ein. A. Golescu telegraphiert aus Konstantinopel, daß seine Darlegungen die Pforte beruhigt hätten; die Garantie-Mächte sind aber nicht so schnell zufrieden gestellt, sondern verlangen bindende Erklärungen von Rumänien, daß es künftighin solchen Beunruhigungen vorbeugen werde. — Bratianu giebt dem österreichischen Generalkonsul zu bedenken, daß bei der ungeheuren Ausdehnung der Donaugrenze und der unzureichenden Zahl der Miliztruppen eine wirksame Bewachung der ersteren

Digitized by Google

unmöglich sei; hätten sich doch sogar in Preußen zur Zeit des letzten Polen-Aufstandes Banden gebildet, denen es trotz der Militärkordons gelungen wäre, über die Grenze nach Russisch-Polen zu gelangen! — Übrigens sei die bulgarische Bewegung viel ernster, als man anzunehmen scheine, denn diese Leute seien so sehr fanatisiert, daß sie dem fast gewissen Tode getrosten Mutes entgegen gingen.

Der Fürst empfängt zwei neu ernannte Bischöfe in Audienz. — Wenn erst die Absicht des Fürsten verwirklicht sein wird, daß die Verfassung der rumänischen Kirche den Kanones gemäß rekonstruiert ist, dann werden die Bischöfe nicht mehr ernannt, sondern gewählt werden.

28. Juli/9. August. Fürst Karl inspiziert die begonnenen Eisenbahn-Arbeiten auf der Linie Bukarest-Giurgiu (bekanntlich durch eine englische Gesellschaft gebaut); zu seiner großen Freude kann er konstatieren, daß dieser erste Schienenweg seines Landes sich der Fertigstellung nähert. — Abends Exerzitien mit dem Artillerie-Regiment.

1./13. August. Der Fürst schreibt seinem Vater:

„Seit dem Monat Mai hatte ich ein vielbewegtes, aufreibendes Leben, die einzige Abwechselung, die ich mir ab und zu gönnte, waren Ausflüge in das schöne Karpathen-Gebirge; mit frohem Herzen durchstreifte ich dann diese herrlichen Landschaften, denn sie erinnerten mich lebhaft an unsere gemeinschaftlichen Wanderungen, die wir in den lieben alten Zeiten in der Schweiz machten. Wie oft erfaßt mich ein so mächtiges Heimweh, daß ich meine, ich könnte ihm nicht mehr länger widerstehen."

Nachdem der Fürst seinem Vater die Umstände, welche zur Auflösung des Senats geführt, auseinander gesetzt und die bulgarische Bewegung und ihre barbarische Unterdrückung durch Midhat ausführlich erzählt hat, fährt er fort:

„Für den Augenblick scheint der Aufstand vollständig unterdrückt zu sein, die wenigen auf bulgarischem Boden noch befindlichen Insurgenten haben sich in den Balkan zurückgezogen. Wie lange die Ruhe währen wird, ist nicht zu bestimmen, Faktum ist aber, daß die Erbitterung der Bulgaren auf den höchsten Punkt gekommen, so daß man sie mit religiösem Fanatismus vergleichen könnte. Auf rumänischem Boden befinden sich noch zahlreiche Insurgentenbanden, deren Auflösung wir veranlassen; die Bewachung unsrer ausgedehnten Grenzen macht uns aber viel Sorge . . . .

„Für den 2. Sept. a. St. habe ich die Kammern einberufen, damit der Senat die Eisenbahn-Konzessionen votirt; dann wird sofort mit der Emission der Obligationen vorgegangen werden. Die öffentlichen Arbeiten werden jetzt rege betrieben: ein Gesetz ist ausgearbeitet und von der Kammer angenommen worden, wonach jeder Rumäne sechs Tage im Jahre an den Straßen des Landes zu arbeiten oder die Arbeit in Geld zu zahlen hat. — Im Anfange war man gegen diese Vorschrift, die man als eine corvée ansah, es gelang aber, die Argumente zu widerlegen, und heute ist man im Lande zufrieden und sieht ein, daß Rumänien nur auf diese Weise in kürzester Zeit Kommunikations-Mittel haben wird. Der

Digitized by Google

Staat nimmt auf sein Budget die großen Verkehrs-Adern; in diesem Jahre werden ca. 300 km mit 19 Brücken vollendet werden. — Ich sehe sehr wohl ein, wie Du mir auch schreibst, daß ich mein Augenmerk vorerst auf die Pflege der materiellen Interessen des Landes richten muß. Am liebsten würde ich die Politik ganz ruhen lassen, mich für einige Zeit von der übrigen Welt abschließen, aber die auswärtigen Mächte lassen mich nicht in Ruhe, namentlich Frankreich sucht mir Schwierigkeiten zu machen — le marquis de Moustier veut à tout prix chercher querelle à la Roumanie, um mein Ministerium zu stürzen qui n'a plus la confiance de la France, was ich bedaure, was mich aber nicht bestimmen wird, ein Ministerium, das mein volles Vertrauen hat, zu entlassen. Ich vergaß noch zu erwähnen, daß Bourée gelegentlich der Bulgaren-Angelegenheit äußerte, „il faut profiter de cette circonstance pour demander la chute du ministère roumain." — Ich glaube, es wäre wichtiger, in Frankreich eine Minister-Veränderung vorzunehmen, als in Rumänien — die Vorgänge in Paris, in der Sorbonne, Prozeß Rochefort in Folge der heftigen Artikel in der „Lanterne" ꝛc. sind schlimme Vorbedeutungen. — Das zweite Kaiserreich ist stark erschüttert und wird sich nur durch radikale Mittel noch aufrecht erhalten, wenn sich nicht der fatale Satz „il est trop tard" bewahrheitet — und ich möchte es fast glauben. Die Sympathien für Frankreich im Orient sind geschwunden, und es hat sich's selber zuzuschreiben, wenn die christlichen Völker sich in die Arme Rußlands werfen. — Türkische und französische Politik ist hier dasselbe. —

„Der erste Transport der preußischen Gewehre ist eingetroffen, und die Freude darüber groß, vielleicht aber nicht so groß, wie der Ärger in Frankreich und Österreich. Ich habe von neuem an den König geschrieben mit der Bitte, Kreuski hierher zu beurlauben, es ist dringend notwendig, daß mir bei der Armee-Organisation ein tüchtiger Offizier zur Seite steht.

„Vor wenig Tagen zog sich mein Kriegsminister Colonel Adrian zurück. Er ist ein mir sehr ergebener Mann, aber seine Schwerfälligkeit und Langsamkeit machte mich oft ungeduldig . . . .

„Bald wird bei jedem Infanterie-Regiment das 3. Bataillon errichtet werden, ebenso ein neues (8.) Infanterie-Regiment; diese Vermehrung war in dem von der Kammer votierten Gesetze vorgesehen, nach welchem noch 2 Cavallerie-Regimenter, ein Artillerie-Regiment, ein Genie- und ein Train-Bataillon kreirt werden sollen. — Die Finanzen haben sich bedeutend gebessert, jeden Monat können alle Ausgaben regelmäßig bestritten und größere Summen dem Reserve-Fonds überwiesen werden; die Mauth hat jetzt schon mehr eingetragen, als im ganzen letzten Jahre! — Dank den vorzüglichen Ernten des vorigen und dieses Jahres werden nicht nur die Steuern regelmäßiger gezahlt, sondern auch die enormen Rückstände können einkassirt werden.

„In den verschiedenen Verwaltungszweigen herrscht noch manche Unordnung, es kommen Unterschleife vor, aber es ist kein Vergleich mit früher; einige Zeit wird wohl noch vergehen, ehe diesem Übelstande ganz abgeholfen werden kann. . . . . Die Geschworenen sind nicht immer auf der Höhe ihrer Mission, sie

Digitized by Google

verurteilen oft diejenigen, welche sich geringe Vergehen zu Schulden kommen lassen und sprechen große Verbrecher frei . . . Alle Preßprozesse kommen vor die Geschworenen . . . Ich bin in Rumänien gegen Preßprozesse, denn was die Zeitungen schreiben, ist ohne Werth, für hier bin ich für unbegrenzte Preßfreiheit: dieselbe ist entschieden weniger gefährlich als eine beschränkte, deren Folgen sich heute in Frankreich zeigen.

„Die separatistischen Tendenzen in der Moldau sind fast ganz geschwunden, nur eine kleine Fraktion in Jassy macht uns noch etwas zu schaffen, besonders da sich dieselbe der Juden-Frage bedient, um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten.

„Es erscheinen hier jetzt zwei französische Zeitungen: „L'israélite roumain" (der den Zweck hat, die Rumänen mit den Juden zu versöhnen), und „L'Etoile d'Orient" (der das Nationalitäts-Prinzip im Orient vertritt).

„Beim Schlusse meines Briefes erhalte ich folgende Depesche von Dem. Bratianu aus Paris: „Aujourd'hui l'Empereur m'a reçu à Fontainebleau avec grande bienveillance, presque intimité, entretien long et franc, espère bon résultat, m'a dit d'assurer S. A. de son affection pour sa personne et de son vif interêt pour Roumanie."

3./15. August. Grundsteinlegung der neuen Landwirtschaftlichen Schule bei Bancasa. Die bisherige genügte nicht, um den Interessen der Bodenkultur, dieser Grundlage des Nationalwohlstandes in einem industrielosen Lande, zu dienen. Man darf hoffen, daß diese neue dazu beitragen wird, die sehr entwickelungsbedürftige und entwickelungsfähige Landwirtschaft rationeller und intensiver zu machen, den schädlichen Raubbau auszurotten und Produktion und Export auf eine Höhe zu bringen, die dem unvergleichlichen natürlichen Reichtum des rumänischen Bodens entspricht.

A. Golesku kehrt aus Konstantinopel zurück; er hält die Frage der bulgarischen Banden für erledigt, die während der letzten zwei Wochen die politische Welt ausschließlich beschäftigte. Da er in Konstantinopel eines guten Rufes genießt, ist es ihm nicht schwer geworden, Fuad Pascha von der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der rumänischen Regierung zu überzeugen. Leider war die türkische Note an die Garantiemächte bereits lanciert und konnte nicht mehr zurückgezogen werden. Das diplomatische Korps in Pera tadelt die Grausamkeit Midhat's, doch erwidert die Pforte, daß sie ein Exempel statuiert habe, damit ihr die Bewegung nicht wieder, wie in Kreta, über den Kopf wüchse! —

In Kreta ist alles noch auf demselben Punkte; einem griechischen Schiffe ist es neuerdings wieder gelungen, den Aufständischen Munition und Unterstützungen zuzuführen. —

6./18. August. Bratianu spricht dem Fürsten seine Ansicht aus, daß die internationale Kommission zur Untersuchung der bulgarischen Revolutionsherde in Rumänien doch noch zusammentreten werde: man sei zu froh, Rumänien Schwierigkeiten zu bereiten! — Fürst Karl erwidert, daß er diese Ansicht nicht teile, jedenfalls aber sich nichts daraus mache. —

Digitized by Google

Heute wird ein neues (das 8.) Infanterieregiment errichtet; alle Regimenter erhalten ihre dritten Bataillone, und man schreitet außerdem zur Neubildung von 33 Milizbataillonen. — Um dem Mangel an Offizieren abzuhelfen, werden 150 Unteroffiziere zu Offizieren befördert.

Bratianu übernimmt ad interim das Kriegsministerium. Das Departement des Krieges ist gegenwärtig, wo die Kammern die Mittel zu der geplanten Heeresreorganisation bewilligt haben, und es sich darum handelt, die letztere durchzuführen, das wichtigste von allen; durch den Übertritt auf seinen neuen Posten erhält Bratianu ein Feld der Thätigkeit zugewiesen, welches seine ganze Energie und sein hohes Organisationstalent in Anspruch nehmen wird.

Seine Ernennung zum Kriegsminister hat aber noch einen zweiten Grund, den er in einem Rundschreiben an die Divisions-Kommandeure hervorhebt:

Mit einer Tradition, die man bisher nur theoretisch aufgegeben, soll nun auch praktisch gebrochen werden: Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande mit parlamentarischer Regierung und Wahlfürstentum die Verfügung über die militärische Macht allzu leicht in die Hände des von der herrschenden Partei getragenen Kriegsministers überzugehen droht, sodaß der letztere nicht bloß Chef der Armeeverwaltung, sondern Chef der Armee selbst wird; diesem Zustande, der bis zum Jahre 1866 in Rumänien thatsächlich geherrscht hat und der zu der notwendigen Folge führen mußte, daß die Kämpfe und Fluktuationen der politischen Arena ihren Widerhall und ihre Fortsetzung im Schoße des Heeres selbst fanden, wurde freilich durch die neue Konstitution und die Ankunft des erblichen regierenden Fürsten de jure ein Ende gemacht — Fürst Karl hat sofort sein vornehmstes Fürstenrecht, das des Obersten Kriegsherrn, in Anspruch genommen und ausgeübt und damit dem Heere die Möglichkeit zurückgegeben, ungestört durch parlamentarische Wirren die Stetigkeit und innere Abgeschlossenheit zu gewinnen, ohne welche es seiner hohen Aufgabe, das Volk militärisch zu erziehen und zur Verteidigung gegen äußere und innere Feinde zu machen, nicht gerecht werden kann; aber es erscheint dem Fürsten doch geboten, diesen inneren Systemwechsel auch äußerlich jedermann zum Bewußtsein zu bringen. — Das ist nun geschehen durch die Übertragung des Kriegsministeriums auf einen Zivilisten, welcher durch eben diese Eigenschaft klar und augenfällig macht, daß mit seinem Amte jenes Fürstenrecht des Obersten Kriegsherrn nicht verbunden sein kann. — Übrigens ist diese Maßregel nicht ohne Vorgang in andern Ländern, besonders zu Zeiten, wo tief einschneidende Veränderungen und Umwälzungen der Heeresverfassung geplant waren: so haben in Italien Cavour, in Frankreich Arago als bürgerliche Kriegsminister fungiert. —

Durch den deutschen Vice-Konsul wird dem Fürsten folgende Depesche zugestellt:

11./23. August. Bratianu hat die Finanzen definitiv übernommen (neben dem Kriege ad interim); Arion das Innere, neben der Justiz; Nikolas Golescu, der Minister des Äußeren, ist noch verreist, so daß Bratianu auch die Geschäfte dieses Ressorts noch zu führen hat.

Digitized by Google

13./15. August. Fürst Karl bespricht mit Bratianu die Kasernenfrage, welche durch die Heeresvermehrung eine sehr dringliche geworden ist, und besteht darauf, daß die nötigen Fonds beschafft werden. — Mit ganzer Seele widmet der Fürst sich der schweren und dornenvollen, aber dankbaren Aufgabe, sein Heer auf eine höhere Stufe zu heben: wirtschaftlich durch Eisenbahnen, militärisch durch ein schlagfertiges, wohl ausgebildetes Heer gekräftigt, soll Rumänien unter seinem Zepter die Rolle durchführen können, die dem Lande gebührt, — das ist des Fürsten Ziel und einziger Ehrgeiz!

Graf Keyserling schreibt vom 20. August aus Kranz bei Königsberg i. Pr. u. a.

„ . . . . . Frankreich ist entschieden übelwollend für Ew. Hoheit und wird es wohl noch eine Zeitlang bleiben; Rußland haben wir mühsam bekehrt; was von England, Italien und Oesterreich zu hoffen, wissen Ew. Hoheit besser als ich. Familien- und Freundschaftsbande aller Art ziehen Ew. Hoheit, wie ich das häufig zu konstatiren Gelegenheit gehabt, zu Preußen hin, wo Ew. Hoheit reichlicher Erwiderung der Sympathie sicher sind. Die aufgehende Sonne Preußens wird ihrer Zeit ihre erwärmenden und befruchtenden Strahlen auch dem Oriente nicht entziehen . . . . Da Ew. Hoheit Gründe haben, die französischen Instruktenre nicht zu entlassen, der König aber nicht Instruktenre schicken will, so lange die Franzosen dort sind, so wäre die einzige praktische Aushülfe, einige ehemalige preußische Militärs in Ew. Hoheit Umgebung zu ziehen . . . .

„Die bulgarischen Banden als solche haben mir keine schlaflosen Nächte bereitet, mehr aber die etwaigen Folgen derselben, da Frankreich noch immer von einer commission d'enquête spricht und Fuad Pascha die bekannten Gesinnungen für Ew. Hoheit konservirt.

„Ueber kurz oder lang wird es vielleicht praktisch erscheinen, J. Bratianu eine Erholungsreise in der Eigenschaft eines Staatsministers machen und sich die schöne Welt besehen zu lassen, wenn solches ohne Schein äußerer Pression geschehen kann.

„Der Kronprinz denkt vielfach an Ew. Hoheit häusliches Glück, hält dazu aber eine Reise nach Europa für wesentlich fördernd.

„Prinzessin E. W., 5—6 Jahre jünger als Ew. Hoheit, hübsch und liebenswürdig, wird von S. K. H. hierbei in Betracht gezogen. Sie ist Großnichte und Liebling der Großfürstin Helene, welche, so viel ich weiß, sehr glücklich über diese Gestaltung des Geschickes ihrer Anverwandten sein würde.

„Ende September hoffe ich mich in Cotroceni zu melden, nachdem ich vorher bei Graf Bismarck mir die neuesten Geschäftsinstruktionen geholt, wozu er mich ermächtigt hat. Ich war schon drei Tage lang bei ihm in Varzin, aber wir sprachen principiell keine Politik, sondern nur Forst- und Landwirtschaft, woran er aufrichtige Freude zu empfinden schien. Ich hoffe er tritt im November kräftiger als je in die Staatsmaschine ein.

„Sr. Majestät dem Könige, dem Kronprinzen und Sr. Kgl. Hoheit dem Fürsten Vater werde ich gleichfalls vor meiner Rückkehr nach Rumänien aufzuwarten streben."

Digitized by Google

Vom 14./26. bis 18./30. August macht der Fürst wiederum einen Ausflug ins Gebirge. Die heiße Luft Bukarests hat ihn sehr ermüdet, wenn er es auch nicht eingestehen will. Von Sinaja aus besteigt er eine der höchsten Spitzen der Karpathen, den Bucegi. — Er ist aus seiner Kinder- und Jugendzeit, in der er regelmäßig jedes Jahr wochenlang in den Alpen umherkletterte, ein gewandter und unermüdlicher Bergsteiger.

Bei der Heimkehr nach Bukarest erfährt der Fürst, daß der erste Transport Zündnadelgewehre im Arsenal angelangt ist, und wohnt am 19./31. August dem Auspacken derselben bei.

Berlin, den 1. September 1868.

An das K. General-Konsulat Bukarest.

Die Pforte hat durch ihren hiesigen Vertreter erklären lassen, daß sie in der Banden-Angelegenheit die einzelnen Mahnungen der Garantie-Mächte für ausreichend erachte, auf einer Kollektiv-Enquête nicht bestehe und das Ergebniß der von der rumänischen Regierung angeordneten Untersuchung abwarten wolle.

Der für die rumänischen Schulen in Paris auf Kosten des Fürsten angefertigte Atlas (30000 Frank) trifft ein und macht ihm viel Freude, da es der erste ist, der für Rumänien und in rumänischer Sprache hergestellt worden ist. Der Fürst läßt ihn an die Schulen der Hauptstadt und der Distrikte verteilen.

Die ersten Pläne für die neukonzessionierte Eisenbahn werden dem Fürsten vorgelegt.

21. August/2. September. Der Fürst errichtet ein zweites Artillerie-Regiment und ein zweites Genie-Bataillon; abends arbeitet er an der Armee-Reform. — Die Nachricht von der Geburt eines dritten Sohnes seines Bruders, des Erbprinzen Leopold, trifft ein und ruft im Fürsten eine verdoppelte Sehnsucht nach seiner Familie hervor, die er nun schon seit 2½ Jahren nicht gesehen.

25. August/6. September. Parade im Cismigiu, wo sich die Offiziere der neuen Regimenter vorstellen. Hinterher viele Audienzen; abends Fortsetzung der Arbeit an der Armee-Reform. — In Jassy wird der Grundstein für den Bahnhof gelegt.

26. August./7. September. In der Kaserne Malmaison bricht Feuer aus, die größte Gefahr, weil Munitions-Depots in nächster Nähe sind. Der Fürst eilt bei der ersten Nachricht an Ort und Stelle und bleibt dort, bis die Gefahr beseitigt ist.

Graf Werther schreibt aus

Wien, den 2. September 1868.

„ . . . Mit wahrer Theilnahme verfolge ich alle Schwierigkeiten, die Ew. Hoheit Regierung zu überwinden hat, und sehe es als das Richtige an, daß Höchstdieselben sich dabei nicht stören lassen, vor Allem die materiellen Interessen Rumäniens zu pflegen und dadurch dem Lande eine glückliche Zukunft anzubahnen. Es liegt in der Natur dieser Verhältnisse, daß dazu Ruhe und Frieden im Orient nothwendig ist. Auch zweifelt hier Niemand daran, daß

Digitized by Google

dieses Ew. Hoheit persönlichen Absichten und aufrichtigen Wünschen vollkommen entspricht. Doch kann ich dabei nicht verhehlen, wie das hiesige Kabinet in Uebereinstimmung mit Frankreich und in gewissem Grade auch mit England hochdero Ministern nicht ganz dieselben Absichten zuschreibt. Von dieser Seite will man nicht nachlassen, an die Komplicität des jetzigen Rumänischen Ministeriums in der bulgarischen Banden-Angelegenheit zu glauben und dafür mancherlei Belege anzuführen. Ew. Hoheit wollen entschuldigen, daß ich dieses offen erwähne, indem ich von dem lebhaften Wunsche beseelt bin, alle Schwierigkeiten der Höchstderselben obliegenden Aufgabe beseitigt zu wissen . . ."

Also von allen Seiten Feindschaft gegen Bratianu! —

30. August/11. September. Der Fürst empfängt den Professor und Schriftsteller Babesch aus Pest, einen ungarländischen Rumänen. Derselbe klagt bitter über die harte Unterdrückung, welche den Rumänen in Siebenbürgen von den Ungarn zuteil wird.

Vom Fürsten Karl Anton laufen Briefe ein:

Sigmaringen, 30. August.

„Ich habe schon lange Dir nicht mehr geschrieben, desto mehr haben Geist und Herz bei Dir geweilt und Dich unabläßig begleitet. Es fehlt mir vornehmlich an sicherer Gelegenheit, Dir Mittheilungen zukommen zu lassen, die auf Interesse hätten Anspruch machen können, denn der Post ist platterdings auf dem Wege nach Bukarest nichts anzuvertrauen — deshalb mein heutiger Brief ein nichtssagender. — Meine Kur in den Pyrenäen-Bädern hat mir ziemlich gut gethan — auf der Ebene kann ich wieder ordentlich gehen, nur das Treppen- und Bergsteigen kostet mir nach wie vor Anstrengung. Ich bin übrigens zufrieden, wenn es nicht schlechter kommt. Bald nach meiner Rückkehr aus Luchon sind wir nach Sigmaringen gezogen. . . . .

„Mir ist es sehr wohlthuend, einmal längere Zeit in der engeren Heimath wieder zu leben, fern vom Wirrsal der großen Welt. Wir haben viele Besuche gehabt. . . . .

„Die Juden- und Bulgaren-Angelegenheit hat mich nicht im mindesten beunruhigt. Ich habe in allen diesen Dingen einen richtigen Instinkt und weiß, daß laute de mieux alle Mittheilungen aus Rumänien zu Sensationsnachrichten künstlich gestempelt werden. Am Ende kommt doch die Wahrheit zu Tage und feiert ihre Triumphe. Die Pflege der materiellen Interessen muß nunmehr Deine Hauptaufgabe bleiben, und ich ersehe mit großer Befriedigung, daß Eisenbahn- und Straßenbau energisch betrieben wird. Die allgemeine europäische Situation ist entschieden friedlich, und man kann dem Schluß dieses Jahres mit Ruhe entgegensehen. — Ob wir uns bald wiedersehen? Es ist mein dringendster, sehnlichster, heißester Wunsch! Mein Herz zittert, wenn ich daran denke! Vielleicht geschieht es früher, als wir glauben. Habe ich einen guten Winter, so möchte ich im März schon zu Dir kommen."

Acht Tage später, am 7. September, schreibt der Fürst:

Digitized by Google

„Deinen inhaltsreichen Brief habe ich über Berlin heute erhalten, ein wahrhaft freudiges Geburtstags-Angebinde. Ich unterschreibe alle Ansichten, die Du mir entwickelst, und sehe mit Befriedigung, daß Du das Heft in festen Händen hältst. So wird, so muß alles gut gehen, nur muthig vorwärts und auf das Gekläffe einzelner Unzufriedener nicht gehört!

„Gestern war Taufe. — Prinzeß Karl war hier, sie nimmt fortwährend den größten Antheil an Dir.

„Ich wünschte, wir könnten erst von Deiner Heirath sprechen — an eine Orléans wäre erst nach der Décadence der Napoleoniden zu denken — was aber immerhin in nicht zu weiter Ferne steht. . . . Wenn es mir möglich, komme ich den Spätwinter zu Dir. . . . .

„Was Du mir über Bulgarien und die türkischen Zustände schreibst, ist geradezu empörend, die Pforte arbeitet Dir indessen unbewußt dadurch in die Hände. . . . ."

31. August/12. September. Der rumänische Chargé d'affaires in Konstantinopel telegraphiert: Man spräche dort davon, daß die Türkei sich mit Frankreich und England verständigt habe und bereit sei, Rumänien zu besetzen. Die Soldaten und Waffenvorräte seien schon nach Nordbulgarien transportiert, unter dem Vorwande, diese Provinz pazifizieren zu wollen. Die Verpflegungs-Kontrakte für das Heer seien schon abgeschlossen und baar bezahlt. — Der Fürst erklärt die Depesche für Unsinn, Bratianu ist aber sehr beunruhigt und fürchtet Krieg.

4./16. September. Der neu erwählte Senat und die Kammer werden vom Ministerpräsidenten eröffnet; sie sind hauptsächlich zusammenberufen, um die Eisenbahn-Konzession zu votieren.

5./17. September. Aali Pascha schreibt dem Fürsten untenstehenden Brief [1]), den er nach allem Vorhergegangenen recht gemäßigt findet.

[1]) Par mon télégramme en date du 21. Juillet dernier. j'ai eu l'honneur d'appeler l'attention de V. A. S. sur la nouvelle tentative dirigée contre la Bulgarie par des bandes de brigands organisées sur le territoire des Principautés-Unies.

On sait comment ces bandes, après avoir franchi le Danube, ont trouvé leur juste punition dans la manière dont elles ont été reçues par les populations avant même qu'elles ne fussent atteintes et punies d'après toute la rigueur des lois, par les autorités impériales.

Le gouvernement de S. M. J. Le Sultan s'est justement ému en voyant une pareille agression dirigée contre une province limitrophe des Principautés Unies, ayant son centre d'action dans ces Principautés mêmes.

La première pensée qu'eut le gouvernement impérial, fut de recourir à V. A. S. pour lui dénoncer cet état de choses, qui contrevenait si ouvertement aux assurances formelles par les quelles V. A. S. avait bien voulu répondre, lorsque nous avons manifesté nos craintes sur les machinations qui se tramaient dans les Principautés. Devant le fait du passage du Danube par les bandes, nous avons cru devoir en appeler également aux puissances garantes, auxquelles le gouvernement princier avait fait parvenir, à l'époque précitée, des assurances dans le même sens. Ce recours aux Hautes Cours signataires du traité de Paris était, du reste, dicté par un sentiment que V. A. appréciera la première.

Digitized by Google

Der Fürst erfährt aus Berlin, daß die dortige Regierung unverändert liebenswürdig und den Rumänen freundlich gesonnen sei. Die gegen die Fürstentümer gerichtete und von Frankreich bereitwillig aufgenommene türkische Drohung mit einer internationalen Untersuchungs-Kommission in Angelegenheit der Bulgarenbanden sei nur Dank dem Widerstreben Preußens ins Wasser gefallen. Preußen habe das Beispiel seiner eigenen Grenze (aus dem Jahre 1863) zitiert, was Bratianu bereits dem österreichischen Generalkonsul gegenüber zur Geltung gebracht hatte. Trotz Aufgebot von starker Militärmacht habe es den Übertritt von Tausenden bewaffneter Polen über die Grenze nach Rußland nicht verhindern können. Was aber der preußischen Regierung unmöglich gewesen, dürfe man von der rumänischen nicht verlangen.

Für die zweite Sendung der vom preußischen Kriegsministerium dem Fürsten überlassenen Gewehre (10000) ist die Erlaubnis zur Durchfuhr durch Rußland noch nicht erreicht worden.

Bratianu bringt die Nachricht, daß auf einer Donauinsel Becket gegenüber 300 Bulgaren sich zum Übergange auf das türkische Ufer anschickten. Fürst Karl läßt den Gouverneur des Donau-Vilajets, Sabri Pascha, sofort davon in Kenntnis setzen.

Der neue griechische Generalkonsul, ein älterer, schlichter Mann, der keinen hervorragenden Eindruck macht, wird heute in erster Audienz empfangen. — Bratianu

---

Les faits qui viennent de se passer, ayant malheureusement et considérablement affaibli la force des assurances formelles données, l'année dernière, par le gouvernement de Votre Altesse Sérénissime, la Sublime Porte se trouvait dans l'impossibilité de se défendre contre le sentiment d'une certaine méfiance que la manière d'agir des autorités princières lui avait fait concevoir. Ce sentiment pouvait pourtant ne pas être juste, et il était du devoir du gouvernement impérial de chercher à l'éclaircir. C'est dans ce but que nous avons cru devoir prier les Hautes Puissances garantes, de prendre par le canal de leurs agents respectifs, des informations exactes et impartiales. Nous disions en même temps à ces puissances que dans le cas où nos doutes ne se trouveraient pas fondés, nous serions les premiers à nous en féliciter; et l'on aurait écarté par là tout ce qui tendrait à influencer nos rapports dans un sens qui ne se concilierait pas avec les sentiments dont le gouvernement impérial est animé, et dont il ne voudrait jamais se départir.

Votre Altesse Sérénissime a bien voulu aller audevant de ce désir si légitime, et M. Golesco est venu nous donner, en Son nom, des assurances, verbales sur la ferme résolution de sévir contre tous ceux qui, après l'enquête qu' Elle vient d'instituer, se trouveraient compromis dans l'affaire, et de prendre les mesures nécessaires pour empêcher le renouvellement de pareils faits. Cette démarche de M. Golesco a été accueillie avec confiance par la Sublime-Porte qui a demandé la communication, avec toutes les pièces à l'appui, du résultat de l'enquête et des mesures arrêtées par le gouvernement princier pour prévenir le renouvellement de pareils faits. Mais autant la confiance que le gouvernement de S. M. J. le Sultan aime à placer dans la franchise et la loyauté de cette démarche de votre Altesse Sérénissime est grande, autant il m'est pénible, mon Prince, d'avoir à lui signaler nos nouvelles craintes à la suite des plus récentes informations que nous recevons. D'après ces informations, les comités révolutionnaires continueraient à jouir de toute leur liberté d'action et trameraient de nouvelles tentatives contre la sécurité de nos

Digitized by Google

teilt dem Fürsten mit, daß eine gewisse Unzufriedenheit im Heere herrsche, die durch Intrigen genährt und ausgebeutet werde. Dem Fürsten sind derartige denunziatorische Mitteilungen widerwärtig, er mag ihnen seiner Natur entsprechend keine Folge geben.

8./20. September. Fürst Karl hat ein großes nationales Preisschießen veranlaßt, zu welchem Delegierte aus dem ganzen Lande nach Bukarest gekommen sind.

10./22. September. Strousberg wird in Audienz empfangen, er will sein Hauptquartier in Galatz aufschlagen und verspricht dem Fürsten, daß er die Strecke Roman-Galatz-Bukarest in zwei Jahren fertig stellen werde. — In Bukarest thut der Fürst den ersten Spatenstich zum Tirgoveschter Bahnhofe.

Der deutsche Konsul in Rustschuck, Kalisch, teilt dem Fürsten mit, daß in ganz Bulgarien Ruhe herrsche; die Gerüchte, daß ein ernstlicher Aufstand drohe, würden nur künstlich unterhalten.

Die spanische Revolution nimmt einen beunruhigenden Charakter an. Fürst Karl wird dadurch lebhaft bewegt, da er sich der Zeit erinnert, wo er das interessante Land bereiste und am Hofe der Königin Isabella so besonders freundlich aufgenommen ward.

---

provinces limitrophes. Ils se seraient même procurs une grande provisinn d'armes. Ces faits sont attestés par les journaux mêmes des Principautés-Unies.

Le gouvernement de S. M. J. le Sultan ne saurait envisager d'un oeil indifférent les dangers que renferme une pareille situation, et il croirait manquer à ses premiers devoirs s'il n'insistait pas une nouvelle fois, auprés de Votre Altesse Sérénissimé, sur l'urgente nécessité d'y porter un remède immédiat. Ce que nous demandons, mon Prince, c'est que le territoire des Principautés-Unies ne puisse pas servir de point de réunion à des fauteurs de troubles. Ce sont là, d'ailleurs, les termes textuels de l'engagement solennel que Votre Altesse Sérénissime a pris en arrivant à la dignité princière, par Sa lettre adressée à la Sublime-Porte en date du 20. Octobre 1866, et le sentiment qui le lui a dicté continue, nous n'en doutons pas, à servir de base à sa politique. Quelle est, d'ailleurs, celle qui est suivie par la cour suzeraine à l'égard des Principautés Unies? Votre Altesse Sérénissime sera la première à rendre hommage à cette politique franche et pleine de sollicitude du gouvernement impérial. Cette sollicitude n'a fait défaut dans aucune circonstance.

C'est au nom de ces sentiments, au nom de nos plus chers intérêts mutuels, au nom de l'engagement pris par Votre Altesse Sérénissime, que je lui fais cet appel, et j'ai le ferme espoir que Votre Altesse Sérénissime ordonnera les mesures les plus efficaces pour mettre un terme à cet état de choses et pour empêcher, dans les Principautés-Unies, tout ce qui pourrait nuire à la tranquillité des provinces limitrophes.

La Sublime-Porte aime à espérer que les mesures qui seront ordonnées suffiront pour prévenir le mal, et Sa Majesté Impériale est persuadée, mon Prince, qu'elle n'aura point à se repentir de la parfaite confiance qu'elle met en la loyauté de Votre Altesse Sérénissime. Nous attendons donc que Votre Altesse Sérénissime veuille bien nous faire les communications que nous avons demandées à M. Golesco, et qui seront à même, il m'est agréable d'en exprimer de nouveau l'espoir, de nous rassurer complétement.

Veuillez agréer, etc. Signé: Aali.

Digitized by Google

18./30. September. Immer ungeduldig in allem, was die ersehnten Eisenbahnen betrifft, nimmt der Fürst die Brücken auf der Strecke Bukarest-Giurgiu in Augenschein. Man meldet ihm, daß drei türkische, mit Truppen besetzte Fahrzeuge auf dem Strome vor Oltenitza Posto gefaßt hätten — wahrscheinlich um das rumänische Ufer zu überwachen.

19. September/1. Oktober. Die Königin Isabella ist gestürzt und verläßt ihr Land.

20. September/2. Oktober. Der Senat votiert endlich die Eisenbahnkonzession.

21. September/3. Oktober. In Galatz regen sich wieder judenfeindliche Elemente; heute ist dort die Synagoge bedroht gewesen, aber diesmal wird Europa an Bratianu's energisches Vorgehen gegen die Schuldigen glauben müssen!

Der Fürst inspiziert wieder die Giurginer Eisenbahnlinie; der Bau des Bukarester Bahnhofs dieser Linie (des Filareter Bahnhofs) schreitet vor.

26. September/8. Oktober. Oberstleutnant von Krenski kommt an. Der Fürst hat dem langerwarteten Gehilfen im Palais Logis anweisen lassen. Derselbe überbringt ihm einen teilnehmenden Brief des Kronprinzen, worin wiederum, wie schon früher durch Vermittelung des Grafen Keyserling, dem Fürsten die liebenswürdige und geistreiche Prinzessin E. W. als passende Gemahlin vorgeschlagen wird.

30. September/12. Oktober. Truppeninspektion.

1./13. Oktober. Der Fürst nimmt an dem ersten Mittagsmahl teil, das in dem von ihm ins Leben gerufenen Offizierkasino stattfindet.

2./14. Oktober. In Spanien gehen Prim und Serano Hand in Hand, um die Wahl eines neuen Königs zu betreiben: Unter den Kandidaten nennt man neben dem König von Portugal den Erbprinzen von Hohenzollern, den Prinzen Philipp von Koburg und den Herzog von Montpensier.

3./15. Oktober. Fürst Karl fährt wiederum nach Giurgiu, um die Eisenbahnbrücken zu besichtigen, und unternimmt auf einer fertigen Teilstrecke eine kurze Probefahrt: 13 km werden in 14 Minuten zurückgelegt — die erste Eisenbahnfahrt auf rumänischem Boden! In einem Jahre soll die ganze Linie vollendet sein.

4./16. Oktober. Nikolas Golesku, der Minister des Äußeren, beantwortet den Brief Aali Paschas an den Fürsten mit einer Note an Savfet Pascha, den türkischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Er weist darin den Vorwurf zurück, daß Rumänien irgend einen Grund zum Mißtrauen gegeben habe, und betont, daß es allen Verträgen treu geblieben sei; obgleich die Hohe Pforte in ihrem Argwohn so weit gegangen sei, sich an die Garantie-Mächte zu wenden, habe Fürst Karl keine Schritte gethan, um sich des Schutzes der letzteren zu versichern. — Rumänien selbst habe das größte Interesse daran, Frieden und Ruhe in seinem Innern und an seinen Grenzen zu erhalten. Was die rumänische Presse anbelange, auf die Aali Pascha sich berufe, so sei in einem Lande mit

Digitized by Google

vollkommener Preßfreiheit ein Schluß von dem Gebahren der oppositionellen Presse auf die Gesinnungen der Regierung nicht gestattet. —

Der Fürst hat sich heute mit einem **Anfall von Malaria ins Bett legen** müssen; sein Zustand ist **nicht direkt** gefährlich), aber die große Ermüdung, der er sich seit Jahr und Tag ausgesetzt, hat seine eiserne Konstitution doch mehr **geschwächt**, als er selbst zugeben mag.

13./25. Oktober. Erst heute ist der Fürst, der 6 Tage das Bett hütete, so weit wieder hergestellt, daß er den Grafen Keyserling empfangen darf, der ihm den neuen Attaché von Sanden, einen Infanterie-Offizier, vorstellt. Derselbe hat ihm folgenden Brief des Königs von Preußen mitgebracht:

Baden, 13. 10. 68.

„Die Rückkehr des Grafen Keyserling benutze ich, um Dir ein Lebenszeichen von mir zu geben. Es freut mich, daß ich Deinem Wunsche nachkommen konnte, Dir den Oberstlieutenant Krenski beurlaubt zuzusenden und auch den Lieutenant von Sanden mit dem Grafen Keyserling abgehen zu lassen, um Dir bei der Einübung der Mannschaften mit dem Zündnadelgewehr an die Hand zu gehen. Wie Du Dich mit den französischen Instructeurs auseinandersetzen wirst, muß ich Dir überlassen! —

„Recht besorgt um Dich haben uns die Einfälle der Banden von Deinem Territorium in das türkische Gebiet gemacht. Die Mißstimmung bei den Dir nicht wohlwollenden Regierungen mußte sich steigern, weil es den Anschein haben mußte, als geschehe diese Grenz-Verletzung mit Deinem stillschweigenden Vorwissen, oder wenigstens unter dem Vorwissen mancher Deiner Behörden. Deiner Versicherung, daß dem nicht so sei, zolle ich den vollkommensten Glauben, da ich Deinen wahrheitsliebenden Charakter zu gut kenne, — aber nicht Jedermann kennt Dich so wie ich. Ich muß Dir daher rathen, auf diese sich wiederholen könnende Begebenheit ein sehr wachsames Auge zu haben, damit nicht erst ernste Complikationen daraus Dir und Anderen erwachsen. —

„Wenn Du ein Zündnadel-Bataillon formirt haben wirst, aus wirklich **zuverlässigen** Leuten, so werde ich beruhigter für Deine Person sein, denn um solchen Kern kann sich eine größere gute bewaffnete Macht bilden, wodurch Ansehen, Kraft und Würde wächst. Geduld wirst Du noch lange üben müssen, ehe Deine guten und edlen Absichten anerkannt und Früchte tragen werden!

Dein treu ergebener Vetter

Wilhelm.

16./28. Oktober. Der Fürst fährt nach Plojeschti, um die dort für den Schienenweg begonnenen Erdarbeiten zu besichtigen.

18./30. Oktober. In einem Briefe an den Kronprinzen dankt Fürst Karl für das durch Herrn von Krenski übersandte liebenswürdige Schreiben und fährt dann fort:

Digitized by Google

18./30. Oktober 68.

„Ich hätte schon lange Deinen Brief beantwortet, wenn ich nicht durch einen heftigen Fieber-Anfall sechs Tage an's Bett gefesselt worden wäre. Diese Krankheit hatte mich so geschwächt, daß ich mich acht Tage lang jeder ernsteren Beschäftigung enthalten mußte. Noch heute fühle ich eine große Mattigkeit in den Gliedern. Ich hatte mir vorgenommen, den theuern 18. recht festlich und vergnügt zu begehen. Statt dessen war ich an diesem Freuden-Tage an das Bett gebannt und konnte meiner Anhänglichkeit und Liebe für Dich nur durch eine lakonische, kalt abgefaßte Depesche Ausdruck geben, die ich in der größten Fieberhitze diktirte. Wie war ich erfreut, als mein kalter Gruß durch liebevolle herzliche Worte von Dir erwidert wurde! . . .

„Nun gestatte mir, daß ich zu meiner Herzens-Angelegenheit übergehe. Meine Mutter schickte mir schon vor einiger Zeit eine Photographie der Prinzessin E. W. Das Bild machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich; ich fand den Ausdruck liebevoll und sympathisch . . . . . .

„Wenn Alles gut geht, so könnte ich im nächsten Frühjahr nach dem Occidente reisen. „Der Mensch denkt und Gott lenkt". Vertrauensvoll lege ich nun diese für mich und ganz Rumänien so wichtige Angelegenheit in Deine Hände und bin überzeugt, daß Du sie zu einem glücklichen Ende führen wirst.

„Ich bin sehr erfreut, nun endlich Kreuski zu besitzen; ich lasse ihn nicht mehr los, da ich überzeugt bin, daß er mir nutzen wird, nur darf er nicht zu absolut sein, denn das ist in keinem konstitutionellen Staate angebracht. — Der freundschaftliche Rathschlag, den Du mir in Deinem lieben Briefe giebst, daß ich mich vor Gewalt-Maßregeln hüten möchte, ist für Rumänien ganz treffend, und ich werde mich dessen stets erinnern. — Staatsstreiche gelingen gewöhnlich vortrefflich im Anfange, die bösen Folgen bleiben aber nie aus; auch in Frankreich wird es sich über kurz oder lang furchtbar rächen. Es ist nur noch die Macht, die den Kaiser hält, entschieden nicht die Liebe des Volkes.

„Graf Keyserling ist vor acht Tagen nach Bukarest zurückgekehrt und überbrachte mir sehr gnädige Briefe von den Majestäten aus Baden.

. . . „Graf Keyserling, dessen Gesundheit leider garnicht befriedigend ist, brachte den Premier-Lieutenant von Sanden, vom 3. Garde-Regiment, mit; es scheint ein gewandter und gebildeter Offizier zu sein. Es ist mir sehr lieb, daß wir hier einen Infanteristen haben, der uns das Schießen mit den Zündnadel-Gewehren lehren kann. 10000 Stück sind bereits hier eingetroffen und ihre Vortrefflichkeit sofort anerkannt worden. Es wurde gesagt: „les Prussiens nous ont donné tout ce qu'ils avaient de mieux, pendant que les Français ont envoyé leurs rebuts." — Die andern 10000 Gewehre erwarten wir Mitte November. — Nun handelt es sich aber darum für die vortrefflichen Waffen

Digitized by Google

tüchtige und sichere Soldaten auszubilden. Damit wird man sich diesen Winter beschäftigen. Der Geist in der Truppe hat sich schon bedeutend gebessert. In einzelnen Regimentern habe ich bereits den gemeinschaftlichen Officier-Tisch eingeführt. Ich nahm Krenski eines Tages mit mir in die Kaserne, um am Essen der Officiere Theil zu nehmen, und er gestand mir nachher, daß er nur den angenehmsten Eindruck empfangen hätte; ich freute mich auch über den guten Geist, den Takt und die militärische Haltung, die ich da fand. — Eine große Aufmerksamkeit schenke ich auch dem Unterofficier-Corps, aus dem ich wirklich das verbindende Glied zwischen dem gemeinen Mann und dem Officier machen möchte.

„Frankreich sieht mit großer Unzufriedenheit mein Streben, die Armee zu verbessern und mit neuen Waffen zu versehen, namentlich da all dies ohne sein consentement geschieht. Daher werden auch immer die unglückseligen Banden in Paris fabricirt, um Rumänien in den Augen Europa's zu diskreditiren. Ich kann Dich versichern, daß wir hier die größte Ruhe anstreben, umsomehr da wir im Begriffe stehen, die große Eisenbahn-Anleihe zu machen. — Strousberg will in den nächsten Tagen die Obligationen auf den Markt bringen. — Unterdessen wird hier an verschiedenen Orten fleißig an den Terrassements gearbeitet, und ich hoffe schon im nächsten Jahre ein befriedigendes Resultat zu sehen. —

„Die Revolution in Spanien ist sehr à propos gekommen, denn Frankreich ist dadurch gezwungen, sich ruhig zu verhalten. Das Schicksal der armen Königin (als einer alten Bekannten) bedauere ich, aber aufrichtig gestanden, es war leider zu erwarten. Ich möchte einen Orleans oder Philipp von Coburg den spanischen Thron besteigen sehen; nur nicht einen von Napoleon gebackenen Regenten! Siegt die Republik in Spanien, dann folgt sie auch bald in Frankreich, und diese würde eine geringere Gefahr für die Entwickelung Deutschlands sein als heute die Napoleonische Dynastie. —

Nun darf ich aber nicht länger Deine kostbare Zeit in Anspruch nehmen, ich fürchte, daß mein Brief nur schon zu lang ist ꝛc. ꝛc.

19./31. Oktober. Fürst Karl begiebt sich zu seiner Erholung auf die Villa Bratianu's bei Piteschti. Von dort schreibt er am 27. Oktober/8. November an seinen Vater:

„Ich bin nun vollständig wiederhergestellt von meiner Krankheit, die einen ernsten Charakter anzunehmen drohte, und bin gegen das im Lande vielfach herrschende Wechselfieber gestählt — die Ärzte erklärten einstimmig, daß ein Rückfall durchaus nicht zu befürchten ist. — Nach der Krankheit, die mich sehr herunter gebracht, wurde mir die größte Ruhe anempfohlen, und vor Allem, einige Zeit von den Geschäften fern zu bleiben. Daher verließ ich Samstag vor 8 Tagen Bukarest, um mich auf der Villa meines Ministers Bratianu zu etabliren. Die Lage derselben ist gesund und reizend; ziemlich

Digitized by Google

hoch an einem Berg-Abhange, von Weinbergen umgeben, dominirt sie das fruchtbare, mit Dörfern besäete Argesch-Thal, unter denen die Stadt Piteschti mit ihren zahlreichen Kirchen und Thürmen sich ganz stattlich ausnimmt. — Der Weinberg ist als Garten angelegt, und auf seinem höchsten Punkte hat man ein großartiges Panorama des Karpathengebirges, vom Olt bis zum Buseu-Thal. — Die Berge sind jetzt um so schöner und erscheinen um so höher, da sie alle beschneit sind. Neulich Abends begab ich mich zum Sonnen-Untergange allein auf diesen höchsten Aussichtspunkt und traf es glücklich, denn die ganze Kette war rosenroth gefärbt; ich vertiefte mich in diesen herrlichen Anblick und ließ in meiner Erinnerung all' die schönen und unvergeßlichen Bilder der Vergangenheit vorüberziehen . . .

. . . Die Tages-Eintheilung ist hier wie auf der Weinburg: Um acht Uhr frühstücke ich allein; dann promenirt man in den Weinbergen, ißt tüchtig Trauben und besucht die nah liegenden Dörfer. Um 12 Uhr wird gemeinschaftlich gefrühstückt; zum Frühstück, wie auch zum Diner, habe ich immer zahlreiche Gäste. — Nachmittags mache ich dann zu Pferd oder zu Wagen eine größere Excursion, von der ich um 5 ½ heimkehre. Um 6 Uhr Diner, nach welchem geruht und konversirt wird. Abends bekomme ich dann die Post. So vergeht der Tag, der meistens im Freien zugebracht wird, sehr angenehm. Das Wetter ist wie im Sommer. In der Umgegend sind viele Villen, so daß es an angenehmer Herren- und Damengesellschaft nicht fehlt. Ich habe sogar einige Einladungen zum Diner angenommen. — Morgen früh verlasse ich leider den schönen Aufenthalt, besuche noch die Distrikte am Olt und bin in 6—8 Tagen wieder in Bukarest. Oberstlt. von Krenski, den ich hoffentlich bewegen werde, 1—2 Jahre hier zu bleiben, begleitet mich. Die Zeitungen beschäftigen sich ganz enorm mit ihm, und in Paris ist man sehr intriguirt und unzufrieden, ihn hier zu sehen. Unsere Beziehungen zu Frankreich sind leider sehr gespannt. Rußland fährt fort, sich wohlwollend zu beweisen . . .

. . . In meiner Heirathsangelegenheit müssen in diesem Winter ernste Schritte gethan werden; es ist unmöglich, länger als bis zum Herbst 1869 abzuwarten . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Im Jahre 1925.

Eine Zukunftsnovelle

von

Wilhelm Berger.

I.

Es war im Jahre 1925, als ich einen Sommerausflug nach den Vereinigten Staaten unternahm, mit der Absicht, in den Archiven von Washington über jenen Bürgerkrieg Belehrung zu suchen, der vor etwa 60 Jahren die innerlich gespaltene große Republik wieder zusammenschloß. Für die äußere Geschichte dieses Krieges flossen die Quellen in den Werken der Zeitgenossen reichlich genug; auch hatten einige der hervorragenden Führer sich über ihren Anteil an den Ereignissen später ausgesprochen. Das aber genügte mir nicht. Vieles blieb noch unaufgeklärt. Es handelte sich für mich, den modernen Historiker, darum, den feineren Strömungen nachzuspüren, die im Volksgeiste leise zur Aktion trieben, — weniger um Ereignisse als um den langsamen Prozeß der Umbildung dominierender Meinungen, woraus die Ereignisse erst entspringen. Nur die zeitgenössische Litteratur im weitesten Umfange konnte mir zu der Kunde verhelfen, die ich suchte.

Nachdem ich mich in Washington müde gelesen und studiert hatte, verlangte mich nach einer Erholung. Ich machte mich auf zu einer Streife durch den Westen, wo die großen Ackerbaustaaten, intensiv bewirtschaftet, seit Ende des letzten Jahrhunderts die Führung in den gemeinsamen Angelegenheiten des riesigen Landes übernommen haben. Die großartige Monotonie der Landschaft, die keine Kultur jemals verwischen wird, übte einen unerwarteten Reiz auf mich aus. Immer weiter ließ ich mich locken, mit möglichster Umgehung der großen Städte, die in der schablonenhaften Gleichartigkeit ihrer Einrichtungen etwas schrecklich Langweiliges haben. Wer eine gesehen hat, kennt sie alle.

Als ich mich im Staate Nebraska befand, kam mir in den Sinn, daß um die Wende des Jahrhunderts ein Bruder meiner Mutter mit einer Anzahl von Parteigenossen — damals nannte man sie Sozialdemokraten — ausgewandert war und sich in diesem Staate niedergelassen hatte. Von ihm selbst war seiner Familie keine Nachricht wieder zugekommen; durch die Presse war mir indessen bekannt geworden, daß jene Leute ihren Plan ausgeführt hatten, ein Muster-Gemeinwesen nach einem phantastischen Zukunftsbilde einzurichten, worin ein amerikanischer Dichter das Paradies auf Erden zeichnete. Sie hatten eine Stadt gegründet, der sie nach einem geschätzten Parteiführer den Namen Bebel beilegten, und die streng kommunistische Gemeinde war allmählich, wie es hieß, zur Prosperität gekommen und sollte, nach den letzten Angaben, die ich gelesen hatte, auf etwa fünftausend Köpfe angewachsen sein.

Digitized by Google

Gelungene soziale Reformversuche, aus einer vergangenen Zeit herstammend, wenn sie auch nur noch als Kuriositäten Wert haben, sind doch immer für jemand von Interesse, der sich mit Geschichtsforschung beschäftigt, und ich beschloß deshalb, der Stadt Bebel, die ich ohne Mühe auf der Karte fand, meinen Besuch abzustatten.

Es war an einem schönen Augustabend, als ich an meinem Ziele eintraf. Ich war das einzige Wesen, das dem Zuge entstieg. Auch Abreisende waren nicht vorhanden. Auf dem überdachten Bahnsteige des kleinen Stationsgebäudes herrschte vollständige Ruhe. Nur der Bahnhofsverwalter saß mit übereinander geschlagenen Beinen auf Posten und winkte, als er mich glücklich gelandet sah, dem Zugführer, daß er getrost seine Reise fortsetzen möge. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit mir zu und musterte mich so genau, als ob er die Verpflichtung hätte, die ankommenden Fremden auf ihre Brauchbarkeit für die Kommune vorläufig abzuschätzen.

Vom Eisenbahnwagen aus hatte ich bemerkt, daß die Stadt noch in einiger Entfernung lag. Da es heiß war und ich Regenrock und Handkoffer bei mir führte, paßte es mir nicht, zu Fuße zu gehen, und ich erkundigte mich deshalb bei dem Stationsvorsteher, ob zwischen Stadt und Bahnhof Fahrgelegenheit sei.

Der Würdige, anstatt meine Frage zu beantworten, wandte den Kopf halb zurück und rief in das Innere des Gebäudes hinein: „Miß Kitty!“

Zu meiner angenehmen Überraschung erschien darauf — es mochte allerdings ein paar Minuten gedauert haben — eine blühende, hübsche, junge Dame.

„Sie wollen zur Stadt?“ warf sie nachlässig hin, mich flüchtig mit ihren dunklen Augen streifend.

„Das war allerdings meine Absicht,“ erwiderte ich. „Falls Sie indessen etwas dagegen haben, kann ich ja auch mit dem nächsten Zuge weiterfahren.“

Jetzt ließ Miß Kitty sich herab, mir Beachtung zu schenken. Sie lächelte sogar, als sie sagte: „Kommen Sie nur mit mir; ich fahre Sie hinein.“

Dieses reizende Mädchen war also als Droschkenkutscher angestellt! Wunderliche Zustände!

„Einen Augenblick, mein Fräulein,“ bat ich. „Giebt es ein Hotel in Ihrer Stadt?“

„Nein,“ entgegnete sie und weidete sich an meinem Schrecken. Dann setzte sie auflachend hinzu: „Aber eine Herberge giebt es, worin Sie Schlafstelle haben können.“

„Dann bin ich beruhigt und bitte, dorthin befördert zu werden.“

Kitty schritt mir voraus.

„Geht es bei der Ankunft von Zügen immer so lebhaft auf Ihrem Bahnhofe zu?“ fragte ich.

„Wahrscheinlich,“ lautete die schnippische Antwort. „Wir reisen nicht, und Neugierige verirren sich selten zu uns.“

Vor dem Gebäude stand ein leichter, offener Wagen, mit einem rostfleckigen Schimmel von ehrwürdigem Alter bespannt.

Digitized by Google

Ich stieg ein, und Kitty kletterte mit großer Gewandtheit auf den Bock, wobei ihre schlanke und doch wohl entwickelte Figur sich auf das vorteilhafteste zeigte. Der Schnitt ihrer Kleidung war der auch anderwärts übliche; eine helle Bluse hing in bauschigen Falten um ihren Oberkörper; auf den rotbraunen Locken saß ein breitrandiger, gelber Strohhut, mit einem Sträußchen frischgepflückter Kornblumen geziert.

Ich konnte die Frage nicht unterdrücken, ob das Fuhrwesen in Bebel vielleicht ein Privilegium der jungen Damen sei?

Kitty wurde rot. Dann warf sie den Kopf zurück: „Ich habe Strafarbeit. Wer unartig gewesen ist, wird unpassend beschäftigt."

Mit einem Ruck des Zügels trieb sie den Schimmel an. Kaum indessen hatte sich das altersschwache Tier in langsame Bewegung gesetzt, als sie es sich selbst überließ und sich zu mir umwandte.

„Rücken Sie näher heran," lud sie mich ein. „Es plaudert sich besser."

Als ich ihrem Wunsche entsprochen hatte, begann sie, mich auszufragen: „Sind Sie ein Deutscher?"

„Sie haben es erraten, Miß Kitty," erwiderte ich. „Meine Heimat ist in der Gegend des Rheins. Vielleicht haben Sie schon von diesem Flusse gehört."

„Daß ich nicht wüßte. Mit der Geographie fremder Länder halten wir uns nicht auf. Übrigens stammen meine Eltern auch aus Deutschland; alle unsre Alten sind dorther eingewandert. Sie haben aber die Sprache sehr bald aufgegeben, auch unter sich. — Kommen Sie in Geschäften zu uns?"

„Nein, Miß Kitty; ich reise nur, um meine Kenntnisse zu vermehren."

„Ach nein!" rief Kitty erstaunt. Ein solch' wunderliches Menschenkind war ihr noch nicht vorgekommen.

„Und dafür geben Sie die Menge Geld aus?" fragte sie weiter.

„Ohne Bedenken. Wissen ist der wertvollste Besitz."

Kitty schüttelte ungläubig den Kopf. „Kann man davon satt werden?" wandte sie ein.

„Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Haben Sie denn noch niemals das Verlangen empfunden, mit Ihrem Geiste alles, was da war und ist, zu durchdringen?"

„Ich erinnere mich nicht. So neugierig bin ich nicht. Ich bin froh, wenn ich meine tägliche Arbeit gethan habe. Dann sollte ich mich noch hinsetzen und meinen Kopf anstrengen, um zu lernen, was mich nicht glücklicher macht? — O nein, mein Herr, so närrisch bin ich nicht."

„Was treiben Sie denn in Ihren Freistunden?"

„Ei nun — wir amüsieren uns. Warum sollten wir uns das Leben nicht so kurzweilig machen, wie nur möglich? Wenn es zur Neige geht, wollen wir uns damit trösten können, daß wir etwas davon gehabt haben."

Inzwischen waren wir der Stadt näher gekommen, die jenseits eines Flüßchens auf sanft ansteigendem Boden lag. Sie stellte sich nicht ungünstig dar, mit ihren hohen, meist freistehenden Gebäuden, an breiten Straßen regelmäßig hin-

Digitized by Google

gestellt; bei genauerem Hinblick jedoch zeigte sich, daß alle diese anspruchsvoll aufragenden Häuserkolosse das nüchterne Gepräge reiner Nützlichkeitsbauten trugen. Kein entbehrlicher Stein war zu ihnen verwandt worden, und sie glichen einander, als ob sie aus derselben Saat emporgewachsen wären. Türme irgendwelcher Art fehlten, dagegen reckte sich ein kolossaler Schornstein hoch in die Luft. Ein einziger; unter ihm befand sich wahrscheinlich die Anstalt, die der Stadt Heizung, Beleuchtung und Zeitmaß lieferte.

Wir fuhren gemächlich über eine eiserne Brücke.

„Gleich im ersten Hause links befindet sich die Herberge," erklärte mir Kitty. „Erwarten Sie aber keinen Luxus darin; wir lassen die Fremden nicht feiner wohnen, als wir selbst thun."

„Aber doch nicht schlechter, will ich hoffen; dann werde ich nichts zu leiden haben . . . Und um etwas von Ihren Einrichtungen kennen zu lernen: an wen wende ich am besten?"

„Stellen Sie sich morgen früh dem Bürgermeister vor. Nur er kann Ihnen, wenn er nämlich will, alle Thüren öffnen. Vielleicht thut er's. Er kann sehr liebenswürdig sein, wenn er etwas zu erreichen wünscht, oder wenn er sich aufspielen kann. Sie finden ihn morgens von acht bis zwölf im Stadthaus."

„Sie scheinen keine Verehrerin Ihres Stadtoberhauptes zu sein, Miß Kitty."

„Nein. Obgleich er mein Vater ist."

„Ihr Vater?"

„Nun ja. Thomas Konrad trägt die Schuld an meinem Dasein. Er ist einer der Gründer der Ansiedelung."

Kitty hatte den Namen meines Oheims genannt.

„Er lebt also noch!" rief ich aus.

Ich klärte Kitty über unser verwandtschaftliches Verhältnis auf, sie indessen blieb sehr kühl bei der Entdeckung, daß sie einen leiblichen Vetter kutschierte.

„Es ist nicht unmöglich, daß Ihnen dieser Umstand eine gute Aufnahme verschafft," sagte sie. „Ein alter Rest von Familiengefühl mag sich noch in ihm konserviert haben. Wir Jüngeren, die wir hier wurzeln, haben nichts Derartiges in uns entwickeln können. Die Fäden unsrer verwandtschaftlichen Beziehungen sind so vielfach verschlungen, daß es fast unmöglich ist, ihnen nachzugehen."

„Wie das?" fragte ich verwundert.

„Sehr einfach," erläuterte Kitty. „Bei uns werden die Ehen auf Kündigung geschlossen, und ein rascher Wechsel ist so ziemlich die Regel. Meine Mutter ist, wenn ich nicht irre, siebenmal verheiratet gewesen; mein Vater hat augenblicklich die elfte oder zwölfte Frau. Daß da unter den Nachkommen der Begriff von Geschwistern unhaltbar ist, liegt auf der Hand."

Das war allerdings einleuchtend.

„Dann wohnen Sie auch nicht bei Ihrem Vater?" fragte ich.

Kitty lachte über meine Naivetät.

„Die Gemeinde hat mich übernommen, als ich drei Tage alt war," gab sie mir Bescheid. „In den Anstalten der Gemeinde bin ich erzogen wie alle, die

Digitized by Google

in Bebel geboren sind. Mit fünfzehn Jahren bin ich selbständig gesprochen worden und habe meine eigene Wohnung. Fünf Jahre später wurde ich vollberechtigte Genossin. Seitdem mache ich Opposition; ich lasse mir nicht alles als vollkommen aufschwatzen, was ich um mich herum vorgehen sehe."

Der Wagen hielt vor der Herberge.

„Ich hoffe sehr auf nähere Bekanntschaft, Cousine Kitty," sagte ich.

Sie entgegnete mit drolligem Selbstbewußtsein: „Dabei würden Sie sich nicht schlecht stehen, Herr —"

„Gerhard Forster," ergänzte ich.

Als ich ihr vom Trottoir aus die Hand reichte, sagte sie munter: „Wissen Sie was, Herr Gerhard Forster? — Morgen Nachmittag bin ich um fünf Uhr frei. Ich will Sie dann abholen."

Auf einen Zuruf Kittys entschloß sich der Schimmel, nachdem er einige Male unwillig den Kopf geschüttelt hatte, zur Fortsetzung seiner Arbeit. Augenscheinlich gehörte auch er zur Opposition. Er war zweifelsohne der Ansicht, daß ihm das Gnadenbrot gebühre. Aber damit war er in der Minorität.

Weiterer Überraschungen gewärtig, trat ich in die Herberge. Niemand gab sich die Mühe, mich zu empfangen; die zur Bedienung angestellten Genossen schienen sich gerade dem Genusse einer Freiviertelstunde hingegeben zu haben. Da setzte ich mich in die schmucklose, einfach möblierte Gaststube und wartete.

Ich überdachte die Mitteilungen, die meiner hübschen Cousine entschlüpft waren. In welch' ein wunderliches Menschennest war ich doch hineingeraten!

II.

Frühzeitig am nächsten Morgen begab ich mich auf das Stadthaus und verschaffte mir ohne Mühe Zutritt zu Thomas Konrad, seit fünfzehn Jahren Bürgermeister von Bebel.

Ich fand meinen Oheim in einem geräumigen, mit Korkteppich belegten Zimmer, dessen Wände mit Plänen, Rissen und Aktengestellen bedeckt waren. Er saß in der Mitte, vor einem großen, flachen Schreibtisch, auf einem nach hinten halb übergekippten Lehnstuhl, der noch eben das Gleichgewicht hielt; seine beiden Füße ruhten auf einem zweiten Stuhle. Eine Zeitung, worin er las, verdeckte mir sein Gesicht.

Als ihm eine fremde Stimme in deutscher Sprache guten Morgen bot, senkte sich die Zeitung langsam, und aus einem scharfgeschnittenen, massiven Gesichte von blühender Farbe, halb umrahmt von einem weißen, borstigen Barte, blickten mir ein Paar kluge, graue Augen entgegen.

Ich nannte meinen Namen und glaubte seinem Gedächtnis durch eine Erklärung unsers Verwandtschaftsverhältnisses zu Hilfe kommen zu sollen.

Ohne mit einer Wimper zu zucken, vernahm er, daß er das Vergnügen habe, einen leiblichen Vetter vor sich zu sehen. Doch zog er seine Füße vom Stuhle herab und forderte mich auf, Platz zu nehmen, indem er sich der englischen Sprache bediente. Sie sei ihm handlicher, entschuldigte er sich kurz.

Digitized by Google

Dann begann er, neugierig wie ein deutscher Polizeibeamter in alten Zeiten mich einem inquisitorischen Verhör über meine Lebensstellung und den Zweck meines Besuches in Bebel zu unterwerfen.

Nachdem er vernommen, daß ich dreißig Jahre alt, unverheiratet, Philologe durch Universitätsbildung, dann zur Geschichtswissenschaft übergegangen und gegenwärtig Privatdozent sei, — daß ich ferner mich weder in momentaner Geldverlegenheit befände, noch auch, als wohlhabender Mann, jemals Geldmangel zu befürchten habe, — nachdem er dies alles gehört und erwogen, wurde er freundlicher. Er bot mir die Hand und versicherte mir, daß es ihm ein Vergnügen sei, meine Bekanntschaft zu machen.

Behaglich fuhr er fort: „Im allgemeinen sehen wir Neugierige nicht sonderlich freundlich an. Nicht etwa deshalb, weil wir irgend eines Menschen Augen zu fürchten hätten. Aber bei unsern Gästen vom Auslande ist selten nur einmal der gute Wille vorhanden, sich unterrichten und, je nachdem, belehren zu lassen. Sie kommen zu uns mit vorgefaßten Meinungen und gehen nur darauf aus, sie bestätigt zu finden. Dann zeichnen sie uns als Karrikatur, und die Unmündigen lachen auf unsre Kosten, oder, noch schlimmer, entrüsten sich über uns."

„Bei Ihnen liegt die Sache anders," fuhr der Bürgermeister nach einer kurzen Pause fort. „Nicht, weil Sie meiner Schwester Sohn sind. Mit dem Verwandtschaftsgefühl haben wir aufgeräumt, als mit einem überflüssig gewordenen Triebe, sondern weil Sie, als Historiker, gelernt haben, alle sozialen Bildungen unbefangen zu beurteilen. — Wollen Sie uns kennen lernen, wie wir sind?"

„Von Herzen gern, Herr Konrad. Jedoch —"

„Gut," unterbrach er mich. „Die Gelegenheit dazu soll Ihnen geboten werden. Ich will Ihnen gestatten, auf vier Wochen bei uns einzutreten. Während dieser Zeit würden Sie ganz zu uns gehören. Sie hätten alle Pflichten und Rechte eines Genossen."

Als ich mit der Antwort auf diesen sonderbaren Vorschlag zögerte, glaubte mein Oheim, sich genauer erklären zu müssen.

„Ich habe durchaus nicht den Hintergedanken, Sie bleibend zu gewinnen," sagte er. „Wir betreiben keine Proselytenmacherei. Möglicherweise würde ich Sie ersuchen, sich während Ihrer Anwesenheit mit dem Zustande unsrer Schulen etwas zu beschäftigen, der mich nicht befriedigt. Weiter erwarte ich nichts von Ihnen."

Ich überlegte. Vier Wochen war eine lange Zeit. Indessen trieb mich nichts nach Hause, und die mir angebotene intime Kenntnis eines florierenden kommunistischen Gemeinwesens war immerhin ein kleines Opfer wert. Auch hatte, wie ich nur gestehen will, die Sache einen gewissen abenteuerlichen Reiz für mich. Es kostete mir schließlich nicht einmal sonderliche Überwindung, den Vorschlag des alten Herrn anzunehmen.

Er war sichtlich erfreut. „Abgemacht," sagte er, mir die Hand schüttelnd. „Morgen soll unser Pakt registriert werden. — Nur eins noch: die Vierwochenklausel muß unter uns bleiben. Was die Oberen thun, braucht nicht allemal

Digitized by Google

an die große Glocke gehängt zu werden. Das würde auch hier, wie überall, zu Weitläufigkeiten führen."

Mein Oheim war mit Nutzen fünfzehn Jahre lang Bürgermeister gewesen!

„Auf Wiedersehen also, Herr Forster!" entließ er mich. „Ich werde dem Herbergsverwalter sagen lassen, daß er oder einer seiner Gehilfen Ihnen die Schale zeigen möge, die wir um uns erbaut haben. Und heute Abend soll er Sie in das Haus der Vergnügungen führen, wo ich mich Ihrer annehmen werde."

Mir fiel meine Verabredung mit Kitty ein. „Wenn ich mich nur freimachen kann!" erwiderte ich. „Ihre Tochter Kitty hat sich mir auf heute Abend zur Führung angeboten."

„Meine Tochter Kitty?" fragte der Bürgermeister befremdet, als ob ich ihm eine unbekannte Person genannt hätte. Dann besann er sich. „Wie kann ich nur so vergeßlich sein!" rief er aus. „Kitty — Kitty Schanz! — Ganz recht: das ist ja meine Älteste. Wir haben uns lange nicht getroffen, sie und ich. Aber allerdings — sie bringt sich mir häufig in Erinnerung. Sie ist eigenwillig und tadelsüchtig, kann sich nicht dem Ganzen unterordnen und hetzt die Unzufriedenen. — Also mit Kitty haben Sie Bekanntschaft gemacht? — Nun: ein begabtes Mädchen ist sie — ohne Frage, überall verwendbar."

„Das scheint so," bemerkte ich. „Sogar dazu, mit einem abgenutzten Schimmel zwischen Stadt und Bahnhof hin und her zu fahren."

„Das wird eine besondere Bewandtnis gehabt haben. Wahrscheinlich hat sie für einen Ungehorsam büßen müssen. Wir haben auch unsre Disziplinarstrafen. — Übrigens schreibt unser System thunlichste Abwechselung in der Beschäftigung vor. Wir ketten niemand an eine bestimmte Profession. Das Prinzip der Arbeitsteilung, strenge durchgeführt, macht den Menschen zur Maschine. Es ist der Fluch der freien Konkurrenz gewesen. Davon haben wir uns befreit . . . Nun: Sie werden ja einen Einblick in unsre Verwaltungsmaximen gewinnen . . ."

Mein Oheim wurde durch einen eintretenden Herrn, der den Hut auf dem Kopfe behielt und von mir keine Notiz nahm, unterbrochen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, zu entweichen.

III.

Bald darauf nahm mich einer der Herren Herbergsgehilfen ins Schlepptau und führte mich von einem Gebäude Bebels ins andre, kurze Erklärungen gebend und meine Fragen mit möglichster Ersparnis an Atem beantwortend. Wahrscheinlich verfuhr er nach dem Grundsatz, daß man, da die Arbeit kein Vergnügen ist, auch das Notwendige mit dem geringsten Aufwande an Kraft verrichten soll — ein Grundsatz, den ich, nebenbei bemerkt, in Bebel ziemlich allgemein befolgt gefunden habe.

Mein schweigsamer Führer sorgte indessen mit löblichem Eifer für meine Verpflegung — und die seinige. Kaum waren um zwölf Uhr die öffentlichen Speisehäuser geöffnet, als er mich in eins hineinschleppte. Es trug die Bezeichnung: „Für einzelne Männer. A. bis L." Ich wußte schon, daß es vor sieben Uhr abends nichts wieder zu essen gab — nirgendwo, weder für Geld noch gute Worte

Digitized by Google

— und trug Sorge, mich gehörig zu sättigen. Doch vermochte ich keine Hochachtung vor den in Verborgenheit schaffenden Köchinnen zu gewinnen. Ich erhielt ohne Zweifel soviel Eiweiß, Fett und Kohlenhydrate, als zur Erhaltung meines Körpergewichts erforderlich war, aber nicht in einer Form, die meinem Gaumen wohlgefiel. Wahrscheinlich wurde auch die Herstellung der Speisen mit beständig wechselndem Personal betrieben, so daß die Genossinnen erst am Abende ihres Lebens einige Aussicht hatten, der Kochkunst mächtig zu werden.

Während ich aß, gab es genug zu beobachten. Meine Mitspeisenden, etwa hundert an der Zahl, an vier langen, blanken Tischen verteilt, unterhielten sich mit zwangloser Lebhaftigkeit. Nicht nur von Nachbar zu Nachbar oder im nächsten Umkreise, sondern auch von Tisch zu Tisch, nach allen Richtungen hin. Dadurch entstand ein lärmendes, wüstes Durcheinander, das mich unangenehm berührte.

In den Gesichtern fiel mir zunächst ein allgemeiner Zug sorgloser Heiterkeit auf. Ich hätte ihn allerdings vermuten können. Alle diese Männer lebten buchstäblich in den Tag hinein; keinem von ihnen war jemals der Gedanke an die Möglichkeit materieller Not nahe getreten; die Arbeit, die sie leisten mußten, ließ ihnen einen reichlichen Überschuß an physischer Kraft. Geistige Probleme kannten sie nicht. Der einzige dunkle Punkt, den die Zukunft für sie barg, war der Tod. Der aber kümmerte sie nicht und noch weniger, was dahinter liegen mag.

Gewiß: dieser Ausdruck uneingeschränkten Behagens am Leben hatte etwas Wohlthuendes. Nur durfte man nicht daran denken, um welchen Preis er erkauft war; nur durfte man sich nicht vergegenwärtigen, welche Summe geistiger Energie hier ungenutzt verloren ging. That ich dies, dann sah ich vor mir eine in glücklichem Stumpfsinn dahinlebende Rasse, gründlich unähnlich dem hohen Menschenideal, das mir als Ziel aller Kultur vorschwebte, — eine Rasse, entartet durch die Existenzbedingungen, die sie sich geschaffen hatte. Freilich: zu materiellem Wohlergehen war sie gelangt, aber auf dem Wege des Verzichts auf geistigen Fortschritt. Aus der sprühenden Brandung hatte sie sich in stagnierendes Wasser zurückgezogen, um den rein tierischen Geschäften des Leibes ausschließlich und ungestört obliegen zu können . . .

Genossinnen, angethan mit langen, blauen Ärmelschürzen, besorgten die Bedienung. Nicht gerade mit hervorragendem Eifer, doch thaten sie ihre Schuldigkeit. Gegen die Gäste benahmen sie sich mit kameradschaftlicher Vertraulichkeit, ohne sich indessen irgendwie etwas zu vergeben. Sie standen meist in reiferen Jahren und sahen durchschnittlich intelligenter aus als die Männer. Dies kam, wie ich mir denke, daher, daß innerhalb enggezogener Bildungsgrenzen der behendere weibliche Geist den männlichen immer überflügelt. Das schwache Geschlecht hatte die Führung in Bebel.

Mein Führer, der hastig und viel gegessen hatte, war in stumpfsinniges Schweigen verfallen. Ich schlug ihm daher bald nach Tisch vor, zur Herberge zurückzukehren, was ihm sehr recht war. Er verschwand dann sofort, und ich vermute, daß er sich von der geleisteten Arbeit durch einen langen Schlaf erholte.

Digitized by Google

Nachdem ich auf eigene Faust noch einige Zeit umhergestreift war, setzte ich mich an das offene Fenster meines kleinen Zimmers und wartete auf Kitty.

Ich hatte nun schon mancherlei gesehen und erfahren, seit Kitty sich des rastlosen Fremden angenommen. Auch noch am gestrigen Abende. Da bemerkte ich, zwischen den Kasernen Bebels umherschlendernd, über einem Hauseingange die Inschrift: Bibliothek und Lesezimmer. Ich folgte der Anziehung, die alles Gedruckte auf mich ausübt, und ging hinein. Die Bibliothekarin händigte mir nach einigem Zögern den lüderlich gehaltenen Katalog aus. Es war eine seltsame Liste von allerhand englischem Schriftwerk, die ich da zu lesen bekam. Fächer wie Jurisprudenz, Philosophie, Theologie und Kunst fehlten gänzlich darin. Massenhaft dagegen waren Werke über Ackerbau, Viehzucht und technische Gewerbe vorhanden, und daneben eine reiche Auswahl alter und neuer Belletristik — meist Lesefutter der gewöhnlichsten Art. Ich ließ mir erzählen, daß im städtischen Budget für Bücher nur eine winzige Summe ausgeworfen sei, da, mit Ausnahme einiger Lehrer und sonstiger Querköpfe, eigentlich niemand in Bebel den Trieb habe, sich über Dinge zu unterrichten, die über seine Nase hinauslägen. Dies stimmte mit demjenigen, was Kitty mir bereits erzählt hatte.

Im Lesezimmer, das ich dann besuchte, geriet ich über einen Stapel des offiziellen Organs der Kommune — ein täglich erscheinendes Blättchen, das jedem Einwohner, der das fünfzehnte Lebensjahr überschritten hatte, geliefert wurde. Es wirkte wahrhaft wohlthuend auf mich, darin keinen Anzeigen zu begegnen. Diese entartete Wucherpflanze, getrieben durch maßlosen Wettbewerb, gedüngt durch Unredlichkeit, — diese Preßpest, die unser Zeitungswesen verdirbt, konnte in Bebel keinen Boden finden. Die Kommune, als einzige Verkäferin, brauchte nicht anzuzeigen. Ihre Magazine, ihre Werkstätten bedurften iner Reklame; sie bewerkstelligte ihren Absatz sogar ohne Schaufenster. Der gär che Mangel an Läden war ein hervorstechender Zug in der Physiognomie der Stadt.

Aber auch Personalanzeigen enthielt das Blatt nicht. Kein musterhaft empfindender Vater teilte mit, daß ihn seine treue Gattin durch die Geburt eines prächtigen Knaben erfreut habe; kein glückliches junges Paar unterrichtete Freunde und Bekannte, daß am heutigen Tage das frohe Fest seiner ehelichen Verbindung gefeiert worden sei; nirgendwo tauchten betrübte Hinterbliebene auf, die den Tod eines wackeren Anverwandten schmerzlich bewegt zur öffentlichen Kunde brachten.

Dagegen fehlten selbstverständlich nicht die standesamtlichen Kundgebungen über die Bewegung innerhalb der Bevölkerung. Freilich war ihre Form etwas verschieden von der anderswo gebräuchlichen. Anstatt der Überschrift: „Eheschließungen" fand sich die weniger bezeichnende: „Vereinigt." Und dann folgte, sehr charakteristisch für die lockere Art der sexuellen Beziehungen in Bebel, eine Rubrik: „Getrennt." Der verbindungsmüden Paare, die durch diese Rubrik zur Freiheit zurückkehrten, waren nicht wenige; ja, an einigen Tagen überstieg die Zahl der Getrennten sogar die der Vereinigten, so daß in mir der Verdacht aufstieg, es müsse eine beständige Verschiebung in der Zusammensetzung der Paare stattfinden. Ähnliches hatte mir auch Kitty schon angedeutet.

Digitized by Google

Wo aber blieb sie nur, meine freundliche Cousine? — Schon war die fünfte Nachmittagsstunde überschritten. Gehörte Pünktlichkeit nicht zu den in Bebel kultivierten Tugenden?

Es schien doch so. Gerade als ich nach Kitty ausspähte, entdeckte ich sie, wie sie mit flinken Schritten auf mein Observatorium zusteuerte. Sie war nicht allein; zwei weibliche Wesen hatten sich ihr angeschlossen.

Kitty sah mich am Fenster und rief hinauf: „Kommen Sie herab; wir wollen hier auf Sie warten."

Ich gehorchte. Unten stellte Kitty mir ihre Freundinnen vor: Frau Daisy Menges und Frau Cilly Weibel. Beide Damen standen im Alter Kittys; die erstgenannte war eine schlanke, zart gebaute Goldblondine — sie hatte prachtvolles Haar — mit vergißmeinicht-blauen, beredten Augen, die zweite ein stämmiges, brünettes, bewegliches Geschöpf ohne sonderliche Reize. Frau Menges war sparsam mit ihren Äußerungen, wählerisch, sogar etwas affektiert in ihren Ausdrücken; sie war sichtlich eitel auf ihre Person und hielt sich für besser als andre; Frau Weibel schwatzte frei von der Leber weg und schien von jener Art, die ohne Bedenken zulangt, wenn etwas zurechtzusetzen oder in Gang zu bringen ist, einerlei, ob dabei die Kleidung in Unordnung gerät. Jene hatte sich, nicht ohne Geschmack, mit allerlei dekorativen Anhängseln ausstaffiert; diese trug sich mehr als einfach und zu sehr nach ihrer Bequemlichkeit. An keiner der drei Damen bemerkte ich Schmuckwerk von echten oder nachgemachten Edelmetallen. Wahrscheinlich ließ das „System" dergleichen Tand nicht zu, damit die lieben Weiblein sich nicht zu überbieten versuchten und das Laster des Neides in die Fluren Bebels einziehe.

Während wir quer durch die Stadt gingen, berichtete ich über meine bisherigen Erlebnisse, doch verschwieg ich mein Übereinkommen mit dem Bürgermeister.

Was ich im Hause der Vergnügungen zu erwarten hätte? erkundigte ich mich.

Frau Menges gab mir Auskunft: „zuerst im Theatersaal eine Pantomime, hernach Gartenkonzert."

„Die Pantomime wird brillant," verhieß Frau Weibel. „Es sind neue Kostüme dazu von Chicago bezogen. Und unsre Musik soll gar nicht schlecht sein; die Fremden loben sie allgemein."

Kitty verzog spöttisch die Lippen.

„Sind Sie keine Freundin der Kunst?" fragte ich.

„Kunst!" rief sie verächtlich. „Was Sie so nennen, kennen wir nicht. Man hat uns gelehrt, daß sie entbehrlich sei, — daß ihre hohe Wertschätzung außerhalb Bebels von Schwärmern und Narren unterhalten werde. Was wir hier pflegen, ist keine Kunst in Ihrem Sinne. Sehr natürlich. Was nicht alle gleichmäßig erfreuen kann, dürfen wir nicht zulassen. Für uns giebt es keine Geister verschiedener Ordnung. Der Grundsatz von der Gleichheit aller ist bei uns praktisch durchgeführt. Weiter wie der Mindestbegabte darf niemand kommen, damit wir alle hübsch auf demselben Niveau bleiben. Im öffentlichen Interesse."

Digitized by Google

Ich erstaunte über die Schärfe dieser Äußerungen. Sie schien in der That eine Rebellin wider das heilige „System“ zu sein — meine hübsche Cousine Kitty!

„Unsre Schauspielertruppe besteht größtenteils aus Dilettanten, unser Orchester ebenfalls,“ fuhr sie fort. „Was die leisten, geht keinem über das Verständnis, und auch die Dümmsten sind zufrieden. So muß es sein.“

Als wir langsam den Hügel erstiegen, der sich hinter der Stadt erhebt, gesellte sich ein schlanker, junger Herr zu uns, in dessen feinem Gesicht ich mit Verwunderung einen Zug von Melancholie bemerkte. Er wurde mir als Ralph Galen, Lehrer in den oberen Klassen der Kommunalschule, vorgestellt, würdigte mich aber keiner Aufmerksamkeit, sondern bemühte sich sofort angelegentlich, Frau Menges von uns zu trennen. Diese widerstand seinem leisen Zureden eine Zeitlang; dann aber blieb sie doch mit ihm zurück.

„Galens Beharrlichkeit ist rein unbegreiflich,“ sagte Frau Weibel mit einer gewissen Entrüstung. „Was kann er denn noch von Daisy wollen? — Und sie ist sehr zu tadeln, daß sie ihn immer wieder in ihre Nähe kommen läßt. Wozu soll das führen?“

Auf Befragen erfuhr ich, daß Galen der letzte Gatte von Daisy Menges gewesen war. Vor einigen Wochen hatte sie, aus unbekannt gebliebenen Gründen, für gut befunden, die Ehe zu lösen.

Kitty fügte hinzu: „Anstatt gute Miene dazu zu machen, wie üblich, ist er so thöricht, die Ungetreue weiter zu lieben. Ohne Hoffnung, sie nochmals zum Weibe gewinnen zu können, umschleicht er sie auf Schritt und Tritt.“

„Ist denn eine Erneuerung des ehelichen Verhältnisses gesetzlich verboten?“ erkundigte ich mich.

„Ei gewiß,“ belehrte mich Frau Weibel. „Und mit vollem Recht. Denken Sie nur einmal, was geschehen würde, wenn dieses Verbot nicht bestände! Dann würde nach jedem ehelichen Zwist ein Teil mit noch heißem Kopfe zum Standesamt laufen und Trennung bewirken. Warum nicht? Nach erfolgter Versöhnung könnte ja der zerrissene Faden sofort neu geknüpft werden. Welch' heillose Arbeit würde daraus entstehen, welch' fortwährendes Hin- und Herziehen, da jedesmal für die Getrennten neue Wohnungen zu beschaffen sind! Daß dem vorgebeugt werden mußte, liegt auf der Hand. Und dann hat die Einrichtung noch eine andre gute Seite. Sie zwingt beide Parteien, Geduld mit einander zu haben und nicht im Wirbel des ersten Ärgers einen unwiderruflichen Schritt zu thun.“

„Ausgezeichnet!“ lobte ich. „Und von wem gehen unter dem Einflusse dieses vortrefflichen Gesetzes die meisten Kündigungen aus, — von dem Manne oder von der Frau?“

„Von den Frauen,“ erwiderte Frau Weibel ohne Besinnen. „Der Grund ist nicht schwer zu finden. Wir, die wir am gutmütigsten und vertrauensseligsten sind, täuschen uns am häufigsten. Ist es mir doch selbst zweimal so ergangen, und ich glaube doch ein paar helle Augen im Kopfe zu haben. Mein erster Mann erwies sich als ein furchtbar langweiliges Subjekt. Außerhalb seiner

Digitized by Google

Arbeitszeit that er kaum etwas Andres als schlafen. Er ist diese Woche in der Herberge beschäftigt; Sie werden ihn dort gesehen haben."

„Mehr noch: ich habe seine Bekanntschaft gemacht. — Und der zweite?"

„Der war ein unausstehlicher Nörgler, der alles bekrittelte, was ich sagte und that, dem nie etwas an mir recht war, ich mochte angeben, was ich wollte. Und dazu ein eitler, ungebildeter Laffe, der immer vor dem Spiegel stand und sich bewunderte. Sechs Wochen lang hab' ich ihn ertragen, dann war meine Geduld zu Ende. Zum drittenmal bin ich besser gefahren; mein jetziger ist ein gutes, nachgiebiges Närrchen, mit dem ich sehr verträglich lebe."

Lachend fiel Kitty ein: „Das kommt daher, weil er thut, was sie will. Solch' einen Mann wünschen sich alle und wechseln, bis sie ihn gefunden haben."

„Du wirst noch einmal dasselbe thun," versetzte Frau Weibel.

„Ich? — Mit nichten. Ich befinde mich sehr wohl, wie ich bin — frei und ledig."

„Hegst du noch immer die alte Marotte? — Denken Sie, Herr Forster, Kitty hat in alten Büchern rührsame Geschichten von ewiger Liebe und Treue gelesen, und da möchte sie —"

„Schweige, Cilly!" rief Kitty zornig.

Doch die schwatzhafte Fremdin ließ sich den Mund nicht verbieten. „Ist es nicht so?" verharrte sie boshaft.

Kitty hob stolz den Kopf. „Nun ja," sagte sie, mich anblickend. „Mögen Sie wissen, was mir bei Ihnen gewiß nicht schaden wird. Ich habe die Marotte, das frivole Spiel, das hier unter dem Namen Liebe getrieben wird, abscheulich zu finden. Ich mache es nicht mit — ich nicht. Hingeben könnte ich mich nur einmal, dann aber mit Leib und Seele. Es muß ein Glück ohne Ende in der Liebe geben, das fühl' ich. Und es fällt mir nicht ein, mit einem geringeren vorlieb zu nehmen."

In Kittys Augen leuchtete es auf, als sie diese Erklärung abgab. Arme Kitty! In Bebel wohnend, wo es keine Treue gab — welche Aussicht hatte sie wohl, die Liebe ohne Ende zu finden, nach der ihr junges Herz sich sehnte?

„Du wirst als alte Jungfer sterben," höhnte Frau Weibel.

„Die Aussicht hat nichts Schreckliches für mich. Und wenn ich dereinst die einzige in Bebel sein sollte! Um so höher würde ich meinen Kopf tragen! Dächten doch viele wie ich! Dann würde es hier besser werden."

„Wandere doch aus, wenn wir so schlecht sind!"

„Weil nicht alles so ist, wie ich's haben möchte? — Nein, so thöricht bin ich nicht. Es ist ein gutes, warmes Nest hier — trotz alledem, und ich sitze ganz behaglich im Schoße der Kommune. Heiratet nur so oft ihr wollt! Ich lache über euren kurzlebigen Taumel!"

IV.

Wir hatten den Rücken des Hügels erreicht und überblickten die Feldmark von Bebel. Große Flächen bebauter Felder zogen sich am Flüßchen hinauf,

Digitized by Google

hinab, diesseits wie jenseits, so weit das Auge reichte. Wenn ich's noch nicht gewußt hätte, diese Ausschau würde mich belehrt haben, daß die Lebensfähigkeit des Gemeinwesens im Ackerbau wurzelte. Aus dem rationell bewirtschafteten Boden flossen die verwendbaren Überschüsse. Weise Sparsamkeit durch bescheidene Lebensführung, durch Beschränkung der Genußmittel ermöglichte einen Haushalt, der alle bequem erhielt und noch Kapital für künftiges Wachstum erübrigte.

Man rauchte in Bebel gar nicht, man trank wenig. In dem ersten kargen Jahrzehnt der Ansiedlung hatte man in dieser Beziehung aus der Not eine Tugend gemacht. Um ihren kleinen Idealstaat errichten zu können, mußten die Gründer hart gegen sich selbst sein. Dafür blieb ihnen die Hoffnung, sich später schadlos zu halten; denn sie waren nicht ausgewandert, um auf Genüsse zu verzichten, sondern im Gegenteil, um sich alle Genüsse zugänglich zu machen, die sie in der Heimat hatten entbehren müssen.

Als aber die Zeit kam, da die Einnahmen nicht mehr für das Notwendigste draufgingen, — als die Ackergrenze weit genug hinausgeschoben war und aus den eigenen Herden der Fleischbedarf gedeckt werden konnte, — kurz, als Bebel zu florieren anfing, da waren inzwischen aus den Arbeitsgenossen neue Menschen geworden, die ihre früheren heißen Wünsche vergessen hatten und nicht mehr achteten, was ihnen einst nur deshalb wertvoll erschienen war, weil sie es nicht haben konnten. Und die junge Generation bildete sich an der alten. Was die Väter nicht schätzten, schien den Söhnen nicht köstlich. Reisen ins „Ausland" aber, wo die Jungen zu kostspieligen Gewohnheiten und Bedürfnissen hätten kommen können, gestattete das System nur in seltenen Fällen. Von den in Bebel Geborenen waren die meisten, — bei weitem die meisten nicht über den eigenen Grund und Boden hinausgekommen.

Ich ließ mir von den beiden Damen einiges erklären, was mir noch in der Führung des Gemeindehaushalts dunkel war. Beide erwiesen sich als gut unterrichtet; sie wenigstens verdienten das Stimmrecht, das sie ausübten.

Als wir wieder zur Stadt hinabgingen, kam uns ein einzelner Herr entgegen, der uns aus der Ferne Zeichen gab.

„Wahrhaftig, es ist mein Mann!" rief Frau Weibel aus. „Wie mag er nur wieder ausgestöbert haben, wohin ich gegangen bin? — Eine gute, anhängliche Seele ist er doch, immer hinter mir her!"

Sie ließ ihr Taschentuch wehen. „Wie er läuft!" sagte sie ängstlich. „Wenn er sich nur nicht überanstrengt! Er ist der Stärkste nicht; seine Brust macht ihm zu schaffen. Unsre Ärzte zwar sagen sämtlich, es habe nichts zu bedeuten. Bis gestern bin ich auch ruhig gewesen; in letzter Nacht aber hat mir geträumt, daß mir alle Zähne ausfielen. Und was das bedeutet, weiß jedermann."

Bitter kam heran, ein kleines, mageres Männlein mit einem Ziegenbart, außer Atem, die Wangen gerötet.

Anstatt den getreuen Pudel zärtlich zu empfangen, schalt sie ihn aus, weil er nicht zu Hause auf sie gewartet habe. Dann erst gestattete sie ihm, seinen Arm in den ihrigen zu legen.

Digitized by Google

Es war mir aufgefallen, daß sie nicht den Namen ihres Mannes führte. Kitty erklärte mir: „Wir behalten unsre Mädchennamen, so lange wir leben. Aus verschiedenen Gründen. Erstlich, weil es sonst unmöglich sein würde, im Gedächtnis zu behalten, wie unsre weiblichen Bekannten gerade heißen. Zweitens der Buchführung halber. Das Konto in den Büchern der Kommune bleibt immer dasselbe. Es ist viel einfacher so, da die Verwaltung sich mit jedem einzeln verrechnet."

Noch erkundigte ich mich, ob Frau Weibel Kinder habe?

Eins, lautete die Auskunft. Einen Knaben. Er müsse jetzt drei Jahre alt sein und sich im Knabenheim befinden.

Ob die Mutter ihn zu sehen bekomme? — Sie dürfe ihn Sonntag nachmittags besuchen. Daß sie es häufig thue, sei unwahrscheinlich. Es werde nicht gern gesehen, da das Zusammenströmen der Mütter in der Anstalt bei den Kindern eine schädliche Aufregung hervorbringe.

Herr Bitter wurde sehr gesprächig, als seine Lungen erst wieder zur Ruhe gekommen waren. Er besaß eins der zufriedensten Gemüter, die ich je bei einem Menschen angetroffen habe. Die Verhältnisse, in denen er lebte, schienen ihm die denkbar vollkommensten. Er war so glücklich wie ein gehegter Fisch, dem das Futter reichlich zugestreut wird. Sein Teich war seine Welt; die geringe Arbeit, die er zu leisten hatte, ein angenehmer Zeitvertreib. Kurz: Herr Bitter war ein Normaltier aus der Herde, zu der er gehörte.

Vor dem Komplex der Speisehäuser trennten wir uns, und ein jeglicher suchte das Lokal, in das er gehörte. Eine halbe Stunde später traf ich Kitty wieder. „Gefällt Ihnen nun diese Art der Speisung?" fragte ich.

„Nein. Aber eine andre ist nicht möglich. Das Prinzip der absoluten Gleichheit aller ist das Fundament, worauf die Kommune ruht. Wenn die Art der Beköstigung freigegeben würde, ginge es in die Brüche. Es würde sich sofort eine Aristokratie des Geschmackes bilden und eine unsinnige Verschwendung einreißen. Beides darf nicht sein."

Ich bemerkte: „Es scheint mir, daß Sie nur ein äußerst geringes Maß von persönlicher Freiheit genießen."

„Das gebe ich zu. Aber was wir davon opfern, erhalten wir in andrer Münze wieder zurück."

„Kupfer für Gold — jawohl. Führen Sie ein menschenwürdiges Dasein? Sehen Sie nicht ein, daß die Gleichheit, die Ihr System erzwingt, nur in einer gleichmäßigen Verkrüppelung aller besteht?"

Kitty ging eine Weile schweigend hinter mir her; das Wort schien sie getroffen zu haben. „Es hilft alles nichts," sagte sie endlich halb seufzend vor sich hin. „Wo der Vogel ausgeflogen ist, muß er sein Leben vollenden."

Wir traten in das Haus der Vergnügungen. Das ansehnliche Gebäude enthielt eine Anzahl von Sälen, die mit wahrhaft rührender Einfachheit dekoriert waren — wie weiland die Versammlungslokale der Methodisten. In dem ersten, den wir durchschritten, wurde Karten gespielt; die meisten Tische fanden wir

Digitized by Google

bereits besetzt, und zwar unterhielten sich ebenso viele Frauen als Männer mit den bunten Blättern. Im Vorüberschlendern blickte ich in verschiedene Partien hinein: über das Skatspiel in der Form, die es vor dreißig Jahren gehabt haben mochte, war man nicht hinausgekommen. In einem zweiten Saal wurden andre ruhige Spiele getrieben, vorwiegend Schach. — Es ist eigentümlich, daß der erfinderische Genius der Menschheit auf dem Gebiete des Spiels schon seit langer Zeit keinen einzigen neuen Einfall gehabt hat. Er hat nichts gethan, als neue Ragouts aus alten Ingredienzien gebraut. Wahrscheinlich wird unsern Enkeln überhaupt nichts Andres zu thun übrig bleiben. Wir sind auf dem besten Wege dahin.

Im dritten, einem Konversationssaale, trafen wir den Bürgermeister. Er zog mich sofort in seinen Kreis, während er seiner Tochter nur zunickte und sie dann stehen ließ. Kitty indessen, die Brauen zusammenziehend, hielt sich mir auf den Fersen, als ob sie ein Anrecht auf mich habe, das sie zu verteidigen gesonnen sei. So hörte sie, daß ihr Vater, nachdem er mich einigen Lichtern der Kommune vorgestellt hatte, meine Gelehrsamkeit in überschwenglicher Weise pries und schließlich mitteilte, daß ich in Bebel bleiben würde, um mich der zeitgemäßen Reform des Unterrichtswesens zu widmen.

Kitty zupfte mich am Ärmel. „Ist das wahr?“ flüsterte sie mit hörbarem Erstaunen.

Der Bürgermeister beobachtete uns. „Führe Herrn Forster nur weiter, Kitty,“ sagte er mit plötzlich aufwallendem, väterlichem Wohlwollen. „Wir treffen uns schon wieder.“

Kaum hatte Kitty mich allein, als sie dringender wiederholte: „Ist das wahr? — Sie wollen sich bei uns niederlassen — Sie?“

Ich blickte ihr in die Augen. Freude, gedämpft durch Zweifel, las ich darin. „Und wenn es so wäre?“ erwiderte ich.

Sie zögerte mit der Antwort. „Nein, es ist unmöglich,“ sagte sie endlich, wie mit sich selber sprechend. „Und doch muß etwas daran sein; der Bürgermeister hat sich zu bestimmt ausgedrückt. Aber ich begreife es nicht.“

Wir traten in den Garten, in dessen Mitte ein einfacher Springbrunnen eine Garbe von Wasserstrahlen auswarf. Große Bäume mit prächtigen Kronen standen fast zu reichlich umher. Der Blumenschmuck war mäßig; hier und dort lag ein kleines Beet mit den gewöhnlichen Zierpflanzen der Saison in den Rasenflächen. In den Wegkreuzungen standen große Kugeln von Spiegelglas auf blaugestrichenen Pfählen. Eine künstliche Anhöhe in einer Ecke trug einen chinesischen Pavillon mit bunten Fensterscheiben. Ich konnte glauben, in eine jener Gartenwirtschaften geraten zu sein, wie sie in der Zeit meiner Jugend noch in kleineren Städten zu finden waren. Nur der Verkehr fehlte: die behaglich um geschirrbeladene Tische sitzenden Familien, die umherschlendernden Pärchen, die an Geräten spielenden Kinder. Der Garten war fast leer.

Langsam gingen wir auf den Springbrunnen zu.

Digitized by Google

„Und wenn nun die Begegnung mit Ihnen mich zu meinem Entschlusse getrieben hätte? Wenn ich Ihretwegen bereit wäre, mich in die Lebensbedingungen zu fügen, die ich hier vorgefunden habe?“

Kittys Augen blitzten mich zornig an. „Sie erlauben sich einen Scherz mit mir. Ich habe Sie für besser gehalten.“

„Bleiben Sie bei ihrer ersten Meinung; sie ist die richtige.“

Ich sah ein dunkles Rot in ihre Wangen steigen.

Unsicher sagte sie: „Ich müßte ungeheuer eingebildet sein, um Ihnen zu glauben. Das bin ich nicht; ich weiß, daß ich ein solches Opfer nicht wert bin.“

Wir standen am Brunnen; Kitty vermied, mich anzusehen. Auf das Wasser in der weiten Bronzeschale deutend, das im Grunde himmelstief schien, fuhr sie fort: „Sie gelangen nicht zu den Sternen, wenn Sie dort hineinspringen. Es ist eine Illusion, die Sie verlockt.“

Von der andern Seite her kam ein Mann auf den Brunnen zu, der mit sich selber sprach und dabei lebhaft gestikulierte. Uns gegenüber blieb er stehen, verschränkte die Arme und starrte vor sich nieder.

Wir erkannten Ralph Galen; Kitty rief ihn an.

Langsam um die Schale wandelnd, sagte er finster: „Sie ist hineingegangen — mit Henry Strack.“

„Wer? Daisy?“ fragte Kitty.

Galen nickte. Dann drohte er mit der Faust nach dem Gebäude hin: „Sie mag sich vorsehen! Ich dulde es nicht.“

Was geschehen sei, verlangte Kitty zu wissen.

„Sie hat mir verboten, sie ferner zu belästigen,“ entgegnete der entlassene Ehemann heftig. Er wandte sich an mich. „Es ist unglaublich, wie hier das Leid gedeiht. Wer nicht eine Haut hat wie ein Rhinozeros und ein Gehirn wie ein Schmetterling, muß unglücklich werden.“

„Da hören Sie es, Herr Forster,“ merkte Kitty an.

Nur mit sich beschäftigt, fuhr Galen fort: „Die werten Genossen und Genossinnen lachen über mein Schicksal. Was denn weiter daran gelegen sei? meinen sie. Sie verstehen nicht, daß jemand anders fühlen kann. Mein Fall ist ihnen nur der bekannte: Verabschiedung aus Überdruß. Doch liegt er anders. Daisy bereut ihren raschen Schritt, ich bin davon überzeugt. Aber sie hat den Mut nicht, mit mir auszuscheiden aus einer Gemeinschaft, die ihr Wohlleben garantiert, und anderswo, aufs neue mit mir verbunden, Pflichten auf sich zu nehmen, die hier der Frau nicht zufallen. Nun gut: ich muß mich fügen. Sei es so. Nur soll Daisy sich nicht einfallen lassen, sich einem andern hinzugeben. Ich habe sie gewarnt. Doch Daisy ist unberechenbar. In ihr haust ein boshafter Dämon, der sie reizt, gerade das zu thun, was sie nicht sollte. Wie oft, während unsrer Ehe, hat sie ihm nachgegeben, sich an meinem Ärger weidend, immer vorsichtig tastend, wie weit sie wohl gehen dürfe! Dann, hart an der äußersten Grenze, schlug sie plötzlich in maßlose Zerknirschung um. Hatte sie erst

Digitized by Google

alle ihre Kunst aufgeboten, mich zu verwunden, so war sie dann noch hundertmal geschickter, mich wieder in ihre Arme zu locken . . ."

Er unterbrach sich: „Doch wozu diese bittersüßen Erinnerungen? — Ein Thor bin ich, ihnen Raum zu geben, jetzt, da alles vorüber ist. Ich werde mich auch bezwingen; ich werde künftig an ihr vorübergehen, als ob ich mich nie an dem Glanze ihrer Vergißmeinnichtaugen berauscht hätte — mit zuckenden Nerven vielleicht, mit einem Einschuß des Blutes in das plötzlich klopfende Herz — doch sie soll nichts davon merken . . . Das aber sage ich Ihnen: wenn sie mir die Treue bricht, dann giebt's ein Unglück."

Kitty beruhigte den Aufgeregten — mit Redensarten, woran ihr Herz keinen Anteil hatte. Galen, ein Mensch, der raschem Stimmungswechsel unterworfen war, ließ sich überreden, mit uns im Theatersaal die Pantomime anzusehen, über deren plumpe und zum Teil recht derbe Späße er herzlich lachte. Das Gartenkonzert schenkten wir uns nach dem ersten Stücke. Dies war eine Ouvertüre, die noch in meiner Jugend von kleinen Orchestern häufig mit Beifall gespielt wurde, seitdem aber von den Programmen verschwunden war. Jüngere Kunstgewächse hatten sie überwuchert und erstickt. Über die alten, breiten Formen waren die eiligen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts hinweggegangen; der knappe, packende Einfall, der geistreiche Aphorismus, das kurze Blendlicht führte die Herrschaft in der Musik, in der Litteratur . . . Nur in Bebel, wie es schien, übte das Überwundene, das beiseite Geworfene noch Macht aus über die Gemüter. Der fortgeschrittenste Fortschritt baute entthronten Göttern Altäre . . .

Galen hing an uns. Mit mir geleitete er Kitty zu ihrer Wohnung. Sie reichte mir beim Abschied die Hand: „Falls Sie wider Erwarten bei Ihrer Laune verharren sollten, werden Sie mich morgen zu finden wissen. Sonst — leben Sie wohl!"

Rasch verschwand sie im weiten Eingange des Hauses.

„Haben Sie Bebel schon satt bekommen?" fragte Galen.

„Das scheint Fräulein Kitty anzunehmen. Doch ist sie im Irrtum; ich werde einige Zeit hier verweilen. Ihr Bürgermeister wünscht meine Meinung über den Stand Ihrer Schulen zu hören."

„Da bin ich gespannt. Sie werden mit seltsamen Dingen Bekanntschaft machen. Unser ganzer Lehrplan ist hervorgewachsen aus dem allein selig machenden Glauben an den hiesigen Kommunismus und die Richtigkeit seiner Weltanschauung. Daraus ergiebt sich alles Übrige."

„Erzählen Sie mir näheres!"

„Gern. Begleiten Sie mich in meine Wohnung! Ich kann Ihnen ein Glas guten Weines vorsetzen — alter Port, in Kalifornien gewachsen. Es ist eingeschmuggelte Ware. Die Kommune verkauft Spirituosen nur gegen Schein des Arztes. Aber wir wissen uns zu helfen."

Ich saß noch eine Stunde bei Ralph Galen und half ihm, gegen die Satzungen der Gemeinde sündigen. Während er dem schweren Wein reichlich

Digitized by Google

zusprach, erläuterte er mir, wie die Schule in Bebel nach den Dogmen des Materialismus die Welt konstruierte.

Sein Liebesleiden schien er vergessen zu haben; erst als ich aufbrechen mußte, um noch rechtzeitig meine Herberge zu erreichen, die um elf Uhr unnachsichtlich geschlossen wurde, fiel ihm Daisy wieder ein.

„Ich sollte Bebel verlassen, und zwar so bald als möglich," sagte er. „Ich habe die ganz bestimmte Vorahnung, daß ich noch ein Unglück anrichten werde. Es macht mich rein toll, wenn ich an Daisy denke und mir vorstelle, daß ein andrer — dreimal schon bin ich nachts zur nächsten Station unterwegs gewesen. Davonstehlen wollte ich mich, um jeglicher Pression zu entgehen. Doch jedesmal kehrte ich mich wieder um, wenn der Morgen graute. Etwas riß mich zurück, über das ich keine Macht gewinnen konnte. Was kommen muß, wird kommen; ich kann es nicht hindern."

Er befand sich in einem gefährlichen Zustande, der Bedauernswerte! — Aber ich fürchtete nicht für Daisy. Naturen wie die seinige drohen sich müde, und wenn die Zeit des Handelns kommt, beben ihnen die Kniee.

V.

Am nächsten Morgen verpflichtete mich der Bürgermeister durch Handschlag zum Gehorsam gegen die Gesetze der Stadt und des Landes auf vier Wochen und verlieh mir dann alle Rechte eines Genossen der Kommune.

Ein Herr in Hemdsärmeln und ohne Halstuch, den er aus einem Nebenzimmer herbeigeklingelt hatte, diente als Zeuge. Es wurde diesem Herrn — sein Name war Hinkel — eingeschärft, daß die Vierwochenklausel Regierungsgeheimnis sei und zu bleiben habe.

So wurde ich Bürger auf Zeit in Bebel.

Mein Oheim ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich in die Wohnung zu geleiten, die er bereits für mich hatte fertig stellen lassen.

Unterwegs warf er scherzhaft hin: „Wenn Ihnen eine unsrer jungen Schönen gefallen sollte — ein legitimes Verhältnis ist bei uns so leicht zu knüpfen wie zu lösen."

„Ich weiß es," erwiderte ich. „Sie haben die freie Liebe unter staatlicher Aufsicht. Und die Kommune ist die allgemeine Mutter sämtlicher Kinder."

„Dagegen haben Sie doch nichts? — Ich versichere Ihnen, daß nirgendwo auf der Erde die Kindersterblichkeit so gering ist wie bei uns. Aus guten Gründen, mein Herr. Sehen Sie: die Mutterliebe ist nur ein blinder Trieb, der für die Nachkommenschaft das Beste will. Ohne Kenntnisse, ohne Schulung vermag sie nichts. Wir aber können nicht alle unsre Mädchen zum Mutterberuf erziehen. Es wäre Luxus. Unser Prinzip ist, Arbeit zu sparen. Deshalb haben wir die Familie zerstört — oder vielmehr die Form der Familie erweitert. Und noch etwas Andres erreichen wir durch die Verstaatlichung der Kinder. Nämlich: Vater, Mutter, Kinder — das bildet im alten Gesellschaftssystem lauter zusammenhängende Klumpen. Die Masse läßt sich niemals in einen homogenen, glatten

Digitized by Google

Brei auseinander rühren. Jeder hängt zunächst an der Sippe. Das mochte in den Anfängen der Kultur notwendig sein; jetzt aber ist es zum Hindernis in der Entwickelung geworden. Die Familie im engeren Sinne hat ihre Schuldigkeit gethan; sie muß aus dem Organismus der Menschheit verschwinden und zweckmäßigeren Organen Platz machen."

Das klang doch wenigstens wie eine wissenschaftliche Idee!

Meine Wohnung — Logierhaus für ledige Männer A bis H — lag im ersten Stock und bestand aus zwei hellen, geräumigen Zimmern. Mit allen notwendigen Möbeln und Geräten war sie, jedenfalls nach einem festen Schema, ausgestattet. Mehr aber enthielt sie auch nicht. Als einziger Schmuck paradierte an einer Wand des Wohnzimmers eine lithographierte Ansicht der werdenden Stadt Bebel im Jahre 1900, in einem schlichten Rahmen von gebeiztem Tannenholz. Ich kannte sie schon von der Herberge her und traf sie später in jedem Wohnzimmer an, das ich betrat. Sie gehörte zu dem eisernen Inventar und sollte jedermann beständig vorhalten, wie herrlich weit es die Kommune in fünfundzwanzig Jahren gebracht hatte.

Der Bürgermeister unterließ nicht, dies mit — entschuldbarem — Gründerstolz auszusprechen.

Ich entgegnete: „Da wir unter uns sind, lieber Herr Konrad, darf ich wohl bekennen, daß mir Ihre Stadt in ihrer gegenwärtigen Gestalt — mit all' ihren auf der sogenannten Höhe der Zeit stehenden Einrichtungen — ganz und gar nicht imponiert. Selbstverständlich zolle ich der zähen Energie ihrer Erbauer alle Anerkennung. Ich habe indessen gefunden: wenn die vorhandene Intelligenz hauptsächlich — um nicht zu sagen ausschließlich — an der Verbesserung des materiellen Milieus arbeitet, geht das Niveau der allgemeinen Bildung zurück. Nicht nur die zu Arbeitsmaschinen herabgedrückten Industriesklaven geraten in die Gefahr, ihrer Seele zu vergessen, sondern ebensosehr diejenigen, denen ein bequemes Leben durch einen lediglich auf praktische Ziele gerichteten Gesellschaftsvertrag verbürgt ist. Ob Sie dieser Gefahr entgangen — ob Sie ihr nicht vielmehr erlegen sind — das, Herr Bürgermeister, überlasse ich Ihrer eigenen Beurteilung."

„Seele!" rief mein Oheim verächtlich. „Was ist das? — Nur ein Wort, hinter dem sich unsre Unwissenheit verbirgt. Mit jedem Fortschritt in der Erkenntnis des Zusammenhangs der Dinge ist die Seele — dieses ungreifbare Gespenst aus der dunklen Nacht des Aberglaubens — kleiner und kleiner geworden. Mit der Zeit wird es ganz verschwinden. Wie jämmerlich hat es auf der Erde ausgesehen, so lange die Menschen sich unter Furcht und Zittern mit dieser Seele beschäftigten! Sie, als Historiker, sollten das doch wissen. Besser wurde es erst, als wir Materialisten zu Worte kamen. Aus unsrer Art zu denken entsprang das Beste an der Kultur, deren wir uns heutzutage erfreuen. Gehen Sie mir mit Ihrer Seele!"

Ich brach die Diskussion ab; es wäre Zeitverschwendung gewesen, mit diesem Manne zu streiten.

Digitized by Google

Nachmittags suchte ich Kitty in ihrer Wohnung auf. Sie erwartete mich; die Pförtnerin sagte mir's, als ich nach ihr fragte.

Als ich die Thüre öffnete, die auf einem Streifen weißen Papiers ihren gedruckten Namen trug, erhob sie sich von einem Stuhle am Fenster, wo sie nähend saß, und that mir einen Schritt entgegen. Sie war blasser als gestern; über ihren Augen lag es wie ein leichter Schleier.

Auf meinen forschenden Blick anwortete sie: „Ich habe schlecht geschlafen. Durch das offene Fenster hat mich eine Fledermaus besucht. In den Vorhängen zappelte etwas und kreischte; davon wachte ich auf und mühte mich lange ab, das dumme Tier hinauszujagen. Und dann kamen Sie mir in den Sinn. Jawohl — Sie, mein Herr. Ich sorgte mich um Sie; es war mir ein ganz neues Gefühl. Der Gedanke quälte mich, daß auch Sie, wie jene Fledermaus, sich in einem Orte gefangen hätten, wohin Sie nicht gehören, und als ob ich Ihnen zu freiem Fluge verhelfen müßte. Dann wieder —"

Sie schwieg und wandte sich ab.

„Ihr Vater hat mich heute Morgen in die Gemeinde aufgenommen," sagte ich.

Zusammenschreckend kehrte sie sich wieder zu mir.

„So rasch? Ohne Probezeit? — Das ist ganz ungebräuchlich. Freilich: der Bürgermeister kann sie erlassen, wenn von dem neuen Genossen hervorragende Leistungen für die Kommune zu erwarten sind. Ihn verstehe ich. Aber Sie — was wollen Sie hier?"

„Habe ich's Ihnen nicht schon angedeutet — gestern am Springbrunnen?"

„Es summt mir noch etwas in den Ohren; aber mein Kopf hat keine Melodie daraus machen können."

Ich ergriff ihre Hand: „Kitty!"

Rasch, fast heftig entzog sie sich mir und machte sich an ihrer Näharbeit zu schaffen. Nach einer kurzen Weile fragte sie fremd und hart: „Ist Ihnen Ihre Wohnung schon angewiesen? Haben Sie Ihr Geld für den Rest des Monats bereits erhoben?"

Zu einer Erwiderung ließ sie mich indessen nicht kommen. Verwirrt hob sie die Hände und bat: „Hören Sie nicht auf mich! Ich weiß nicht, was ich rede. Seit gestern Abend kenn' ich mich nicht mehr" . . .

Sie wies mir einen Stuhl an, setzte sich mir gegenüber, mit dem Nähtischchen zwischen uns und sagte, sich zu einem andern Tone zwingend: „Also Sie bleiben bei uns! — Seltsam, daß mich bei dem Gedanken ein Gefühl der Furcht durchschauert. Als ob mir etwas drohte, das mich vernichtet. Und doch möcht' ich auch tanzen und springen, oder irgend etwas recht Tolles ausüben . . ."

Abspringend plauderte sie weiter: „Gefällt's Ihnen bei mir? — Es ist sehr, sehr einfach, nicht wahr? Bei Ihnen sieht das Boudoir einer jungen Dame gewiß ganz anders aus! Aber ich habe zur Verschönerung gethan, was ich konnte. Das Meiste freilich für mein Schlafzimmer. Doch auch hier sind Werke von meiner Hand. Sehen Sie: jenen Sofateppich habe ich geknotet, vor einigen

Digitized by Google

Wintern, als ich mich vor den Männern versteckt hielt, die mir draußen keine Ruhe ließen. Dazumal verstand ich noch nicht, sie mir fern zu halten. Seitdem sind mir die Krallen gewachsen. Die Herren haben erfahren, daß sie mir nicht zu nahe kommen dürfen. Bequem, wie sie sind, lassen sie mich in Ruhe und gehen hin, wo sie leichteres Spiel haben . . ."

So schwatzte sie und schwatzte, um die Erklärung hinauszuschieben, die sie von mir erwartete.

Endlich erschrak sie doch über ihre Gesprächigkeit, brach ab und schüttelte lachend den Kopf.

„Jetzt sollen Sie eine halbe Stunde lang das Wort haben, Herr Forster! — Erzählen Sie mir etwas aus Ihrer Heimat — von allem, was anders ist als bei uns. O, ich bin so neugierig geworden darauf, seit ich Sie kenne! — Und auch von Ihnen, von Ihrer Jugend — von allem, was Sie näher angeht, möcht' ich gerne hören. Warten Sie! Ich will meine Arbeit wieder zur Hand nehmen. Es ist eine Bluse von Daisy Menges, die ich ihr verändere. Sie versteht es, ihre Freundinnen für sich arbeiten zu machen . . . So! Nun beginnen Sie!"

Ich that ihr den Willen. Ich schilderte ihr die Welt, die ich um mich her vorfand, als es hell in mir wurde, — die Welt, die mich erzog und bildete. Von der Mutterliebe erzählte ich ihr, die ihr vorenthalten war, und die ich als Dreißigjähriger noch dankbar genoß, — von den Freuden, die unser Leben verklären, wenn wir es edel erfassen und menschenwürdig führen, — schließlich von dem Lebensabende meines Vaters, des Predigers, der überall das Gottesreich auf Erden wachsen sah, nur wachsen, und als fröhlicher Verkündiger einer aufsteigenden Ära der Bruderliebe glücklich die müden Augen schloß . . .

Kitty hatte bald aufgehört zu arbeiten. Die Hände in den Schoß gelegt, leise atmend, lauschte sie der wundersamen Kunde aus unbekannter Ferne.

Rasch fiel die Dämmerung herab; wir achteten des Dunkels nicht, das sich zwischen uns lagerte.

Endlich sagte ich: „So stellt sich in seinen lichten Zügen das Volk dar, dem ich entstamme und dem auch Sie im tieferen Grunde Ihres Wesens angehören. Denn auch Sie, Kitty, besitzen dieses Volkes köstliches Erbteil, das ihm der Genius der Menschheit in die Wiege gelegt hat —"

„Was ist das?" fragte sie rasch.

„Die englische Sprache hat kein Wort dafür. Wir nennen es Gemüt und meinen damit die Gabe liebevollen Erfassens aller Seelenregungen, worin etwas Göttliches aufzittert . . . Sie sind nicht glücklich hier, Kitty, können nicht glücklich werden, weil Ihr Gemüt nicht zu seinem Rechte kommt, — weil alle Empfindungen, die auf dem Boden von Bebel gedeihen, mit Selbstsucht imprägniert sind . . ."

„Es ist wahr," versetzte Kitty leise. „Ich habe nichts zum Lieben — niemand, der meiner bedarf, dem mein Dasein zur Freude gereicht. Es muß ein Genuß sein, für jemand zu hungern, damit er satt werden könne, zu wachen,

Digitized by Google

damit er schlafe. Freiwillig, aus einer Güte, die kein Verstand faßt. Hier aber — es ist wahr — hier giebt es nichts als abgewogene Dienstleistungen, als berechnete Pflichten, als sorgfältig gebuchte Thätigkeit. Für das Mitleid ist kein Platz gelassen. Und das Herz — ich fühl' es jetzt — das Herz hat doch solch' einen großen, unerschöpflichen Schatz davon, aus dem es so gerne verschwenden möchte . . ."

Ich lehnte mich über das Tischchen, das uns trennte, um in ihren Augen zu lesen, in die von einer entfernten Bogenlampe durch das Fenster eben jetzt ein matter weißer Strahl fiel. Die lieben Augen! Sie schimmerten feucht in Thränen sehnsüchtigen Verlangens nach einem höheren Glück, als ihr bis jetzt möglich erschienen war . . .

„Wollen wir beide uns wieder trennen, Kitty?" fragte ich.

Sie fuhr zusammen, als sie meine Stimme so nahe hörte. Dann auf einmal schlang sie die Arme um meinen Hals und küßte mich leidenschaftlich.

„Ich lasse nicht mehr von dir — niemals!" flüsterte sie.

Doch nur wenige Sekunden dauerte ihr ekstatischer Zustand. Plötzlich brach sie in Schluchzen aus und ließ mich frei. Sehen konnte ich sie nicht mehr im Dunkel; doch hörte ich, daß sie sich von mir entfernte.

Ich erriet ihre Empfindungen. „Willst du allein sein, Kitty?" forschte ich.

In zerrissenen Lauten kam es zurück: „Frage nichts mehr — jetzt nicht . . . Geh'! es würde mich verzehren, wenn du länger bliebest . . . Morgen — übermorgen — komm' wieder, wann du willst — wenn es hell ist — bald. —"

Sie verstummte. Die Thüre ihres Schlafzimmers ging; ein Riegel klang.

„Gute Nacht, Geliebte!" rief ich.

Keine Antwort.

An diesem Abende mied ich das Haus der Vergnügungen, obgleich ich dort erwartet wurde. Es wäre mir nicht möglich gewesen, den neuen Genossen Rede und Antwort zu stehen.

Ich flüchtete aus der Stadt und fand an dem Flüßchen, worin die Sterne sich zitternd spiegelten, einen sichern Pfad, dem ich folgte. Tiefe Stille herrschte ringsum. Hinter mir lag der Lichtschein der Stadt wie eine große, flache Schale von schimmerndem Milchglase. Vor mir zogen Leuchtkäfer rötliche Streifen kreuz und quer, von den Büschen zur Wiese, von der Wiese zu den Büschen. Nicht die geringste Strömung bewegte den Ozean der Luft. Eine Nacht war's, wo die Natur im Gleichgewicht ihrer Kräfte ruhte.

Hätte ich doch den Odem dieses Friedens in Kittys Seele senden können!

Doch bangte mir nicht, daß ihr jungfräulicher Stolz in dem Kampfe dieser Nacht siegen würde. Nein: vergebens bäumte sie sich nochmals auf gegen die Liebe, der sie doch verfallen war. Auch sie, ein Weib durch den Willen der Natur, mußte ihres Lebens Seligkeit in der Unterwerfung finden . . .

Der Morgen graute, als ich auf dem Wege zu meiner Wohnung Kittys Fenster passierte. Sie standen offen, doch waren die Vorhänge geschlossen. Ich wagte nicht, ihr „Guten Morgen" zuzurufen. Aber während ich stand und

Digitized by Google

hinaufschaute, kam mir ein närrischer Gedanke. Wenn ich mich doch in eine Drossel verwandeln könnte! Auf Kittys Fensterbrett würde ich fliegen und meine schönsten Lieder singen, bis sie mich haschte und hereinnähme.

Weitergehend mußte ich über die poetische Anwandlung lächeln, die mich überfallen hatte. Und dann legte ich mir die Frage vor, wie oft schon in den paar tausend Jahren, die wir Menschen in Gesittung verlebt haben, derselbe Wunsch die Brust verliebter Frühaufsteher durchzogen haben möchte. Und er wird wieder und wieder entstehen, so lange dichterischer Sinn noch eine Stätte auf Erden findet und die Liebe ein heiliges Mysterium bleibt.

VI.

An die Arbeit! — Am Morgen begann ich meinen Rundgang durch die Schulen von Bebel.

Zunächst besuchte ich die Knabenschulen. Die Lehrer waren bereits von meinem Kommen unterrichtet, und zwar schien ich als „fachmännische Autorität" angemeldet worden zu sein. Dieser unglückliche Ausdruck verschaffte mir einen schlechten Empfang. Denn von Autorität auf irgend einem Gebiet wollte niemand in Bebel etwas wissen, und wer merken ließ, daß er etwas besser zu verstehen glaubte als andre, kam in Verruf als ein eingebildeter Narr.

Man behandelte mich also durchgängig nur mit notdürftiger Artigkeit. Da ich mich indessen wohl hütete, dem Selbstgefühl der Herren zu nahe zu treten, so kam ich doch leidlich mit ihnen zurecht. Ich fand, daß die Mehrzahl aus reinen Handwerkern bestand, — aus gewöhnlichen Köpfen, die nur deshalb Schule paukten, weil die Kommune dies von ihnen als Arbeitsleistung forderte. Von Berufsstolz, von Standesbewußtsein entdeckte ich keine Spur bei ihnen. Wenn sie etwa morgen als Aufwärter in der Badeanstalt oder als Abfallsammler an den Speisehäusern beschäftigt worden wären, so hätten sie dies keineswegs als Herabsetzung empfunden. Sie würden auch dort, wie überall, wohin man sie stellen mochte, so wenig thun als möglich. Um der Sache willen nichts.

Die Minderzahl bestand aus Leuten besseren Schlages, — aus Leuten, die, wie es sein muß, geistig über ihrer Aufgabe standen und ihrem Beruf zugethan waren. Sie alle befanden sich, wie ich bald merkte, in innerlicher Opposition gegen das Kredo der Kommune. Aber sie waren klug genug, ihre eigene Weltanschauung hübsch für sich zu behalten und unverfälscht dasjenige zu lehren, was in Bebel als Wahrheit galt. Einen Vorwurf konnte ich ihnen kaum daraus machen, da auch außerhalb Bebels Unterwürfigkeit gegen die jeweiligen Meinungen der Regierung für Angestellte als erlaubte Heuchelei gilt. Die eigene Ansicht fängt erst an, wo der Dienst aufhört. Dies weiß jedermann, der etwas die Welt kennt, und richtet sich danach in seinem Urteil. Was meine neuen Bekannten in Bebel betraf, so fürchteten sie sich — und mit gutem Grund — vor einer Strafversetzung zu geisttötender Handarbeit, falls sie sich beikommen ließen, einige Tropfen Idealismus in ihren Unterricht einsickern zu lassen. Denn die Oberleitung, die jedem seinen Platz anwies, besaß in dieser Befugnis ein vor-

Digitized by Google

treffliches Zuchtmittel, das sie zur Zähmung der Widerspenstigen unnachsichtlich anwandte.

Ich hörte dem Unterricht in den Elementarklassen zu; ich durchblätterte die ersten Lesebücher, die in der städtischen Druckerei hergestellt waren, deren Verfasser sich jedoch nicht genannt hatten. Welch unkindlicher Realismus führte darin sein nüchternes Regiment! Da gab es keine sprechenden Tiere, keine singenden Bäume; da trieb der silberne Mond keine weißen Wolkenlämmer über die blaue Himmelswiese; da tanzten die Mücken keinen Hochzeitsreigen in der goldenen Festbeleuchtung der Abendsonne; da schüttelte Frau Holle keine Betten, daß die Federn durch die Luft wirbelten. Tot war die Natur, ein seelenloser Mechanismus, aus Zufall entstanden, erhalten und bewegt durch das blinde Walten physischer und chemischer Kräfte, die als ewig vorhanden unbesehens angenommen wurden.

Durchaus vermieden war der Name Gott, — jeder noch so verblümte Hinweis auf die Existenz einer übersinnlichen Welt. Kein Kind sah sich, wenn die Schrecken der Nacht ihm nahten, von Engelscharen behütet, oder glaubte sich von einem liebenden Vater bewacht, der über alles Macht hatte. Wie hätte es auch nur den Begriff von einem liebenden Vater fassen und im Herzen erweitern können, da es von seinem leiblichen Vater kaum etwas zu sehen bekam?

Arme Kinder von Bebel! Durch das wunderbare Reich der Phantasie mit allen seinen Herrlichkeiten schwärmten sie nicht hindurch, während ihnen langsam der Verstand wuchs; kein lustiges Spiel trieben sie mit Geschöpfen und Dingen, mit souveräner Freiheit sie umgestaltend, sie beseelend, mit ihnen schwatzend wie mit wirklichen Wesen, Erde, Luft und Himmel füllend mit unendlichem Gewimmel . . . Nein: jenes Dämmerlicht, worin die Jugend so glücklich ist — glücklicher, als sie jemals später sein wird — in Bebel fand es keine Duldung. Alles lag in der taghellen Beleuchtung des rohesten Realismus.

Noch schlimmer aber für die Kinder von Bebel war, daß ihnen nichts als groß, nichts als verehrungswürdig dargestellt wurde, — daß ihnen nicht die Augen für die Schönheit geöffnet, in ihnen nicht der Sinn für Tugend, für Edelmut erweckt wurde, — daß sie unfähig der Begeisterung blieben und aller Ideale bar!

Als es Mittag geworden war, hatte ich genug für den ersten Tag.

Im Speisehause erregte mein Erscheinen große Beachtung. Nicht allein hatte ich als neu aufgenommener Genosse im täglichen Anzeiger gestanden, sondern die Schriftleitung hatte mir sogar eine schmeichelnde Personalnotiz gewidmet. Man drängte sich an mich; man war erpicht darauf, dem jüngsten Bürger der Kommune hinter das Visier zu gucken. Natürlich sagte ich meinen Interviewern, was sie zu hören wünschten. Sie schienen mit mir zufrieden zu sein, denn sie schüttelten mir, einer nach dem andern, warm die Hand, als sie sich entfernten, um ihr Mittagsschläfchen zu machen.

Ich ließ es beinahe sechs Uhr werden, ehe ich zu Kitty ging. Sie war zum Ausgehen angekleidet, sagte mir aber nicht, daß sie schon eine Stunde auf mich wartete. Dies hatte mir die Pförtnerin gefällig verraten.

Digitized by Google

Nur die Hand reichte mir Kitty. Ein Blick in ihr Gesicht belehrte mich daß sie sich ihres Verhaltens am gestrigen Abende schämte, — des Liebesrausches, der ihr einen Augenblick die Selbstbeherrschung genommen hatte.

Ich hütete mich demgemäß vor jeder Zärtlichkeit, auch in meiner Rede. Scheue Tierchen darf man nicht voreilig zu streicheln versuchen. Während wir durch die Stadt spazierten, berichtete ich in leichtem Tone über meine Erlebnisse am Vormittage. Argwöhnisch beobachtete mich Kitty von der Seite; daß ich die Schranken nicht überschritt, in die sie mich gewiesen, war ihr doch verdächtig. Als wir draußen das erste Maisfeld erreicht hatten, das uns vor Beobachtung schützte, konnte sie ihr Mißvergnügen nicht länger bemeistern. Plötzlich blieb sie stehen und fragte, indem ihr das Blut in die Schläfen schloß: „Wie stehen wir eigentlich mit einander, Gerhard Forster?"

Ich legte ihr den Arm um den Nacken und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich liebe dich, du wilde Heckenrose. Für heute und morgen und alle Zeit — ohne Ende."

Sie hielt ganz still und trank das süße Bekenntnis in sich, nach dem sie gedürstet hatte.

Dann sah sie mich ratlos an: „Aber was soll nun werden?"

„Aus Zweien eins, Kitty. Wir müssen uns heiraten."

Sie nickte bedächtig. „Es giebt keine andre Lösung, ich sehe es ein," kam es wie ein Seufzer von ihren Lippen. Und nach kurzem Zögern bekannte sie mit niedergeschlagenen Augen: „Ich schäme mich, das zu werden, was man hier eine Frau nennt."

„Wir stehen unter unserm eigenen Gesetz, Liebste."

„Das ist wahr," gab sie zu. Doch merkte ich, daß sie noch immer leise ihrem Schicksal widerstrebte.

Ich zog ihren Arm durch den meinen und führte sie langsam weiter. „Ist nicht die äußere Form, worin wir uns vor der Welt binden, im Grunde eine sehr gleichgiltige Sache?" machte ich geltend. „Nur aus uns selbst kommt des Glückes Dauer."

Da warf sie die letzten Bedenken von sich. „Es ist auch einerlei," ergab sie sich. „Wer ins Wasser springen will, darf sich nicht daran stoßen, daß es naß macht."

Damit hatte sie ihre gewöhnliche heitere Laune wiedergewonnen. Lachend fuhr sie fort: „Und lange am Ufer zu stehen, ist auch nicht ratsam."

Ich verstand sie. „Jeder Tag ist mir recht," sagte ich.

Wir einigten uns auf übermorgen. Es war, als wenn wir uns zu einer Spazierfahrt oder zu einem Tanzkränzchen verabredeten.

Mit sinkender Sonne kehrten wir zur Stadt zurück. Kitty war voll von Übermut. Wolkenlos erschien ihr auf einmal die Zukunft; sogar von der bösen Kommune waren alle Flecken verschwunden.

Auf ihren Wunsch begaben wir uns in das Haus der Vergnügungen. Im Garten trafen wir den Bürgermeister, inmitten einer größeren Gesellschaft. Wir

Digitized by Google

setzten uns hinzu, und es dauerte nicht lange, bis unser Einverständnis allen offenbar war.

Mein Oheim schien beunruhigt; er forderte mich auf, ihn bei einem Gange durch das Haus zu begleiten. Kaum hatte er mich allein, als er mir zuraunte: „Was haben Sie vor?"

„Ihre Tochter zu heiraten und mit mir nach Europa zu nehmen," erwiderte ich. „Sie glaubten doch nicht, ich wollte, noch dazu mit meiner Cousine, lediglich eine jener Liaisons schließen, die man bei Ihnen Ehen nennt?"

„Dann ist alles in Ordnung," schmunzelte der alte Herr, sichtlich erfreut, das schwarze Schaf Kitty aus seiner Herde loszuwerden.

„Sie verlieren eine Tochter, Herr Konrad," erinnerte ich.

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Daran denke ich nicht. Vatergefühle — sie sind ohnehin nirgendwo sonderlich stark, glaube ich — habe ich nicht in mir kultiviert. — Weiß Kitty, was ihr bevorsteht? Ist sie einverstanden?"

„Bis jetzt meint Kitty, einem wirklichen Genossen der Kommune ihr Herz geschenkt zu haben. Und dabei gedenke ich sie einstweilen zu lassen. Ich bin ihrer sicher."

Der Bürgermeister sah mich etwas zweifelhaft an; aber er sagte nichts weiter.

Ralph Galen begegnete uns; trotz seiner guten Vorsätze spionierte er wieder nach Daisy herum. Wir nahmen ihn mit uns in den Garten und hielten ihn bei uns fest.

Es war ein glücklicher Zufall gewesen; denn Daisy befand sich um jene Zeit in einer Nische des Konversationssaales, mit studierter Nachlässigkeit auf einem Divan ausgestreckt, und vor ihr, näher als sie hätte gestatten sollen, saß, halb über sie gebeugt, Henry Strack und brachte durch Wort und Blick ihrer einschmeichelnden Schönheit den Tribut dar, den sie von ihm mit allen Künsten der Koketterie erzwang. Ein stattlicher junger Mann war dieser Henry Strack, mit runden Wangen von blühender Farbe, — ein jugendlicher Athlet mit einem Stiernacken und mächtig entwickelten Muskeln. Über die nervös aufquellende, heiße Beredsamkeit Galen's hatte er nicht zu verfügen, der leidenschaftliche Ton seines Vorgängers stand ihm nicht zu Gebot. Seine Liebe war mehr Gefühl als Worte. Aber er war ein Stück handfester Schmiedearbeit der Natur, wie es Weibern gefällt, die sich eben an einer feineren Individualität übersättigt haben.

VII.

Hochzeiten feierte man in Bebel nicht. Die Kommune, sparsam wie sie war und aller erschlaffenden Schwelgerei abhold, gab nur einmal im Jahre ein Fest, nämlich am Tage der Gründung Bebels durch den ersten Spatenstich in den jungfräulichen Prairieboden, und dann für alle. Was sie für die „Vereinigten" that, war, daß sie sie acht Tage lang von aller Arbeit entband. Selbst diese Einrichtung wurde von gewissenlosen Subjekten ausgebeutet, die möglichst häufig

Digitized by Google

heirateten, nur um jedesmal der Ferienwoche teilhaftig zu werden. Dagegen ließ sich nichts machen. Die Jagd auf Erlangung persönlicher Vorteile ist nirgendwo verboten. Auch in Bebel war sie es nicht, — nur erschwert. Und das Wild war klein und selten.

Am festgesetzten Tage, um neun Uhr morgens, unterzeichneten Kitty und ich die Akte unsrer ehelichen Verbindung. Noch waren unsre Unterschriften nicht trocken, als uns der eilige Beamte auch schon eine Anweisung auf eine Wohnung überreichte, wie wir sie zu beanspruchen berechtigt waren. Damit segelten wir weiter. Das Amt für kleine Dienstleistungen übernahm die sofortige Einräumung unsrer beiderseitigen Habseligkeiten in die drei uns zur Verfügung gestellten Zimmer, zwei Treppen hoch, und um elf Uhr waren wir vollständig eingerichtet.

Als ich dann neben meiner jungen Gattin auf einem der Sofas saß, wie sie in der städtischen Werkstatt für Zimmermöbel schon seit Jahren immer nach demselben Modell verfertigt wurden, wollte mir gar nicht so glücklich zu Mute werden, wie ich mir ausgemalt hatte. Es war etwas in der geschäftsmäßig bequemen Art, in der wir in dieses schablonenhafte Ehestandsparadies hineinbefördert worden waren, das mich, den in andern Sitten Erzogenen, verstimmte. Gar nicht wie eine richtige Heirat kam mir's vor. Und doch: war's nicht eine wahrhaft moderne, der elektrischen Ära entsprechende Einrichtung? Ohne all' das lästige Brimborium, das anderswo durchgelitten werden muß? War es nicht wie ein märchenhaftes Tischleindeckdich, das auf einen Wink aus dem Boden heraufschnurrte und sämtliche Süßigkeiten des Ehestandes vor zwei jungen Leuten ausbreitete, die sich vor achtundvierzig Stunden zum erstenmale gesehen hatten? Wo außerhalb dieser gebenedeiten Kommune wäre dergleichen Zauberwerk möglich gewesen? — Und doch war ich nicht zufrieden?

Nein, ich war es nicht, ich bedauernswerter Sklave eines ganzen Rummels von altväterlichen Gebräuchen, obgleich Kittys Hand mit sanftem Druck in der meinigen ruhte, obgleich ich wußte, daß sie ihren Mund meinen Küssen nicht weigern würde. Trübselig saß ich da, mit gerunzelter Stirn, und dachte an die alten, lieben, dummen Moden in der germanischen Heimat, wo noch immer, trotz des Siebenmeilenstiefelfortschritts in den letzten fünfzig Jahren, aus einer Hochzeit, aus der Vereinigung zweier Liebenden etwas gemacht wurde. Daran dachte ich, wie ich jetzt eigentlich, mit der Myrthe im Knopfloch, an einer hübsch gedeckten Tafel sitzen müßte, links neben mir mein kleines, graues Mütterchen, strahlend vor Vergnügen — wie die Gläser auf des glücklichen Paares Wohl klingen müßten, des Doktors und seiner Doktorin, myrthenbekränzt und im weißen Kleide . . . Und ich stellte mir vor, wie endlich der Wagen erscheinen würde und wir davoneilen durften in den Schwarzwald, den ich mir schon in meiner Studentenzeit als das Ziel meiner Hochzeitsreise erkoren hatte . . .

Dem scharfen Blicke Kittys entging nicht, daß ich träumte. „Du bist nicht bei mir," rügte sie milde.

„Doch," erwiderte ich. „Aber wir beide weilten weit, weit von hier — wo die Blumen schöner duften und die Herzen reiner glühen."

Digitized by Google

Kitty verstand mich. „In deinem Vaterlande," sagte sie bekümmert. „Wirst du es jemals vergessen können?"

„Muß ich es denn?"

Da umschlang sie mich: „Siehst du denn nicht ein, du geliebter Mann, daß du mit mir nur dann glücklich werden wirst, wenn du vergißt, was hinter dir liegt?"

Sie ahnte nicht, daß ich, noch ehe der Mond sich wieder rundete, von ihr dasselbe verlangen würde, was sie mir jetzt als Vorbedingung unsres Glückes empfahl!

Es klopfte. Wir wurden gestört.

Daisy Menges war es. Sie hatte Kitty in ihrer Jungfrauenwohnung besuchen wollen, das Nest aber leer gefunden und dann von der Hausverwalterin das Geschehene erfahren.

Einen Glückwunsch für uns erwartete ich nicht. Die Mode, Neuvermählten zu gratulieren, hatte in Bebel keinen Sinn.

Dennoch gratulierte Daisy, mir mit flüchtigem Händedruck, Kitty mit einem Schauer von Küssen unter ausbrechenden Thränen.

Kitty indessen blieb ungerührt bei dieser demonstrativen Teilnahme. Als Daisy von ihr abließ, fragte sie frostig: „Was ist denn mit dir passiert?"

Erst wollte Daisy nicht mit der Sprache heraus; schließlich bekannte sie jedoch, daß sie sich mit Henry Strack geeinigt habe. „Nun könnten wir ja glücklich sein, wie ihr," rief sie aus. „Aber ich fürchte mich vor Galen. Er hat geschworen, mich zu töten, wenn ich eine neue Ehe einginge."

„Er wird doch nicht!" sagte Kitty ungläubig.

„Meinst du wirklich? — Wenn ich's nur sicher wüßte! — Du könntest einmal mit ihm sprechen, Kitty, und ihn von seinen verrückten Mordgedanken abbringen."

Ich fiel ein: „Das wird Kitty bleiben lassen, Frau Menges."

Kitty wurde rot. „Weshalb nicht?" fragte sie mit einem Aufflackern in den braunen Augen.

„Weil ich es nicht wünsche, Schatz."

Daisy lachte spöttisch auf. „Das ist ja allerliebst! — Du armes Kind! Mußt du erst jedesmal um Erlaubnis fragen, ehe du ein Schrittchen für dich thust? Da bist du recht übel daran."

Kitty schwieg; ich sah, wie es in ihr kämpfte.

Wieder begann Daisy: „Dein Mann glaubt, er sei in Deutschland, wo die Frauen — schwache Geschöpfe — sich gebieten lassen. Du wirst gut daran thun, ihn über diesen seinen Irrtum möglichst bald aufzuklären. — Ich rechne auf dich, Kitty; du darfst mir diesen Liebesdienst nicht abschlagen. Am liebsten wär' mir's, du brächtest die Sache sofort in Ordnung. Galen geht immer pünktlich ein Uhr zu Tisch; du kannst ihn nicht verfehlen."

Ich versagte mir, nochmals in die Unterhandlung einzugreifen; Kitty mußte allein ihre Entscheidung treffen.

Digitized by Google

Vom Nebenzimmer aus, wohin ich mich verfügte, hörte ich nach fünf Minuten Daisy von dannen gehen. Ich erwartete, Kitty würde eintreten, um mir zu berichten. Aber sie kam nicht. Da begann ich ernstlich zu befürchten, sie könnte gegen meinen Wunsch entschieden haben. In das Wohnzimmer zurückkehrend, fand ich sie am Fenster stehend. Sie wandte sich nicht nach mir um.

Den Aufgebrachten spielend, rief ich: „Ist sie weg, die leichtfertige Person? — Solch ein Spatzenkopf! Keine Ahnung hat sie, was sie dir eigentlich zumutete. Wie? Du solltest intervenieren, um die Flatterhaftigkeit, die Treulosigkeit vor schlimmen Folgen zu schützen — du? Dazu wärst du doch wahrlich die allerletzte!"

Während dieser Rede hatte Kitty sich langsam umgewandt. Sie zeigte mir ein bedrücktes Gesicht. Als ich endete, klagte sie: „Ich habe soeben eine Freundin verloren."

Der durchklingende Vorwurf rührte mich nicht; sie hatte mir nachgegeben — das war die Hauptsache. Ich umarmte sie: „Hatte ich nicht recht?"

„Ja — aber —"

„Freundinnen wie diese passen nicht für dich. Sie wohnen im Sumpf, und ihr Atem ist giftig. Hast du noch mehr solche — je eher du sie von dir jagst, desto besser."

„Wie, du anspruchsvoller Mann?" erwiderte Kitty halb lachend. „Soll ich gar keinen Umgang mehr haben außer mit dir?"

„Das wäre mir einstweilen das liebste."

Ich hatte gesiegt — gesiegt, weil die warme Woge hingebender Liebe Kitty noch durchströmte. Doch war mir klar geworden, daß ihr die Gewohnheit unabhängigen Handelns tief im Blute steckte. Jetzt hatte sie ihren Willen, wenn auch leise murrend, dem meinigen untergeordnet. Doch aber nur in einer Frage, die sie nicht selbst betraf. Ich begann, mit inniger Bangigkeit in die Zukunft zu blicken.

VIII.

Eine Ferienwoche gönnte ich mir nicht; ich konnte es nicht, wenn ich die Arbeit, zu der ich mich verpflichtet hatte, innerhalb der gesetzten Zeit zu meiner Zufriedenheit vollenden wollte. Kitty schmollte über meinen „unvernünftigen" Thätigkeitsdrang; am liebsten hätte sie allein mit mir in einer hübsch ausgestatteten, warmen Höhle gehaust, wo gebratene Präriehühner zuflogen und im Winkel ein Quell eiskalter Limonade rieselte. Als sie mich nicht zum Müßiggang zu überreden vermochte, ließ auch sie sich wieder beschäftigen. Das Arbeitsamt verfuhr glimpflich mit ihr und ließ sie leichte Schreibereien bei der Verwaltung der Einkäufe besorgen.

Trotzdem hatten wir keinen Mangel an freier Zeit. Doch stellten wir darin nicht viel verliebten Unfug miteinander an, wie dies sonst die Gepflogenheit junger Ehepaare ist. Wir hatten gegenseitig zu viel an uns auszuforschen.

Man vergegenwärtige sich nur, daß wir gewissermaßen Antipoden waren, Kitty und ich. Je tiefer wir hineinschauten ineinander, desto mehr fanden wir

Digitized by Google

zum Verwundern. Auch sie. So sehr sie auch auf das allmächtige System in Bebel zu schelten liebte, so war sie doch ein echtes Kind der Kommune und urteilte aus engem Gesichtskreise mit dem Dünkel aller Beschränkten. Als ich einst von einer unsichtbaren Welt sprach, die hinter der sichtbaren sich verberge, die nichts sei als das Spiegelbild jener im Menschengeiste, da hätte sie mir beinahe ins Gesicht gelacht. Diese Vorstellung schien ihr vollständig absurd.

Doch verzweifelte ich nicht an Kittys Fassungskraft. Zu intelligent blitzte mich ihr Auge an: sie mußte tieferer Lehre als der bisher empfangenen zugänglich sein; in ihrem Gehirn mußten sich noch neue Nervenbahnen öffnen lassen.

Ich prüfte sie auf ihre Empfänglichkeit für Poesie. Da fand ich denn, daß sie sich an naiver Lyrik, soweit sie ihre Stoffe dem alltäglichen Leben entnahm, unbefangen ergötzte. Weiter indessen reichte ihr Verständnis nicht. In der Welt Homer's konnte sie sich schlechterdings nicht zurechtfinden; Shakespeare schien ihr größtenteils Schwulst und Bombast geschrieben zu haben; in der Gedankenpoesie der Modernen sah sie nur Wortgeklingel. Und für den mystischen Duft, den die feinsten Blüten der Poesie ausströmen, besaß sie erst recht kein Organ der Wahrnehmung.

Dies alles hätte ich mir vorhersagen können. Die Luft in Bebel war so ungeeignet wie nur möglich, den Sinn für Dichtkunst zu entwickeln. Schwerlich hatte jemals ein Genosse das Bedürfnis empfunden, individuelle Empfindungen in gebundene Form zu bringen. Sicher war, daß die Druckerei der Kommune sich noch nicht zur Vervielfältigung auch nur eines einzigen Gedichtes hergegeben hatte.

Ähnlich wie mit der Poesie erging es mir mit Kitty auf andern Gebieten. Immer gelangten wir irgendwo an einen Punkt, wo sie mir nicht mehr folgen konnte. Und dieser Punkt lag allemal da, wo die materialistische Weltanschauung versagte und der Schritt in das Ideelle gethan werden mußte. Sie empfand es bald, und es fing an, sie bedrückt zu machen. „Ich werde dich nie verstehen, und du wirst meiner überdrüssig werden," klagte sie, und ich hatte genug zu thun, ihr diese Furcht auszureden.

Von Daisy sahen und hörten wir nichts weiter. Auf ihre Vereinigung mit Henry Strack schien sie einstweilen verzichtet zu haben, da der „Tägliche Anzeiger" die Verbindung der beiden nicht meldete. Mit Galen blieb ich in gelegentlichem Verkehr. Er vermied zwar jede Erwähnung seines heimlichen Liebesleidens, doch empfing ich den Eindruck, daß es ihn innerlich so sehr wie je beschäftigte. Zuweilen in der Unterhaltung war er sekundenlang wie geistesabwesend. Dann starrten seine Augen wie ins Leere, seine Lippen preßten sich zusammen, und seine Hände, zu Fäusten geballt, zuckten. Gleich darauf gab er sich wieder ganz natürlich, ohne das kleinste Zeichen von Verlegenheit, so daß ich annehmen mußte, er werde sich dieser Anfälle gar nicht bewußt.

Eine stille Besorgnis, daß dieser gärende Vulkan einmal plötzlich zum Ausbruch kommen könnte, beunruhigte mich häufig in diesen Tagen. Dennoch erschrak

Digitized by Google

ich nicht wenig, als eines Vormittags die Kunde zu mir drang, Ralph Galen habe seine frühere Frau erstochen.

Fama hatte nicht gelogen, nur, wie gewöhnlich, übertrieben. Thatsache war, daß Daisy beim Verlassen des Standesamtes, wo ihre Vereinigung mit Strack vollzogen worden war, von Galen meuchlerisch überfallen wurde. Ehe Strack, der sich einige Schritte hinter Daisy befand, sich auf ihn werfen konnte, hatte Galen ihr ein dolchartiges Messer in die Brust gestoßen. Mit einem Schrei war sie schwerverwundet zusammengebrochen. Dann hatte Galen, plötzlich wie aus einem schweren Traum erwachend, sich neben seinem Opfer laut wehklagend niedergeworfen. Ohne Widerstand zu leisten, hatte er sich ergreifen und abführen lassen.

Dieses Ereignis, das erste seiner Art in Bebel, verursachte große Erregung, namentlich unter den Frauen, die sich plötzlich in ihrer Freiheit des Männerwechsels bedroht sahen. Da Gewaltthaten etwas Ansteckendes haben, fürchteten sie, dem ersten Rächer der Untreue würde bald ein zweiter, ein dritter folgen. Ein Gefühl banger Unsicherheit bemächtigte sich der Mehrzahl. Und beinahe einmütig, mit jenem Korpsgeist, der das weibliche Geschlecht in Bebel beseelte, forderten die Frauen, daß Galen, der Abschreckung wegen, gehängt werde. Sogar trat unter ihnen die Tendenz hervor, eine frühere amerikanische Nationalmode wieder ins Leben zu rufen, nämlich sich zu einem Mob zusammenzurotten, das Gefängnis zu erstürmen und den Frauenmörder zu lynchen; doch blieb es bei einer lauten, aber unthätigen Ansammlung blutdürstiger Genossinnen vor der verriegelten Thür der „Heilanstalt". So nämlich hatte es der Kommune beliebt, ihren Kerker zu taufen.

Die Männer dachten durchgängig anders. Sie hielten Galen's That einfach für diejenige eines Verrückten. Diese Meinung war auch im Kreise der Gemeindeverwaltung die herrschende. Denn am nächsten Morgen sagte der „Tägliche Anzeiger" nach einem kurzen Bericht über das Vorgefallene: „Beklagenswert ist jedenfalls das Opfer dieser unseligen That. Wenn Frau Daisy Menges auch, wie die Ärzte versichern, mit dem Leben davonkommen wird, so steht ihr doch, da ihre Lunge verletzt ist, ein langes Krankenlager bevor. Doch dürfen wir, unbeschadet unsrer Sympathie für Frau Menges, nicht vergessen, daß uns hier einer jener Fälle krankhafter Mordlust vorliegt, in denen man in weniger aufgeklärten Zeiten Verbrechen erblickte, während wir darin nur die Folge gestörten Nervenlebens erblicken. Auch Ralph Galen ist zu bedauern. Und obgleich die Gesetze des Staates, worin wir wohnen, uns zu einer gerichtlichen Aburteilung unsres Genossen nötigen, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß wir, getreu unsrer Überzeugung von dem rein pathologischen Ursprung aller Vergehen gegen das Moralgesetz, Ralph Galen unsern Ärzten zu überantworten haben werden. Möchte es ihrer Geschicklichkeit gelingen, den gestörten Organismus wieder in Ordnung zu bringen! Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Kommune der pädagogischen Gaben Galen's verlustig ginge."

Digitized by Google

Auch in Bebel verstand man, offiziell Stimmung zu machen. Mein Schwiegervater kannte seine Leute. Sobald die lautesten Hypothesen der Wissenschaft dem souveränen Volke im Orakelton vorgetragen wurden, war es wie hypnotisiert. Keiner wollte sich der schlimmen Nachrede aussetzen, daß er den Zopf andrer Nationen an seinem Hinterhaupte trüge. So ging es auch diesmal. Nach kurzem Zögern scharten sich sämtliche Genossen und Genossinnen um die aufgehißte Fahne mit der Inschrift: „Verbrechen ist Krankheit".

Der eingetretene Umschwung zeigte sich naturgemäß am possierlichsten bei den Frauen. An die Stelle der Entrüstung trat das Mitleid mit dem armen Mörder. Dieselben Weiber, die ihn hatten zerreißen wollen, pflückten jetzt Sträuße von Feldblumen und sandten sie in sein „Krankenzimmer", und in den Küchen der Speiseanstalten verfertigten in rührendem Wetteifer alte und junge Genossinnen süße Gerichte zu seiner Erquickung.

Ralph Galen indessen war keineswegs erbaut von diesen ihm so günstigen Kundgebungen der öffentlichen Meinung. Am dritten Tage wurde ich zu ihm gelassen. Er goß bittern Spott über den schwächlichen Humanitätsdusel, der in Bebel grassierte.

„Ich krank!" rief er aus. „Lächerlich! Davon müßte ich doch etwas wissen. — Von Sinnen soll ich gewesen sein, als ich mein treuloses Weib richtete? Dumme Behauptung! Ich habe gethan, was ich thun mußte, weil ich eben Ralph Galen bin und kein andrer. Für meine Persönlichkeit aber bin ich verantwortlich; daran ist doch nicht zu rütteln. Der Bürgermeister hat mir unter vier Augen erklärt, ich hätte einen Akt der Privatrache vollzogen und mich dadurch freventlich gegen die Souveränität der Gesellschaft aufgelehnt. Die Sache läßt sich so auffassen, gewiß. Will die Gesellschaft, die ja im Besitze der Macht ist, mich dafür strafen, so mag sie es thun. Nur soll sie sich nicht mit ihrem Rechte brüsten! Wir stehen als zwei Parteien gegeneinander. Mein individuelles Recht, aus der tiefsten Empfindung des ewig Gesetzmäßigen fließend, kann unterdrückt werden, aber zerstört niemals. Ich bin für die Heiligkeit der Ehe eingetreten gegen unwürdige Menschensatzung. In eigener Sache freilich, aber doch als Vertreter eines Prinzips, als Kämpfer gegen den Götzen Unsittlichkeit, vor dem die Kommune anbetend auf den Knien liegt."

Er saß in dieser Auffassung wie in einer Festung. Von ihren Stahlmauern prallten meine Argumente wirkungslos ab. Es waren Geschosse, in dem alten Arsenal der Moral geschmiedet. Galen sah nicht ein, daß er ein Verbrecher war, schlechterdings nicht; er blieb dabei, daß ihm für seine That der Dank aller Guten gebühre. — Ich war fertig mit ihm.

Kitty bildete sich ein, daß sie die Katastrophe verhindert haben würde, wenn sie sich der erbetenen Vermittelung unterzogen hätte. Um darüber ins Klare zu kommen, besuchte sie, sobald dies thunlich war, ihre alte Freundin Daisy. Sie erfuhr, daß sie weder sich noch mir Vorwürfe zu machen brauchte. Frau Weibel hatte mit Galen verhandelt — ohne den geringsten Erfolg. Dies war der Grund gewesen, weshalb Daisy zauderte. Aber Henry Strack drängte

Digitized by Google

immer stürmischer und spottete über ihre Angst. Da schloß sie die Augen und rannte blindlings in ihr Verhängnis.

Erleichtert kam Kitty zurück. Aber eine neue Last schien auf sie gelegt worden zu sein. Mit einem eigentümlich starren Gesichtsausdruck strich sie um mich herum, allerlei zwecklose Dinge treibend — aufräumend, was niemandem im Wege war, zurechtrückend, was an Ort und Stelle stand. Als ich Miene machte, sie zu küssen, drängte sie mich unwillig zurück: „Laß das!" sagte sie heftig, mit zuckenden Lippen.

Achselzuckend ließ ich sie gewähren und beschäftigte mich mit meinem Gutachten, das sich der Vollendung näherte. Da setzte sie sich ans Fenster, stützte den Kopf in die Hand und blickte hinaus auf den Lassalle-Platz mit seinen glasbedachten Bürgersteigen, wo die werten Stadtgenossen nachmittags zu luftwandeln pflegten. Zuweilen aber wandte sie sich ins Zimmer zurück und betrachtete mich von der Seite, mit einem Ausdruck, als ob sie einen fremden Zug an mir entdeckt hätte, woran sie sich gewöhnen müsse.

Ohne zu mucken ließ ich mich besichtigen. Mir war bekannt, daß es meist vergebliche, immer aber überflüssige Mühe ist, einer Frau Geheimnis mit Zangen und Bohrern anzugreifen. Nimmt man eine gleichgültige Miene an und legt sich ruhig aufs Warten, dann fällt es nach kurzer Zeit von den Lippen wie eine überreife Frucht vom Baume.

Nach dem Abendimbiß verlangte Kitty, in das Haus der Vergnügungen geführt zu werden. „Mich dürstet nach Menschen," entschuldigte sie sich

So gesprächig war sie, wie sie sich vor mir noch nicht gezeigt hatte. Überall suchte sie Anschluß; als ob sie plötzlich von überströmender Liebe zu sämtlichen Genossen erfaßt worden sei.

Während ich ihr Treiben verwundert beobachtete, erspähte mich der Bürgermeister und rief mich an.

„Sieht man Sie einmal wieder?" fragte er lächelnd und hob den Finger. „Die Freuden des jungen Ehestandes halten Sie wohl fern von uns?"

Er hatte mich bei einem Rockknopfe genommen und isoliert. „Weiß Kitty es schon?" flüsterte er.

Da ging mir ein Licht über Kittys sonderbares Benehmen auf. „Sollte Ihr Faktotum geplaudert haben?" warf ich hin.

„Sehr möglich," versetzte mein Schwiegervater gleichmütig. „Wenn etwas geheim bleiben soll, dann dürfen nur diejenigen davon wissen, die es angeht. Hinkel ist sonst kein Schwätzer. Aber er sitzt viel mit einigen Elementarlehrern zusammen. Diese Herren fürchten, in Ihnen einen Vorgesetzten zu bekommen. Da wird er sie beruhigt haben, und so mag die Nachricht weitergelaufen sein. — Was sagt denn Kitty dazu? Hat sie Umstände gemacht? Geht sie gern?"

Ich konnte nur antworten, daß ich aus Kitty noch nicht recht klug werden könnte.

Das habe ihm auch noch nicht gelingen wollen, bemerkte er trocken. Doch sah ich ihm an, daß ihn meine Auskunft nicht befriedigte.

Digitized by Google

Nach einer Weile suchte ich Kitty wieder auf und fand sie endlich im Tanzsaale, — tanzend mit einem Eifer, als ob sie heute zum letztenmale Gelegenheit hätte, dieses Vergnügen zu genießen. Mehrmals streifte mich ihr Blick, aber sie that, als ob ich sie nichts anginge. Sie tanzte gut, die kleine Widerspenstige. Den Genossen, die sich die Mühe gaben, sie mir vorzuschwenken, war ich von Herzen dankbar. Meine Frau gefiel mir immer besser.

Es wäre ein taktischer Fehler gewesen, wenn ich sie zum Tanze aufgefordert hätte. Nein, nach dem zweiten — unendlich langen — Walzer entfernte ich mich aus dem Saal.

Was ich erwartet hatte, geschah: Kitty flog hinter mir her. Plötzlich hing sie an meinem Arm und seufzte: „Ich bin todmüde."

„Nach der kleinen Anstrengung?" fragte ich ironisch.

Kitty sah mich von der Seite an.

„Du wirst mir immer rätselhafter," rief sie aus.

„In der That? — Betrachte mich einmal nur mit den Augen der Liebe und du wirst alles verstehen!"

Ohne zu antworten drängte sie zum Ausgange. Wenige Minuten später standen wir unter den Sternen des Septemberhimmels.

IX.

Unterwegs sprach Kitty wenig und kein Wort von dem, was sie beschäftigte. Aber sie schmiegte sich dicht an mich, als ob sie sich versichern wollte, daß sie mich noch besäße. Zu Hause angekommen, zog sie mich zum Sofa, setzte sich mir auf den Schoß und legte den Kopf auf meine Schulter. Hin und wieder lief ein leichter Schauer durch ihren Körper. Und nach einer Weile rang sie sich endlich die leise Frage ab: „Wann gehst du von mir, Gerhard?"

Ich küßte sie auf den Mund. „Hat man mich bei dir verleumdet, mein Lieb? Und du hast geglaubt, daß ich mich von dir trennen könnte?"

Noch konnte sie sich von ihrem Verdachte nicht befreien. Im Tone des Zweifels forschte sie: „Willst du mich wirklich mit dir nehmen?"

„Wohin ich auch gehe, wirst du bei mir sein."

Kaum konnte ich mich ihrer ungestümen Liebkosungen erwehren. Auf einmal aber sprang sie von meinem Schoße und ging händeringend hin und her.

„Ich hätt' es mir ja gleich denken können," begann sie zu klagen. „Es war unmöglich, daß du mir das Opfer deines Vaterlandes brachtest! Mir! Und dennoch hab' ich dir geglaubt, und das Ungeheure hat mich überwältigt und mich dir zu eigen gegeben. O du Argliftiger! Jetzt bin ich dein Weib — kann ich noch von dir lassen? Muß ich mich nicht an dich klammern, um meiner Ehre willen? Und wenn ich mich auch nie in der Fremde heimisch fühlen werde — unter Menschen, die anders sprechen, denken und empfinden wie ich — nie, ich weiß es — ich darf nicht zurückbleiben. Das ist Zwang, und ich hasse den Zwang."

Digitized by Google

Mit ausgebreiteten Armen ging ich auf sie zu: „Aber beste Kitty, mein süßes Weib! Kann denn Zwang da sein, wo Liebe ist?"

Sie wich zurück. „Laß mich erst reden; ich muß mir Luft machen. Du hast mich, genau betrachtet, schmählich übervorteilt. Deine Liebe ist eine selbstsüchtige Liebe. Sie nimmt mir die Heimat, ohne mich zu fragen. Sie verlangt alles von mir und bittet nicht einmal darum. Du winkst, und ich soll folgen. Wenn ich nicht will, ziehst du an der Kette, die du mir tückisch angelegt hast. Unter der Maske eines Renegaten hast du mich verführt und in deine Gewalt gebracht. War das edel? War das auch nur recht und billig? — O Gerhard, du hast mich nicht behandelt wie eine Gleiche — mit Offenheit und Ehrlichkeit — Wort gegen Wort — wie kann ich dir jemals wieder vertrauen?"

Ich versuchte nicht, mich zu rechtfertigen; es wäre nutzlos gewesen. Ich warf mich vor ihr nieder: „Begnadige mich! Sei lieb, sei gut! Nimm mich wieder auf in deine Arme, du einziges Glück meines Lebens!"

Gegen diese Sprache war Kitty nicht unempfindlich — welches Weib wäre es? — „Du schlimmer Mann!" sagte sie mit einem halben Lachen. „Willst du mich mit Schmeicheleien wehrlos machen? — Steh' auf! Sei vernünftig! Sage mir endlich, was du mit mir vorhast!"

Sie ließ sich zum Sofa zurückführen. Ich zog sie neben mich nieder und drückte sie sanft an mich.

„Laß dir erzählen, mein Liebchen, wie unser Leben verlaufen wird," redete ich auf die Stillgewordene ein. „Noch eine kurze Zeit und wir entfalten die Schwingen und fliegen der Sonne entgegen. Über Land und Meer geht die Reise — unsre Hochzeitsreise. Zuweilen, wenn wir einmal Lust dazu bekommen, tauchen wir vorsichtig in der Menschen verwirrendes Getümmel hinein, nur um zu sehen, wie sie das Geschäft des Lebens betreiben, — wie sie mit ihrer Seele wirtschaften unter dem vielgestaltigen Druck der Vergänglichkeit. Aber meist bleiben wir allein und lassen die bunten Bilder fremden Thuns in der Ferne an uns vorüberschweben, uns selbst genug . . . Und endlich, nach ausgekosteter Freiheit, lassen wir uns nieder und schaffen uns den festen Punkt, den jeder haben muß, um von ihm aus seine Kreise ziehen zu können, — schaffen uns das eigene Heim mit seinem unsichtbaren Schutzwall gegen den anmaßenden Einfluß störender Art, — das eigene Heim, worin alles sich läutert, was das Herz bewegt, worin alles sich klärt, was dem Verstande zufließt . . . Ein hübsches Häuschen wird es sein, woran im Sommer die Rosen emporklettern und uns in die Fenster hineinnicken, mit der Aussicht auf waldbewachsene Berge, die in wechselnder Luft, in wechselndem Licht bald greifbar nah, bald duftig fern, bald schattig dunkel, bald in leuchtendem Sonnengoldglanz vor uns liegen. Drinnen wir, jeden neuen Tag mit neuer Freude begrüßend, täglich mehr in einander wachsend, immer ein höheres Glück noch vor uns sehend. Um uns Kinder — unsre Kinder, Kitty — mit deinen, mit meinen Zügen im wunderbarsten Gemisch, — süße, vertraute Wesen, deren Liebe uns begleitet wie eine beständige Sphärenmusik, die wir besser und treuer pflegen als uns selbst . . . Und hinein zu uns rankt sich langsam

Digitized by Google

der immergrüne Epheu der Freundschaft und überkleidet die Wände mit dem schönsten Schmuck, den ein Haus sich gewinnen kann. Darüber aber, hoch am Himmel, immer leuchtend, funkelt geheimnisvoll der Stern der Ewigkeit und gießt den Schimmer seligster Hoffnung in die Dämmerstunden unsres Lebens . . . Welche Zukunft, Kitty, mein teures Weib — welche Zukunft für dich und mich! Brennen deine Sohlen nicht, die Reise anzutreten?"

Kitty, die mit geschlossenen Augen ganz still zugehört hatte, seufzte tief auf, drückte sich fester an mich und sagte: „Laß uns gleich gehen — morgen, ehe mich's wieder faßt und festhalten will. Und ich wollte, du gäbest mir einen Schlaftrunk, der mir für die nächsten vierundzwanzig Stunden die Augen schließt. Wenn ich sie wieder öffne, möchte ich weit, weit fort sein."

„Es geht nicht," mußte ich ihr antworten. „Noch eine Woche müssen wir ausharren."

„Eine Woche!" wiederholte sie bekümmert. „Das ist eine lange, lange Zeit. Ich traue mir nicht, Gerhard."

Sie blieb gut und fügsam an diesem Abende, ganz im Banne der Zukunftsbilder, die ich vor ihr heraufbeschworen hatte. In meinen Armen ging sie zur Ruhe, und als ich, lange nach ihr, einschlief, war ich von der Überzeugung durchdrungen, daß nichts mehr uns werde trennen können.

Am Morgen war sie still und nachdenklich. Auf unser Gespräch vom letzten Abend kam sie mit keinem Worte zurück. Nur, als sie mir, wie gewöhnlich, vor dem Verlassen unsrer Wohnung die Lippen zum Kusse darbot, that sie die wunderliche Frage: „Wärest du fähig, zu handeln wie Galen?"

Lachend erwiderte ich: „Du hast nichts zu fürchten, Schätzchen." Einige Minuten später hatte ich dieses Gespräch vergessen. Mittags traf ich Kitty nicht zur verabredeten Zeit im Speisehause. Nachdem ich, nach Möglichkeit zögernd, meine Mahlzeit beendet hatte, erkundigte ich mich bei den aufwartenden Genossinnen, ob etwa meine Frau bereits dagewesen sei. Die Antwort lautete bejahend und wurde mit einem eigentümlichen, wie mir schien, schadenfrohen Lächeln erteilt, das mich stutzig machte.

Indessen dachte ich an nichts Arges. Ich erwartete, Kitty zu Hause zu finden. Vielleicht war sie von einem Unwohlsein befallen worden, das sie heimgetrieben hatte. Aber weder traf ich sie daselbst, noch war sie seit dem Morgen dort gewesen.

Nun bemächtigte sich meiner doch eine gewisse Unruhe. Das verdächtige Lächeln der Aufwärterinnen kam mir wieder in den Sinn. Außerdem erinnerte ich mich jetzt, daß auch meine Tischgenossen seltsame Blicke ausgetauscht hatten als sie meiner ansichtig wurden. — Was hatte sich ereignet?

Auch jetzt noch durchzitterte mich keine Ahnung von der Wahrheit. Aber es trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt: ich mußte Kittys so bald als möglich habhaft werden.

Wo konnte sie sein? — Mutmaßlich bei einer von ihren Busenfreundinnen. Ich eilte zu dem Hause, worin Daisy Menges, gepflegt von ihrem jetzigen

Digitized by Google

Manne, ihre Genesung erwartete. Die Pförtnerin berichtete mir, Kitty sei längere Zeit dort gewesen. Auf ihrer Spur war ich also. Ich ging weiter, zu Frau Weibel. Dort schien mir das Glück zu lächeln. Am Eingange hieß es, wahrscheinlich würde ich Kitty noch oben treffen. Also stieg ich die beiden Treppen hinauf und suchte die Thüre mit den Namen: Adolphus Bitter und Cilly Weibel.

Frau Weibel, die auf mein Klingeln öffnete, erschrak, als sie mich erblickte. Doch faßte sie sich schnell und bat mich mit katzenartiger Freundlichkeit, einzutreten.

In dem Wohnzimmer fand ich wohl den asthmatischen Herrn Bitter, der in einem Lehnstuhle der Ruhe pflegte und mich verlegen anhustete, aber nicht, wie ich erwartet hatte, Kitty.

„Ist meine Frau nicht hier?" fragte ich enttäuscht.

„Vor fünf Minuten ist sie wieder gegangen," erwiderte Frau Weibel, und Herr Bitter nickte bestätigend, indem er mir mit der Hand einen Stuhl bezeichnete, auf den ich mich niederlassen könnte.

„Und wohin?" forschte ich weiter.

Einige Sekunden zögerte Frau Weibel mit der Antwort. Dann sagte sie patzig: „Sie hatte die Absicht, sich zum Standesamt zu begeben. So habe ich es bei meinem ersten auch gemacht."

Ich verstand diese Nachricht um so weniger, als ein halbes Dutzend Kanarienvögel, das an den Wänden umherhing, seit meinem Eintritt in eine Art von Konkurrenzschlagen ausgebrochen war.

„Standesamt?" schrie ich zurück. „Was hat Kitty denn dort zu thun?"

„Das sollten Sie sich doch selbst sagen können, da sie in unsern Gesetzen genügend Bescheid wissen," gab mir die streitbare Frau zur Antwort.

In dem infernalischen Vogelkehlengeschmetter war eine Unterhaltung unmöglich. Ich erhob ärgerlich meine Stimme: „Würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, Ihr Hausorchester an weiteren Vorträgen auf einige Minuten zu verhindern? — Oder, wenn Ihnen dies nicht möglich ist — würden Sie mich wohl — mit gütiger Erlaubnis des Herrn Bitter — in Ihr zweites Zimmer führen?"

„Ach, das geniert Sie?" erwiderte Frau Weibel erstaunt. „Davon hören wir kaum noch etwas."

Beneidenswerte Nerven gediehen in Bebel! Übrigens öffnete sie mir bereitwillig die Thür zu dem Zimmer Nummer Zwei, in das ich schleunigst flüchtete.

Indem sie mir folgte, entschuldigte sie sich: „Die Vögel sind eine Liebhaberei von Herrn Bitter. Er ist so musikalisch. Und jetzt, da er seiner Brust wegen keine Arbeit zu leisten braucht und meist zu Hause sitzt, sind sie ihm solch' liebe Gesellschaft." — Ihre Stimme dämpfend, fuhr sie fort: „Im Vertrauen, Herr Forster, es steht nicht gut um den Mann. Meine Träume kommen immer wahr. Sie sollen sehen, es dauert nicht mehr lange, bis er in den Ofen geschoben wird. Meinen Sie nicht auch?"

Digitized by Google

Die Person wurde mir immer widerwärtiger. Ernst erwiderte ich: „Ich wünsche Herrn Bitter ein seliges Ende, früher oder später. — Und nun: was hat sich mit Kitty zugetragen?"

Endlich mußte sie mir Rede stehen.

Sie machte einen kläglich mißlingenden Versuch zu lachen. „Sie werden doch nicht solch' ein verdrehter Kopf sein wie der Galen!" rief sie aus. „Man muß ja jetzt angst und bange sein um sein bischen Freiheit! — Kitty ist wirklich herzensgut, aber es war zu viel, was Sie von ihr verlangten. Jedermann sagt es. Eine Frau, die noch etwas auf sich giebt, läßt sich nicht in die Sklaverei schleppen — lebenslang. Es wäre doch Unsinn, wenn Kitty das sorgenlose, freie Leben aufgeben wollte, das ihr hier garantiert ist. Und für was? — Als ob wir nicht wüßten, wie die Gesellschaft in Europa beschaffen ist! Wer darin geboren ist, mag's ja nicht merken, was alles auf ihm herumdrückt. Aber wir — wir sind's doch besser gewöhnt. Wir tragen keine Zwangsjacken. Von uns zu Euch — das ist wie bei Euch eine Verbannung nach Sibirien. Dabei muß man zu Grunde gehen. Kitty hat es eingesehen. Es war auch unter uns nur eine Stimme darüber, daß sie bleiben müßte."

Bitter erinnerte ich: „Und ihre Schwärmerei für ewige Liebe und Treue — wo ist die geblieben?"

„Überspannte Ideen eines jungen Mädchens!" versetzte die erfahrungsreiche Frau Weibel geringschätzig.

„Ich darf Sie also dahin verstehen, daß Kitty sich entschlossen hat, mich auf die hier übliche Weise zu verlassen?"

„In diesem Augenblick wird sie schon wieder frei und ledig sein."

„Sehr wohl; ich weiß genug. Nur noch zu danken habe ich für die mir so freundlich erteilte Auskunft."

Damit brach ich auf, verfolgt von dem triumphierenden Schmunzeln meiner mehr bornierten als boshaften Krippengenossin Cilly Weibel.

Herr Bitter hustete gerade nicht, als ich an ihm und seiner nunmehr piano musizierenden Gesellschaft vorüberging. Zum Sprechen aber war er zu schwach; er winkte mir nur mit seiner langen weißen Hand einen Abschiedsgruß zu. Ich war ihm nur noch ein Schatten, der undeutlich über seinen Weg glitt. Nur die Gefährtin, die wahrscheinlich schon über ihn hinweg nach einem neuen Gesellschafter ausschielte, — sie erblickte er noch im abnehmenden Lichte. Hoffentlich in der Glorie selbstverleugnender Güte!

Trübe gestimmt durch das Bild des sterbenden Bitter, das ich mit mir hinwegnahm, schlenderte ich nach Hause. Unterwegs beschlich mich eine schwache Hoffnung, günstige Botschaft von Kitty vorzufinden, vielleicht sie selbst. Es konnte doch sein, daß sie noch auf der Schwelle des Standesamts vor dem letzten, entscheidenden Schritt zurückgeschreckt war.

Trügerische Erwartung! — Die Thürhüterin sah mich sonderbar an, als ich an ihr vorüberging. Ob er's schon weiß? las ich in ihren Mienen. Da zweifelte ich nicht länger daran, daß ich Witwer geworden war.

Digitized by Google

In der Wohnung fehlte Kittys fahrende Habe; sie war dagewesen und hatte alles entführt, was ihr gehörte. Kein Schnitzelchen Zeug, kein Bändchen, keine Stecknadel erinnerte an sie. Erbarmungslos hatte sie den Schnitt der Trennung vollzogen.

Zuletzt fand ich auf meinem Schreibpult ein Blättchen von ihr. Sie schrieb mir: „Lebewohl! Und vergieb mir, ich konnte nicht anders. Nie werde ich Dich vergessen, wenn Du mich auch unglücklich gemacht hast. Kitty."

Ein Wort des Mitleids hätte sie mir wohl gönnen können. Wie tief sie mich traf — sie wußte es doch wahrlich gut genug. Hatte sie überhaupt an mich gedacht — an meine Empfindungen, als sie sich losriß?

Genau dreizehn Tage hatte meine Ehe gedauert. Welch' eine pikante Nahrung für den schadenfrohen Klatsch in Bebel!

Ich mußte das unselige Nest verlassen — so bald als möglich. Das war mir klar. Und ich setzte mich hin und schrieb in stiller Wut den Schluß meines Gutachtens. Ich erlaubte mir, die Prophezeiung auszusprechen, daß die Kommune entweder durch allgemeine Verdummung verloddern oder in ihrem materialistischen Fett ersticken würde, wenn nicht noch zur rechten Zeit die geknebelte geistige Menschennatur sich empörte und das System in Trümmer schlug.

X.

Am andern Morgen ganz in der Frühe suchte ich meinen Oheim und Exschwiegervater in seiner Wohnung auf.

Er zog eine saure Miene, als er meiner ansichtig wurde. „Eine vertrackte Geschichte!" rief er aus und streckte mir zu einem Kondolenzdruck die Hand entgegen. „Für Sie — aber auch für mich. Da hat sich's wieder einmal gezeigt: man soll nie darauf rechnen, daß ein Frauenzimmer Kurs hält — auch das beste nicht. Sobald es vor sich ein Wölkchen aufsteigen sieht, dessen Form ihm nicht gefällt — flugs fliegt das Steuer herum. Nun sagen Sie mir: was ist denn vorgefallen?"

„Zwischen Kitty und mir nicht das geringste. Als ich sie gestern Morgen zuletzt sah, besaß ich ihr Versprechen, daß sie mich begleiten wolle."

„So? — Es soll ihr gestern von allen Seiten arg zugesetzt worden sein. Wahrscheinlich ist sie in eine wahnsinnige Angst vor dem fremden Lande hineingeschwatzt worden — einem Kinde ähnlich, das in einen großen Wald hinein soll und hört nun von andern Kindern schreckliche Geschichten von wilden Tieren und blutdürstigen Menschenfressern, die darin sich aufhalten sollen . . ."

Ich überreichte dem alten Herrn meine Arbeit und bat ihn, mich von meinem Kontrakte zu entbinden.

„Der Boden brennt Ihnen wohl unter den Füßen!" versetzte er, indem er das Paket in der Hand wog. „Ich kann mir's denken. Und es ist wahr: viel Angenehmes würden Sie hier nicht mehr erleben. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß die Stimmung in der Stadt gegen Sie ist. Schon Ihre rasche Verheiratung hatte unliebsames Aufsehen erregt. Als dann bekannt wurde, welchen Pakt ich

Digitized by Google

mit Ihnen geschlossen hatte und daß Sie Kitty nach Europa mitnehmen würden, wallte der Lokalpatriotismus auf. Auch gegen mich, der ich als Begünstiger, wenn nicht als Urheber dieses Jungfrauenraubes galt, kehrte sich die Entrüstung unsrer Fanatiker. Anstatt die mir mit neun Zehnteln aller Stimmen anvertraute Herde zu schützen, hatte ich selbst dem Wolfe die Thür geöffnet . . . Da ich indessen die kurzen Wellen unsrer lokalen Stürme kenne — die Satten sind friedfertig — so ließ ich das Unwetter gelassen über mich ergehen. Nun verbreitete sich gestern Abend die Nachricht von Kittys Sinneswechsel. Noch zu rechter Zeit hatte sich die Tochter der Kommune auf ihre Privilegien besonnen. Die Blamage ihres Abfalls war glücklich von Bebel abgewandt. Den Jubel hätten Sie sehen sollen! Im Nu wurde Kitty zur Heldin des Tages; alle Herzen schlugen ihr entgegen, wie die übliche Redensart lautet. Wäre sie an Ort und Stelle gewesen, man würde ihr die rechte Hand auf Wochen hinaus ruiniert haben. Wo sie sich heute zeigt, wird sie mit Cheers empfangen werden . . . Unter diesen Umständen würde es grausam von mir sein, wenn ich Sie auch nur eine Stunde noch halten wollte. Sie sind frei. Wohin wollen Sie reisen — nach Osten oder nach Westen?"

„Zurück nach Deutschland, ohne Aufenthalt."

Der Bürgermeister lächelte über die rasche Entschiedenheit meiner Antwort.

„Schreiben Sie nur nicht über uns im ersten Groll über das Ihnen persönlich Widerfahrene!" warnte er.

„Groll?" erwiderte ich. „Wem sollte ich grollen? Doch nicht Ihrer Tochter, die vielleicht jetzt schon bereut, was sie gethan hat, — die mir lebenslang nachtrauern wird und sich in Sehnsucht verzehren nach dem von ihr in einer unseligen Stunde weggeworfenen Glück? — Sie werden es selbst von ihr hören, wenn Sie die Frage thun wollen: Kitty liebt mich heute nicht weniger heiß als in der Zeit, da sie sich mir hingab . . . Ich ihr grollen? — O nein. Ich werde ihrer als einer Bedauernswerten gedenken, die einem tragischen Schicksal unterlegen ist . . . Sie hat mir schweres Leid verursacht — es ist wahr. Ich habe sie sehr geliebt, — liebe sie noch. Als Mann werde ich ihren Verlust tragen, muß ich ihn tragen. Das ist alles, was ich darüber zu sagen habe."

Der Bürgermeister hatte mir aufmerksam zugehört und seine klugen Augen keinen Augenblick von meinem Gesicht gelassen. Jetzt fragte er unvermittelt: „Mit welchem Zuge gedenken Sie zu reisen?"

Ich hatte den Fahrplan noch nicht studiert.

„Am besten nehmen Sie den Zug 11 Uhr 30 Minuten," riet Konrad. „Er hat Anschluß bis New-York. Ich will Sie rechtzeitig von Ihrer Wohnung abholen lassen."

Dankend nahm ich das Anerbieten an.

„Und nun noch eins. Das Schriftstück, das Sie in meine Hände gelegt haben, werde ich gründlich prüfen und bin überzeugt, daß ich manches daraus lernen werde. Praktische Folgen aber wird Ihre Arbeit zunächst nicht haben. Ich will Ihnen auch sagen, weshalb. Es ist das Eigentümliche in allen demo-

Digitized by Google

kratischen Verbänden, daß die Menge jeder vordringlichen Leitung von oben eigensinnig widerstrebt. So ist es auch bei uns. Wir Beamten, die wir doch zu Führern erkoren sind, müssen uns hüten, nützliche Maßregeln vorzuschlagen oder auch nur mit Energie zu unterstützen. Dann entsteht sofort der Verdacht, daß gegen die Volkssouveränität komplottiert werde, daß sich eine Regierung bilde. Die Vorstellung aber, regiert zu werden, wirkt auf unsre Genossen wie ein roter Tuchlappen auf gewisse bornierte Tiere. Wenn wir also eine Verbesserung durchsetzen wollen, dann müssen wir dafür sorgen, daß der Vorschlag dazu von unten her auf uns eindringt. Sträuben wir uns dann noch ein wenig, so haben wir in der Regel gewonnenes Spiel. Wir kommen nur langsam weiter auf diese Weise; — es ist manchmal eine recht mühsame Wühlarbeit, aber sie muß, zum Besten des Ganzen, unternommen werden. Was wir üben, ist ja keine neue Kunst; in allen Demokratien ist sie von jeher angewandt worden. Das Volk glaubt an die Freiheit seiner Entschlüsse; den Ring in der Nase jedoch, woran es geführt wird, merkt es nicht."

Der Bürgermeister zwinkerte mir mit den Augen zu und machte seiner guten Laune durch ein stilles, herzliches Lachen Luft. Dann fuhr er fort: „Ich darf die Schulfrage nicht anregen, bis Ihr Besuch vergessen ist. Darüber können ein paar Jahre vergehen. Dann muß die Reformbewegung scheinbar von den Lehrern ausgehen. Dafür möchte ich Galen mir zur Verfügung halten, der sich vortrefflich dazu eignet, die Führung zu übernehmen. Strack, der noch immer gegen ihn wütet, ist ein Narr; wir wollen ihn schon zahm bekommen, wenn er's nicht unter den Launen der geheilten Daisy wird."

Wieder ließ mein klug vorausschauender Oheim sein stilles, behagliches Lachen hören.

Ich saß wie auf Kohlen. Was ging dies alles mich noch an? Meinetwegen mochte in den Schulen von Bebel bis an das Ende aller Dinge gelehrt werden, daß alles Leben auf Erden nur auf einer zufälligen Kombination gewisser Atome beruhe und eigentlich vollständig zwecklos sei. Deshalb ging doch die Entwickelung des Menschengeschlechtes nach immanenten Gesetzen weiter . . .

Der Bürgermeister sah mir meine Ungeduld an.

„Ich will Sie nicht länger aufhalten," sagte er. „Abschied nehme ich noch nicht von Ihnen; ich betrachte es als meine Pflicht, Ihnen beim Verlassen unsres Gebiets die Honneurs der Stadt zu machen. Keine Ablehnung, Herr Forster! Nachdem Sie mit uns Brot und Salz drei Wochen lang gegessen haben, sollen Sie nicht klanglos davonschlüpfen wie ein Fremder. Bis hernach!"

Er sah so verschmitzt aus, als ob er noch etwas Besonderes im Schilde führte. Vielleicht beabsichtigte er, mir das bekannte Bild von Bebel zu überreichen, als Anerkennung der Stadt für meine fruchtlosen Bemühungen um die bessere Erleuchtung ihrer künftigen Bürger!

Mein Koffer war bald gepackt. Da saß ich nun, ein Scheidender, zum letztenmal in dem Raume, worin ich meinen kurzen Liebestraum geträumt hatte. Daß er wirklich vorüber, unwiderruflich vorüber sei — verschwunden wie ein

Digitized by Google

Wolkenspiel, das nichts hinterläßt als eine graue Einöde am sonnenleeren Himmel, — jetzt erst, da ich nichts mehr zu thun, nichts mehr zu bedenken hatte — jetzt erst kam es mir zum Bewußtsein. Das Stück — die Tragikomödie — war aus, der Vorhang gefallen, die Lichter ausgelöscht. Allein saß ich im dunkeln Zuschauerraum. Kein Mensch bekümmerte sich um mich; worauf wartete ich noch?

Nie sind mir ein paar elende Stunden so lang geworden als diejenigen, die ich noch notgedrungen in Bebel zubringen mußte!

Endlich — auch für den ungeduldigsten Reisenden kommt einmal die Abfahrtszeit seines Zuges — endlich durfte ich nach dem Gefährt ausschauen, das mich zum Bahnhof befördern sollte. Noch einige Minuten und ich hörte aus der Ferne Pferdehufe auf dem Asphalt klappern. Gleich darauf bog er um die Ecke, der ehrwürdige rostfleckige Schimmel, der mich in mein trauriges Schicksal hineinbefördert hatte. Gerade so bedächtig nickte er fortwährend mit dem Kopfe, wie damals, als Kitty ihn seiner bewährten Wegkunde überließ und mir die braunen Augen zuwandte. Jetzt saß ein junger Bursche auf dem Bock, der eine bekannte Melodie in falschen Intervallen pfiff und dazu — nicht einmal im Takte — mit der Peitsche klatschte. Ich glaube, der Schimmel sehnte sich auch nach Kitty zurück . . .

Bebel arbeitete; die Straßen waren leer. Niemand beachtete den Exgenossen, der auf Kosten der Kommune abgefahren wurde. Auf dem Bahnsteig spazierten einige Reisende umher, — Geschäftsleute aus den Industriebezirken des Ostens, die ihren Handel mit der zahlungsfähigen Kommune gemacht hatten. Sie sahen zufrieden aus; sie hatten ihre Fische im Garn. Sie hatten keine Veranlassung, mit trüben Augen zurückzuschauen auf die selbstzufriedene Kasernenstadt mit ihrem Heer von fressenden Übeln hinter roten Wangen und sorglos lächelnden Lippen. Ihnen war kein geliebtes Weib auf den Schwingen eines unmoralischen Gesetzes für immer von der Seite gewichen!

In weiter Kurve rollte der Zug heran: schon erklang das warnende Geläute des Motorwagens. Und noch kein Bürgermeister! Er hatte sich wohl anders besonnen . . .

Doch nein: ich that ihm unrecht. Eben jetzt trat er in die Halle, im Vollbewußtsein seiner Würde, im Vollgenusse seiner Wichtigkeit. Die Zeit drängte, und ich eilte ihm entgegen; da wich er plötzlich einen großen Schritt zur Seite, und eine junge Dame stürzte sich so ungestüm auf mich, als ob sie vor einem sie verfolgenden Drachen Schutz bei mir suchte. Im Nu hatte sie mich in ihre Arme geschlossen und ihren Hut an meiner Schulter zerdrückt.

„Nimm mich wieder auf, Gerhard!" flehte eine wohlbekannte Stimme an meiner Brust.

Hinter uns, leise knisternd, rollte der Zug herein.

„Eine Minute!" rief der Stationsvorsteher.

Sanft, aber mit unwiderstehlichem Druck, schob uns der Bürgermeister den Wagen zu.

Digitized by Google

„Was fällt Ihnen ein, Herr Konrad!“ rief ich, zum Scheine mich sträubend. „Was soll ich mit dieser Dame anfangen, die doch nicht mehr meine Frau ist?“

Der Bürgermeister hatte uns glücklich am Wagen.

„Dummes Zeug!“ polterte er. „Einsteigen! — die Scheidung ist annulliert. Und wenn euch das nicht genügt — laßt euch anderswo noch einmal verbinden ... Vorwärts!“

Rasch blickte ich wieder in Kittys liebes, schamüberglühtes Gesicht, in ihre feuchten, bittenden Augen ...

„Abfahren!“ rief der Zugführer.

Da hob ich sie rasch auf die Stufe und sprang nach.

„Lebt wohl und seid glücklich!“ rief es hinter mir.

Von der Plattform aus winkten wir dem alten Herrn den Abschiedsgruß, während wir rasch davonrollten. Behaglich schmunzelnd sah er uns nach, der schlaue Fuchs. Er konnte triumphierend auf seinen dornengepolsterten Thron zurückkehren; es war ihm gelungen, alles nach seinen Wünschen zu wenden.

Er lebt noch und schreibt uns zuweilen. Es wird seiner Diplomatie immer schwerer, mit dem jungen Geschlecht fertig zu werden; nur mit geringer Majorität ist er letzthin wieder zum Bürgermeister erwählt worden. Doch trägt er das Sinken seines Ansehens mit philosophischer Ruhe. Er meint, mit ihm werde die Kommune wohl noch aushalten, und was nach seinem Tode daraus werde, sei ihm gleichgültig. Schwerer trägt er daran, daß seine elfte Frau ihn verlassen hat. Er könnte freilich wohl noch Ersatz finden, müßte aber mit einer Fünfzigjährigen vorlieb nehmen, und das will er nicht. Wir fürchten, daß es mit unserm Papa in Bebel bald zu Ende sein wird.

Mein Gutachten ruht noch immer im geheimen städtischen Archive; aus der beabsichtigten Schulreform ist nichts geworden, da niemand sich von ihrer Notwendigkeit überzeugen lassen wollte. Ralph Galen ist schleunigst ausgewandert, nachdem er von den Geschworenen freigesprochen und von den Ärzten für gesund erklärt worden war. Daisy Menges ist vollständig wieder hergestellt; seitdem richtet sie es so ein, daß die Trennung, wenn sie eine solche wünscht, immer von ihrem Manne ausgeht. Und Cilly Weibel hat nach dem Ableben Bitter's sehr bald wiederum ein „herziges Närrchen“ gefunden, das sich von ihr durch das Leben gängeln läßt.

Alles, wie zu erwarten war.

Kitty hat sich sehr bald verbeten, mit den Zuständen in ihrer Geburtsstadt von mir geneckt zu werden.

„Es schickt sich nicht für dich,“ machte sie geltend. „Hast du nicht selbst mich gelehrt, daß es hunderttausende von organischen Formen giebt, die geworden sind, als ihre Zeit kam, und die wieder vergehen werden, wenn ihre Lebensbedingungen nicht mehr vorhanden sind? — Nun wohl: warum soll unser Gesellschaftstrieb nicht auch im Laufe der Jahrtausende Form auf Form hervorbringen, eine komplizierter und krauser als die andre? Gehen sie nicht alle aus dem Bestreben hervor, das Vollkommene zu schaffen? — Und ist es etwa schon

Digitized by Google

erreicht? Ist es schon gewiß, daß Eure soziale Ordnung Dauer hat oder auch nur die Durchgangsform zu einer besseren ist? — Laß es uns hoffen, Gerhard; aber — überheben wir uns nicht!“

Da hatte ich die Folgen meines gewissenhaften Unterrichts! — Meine Schülerin hatte gelernt, sich auf den historischen Standpunkt zu stellen. Da mußte ich freilich schweigen.

Briefe über wichtige Zeitfragen an den Herausgeber.

Frankreich und Deutschland [1]).

Brief von Baron A. de Courcel, früheren französischen Botschafter in Berlin.

Chateau d'Atlis d. 4./3. 93.

Geehrter Herr!

Eine Reise nach dem Süden hat meine Antwort auf Ihren verbindlichen Brief vom 2. Januar verzögert. Ich bin außerdem kaum berechtigt, in Bezug auf die Frage der europäischen Abrüstung ein Urteil auszusprechen, da ich seit mehreren Jahren aufgehört habe, die Frage der internationalen Politik mit ununterbrochener Aufmerksamkeit im Auge zu behalten.

Sie meinen ohne Zweifel, da Sie sich ja an einen Franzosen wenden, daß der Abrüstung der Nationen Europas hauptsächlich die Mißverständnisse im Wege stehen, die Frankreich und Deutschland von einander trennen. Ich denke wie Sie, obgleich meines Erachtens dies Hindernis keineswegs das einzige ist.

Frankreich und Deutschland sind, weil sie beide die Gemeinsamkeit ihrer ältesten Geschichte und vieles andre, was sie einander nähern sollte, vergessen haben, heutzutage zu einer tiefgehenden Meinungsverschiedenheit in ihren gegenseitigen Urteilen über einander und über die meisten Fragen gelangt, die sie beiderseitig interessieren. Das ist der Erfolg einer planmäßigen Arbeit, durch die man sie seit hundertundfünfzig Jahren mit Gewalt einander entfremdet hat. Man hat sie als Erbfeinde dargestellt und man hat diese Bezeichnung, die zwischen christlichen Nationen gottlos ist, die bis dahin nur auf die Türken Anwendung gefunden hatte, zu einem geläufigen Sprachgebrauche gemacht [2]).

[1]) Anmerkung der Redaktion. Auf vorstehendes Schreiben des französischen Staatsmannes, dessen historische und politische Ansichten mit den unsrigen nicht immer im Einklange stehen, wird eine Antwort erfolgen. Wir glauben, daß dieser Brief des hervorragenden französischen Diplomaten die Stimmung der leitenden politischen Kreise in Frankreich im allgemeinen zum Ausdruck bringt, und müssen anerkennen, daß eine friedlichere und versöhnlichere Richtung Deutschland gegenüber bei den französischen Staatsmännern sich mehr und mehr Bahn bricht. Die Veröffentlichung des obigen Schreibens wird deshalb als französisches Stimmungsbild von Interesse sein.

[2]) Vor hundertundfünfzig Jahren stand König Friedrich II. im Bündnisse mit Frankreich. Zu derjenigen Stimmung, die uns Deutsche veranlassen konnte, unsre Erbfeinde in den Franzosen

Digitized by Google

Um die materiellen Wunden zu heilen, welche die beiden Völker einander geschlagen haben, müßte man zuerst die moralischen Schäden heilen, die sie einander zugefügt haben und täglich aufs neue einander zufügen. Dazu muß man aber einer gewissen Weise, die Wissenschaft zu lehren, entgegentreten, einer Weise, die allzuoft von einem Patriotismus schlechter Art eingegeben und nur zu begierig von der Einbildungskraft der Masse aufgenommen ist — dazu muß man die seltsamen Schlüsse, die man aus der Philologie und der Ethnographie gezogen hat, widerlegen — dazu muß man vor allem den Geschichtsunterricht, so wie er in verhängnisvollem Wetteifer zu beiden Seiten des Rheins gegeben wird, umwandeln. Denn aus der Geschichte fließt fast immer die Strömung der Politik.

Ohne von der neuen Zeit zu sprechen, in der man weit eifriger das, was uns trennt, als das, was uns so oft gemeinsam ist, hervorsucht, muß ich sagen: viel würde an dem Tage ausgerichtet sein, an dem man in Deutschland begreifen würde, daß Roland für Frankreich ein volkstümlicher Held wie Bayard und Duguesclin ist, — daß der Name Zülpich in unserm Herzen ebenso widertönt, wie der Name Rocroy oder Marengo, und daß an diese Erinnerung „Zülpich" sich die ersten Anrechte an den Besitz des Elsasses knüpfen [1]).

Das, fürchte ich, ist sehr schwer. Es widerspricht der gesamten Denkweise, die gegenwärtig bei Ihnen wie bei uns herrscht. Dennoch glauben aufmerksame Beobachter in unsern beiden Ländern die Vorzeichen einer allerdings noch fernen Zeit zu bemerken, in der die wirtschaftlichen und sozialen Fragen dringlicher auftreten werden als die bloß politischen, und in der die Notwendigkeit, diesen Aufgaben zu genügen, mehr Gewalt haben wird als die internationalen Vorurteile. Wenn diese Vorhersagung eintrifft, wenn die Zeit des Hasses, in der wir leben, in ihrem Schoße ein Geschlecht erwachsen läßt, das viele heute noch hochgehaltene Dinge stürzen oder bedrohen wird, dann werden, wenn die unteren Klassen über die Grenzen hinüber sich die Hände reichen, auch die Regierungen, gleichviel welchen Ursprungs und welcher Form sie sein mögen, in den Schwierigkeiten ihrer gemeinsamen Aufgabe gebieterische Beweggründe finden, sich einander zu nähern.

Die Militärlast, die so schwer auf die Nationen Europas drückt, wird vielleicht einer der mächtigsten Faktoren sein, jene Umgestaltung zu bewirken; denn in dem sie einerseits alle Volksklassen gleichmäßig unter dasselbe gleiche eiserne Gesetz zwingt und anderseits aus dem Budget jedes Staates ein unersättliches Ungetüm macht, das unaufhörlich jedes Privatvermögen in dem Maße, in welchem dies sich bilden möchte, vorzehrt, das also die Spannkraft jeder persönlichen Existenz lähmt, jede Unabhängigkeit freiwilliger Verbände, jeden dauerhaften Bestand der

---

zu sehen, hat aber Ludwig XIV. vor zweihundert Jahren, hat Napoleon vor achtzig Jahren recht kräftigen Anlaß gegeben. Auf der andern Seite verdanken wir jedoch zweifellos den Franzosen auch vieles Gute. D. Red.

[1]) Wir haben nicht dieselben historischen Auffassungen wie der Verfasser des Briefes und behalten uns vor, auf dieselben zurückzukommen. D. Red.

Digitized by Google

Familien vernichtet, so fördert diese Militärlast mehr, als irgend welche Lehre und Predigt es vermag, den Herrschaftsantritt des Sozialismus [1]).

Anderseits muß man anerkennen, daß der allgemeine Militärdienst als eine Ergänzung des öffentlichen Unterrichts den Nutzen bietet, in der Bevölkerung, die ihm unterworfen ist, eine Gewöhnung an Manneszucht und Gehorsam, eine Fähigkeit für Hingebung an höhere Ziele zu schaffen, welche jeder gesellschaftlichen Ordnung zu statten kommen, wider welche aber die steigende Flut der materialistischen und revolutionären Demokratie wütend anstürmt. So trägt der moderne Kriegsdienst, nachdem er in den Gewohnheiten und Sitten aller Völker des Kontinents seinen Platz gefunden, in sich selber wenn auch nicht das Mittel der Abwehr und Heilung, doch ein Mittel, einigermaßen die radikalen Umwälzungen in geordnetem Gange zu halten, die er in der gesellschaftlichen Verfassung dieser Völker herbeiführen wird.

Welche Stellung haben der so dunkeln, vielleicht so stürmischen Zukunft gegenüber, die für die Menschheit anhebt, heutzutage alle Wohlgesinnten einzunehmen?

Der Friede ist ihr Losungswort. Es gilt mit allen ehrenhaften Mitteln die große Wohlthat des Friedens zu schirmen; hierauf müssen alle ihre Bemühungen gerichtet sein. Möchte die Diplomatie, die beständige Vermittlerin zwischen den so furchtbar bewaffneten Nationen, es vermögen, alle Anlässe zum feindlichen Zusammenstoße aus dem Wege zu räumen und so die Nationen dazu vorzubereiten, ohne Blutvergießen das Rätsel des zwanzigsten Jahrhunderts zu lösen!

Empfangen Sie, geehrter Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Alph. de Courcel.

Ist Indien in Gefahr?

Brief von Sir Lepel Griffin, Chef-Sekretär für Indien.

Geehrter Herr.

Als ich aufgefordert wurde, für die Deutsche Revue einen kurzen Artikel zu schreiben über die Stellung Englands und Rußlands in Zentral-Asien und über die Frage, ob Indien von einem russischen Angriff eine Gefahr drohte, trug ich einiges Bedenken, dieser Aufforderung zu willfahren, da ich es für notwendig hielt, die politische Lage vom deutschen Gesichtspunkte aus zu betrachten und nicht Meinungen zum Ausdruck zu bringen, die, wenn sie auch von Engländern als wohlbegründet anerkannt werden, doch Kritikern, die einer andern Nation angehören, als absonderlich, überspannt oder ungerecht erscheinen könnten. Anderseits habe ich unbedingt das Gefühl, daß, obwohl Engländer und Deutsche nicht

[1]) Wir halten in Deutschland die Armee für den sichersten Schutz gegen sozialistische revolutionäre Bewegungen. — Die Militärlasten werden hauptsächlich durch russische und französische Rüstungen gesteigert. D. Red.

Digitized by Google

immer miteinander sympathisieren, sie dennoch durch die starken Bande gemeinsamen Ursprungs und gemeinsamen Glaubens verbunden sind, daß sie nicht nur nahe verwandt sind, sondern daß sie vor allem geringe oder gar keine Veranlassung zu Streit und Eifersucht haben, wie sie so oft zwischen den nächsten Verwandten bestehen. Die Amerikaner der Vereinigten Staaten stehen den Engländern verwandtschaftlich näher als die Deutschen; dennoch besteht zwischen ihnen Veranlassung zu Streit und Zwiespalt, die nie zu beseitigen ist. Mit Deutschland jedoch haben wir, wie die Geschichte zeigt, eine unverbrüchliche Freundschaft gehalten, während man annehmen darf, daß auch in Zukunft uns keine politische Frage trennt.

Obgleich es von England unklug wäre, seine unabhängige Stellung und die Vorteile aufzugeben, welche es als Weltreich besitzt, dessen Hauptstärke in der maritimen Überlegenheit liegt, so kann doch kein Zweifel herrschen, daß im Falle einer Störung des europäischen Friedens das ganze Gewicht der englischen Sympathien auf Seiten der Interessen stände, welche Deutschland vertritt, und daß England nur nach dieser Richtung eine thätige Mitwirkung und einen thätigen Beistand gewähren würde. Die europäischen Mächte, die heutzutage Deutschland höchst feindselig gegenüberstehen, sind diejenigen, die, nach herkömmlicher Anschauung, in allen Teilen der Welt die Gegner der Politik und der Interessen Englands sind. Soweit Rußland hier in Betracht kommt, ist die gegen englisches Wesen gerichtete Strömung auf das Beamtentum und die Regierung beschränkt, deren Pläne im südöstlichen Europa und in Zentral-Asien der englischen Politik eine beständige Opposition bereiten. Obwohl das russische Volk, bei seiner Herzlichkeit, seinem Edelmut und seiner Neigung zum Phlegma, seinem Enthusiasmus nur selten Ausdruck leiht, hegt es gegen England keine natürliche Feindschaft. Die Russen sind so unwissend wie die Tiere, die auf dem Felde herumlaufen, und ihre Priester, die sie leiten, sind es nicht minder als sie selbst. Aber in keinem Lande der Welt findet ein Engländer, wie ich selbst erfahren habe, mehr Güte und Gastfreundschaft als in Rußland. In Frankreich sind die Verhältnisse ganz anders. Dort ist das Gefühl *gegen* England ein nationales und allgemein verbreitetes, und diejenigen kennen die Franzosen sehr wenig, welche glauben, daß eine Änderung dieser Anschauungen wahrscheinlich, oder daß die Abneigung, welche Regierung und Volk in gleicher Weise zeigen, vorübergehend oder oberflächlich ist. Zwischen Frankreich und England wird nie eine herzliche Freundschaft bestehen. Die von Louis Napoleon künstlich erzeugte Freundschaft war ein bloßes Schauspiel, das ein vollendeter Schauspieler beiden Nationen für seine eigenen privaten und dynastischen Zwecke vorführte und das ebenso viel Unwahrheit und Falschheit enthielt wie seine ganze Politik.

Die Freunde Englands in Europa sind glücklicherweise auch die Mitglieder der Tripel-Allianz, und obgleich, wie ich vorher sagte, die insulare Lage Englands ihm eine Freiheit der Aktion gestattet, wie sie andre Nationen nicht besitzen, und man kaum erwarten darf, daß es sich zur Zeit des Friedens durch positive Verpflichtungen bindet, so kann doch kein Zweifel bestehen, daß England, zur Ver-

Digitized by Google

teidigung europäischer Interessen, der Tripel-Allianz entschieden zur Seite stehen würde gegen alle Angriffe, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Keine Verpflichtung, wie formell sie auch immer gehalten sein möge, könnte besser beweisen, daß die englischen Interessen mit denen Deutschlands sich in voller und aufrichtiger Übereinstimmung befinden, und kein Premier-Minister, der eine Deutschland feindliche Politik begünstigte, könnte in diesen Tagen lange am Ruder bleiben.

Es war notwendig, die europäische Lage kurz zu berühren, ehe ich die asiatische Frage erörtere, da die Frage, ob Indien von einem russischen Angriffe Gefahr drohe, nicht als eine asiatische Angelegenheit angesehen werden kann oder als eine solche, die die beiden großen Reiche allein angeht, die jetzt in Asien Nachbarn geworden sind. Ein Krieg zwischen England und Rußland um die Herrschaft in Asien und spezieller um die in Indien wäre nicht eine Angelegenheit, die in einem Feldzuge geordnet werden könnte. Der Krieg würde dauern bis zur Erschöpfung eines oder beider Kämpfenden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß England in diesem Kampfe zuerst um Gnade flehen würde. Man braucht sich nur an seine Ausdauer und seine Erfolge während der napoleonischen Kriege zu erinnern und zu bedenken, daß es in jener Zeit nicht den vierten Teil seines gegenwärtigen Reichtums und seiner gegenwärtigen Bevölkerung besaß. Es ist viel wahrscheinlicher, daß ein Riesenkampf zwischen England und Rußland in Asien gegen das letztere diejenigen Nebenbuhler Rußlands in Europa vereinigen würde, welche erst sicher sein können, wenn seine Macht gebeugt ist, und daß ein solcher Krieg viel wahrscheinlicher damit endet, Rußland zum Dnieper zurückzutreiben als damit, England um seine Stellung in Asien zu bringen. Es wäre unklug, wenn die Staatsmänner in Wien und Berlin einen Krieg zwischen Rußland und England über die sogenannte asiatische Frage gleichgültig ansähen, und es mag einem Engländer erlaubt sein, darauf hinzuweisen, daß die Gefahr, welche Indien von Rußland droht, keine geringere ist als die, welche dem mittleren und südöstlichen Europa von einem Angriffe derselben Macht droht. Die Erregung, welche ein russischer Angriff auf Indien unter den heimischen Fürsten hervorriefe, wäre nicht so furchtbar als die, welche eine feindliche Bewegung Rußlands gegen West- oder Süd-Europa unter den unzufriedenen Nationalitäten, Sozialisten und Anarchisten hervorriefe, die für die moderne Zivilisation eine beständige Gefahr sind; und die russischen Intrigen in Asien werden wahrscheinlich ebenso bittere Früchte tragen wie die Ränke, welche Rußland in den Fürstentümern auf der Balkan-Halbinsel und an seinen westlichen Grenzen stets befolgt. Das Bewußtsein einer gemeinsamen Gefahr würde bald England mächtige Bundesgenossen sichern, die in ihrem eigenen Interesse sich mit ihm vereinen würden, um einen Angriff zurückzuschlagen, dessen Erfolg die Sicherheit der Türkei, Österreichs und Deutschlands gefährden könnte. Der Kampf zwischen England und Rußland würde in Europa und nicht in Afghanistan und Rußland entschieden werden. Ohne Zweifel würden die Regierungen der drei genannten Länder froh sein, wenn sie dem Kampfe fern bleiben könnten. Sie würden es gewiß gern sehen, daß die Streitkräfte Englands sich in einem langen Kampfe mit Rußland er-

Digitized by Google

schöpften; aber die Selbsterhaltung wird sie bald dazu zwingen, teilzunehmen an der Bekämpfung der einzigen autokratischen Despotie in Europa, deren Regierungssystem — ein Anachronismus in der heutigen Zeit — die Zivilisation beständig bedroht.

Verlassen wir jetzt die europäische Politik, um zu fragen, wie die Dinge in Asien stehen. Ist England, ohne auf europäische Bundesgenossen zu zählen, im stande, irgend welchen Angriff, der auf sein indisches Kaiserreich von Rußland gemacht werden könnte, erfolgreich zurückzuschlagen? Ich möchte erwidern, daß England allein in der Lage ist, jedem Angriff zu begegnen; daß seine Macht in England sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt hat, und daß Rußland bei seiner gegenwärtigen Lage das Inselreich ohne die geringste Hoffnung auf Erfolg angreifen würde. Innerhalb der engen Grenzen dieses Artikels kann ich nur die Hauptpunkte aufzählen, die in Betracht zu ziehen sind; es sind vier: die Gesinnung der Masse des Volkes im britischen Indien; die Denkungsart der heimischen Fürsten; die Lage Afghanistans und des Emirs von Kabul, und schließlich die militärischen und strategischen Verteidigungsmaßregeln, welche kürzlich von der indischen Regierung getroffen worden sind.

Die Provinz Indiens, die ich am genauesten kenne und deren Regierung ich viele Jahre als Chef-Sekretär gedient habe, ist das Pendschab, das vom militärischen Gesichtspunkte aus als der wichtigste Teil des ganzen Reiches erscheint. Wenn die Bevölkerung dieses Landstriches das indische Volk in angemessener Weise vertritt, so kann man wohl sagen, daß der Indier der englischen Regierung treu ergeben ist und kein Verlangen trägt nach irgend einer politischen Umgestaltung. Obgleich in dieser Provinz eine berühmte Monarchie von nur kurzer Dauer bestand, die im Jahre 1846 von den Engländern gestürzt wurde, waren die Sikhs, welche sie gegründet hatten, ein Kriegerstamm, der nur den zehnten Teil der Bevölkerung des Pendschab bildete. Sie fochten tapfer an der Seite der Engländer während des großen Aufstandes im Jahre 1857, und ihr guter Wille hat sich seitdem in keiner Weise vermindert. Sikhs sind unsre besten Soldaten in Indien, und sie haben uns in China, Birma, Afganistan und Ägypten treffliche Dienste geleistet. Wer nur eine oberflächliche Kenntnis von Indien hat, glaubt, daß die Engländer, weil sie Fremde sind, nie von dem Volke als die rechtmäßigen Beherrscher des Landes anerkannt werden. Aber Indien ist immer von Fremden beherrscht worden. Das Volk hat nie einen heimischen König gehabt. Es wäre unmöglich, daß das Land einen Monarchen wählte, der nicht neun Zehnteln der Bevölkerung als Fremdling erschiene. Denn es muß darauf hingewiesen werden, daß Indien nur ein geographischer Begriff ist für ein Gemisch von Ländern, welche von vielen verschiedenen Volksstämmen bewohnt werden, die ganz verschiedene Sprachen sprechen und die verschiedene Religionen, Sitten und Gebräuche besitzen. Zwischen einem Sikh aus dem Pendschab und einem Eingeborenen aus Bengalien besteht ein größerer Unterschied in seiner Anschauung, seiner Sprache und seiner Lebensführung als zwischen einem Schweden und Spanier. Es besteht eine größere natürliche Feindschaft zwischen den Mohamme-

Digitized by Google

danern, deren man 57 Millionen zählt, und den 215 Millionen Hindus und Buddhisten, als unter irgend welchen europäischen Völkern bestehen kann, die sich alle zu derselben Religion bekennen. Ein mohammedanischer Herrscher würde in Indien viel weniger volkstümlich sein als ein englischer Vizekönig, während die stolzen monotheistischen Mohammedaner niemals eine Regierung dulden würden, die von Hindus ausginge, welche sie als Götzendiener verachten. Englands Stärke in Indien beruht auf religiöser Toleranz. Jedermann darf offen und unbelästigt seine Religion bekennen und nach ihr leben, und die Anhänger keiner Religion, so mächtig und zahlreich sie auch sein mögen, dürfen sich in die religiösen Angelegenheiten der geringsten Sekte mischen. Die Abgaben sind außerordentlich gering, so daß, wenn ein hindostanischer Bauer sich berauschender Getränke enthält und keine Prozesse führt, er zu den kaiserlichen Einnahmen eine ganz geringe auf Salz gelegte Steuer beizutragen hat. Seine Kleidung, seine Nahrung, sein Tabak sind keiner Steuer unterworfen. Er ist ebenso wenig wie ein Engländer irgend welchem amtlichen Zwange ausgesetzt. Er kann sagen und schreiben, was ihm beliebt — eine Freiheit, die oft mißbraucht wird. Personen und das Eigentum sind derart geachtet, daß man in einer indischen Stadt oder dem entlegensten indischen Dorfe vor einer Gewaltthat oder einem Raubanfall sicherer ist als in London, Paris oder Berlin. Der Hindu wird in Regierungsschulen und Regierungsgymnasien unentgeltlich erzogen; in Regierungskrankenhäusern wird er unentgeltlich geheilt. Das Recht des Landbesitzes ist ihm von den Engländern gewährleistet, obgleich er unter den heimischen Fürsten nur Pächter war, der vom Belieben des Grundbesitzers abhing. Warum sollte der Hindu nicht zufrieden sein? Wie sollte er zu dem Wunsche kommen, sich gegen seine Wohlthäter zu wenden? Ihm fehlt das Gefühl der Nationalität oder des Patriotismus; denn im europäischen Sinne galt Indien niemals als ein Land, das von einer eigenen Nation bewohnt wäre. Das einzige Verlangen dieses Volkes geht dahin, in Frieden und Sicherheit zu leben, so daß jedermann die Früchte seines eigenen Fleißes genießen kann. In ihren Dörfern besitzen die Hindus schon längst Selbstregierung sowie in ihren Städten eigene Verwaltung. Mehr brauchen sie nicht, mehr haben sie niemals genossen, noch würden sie es annehmen, wenn es ihnen angeboten würde.

Was ich von dem Volke des britischen Indien gesagt habe, läßt sich in viel höherem Grade auf die heimischen Fürsten hindostanischer und mohammedanischer Abstammung anwenden, welche ein Länderkomplex von 895000 englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 56 Millionen beherrschen. Unter diesen, nimmt man allgemein an, würde Rußland seine Bundesgenossen finden. Diese Annahme entbehrt allen Grundes, und jede eindringende Macht, die auf die Unterstützung dieser Fürsten vertraut, würde sich bald bitter getäuscht sehen. In dem großen Aufstand des Jahres 1857 hatten die Rajas die beste Gelegenheit, von England abzufallen. Das indische Reich war in seinen Grundfesten erschüttert, und wenn die Fürsten sich gegen uns erklärt hätten, würde die Wiedereroberung Indiens langwierig und schwer gewesen sein. Aber mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen hielten sie treu zu uns, selbst als ihre aufständischen Truppen sie ver-

Digitized by Google

ließen; und viele von ihnen fochten während des ganzen Feldzuges an unsrer Seite. Welche Sympathie können sie für Rußland hegen? Es ist ihnen genau bekannt, daß sie unter russischer Herrschaft viel schlimmer daran wären als jetzt; daß sie geringere Selbständigkeit genießen und gezwungen werden würden, einen großen Teil ihrer Einkünfte der russischen Staatskasse zu überlassen. Die Rajas sind jetzt zufriedener als zur Zeit des Aufstandes. Die englische Regierung hat die Politik, Annektierungen zu machen, aufgegeben und hat allen Fürsten, beim Mangel männlicher Erben, das Recht der Adoption gewährt. In besonderen Verträgen sind ihnen ihre Rechte und Privilegien gewährleistet, und solange sie nicht ihre Unterthanen ganz offenkundig bedrücken, ist ihnen volle Unabhängigkeit in der inneren Verwaltung ihrer Staaten gestattet. Wenn sie nicht treu zu England halten, haben sie alles zu verlieren und nichts zu gewinnen. Wenn sie so thöricht sein sollten, sich gegen uns zu wenden, so würden sie von den getreuen Fürsten schnell beseitigt werden, unter die man ihre konfiszierten Länder verteilt. Haß und Eifersucht unter den Staaten dieser großen Halbinsel sind viel erbitterter und wurzeln viel tiefer als irgend welche Gefühle dieser Art gegenüber den Engländern, und den getreuen Fürsten könnten wir es getrost überlassen, diejenigen, die eine feindliche Gesinnung hegen, im Zaume zu halten. Man könnte annehmen, daß die Rajas mit Widerwillen auf die Engländer als Eindringlinge in Indien blicken, welche ihnen die Oberhoheit genommen haben, die sie früher inne hatten. Dies ist ein Irrtum. Mit Ausnahme der ehemaligen Rajput-Fürsten, mit denen wir niemals in Streit gelegen haben und die jetzt unsre treuesten Bundesgenossen sind, haben die Rajas Indiens niemals die Oberherrschaft besessen, und die Mehrzahl von ihnen hat modernere Anschauungen als die Engländer selbst. Nur wenige von ihnen haben eine Geschichte, die über mehr als hundert oder hundertundfünfzig Jahre hinausreicht.

Gehen wir zu Afghanistan über, so treten uns ganz andre Verhältnisse entgegen. Es ist unmöglich, die Zukunft mit irgend welcher Bestimmtheit vorherzusagen. Die Afghanen sind ein ganz besonders wilder und treuloser Stamm, der immer auf Verrat sinnt und eine stark ausgeprägte Neigung zur Unabhängigkeit besitzt. Keinem Herrn leisten sie Gehorsam, sobald sie stark genug sind, das Joch abzuschütteln. Sie widerstreben sogar der Herrschaft ihrer Häuptlinge und sind dem Charakter nach rein demokratisch, da der einzelne sich allen andern gleichstellt. Jeden Fremden, besonders wenn er ein Ungläubiger und kein Mohammedaner ist, betrachten sie als Feind: und England und Rußland würden beim Eindringen in das Land auf gleichen Widerstand stoßen. Aber gegen England hegen sie jetzt geringes Mißtrauen. Unsre Feldzüge in Afghanistan machten das Land viel reicher, als es vorher war. Alles für den Transport und die Verwaltung der Armee Erforderliche wurde bar bezahlt, und Plünderungen oder Gewaltthätigkeiten gegen die feindliche Bevölkerung kamen nicht vor. Zweimal sind wir im Lande gewesen, ohne es zu annektieren, und sowohl der Herrscher als sein Volk haben zu der Ehrlichkeit und der Freundschaftlichkeit unsres Auftretens Vertrauen gewinnen müssen.

Digitized by Google

Der Emir Abdul Rahman ist ein unternehmender Mann von großem Scharfsinn, und obwohl seine Art zu regieren nach europäischer Anschauung barbarisch erscheint, ist sein Verfahren allein geeignet, seine unruhigen Unterthanen in Ordnung zu halten.

Gegen Ende des afghanischen Krieges wurde ich in einer diplomatischen Mission nach Kabul gesandt, um endgültige Abmachungen zu treffen über die Ordnung der Angelegenheit des Landes nach dem Abzuge der englischen Armeen, und ich leitete die ganzen Verhandlungen, die damit endeten, den gegenwärtigen Emir zum Herrscher von Afghanistan zu proklamieren. Ich war der erste englische Beamte, der seine Bekanntschaft machte, und seine Geschicklichkeit und Energie, sowie seine Kenntnis der politischen Angelegenheiten seines Landes als auch Europas überraschten mich aufs höchste. Er hatte eine sehr genaue Vorstellung von seinen eigenen Interessen und war nicht der Mann dazu, sich durch Gefühl oder Fanatismus irre führen zu lassen. Als wir ihn zum Souverän von Afghanistan wählten, hatte er sich gerade von dem russischen Schutzverhältnis losgemacht, unter welchem er viele Jahre gelebt hatte, und war über den Oxus gegangen, um Abenteuer zu suchen, da seine russischen Gäste ihn dazu ermutigten.

Der Umstand, daß er in russischem Solde gestanden hatte, nahm uns in keiner Weise ein; es war dieser Umstand sogar ein Grund mehr für unsre Wahl, da wir glaubten, daß ein Fürst, der eine genaue Kenntnis von dem russischen Verwaltungsverfahren hat, sich um so sorgfältiger vor den russischen Intrigen hüten würde. Sein Aufenthalt in Samarkhand und Taschkend hätte ihm, glaubten wir, eine gründliche Lehre geben müssen, die ihm als Souverän von Afghanistan von Nutzen sein könnte; eine weitere Belehrung findet er heutzutage in Bokhara. Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem das Land ihm anvertraut wurde, und er hat während der ganzen Zeit mit der englischen Regierung auf freundschaftlichem Fuße gestanden; auch hat er die Stellung eines besoldeten Bundesgenossen unter der Bedingung angenommen, keine Verträge mit einer andern Macht zu schließen; und so lange er sein Versprechen hält, ist er gegen jeden fremden Angriff geschützt. Er ist in der That ein Vasall der Kaiserin von Indien; ein großer Teil seiner Einkünfte wird aus dem indischen Schatze bezahlt, und ein von Rußland gegen ihn unternommener Angriff würde wie ein Angriff gegen irgend einen Teil der Besitzungen Ihrer Majestät angesehen werden [1]).

Der letzte Punkt, betreffend die Vorbereitungen zur Verteidigung, die von der indischen Regierung an der nordwestlichen Grenze getroffen worden sind, kann nur obenhin berührt werden. Die genauere Erörterung würde einen besonderen Artikel erfordern. Ich möchte jedoch bemerken, daß die indische Grenze jetzt bedeutend sicherer ist als vor zehn Jahren. Das große verschanzte Lager bei Quetta in Beludschistan, welches Kandahar beherrscht und durch strategische Eisenbahnen mit Indien verbunden ist, ist vollendet und versperrt einer großen Invasions-

[1]) Die ganze Frage nach der Gesinnung und dem Charakter des Emirs von Afghanistan habe ich in der Fortnightly Review — Januarheft 1893 — in einem längeren Artikel behandelt, auf den ich zur näheren Information verweise.

Digitized by Google

armee den einzigen gangbaren Weg. Fahrstraßen, Eisenbahnen und Telegraphen sind an der nordwestlichen Grenze in großer Zahl angelegt worden, und die nördliche Grenze Kaschmirs ist, obwohl ich nicht an einen ernstlichen Angriff von jener Richtung her glaube, hinreichend gedeckt. In Indien selbst haben wir nicht daran gedacht, Festungen zu bauen, für deren Verteidigung unsre Armee zu gering ist. Wenn wir sie so vermehrten, daß wir zur Kriegszeit umfangreiche Festungen mit großen Truppenkörpern behaupten könnten, so würde die Last der dem Lande aufzuerlegenden Steuern viel zu viel Unzufriedenheit hervorrufen, als daß sie einen Ersatz für die vermehrte Sicherheit bieten könnte. Wir ziehen es vor, eine kleine Armee in Indien zu haben, die gegenwärtig, aus Engländern und Eingeborenen bestehend, mit einigen Regimentern aus auserwählten einheimischen Staaten, 250000 Mann nicht überschreitet. Aber ein Krieg mit Rußland um den Besitz Indiens würde nicht unerwartet ausbrechen und könnte vorbereitet werden, und die indische Armee, aus Europäern und Eingeborenen bestehend, könnte an Zahl verdoppelt werden, ehe russische Truppen Indien in der Nähe bedrohten.

Die russischen Armeen sehen auf dem Papier sehr drohend aus; aber ein Angriff, der in einer so großen Entfernung von der Operationsbasis geleitet wird, während eine Eisenbahn nur für einen Teil des Weges und in einem Lande zu Gebote steht, das mit dürftigen Vorräten versehen und von feindlichen Volksstämmen zwischen Herat nnd Kandahar bewohnt ist, darf von der Regierung nicht als leicht genommen werden, wenn man, am Ende des Marsches, der gesamten Macht Englands auf ihrem eigenen Grund und Boden und in gewählten Stellungen zu begegnen hat. 100000 Mann an der Westgrenze Indiens aufzustellen, übersteigt die Kraft Rußlands in der Jetztzeit. Sollte ein Streit zwischen uns ausbrechen, so würde Rußland ohne Zweifel uns soviel wie möglich in Indien zu belästigen und zu schädigen suchen, aber ein Einfall könnte keine Hoffnung auf Erfolg haben.

Die Beschaffenheit der heimischen Truppen Indiens ist in Europa wenig bekannt oder beachtet. Einige der kriegerischen Stämme, die den größten Teil unsrer Armee bilden, stehen, wenn sie von europäischen Offizieren angemessen geleitet werden, keiner Truppe in der ganzen Welt nach. Die Sikhs und Gurkhas sind nach meiner Ansicht den russischen Linientruppen überlegen. Sie besitzen dieselbe Tüchtigkeit wie die Türken, die im letzten Kriege die Russen in Schach hielten und sie auf eigene Hand besiegt hätten, wenn sie nicht von ihren eigenen Generalen verraten worden wären. Was die heimische irreguläre Reiterei Indiens betrifft, die übrigens leicht um zwanzig Regimenter vermehrt werden könnte, so ist sie den Kosakenregimentern Rußlands bei weitem überlegen.

Schließlich wiederhole ich, daß Rußland augenblicklich bei einem Angriff auf Indien, welcher nicht erfolgreich sein könnte, nichts zu gewinnen und alles zu verlieren hat.

Wenn eine andre Generation in Rußland herangewachsen ist, könnte ein Einfall leichter sein, aber jede Generation hat für sich selbst zu sorgen. Unsre

Digitized by Google

Stellung in Indien wird täglich stärker mit dem Wachsen der Bildung, der Ausdehnung und Verbesserung der Kommunikationswege und dem wachsenden Reichtum und Wohlstand des Landes. Die Zeit selbst kämpft für uns, besser als für Rußland. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das indische Volk, nachdem es Reichtum, Bildung und Kultur sich angeeignet hat, jemals wünschen sollte, sich unter die alles zermalmende Tyrannei Rußlands zu stellen. In der Zwischenzeit mag die russische Regierung selbst eine Wandlung erfahren haben. Das Wohlwollen eines zukünftigen Zaren oder eine Revolution, aus einer allzu großen Bedrückung hervorgegangen, kann die gegenwärtige Lage der Dinge vollständig verändern und Rußland freie Institutionen mit dem System der Volksvertretung geben. Die Russen würden dann aufhören, für das westliche Europa das zu sein, was die Goten und Vandalen für das alte Rom waren, und in die Reihe der zivilisierten Nationen eintreten, zu denen sie bis jetzt nicht gerechnet werden können.

Genehmigen Sie ꝛc.

Lepel Griffin.

Brutpflege im Tierreich.

Von

Reinold von Hanstein.

Schiller sagt in einem seiner philosophischen Gedichte, daß die Weltenuhr durch zwei mächtige Triebfedern in Gang erhalten werde, durch Hunger und durch Liebe. In die Sprache der Wissenschaft übersetzt heißt dies: die wirksamsten Kräfte im Reiche der organischen Lebewelt sind die Triebe der Selbsterhaltung und der Stammeserhaltung. Der Lebenslauf der meisten Tier- und Pflanzenarten besteht in nichts andrem, als in der Erfüllung dieser beiden Aufgaben, die hier in möglichst einfacher Weise gelöst werden. Bei den mikroskopisch kleinen Wurzelfüßlern und Infusorien, deren Körper zeitlebens aus einer einzigen Zelle besteht, sehen wir gerade wie bei den niedrigsten Pilz- und Algenformen des Pflanzenreichs, ein Individuum, welches einen gewissen Grad der Entwickelung ereicht hat, durch Teilung in zwei Tochterindividuen zerfallen, welche vom Anfang an ihrer Mutter völlig gleichen, sich in ganz gleicher Weise ernähren, nach wenigen Stunden sich wiederum teilen u. s. f. Wenn auch auf diese Weise jedes einzelne Tier nur zwei direkte Nachkommen erzeugt und selbst im Augenblick der Teilung zu existieren aufhört, so ist doch die Zeit, welche das junge Tier braucht, um selbst wieder fortpflanzungsfähig zu werden, eine so geringe, daß die Nachkommen eines einzigen Tieres nach einigen Wochen — günstige Lebensbedingungen vorausgesetzt — bereits nach Millionen zählen. In diesem einfachsten Falle bildet also der Fortpflanzungs-Akt den Abschluß des elterlichen

Digitized by Google

Lebens. In dem Augenblick, wo das Individuum für den Fortbestand der Art gesorgt hat, hat es so zu sagen seinen Lebenszweck erfüllt. Daß die Fortpflanzung in ähnlicher Weise das Ende des Lebens der Eltern bezeichnet, ist eine auch bei höheren Tieren und Pflanzen nicht seltene Erscheinung. So sterben z. B. viele Würmer und die große Mehrzahl der Insekten unmittelbar nach der Eiablage. Da jedoch bei diesen Tieren in der Regel eine sehr viel längere Entwickelungszeit der Fortpflanzung vorangehen muß, so kann hier dem Aussterben der Art auch nur dadurch vorgebeugt werden, daß die Anzahl der auf einmal geborenen Nachkommen erheblich größer ist. Geht z. B., wie bei vielen Käfern und Schmetterlingen, ein monate- oder jahrelang dauerndes Larvenstadium dem entwickelten Zustande voran, so kann der Bestand der Art nur durch eine große Anzahl von Nachkommen hinlänglich gesichert werden, welche bei manchen Insekten nach Tausenden zählt. Die vielen Gefahren, denen die Eier und die jungen Tiere während ihrer Entwickelung ausgesetzt sind, würden die unmittelbare Vernichtung der Art zur Folge haben, wenn nicht von vorn herein sehr viel mehr Eier oder Junge zur Welt gebracht würden, als selbst im günstigsten Falle sich entwickeln könnten.

Während nun bei den meisten Insekten die Eiablage den Abschluß des Lebens bildet, finden wir doch auch schon in dieser Gruppe des Tierreichs einzelne Arten von langer Lebensdauer, bei denen die Eiablage sich über mehrere Jahre verteilt. So ist es z. B. bei den Honigbienen, Ameisen und Termiten, wo das Weibchen nach einmal erfolgter Begattung jahrelang Eier absetzt, welche nach und nach in ihrem Körper zur Reife gelangen. Durch diese mit der längeren Lebensdauer zusammenhängende Fähigkeit, längere Zeit hindurch immer wieder neue Eier zur Entwickelung bringen zu können, wird natürlich die Anzahl der von einem Tier produzierten Nachkommen erheblich größer, als wenn die Ablage in der beschränkten Zeit von einigen Tagen oder Wochen erfolgen muß. Aber diese Tiere bedürfen einer viel größeren Fruchtbarkeit, wie uns sofort einleuchtet, wenn wir erwägen, daß im ganzen Bienenstock nur ein einziges Weibchen, die sogenannte Königin, überhaupt fortpflanzungsfähig ist, und daß auch in den Staaten der Termiten und Ameisen nur wenige Weibchen für die Fortpflanzung des oft sehr zahlreichen Volkes zu sorgen haben. Infolge der eigentümlichen, in den Staaten der genannten Insekten herrschenden Arbeitsteilung ist es dem Weibchen möglich, sich ausschließlich auf das Fortpflanzungsgeschäft zu beschränken, da alle andern Arbeiten ihr von den in großer Zahl vorhandenen sogenannten Arbeitern, den nicht zur Geschlechtsreife gelangenden Weibchen, abgenommen werden, sogar das Herbeischaffen der zu ihrer eigenen Ernährung notwendigen Speisen. Nur dadurch sind diese Tiere in den Stand gesetzt, während der günstigen Jahreszeit fast ununterbrochen Eier ablegen zu können. Wir haben nun bereits gesehen, wie die längere Entwickelungszeit, welche die Insekten zu durchlaufen haben, eine größere Anzahl der von einem Tier hervorgebrachten Nachkommen bedingt, und können hieraus den Schluß ziehen, daß bei allen Tieren, welche erst längere Zeit nach ihrer Geburt fortpflanzungsfähig werden, ein gleiches

Digitized by Google

Bedürfnis vorliegen wird. Es wird demselben jedoch in den meisten Fällen in etwas andrer, noch vorteilhafterer Weise genügt. Die Insekten stimmen, wie wir sehen, insofern noch mit den niedrigsten Lebewesen überein, daß bei ihnen die Eiablage den Abschluß des Lebens bildet und nur einmal eintritt. Es kommt hierbei nicht darauf an, ob dieselbe in einem einzigen Akte erfolgt, oder ob sie sich über mehrere Wochen, oder — wie bei den Bienen und Ameisen — über mehrere Jahre verteilt. Das Wesentliche ist, daß sie das Ergebnis einer einmaligen Befruchtung ist und sich also als eine zusammenhängende Periode erweist. Bei der Mehrzahl der übrigen Tiere finden wir nun aber, daß die Fortpflanzungsfähigkeit nicht nur einmal eintritt, sondern Jahr für Jahr sich periodisch wiederholt, sodaß auch hierdurch wieder die Zahl der von einem Tier hervorgebrachten Nachkommen eine wesentliche Steigerung erfahren kann. Die Fruchtbarkeit einiger Fische z. B. ist eine ganz außerordentliche. Ein Lachs beherbergt in seinem Körper gegen 10000 Eier, beim Häring steigt die Zahl auf 30—40 000, beim Hecht auf 100 000, beim Karpfen auf 700 000 und beim Dorsch, Steinbutt und Stör zählen dieselben nach Millionen. Erwägen wir nun, daß diese Tiere Jahr für Jahr ihren Laich ablegen, so kommen wir zu Ziffern, die unser Vorstellungsvermögen weit übersteigen, und welche es uns verständlich erscheinen lassen, wie manche Fische, z. B. die Häringe, von denen jährlich Millionen allein von Menschen gefangen und verzehrt werden, während andre Millionen andern größeren Seetieren zum Opfer fallen, trotz all' dieser Verluste in jedem Jahr von neuem in ungezählten Scharen auftreten können. Würden alle die Milliarden von Eiern, welche jährlich von Fischen hervorgebracht werden, zur vollen Entwickelung gelangen — der weite Ozean würde nicht Raum genug haben, sie alle zu beherbergen. Und wenn wir weiter sehen, daß die Zahl dieser Tiere im Laufe der Zeit sich nicht vermehrt, sondern bestenfalls sich auf ungefähr gleicher Höhe erhält, so sehen wir, daß die Natur hier so zu sagen mit verschwenderischen Mitteln arbeiten muß, um die alljährlichen gewaltigen Verluste an Leben einigermaßen zu decken.

Nun ist es aber allgemein bekannt, daß durchaus nicht alle Tiere sich einer so außerordentlichen Fruchtbarkeit erfreuen. So stehen z. B. die höheren Wirbeltiere, deren Entwickelung meist noch einen längeren Zeitraum in Anspruch nimmt, und die nicht minder heftig als die übrigen Tiere ums Dasein zu kämpfen haben, in dieser Beziehung weit hinter den Fischen zurück. Trotzdem jedoch behaupten dieselben ihren Platz, ja, sie haben sich im Laufe der Jahrhunderte die Herrschaft auf dem Festlande erkämpft. Wie es im Kriege nicht allein auf die Zahl der Truppen ankommt, sondern in erster Linie auf ihre kriegstüchtige Bewaffnung und Ausrüstung, so ist auch im Kampfe ums Dasein nicht die Zahl der Individuen das allein Maßgebende, sondern die Ausrüstung, über welche sie verfügen. Dies führt uns zu einer vergleichenden Betrachtung der Entwickelungsstufe, auf welcher die verschiedenen Tiere beim Beginn ihres Lebens stehen.

Wir haben bereits gesehen, daß die niedrigsten Lebewesen, welche einer einfachen Teilung ihres Muttertiers ihr selbständiges Dasein verdanken, vom Beginn desselben an dem Mutterorganismus in allen wesentlichen Punkten gleichen.

Digitized by Google

Solche Vermehrung durch Teilung kommt auch unter den höheren Tieren, namentlich im Kreise der Würmer, hier und da vor. Sehen wir von diesen Fällen, sowie von der in verschiedenen niederen Tiergruppen häufig vorkommenden Knospenbildung ab, so pflegt man gemeinhin die Tiere in Eier legende und lebendig gebärende einzuteilen. Abgesehen davon, daß der letzte Ausdruck nicht ganz bezeichnend ist, da auch im Ei schon ein lebendes, in lebhafter Entwickelung begriffenes Wesen sich befindet, trifft diese Einteilung nicht das Wesen der Sache und ist nur dadurch zu erklären, daß sie aus einer Zeit stammt, in welcher die genaue Kenntnis der Tiere sich im wesentlichen auf die Wirbeltiere gründete und namentlich die Entwickelung der Tiere noch größtenteils unbekannt war. Weder die „Eier" noch die „lebendig" geborenen Jungen der verschiedenen Tiergruppen sind unter einander gleichwertig, vielmehr verlassen beide bei verschiedenen Tierarten den Mutterkörper auf sehr verschiedenen Entwickelungsstufen. Es wird zum Verständnis der folgenden Ausführungen beitragen, wenn wir hierauf etwas näher eingehen.

Seitdem die mikroskopische Untersuchung des tierischen und pflanzlichen Körpers uns gelehrt hat, daß derselbe sich aus sehr zahlreichen, zumeist mikroskopisch kleinen, organisierten Protoplasmakörperchen, den sogenannten Zellen, zusammensetzt, sowie daß jedes Tier und jede Pflanze [1]) am Anfang ihres Lebens einzelne Zellen sind, welche durch fortgesetzte Teilung alle die mannigfaltigen, nach Größe, Gestalt und Bedeutung für den Gesamthaushalt des Körpers sehr verschiedenen Zellen aus sich hervorgehen lassen, bezeichnet man in der wissenschaftlichen Biologie diese erste Anfangszelle als die „Eizelle", oder das „Ei". Nur in ganz seltenen Fällen — so z. B. bei einigen Schwämmen und Pflanzentieren — gelangt ein solches Ei für sich allein zur selbständigen Existenz. In der Regel sind die Eier, welche außerhalb des mütterlichen Körpers ihre Entwickelung vollenden, noch mit einer oder mehreren schützenden Hüllen umgeben und enthalten außerdem noch einen Vorrat von Nährstoffen. Jedes Hühnerei liefert uns hierfür einen Beleg, indem die Kalkschale, die darunter liegende Schalenhaut und das Eiweiß als Umhüllungen, das gelbe Dotter als Nahrungsvorrat zu deuten sind. Aber ein Hühnerei, welches bereits gelegt ist, enthält schon überhaupt keine Eizelle mehr. Vielmehr hat diese schon innerhalb des mütterlichen Körpers eine Anzahl von Teilungen erfahren, aus dem Ei ist bereits ein junges Tier, ein sogenannter Keim oder Embryo geworden. — Und dies gilt für die große Mehrzahl der von Tieren verschiedenster Gruppen abgelegten Eier. Doch ist die Entwickelung in den Eiern der verschiedenen Tiere sehr ungleich weit vorgeschritten, dieselbe kann, wie bei den Vögeln, erst eben begonnen haben, oder schon völlig abgeschlossen sein, wie z. B. bei den Fleischfliegen, deren Maden im Augenblick des Eablegens, oder kurz darauf, ausschlüpfen.

Ebenso verschieden ist der Zustand, in welchem die „lebendigen" Jungen das Licht der Welt erblicken. Die Kälber und Füllen besitzen vom Augenblick ihrer Geburt an

[1]) Von der Einschränkung, die dieser Satz bei der sogenannten Knospenbildung erfährt, kann hier abgesehen werden.

Digitized by Google

eine gewisse Selbständigkeit, sind im stande herumzulaufen, u. s. f., die kleinen Beuteltiere kommen dagegen in einem außerordentlich hilflosen und unentwickelten Zustande zur Welt, in welcher sie für sich allein gar nicht zu existieren vermöchten. Sehen wir also, daß sowohl die „lebendig" als die im Ei geborenen Tiere bei ihrer Geburt eine sehr verschiedene Entwickelungsstufe erreicht haben können, so kommen wir zu der Anschauung, daß die Frage, ob ein Tier mit oder Eihülle geboren wird, nicht eine so hohe Bedeutung besitzt, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. In der That finden wir auch oft Eier legende und lebendig gebärende Tiere in ein und derselben Tiergruppe. Während die große Mehrzahl der Würmer Eier ablegen, sind andre, wie z. B. die Trichinen und die Essigälchen, lebendig gebärend, ebenso pflanzen sich die meisten Schnecken durch Eier, die gemeine Sumpfschnecke durch lebende Junge fort; die große Mehrzahl der Insekten legen Eier, die Lausfliegen bringen „lebende" Maden zur Welt, die bereits soweit entwickelt sind, daß sie alsbald zur Verpuppung schreiten, die Wassersalamander werden mit, die Landsalamander ohne Eihülle geboren, und umgekehrt ist das Schnabeltier ein eierlegendes Säugetier.

Es wurde bereits erwähnt, daß jedes Tier sich aus einer einzigen Zelle, der Eizelle, entwickelt. Da diese nun selbstredend sehr viel kleiner als das Tier, so muß die Entwickelung natürlich mit starkem Wachstum verbunden sein, und dies wieder macht eine ausgiebige Ernährung des jungen Tieres notwendig. Soweit sich die Entwickelung im Innern des Mutterkörpers vollzieht, ernährt sich das junge Tier selbstverständlich auf Kosten des letzteren. Aber auch die in den Eiern aufgespeicherten Nährstoffe werden gerade wie die Eihüllen vom Muttertier geliefert, und so zeigt sich auch hier zwischen den beiden verschiedenen Formen der Geburt kein wesentlich durchgreifender Unterschied.

Dagegen ist uns im Laufe der Besprechung schon ein andrer Gesichtspunkt entgegengetreten. Viele Tiere, mögen sie als Eier oder als „lebendige Junge" geboren werden, sind im Augenblick, in dem sie ihre selbständige Existenz beginnen, noch so wenig im stande, sich selbst durch die Welt zu helfen, daß sie unfehlbar zu Grunde gehen müßten, wenn nicht die Eltern noch in irgendwelcher Weise für ihre Erhaltung sorgten.

Diejenigen von Tieren ausgeführten Verrichtungen, welche die Entwickelung der Eier bezw. der Jungen auch nach der Geburt noch zu fördern geeignet sind, fassen wir unter dem Namen „der Brutpflege" zusammen. Dieselbe kann je nach der Natur und den Lebensgewohnheiten des Tieres sehr verschiedene Formen annehmen, sie kann sich auf eine einmalige Handlung, auf ein sicheres Unterlegen der Eier oder auf die Ausstattung mit einer gewissen Nahrungsmenge beschränken, sie kann von längerer Dauer sein und noch weiterhin die Entwickelung des jungen Tieres schützend überwachen. Je nach der Form, in der sie ausgeübt wird, erweckt sie in uns sympathische oder unsympathische Empfindungen. Mit Wohlgefallen betrachten wir das Schwalbenpaar, das seinen Jungen im Schnabel ihr Futter herzuträgt, oder die Henne, die ihre Jungen herbeiruft, um ihnen ein aus dem Boden gescharrtes Samenkorn zu zeigen —

Digitized by Google

wie oft sind nicht beide von Dichtern aller Zeiten als Vorbild treu sorgender Elternliebe gefeiert worden! Mit Bewunderung vernehmen wir, wie das Reh lieber selbst sich dem Gewehr des Jägers preisgiebt, als daß es seine Jungen im Stich läßt, und ähnliche Empfindungen regen sich, wenn wir gewahren, wie die Ameisen, deren Bau aufgedeckt wird, eiligst ihre Puppen in Sicherheit bringen, ehe sie an die eigene Rettung denken. Die Fliege dagegen, die denselben Triebe folgend, ihre Eier oder Maden in das verwesende Fleisch eines Leichnams legt, erregt in uns Empfindungen des Abscheus.

Machen wir uns von diesen subjektiven Empfindungen frei und lassen wir eine größere Anzahl von Beispielen der Brutfolge aus den verschiedensten Tiergruppen an uns vorüberziehen, so werden wir finden, daß wir es hier mit ziemlich weit verbreiteten Erscheinungen zu thun haben, die, so viel Rätselhaftes und Wunderbares sie im einzelnen für uns haben mögen, im ganzen uns als eine im Kampf ums Dasein erworbene und befestigte Schutzwehr erscheinen, welche die Erhaltung der Art in solchen Fällen sichert, in denen die beiden oben besprochenen Mittel — große Zahl der Nachkommen oder hohe Entwickelung derselben zur Zeit der Geburt — nicht zur Verwendung kommen können.

Schon oben wurde erwähnt, daß die abgelegten Eier der Tiere außer der Anlage des jungen Tieres in der Regel noch Nahrungsvorräte enthalten, die uns namentlich in den großen Eiern der Vögel in die Augen fallen, wo wir sie ja selbst als brauchbare Nährstoffe auch für unsern Körper schätzen gelernt haben. Ebenso finden wir als wesentlichen Bestandteil der Eier mehr oder weniger widerstandsfähige Hüllen. Bei einer ganzen Reihe von Tieren spielen diese Eihüllen eine außerordentlich wichtige Rolle als Schutzmittel gegen große Kälte, gegen anhaltende Trockenheit, sowie gegen andre verderbliche Einflüsse verschiedenster Art. Bekannt ist, daß die meisten Insekten gegen Kälte außerordentlich empfindlich sind und schon an kühlen Sommertagen träge und matt werden und geschützte Schlupfwinkel aufsuchen. Muß es dem gegenüber nicht wunderbar erscheinen, wenn einige Insekten, so z. B. der gefürchtete Ringelspinner, seine Eier frei an den Zweigen der Bäume ablegt, wo sie den ganzen Winter, der Frostkälte ausgesetzt, überdauern? Umgekehrt sehen wir, daß die im Sande und Moose der Dachrinnen lebenden mikroskopisch kleinen Rädertierchen und Bärentierchen bei langer Trockenheit größtenteils absterben, während ihre Eier, durch harte Schalen geschützt, bis zur nächsten Befruchtung durch Regenwasser lebens- und entwickelungsfähig bleiben. Zahlreiche kleine Krebse und andre kleine Tiere, welche die vergänglichen Regenpfützen und andre Wassertümpel bevölkern, zeigen uns ein ähnliches Verhalten, während anderseits beobachtet ist, daß die Eier der Spulwürmer dem Eindringen der schärfsten, behufs ihrer Abtötung angewandten Säuren widerstanden, tagelang innerhalb derselben nicht nur am Leben blieben, sondern sich sogar weiter entwickelten. Nichtsdestoweniger pflegt man die Ausrüstung der Eier mit Schutzhüllen und Nährstoffen nicht als Brutpflege im engeren Sinne zu betrachten. Wir haben es hier mit rein physiologischen, ohne eigene Initiative des Tieres sich vollziehenden Vorgängen zu thun,

Digitized by Google

wie wir sie ja ganz ähnlich auch im Pflanzenreich sich vollziehen sehen. Auch hier finden wir den jungen Keim mit Nährstoffen ausgerüstet, welche entweder wie bei den Bohnen, in den dicken, fleischigen Keimblättern, oder wie z. B bei den Gräsern, in dem den Keim umgebenden, mehligen Sameneiweiß aufgespeichert sind, und dem Samen der Pflanzen fehlt auch bekanntlich die schützende Hülle nicht, die sie der Einwirkung schädlicher Einflüsse entzieht. Nur bei den eigner selbständiger Handlung fähigen Tieren sehen wir jedoch, wie die Eltern ihre Eier, soweit sie hinlänglichen Schutzes entbehren, an geschützten oder sonst ihrer Entwickelung günstigen Orten bergen, wobei sie oft nicht unerheblichen Anstrengungen sich zu unterziehen haben. Die Fische, denen man im allgemeinen nicht viel Sorgfalt für ihre Eier nachrühmt, suchen meist zum Laichen geschützte, ruhige Uferplätze auf, wo sie zwischen Wasserpflanzen oder in mittelst ihres Schwanzes aufgewühlten flachen Gruben ihre Eier ablegen. Die Fische der Tiefsee steigen an die Oberfläche empor und nähern sich in gewaltigen Scharen den Küsten, im Drange des Fortpflanzungstriebes der Gefahren nicht achtend, die ihnen dort drohen. Und wieder andre, wie die Lachse, steigen aus dem Meere in die Flüsse hinauf, um oben in dem ruhigen, süßen Wasser der Quellflüsse ihre Eier abzusetzen, während die Aale umgekehrt in dichten Scharen von den Flüssen zum Meere ziehen, um zu laichen. Zahlreich sind die Tiere, die ihre Eier der Erde anvertrauen; Würmer, Schnecken und Insekten verschiedenster Art, welch' letztere oft zu diesem Geschäfte mit langen Legeröhren ausgerüstet sind, huldigen dieser Gewohnheit in gleicher Weise, wie die Mehrzahl der Reptilien. Hier handelt es sich, wie wir sehen, um ein schützendes Obdach; andre Bedürfnisse machen sich bei manchen Wassertieren geltend. Viele im Wasser lebende Tiere haben bekanntlich die Fähigkeit, sich entweder zeitweise oder für Lebenszeit festzuheften und sich so gegen die Gefahr, von den Strömungen des Wassers hin- und hergeworfen zu werden, zu schützen. Ein solcher Schutz kann auch für die Eier erwünscht sein, falls sie ohne die Fähigkeit eigener Ortsbewegung den mütterlichen Körper verlassen. Brauer hat nun in neuerer Zeit die interessante Beobachtung gemacht, daß die kleinen, einige Zentimeter langen braunen Süßwasserpolypen ihre Eier an den Blätter- oder Pflanzenstielen, auf denen sie sitzen, ankleben. Eine Befestigung der Eier findet sich bei den verschiedenen Wassertieren, bis zu den Haifischen hinauf, die ihre Eier an Wasserpflanzen anhängen. Kehren wir einstweilen wieder auf das Land zurück, so finden wir, wie viele Insekten ihre Eier nicht in die Erde, sondern in das Holz verschiedener Bäume hineinlegen, das ihnen nicht nur Schutz, sondern auch gleichzeitig dem ausgeschlüpften Tiere Nahrung gewährt. Und da nun der Geschmack und das Nahrungsbedürfnis der Tiere eine geradezu unbegrenzte Mannigfaltigkeit zeigt, da es kaum irgend einen Gegenstand giebt, welcher nicht von irgend einem Tier verzehrt werden könnte, so kann es uns nicht wundern, daß auch die Sorge, die Nachkommenschaft mit Futter zu versehen, sich bei den verschiedenen Tieren in außerordentlich verschiedenen Formen äußert.

Digitized by Google

Leicht haben es z. B. diejenigen Insekten, deren Larven als kräftige, mit Augen und Beinen versehene Tiere das Ei verlassen. Sie haben, wie die oben besprochenen Fische nur nötig, die Eier an einem Orte abzulegen, in dessen Umgebung die jungen Tiere sich selbst ihre Nahrung suchen können. Der Maikäfer, der seine Eier der Erde anvertraut, die Libelle, die die ihrigen an den Stengel einer Wasserpflanze befestigt, sie beide brauchten sich — selbst wenn sie dessen fähig wären — um das Gedeihen ihrer Brut nicht allzuviel Sorge zu machen. Wie der Engerling unter der Erde recht wohl die Pflanze aufzufinden weiß, deren Wurzeln ihm zur Nahrung dienen, so haust die junge Libellenlarve gar bald als gewandter Räuber in dem Teich oder Bach, in welchem sie das Ei verläßt. Und die große Mehrzahl der Insekten kann sich in dieser Weise der Sorge für ihre Nachkommenschaft entschlagen, denn diese Tiere sind meist von Jugend auf wohl gerüstet zum Kampf des Lebens.

Sorgfältiger schon müssen die Schmetterlinge zu Werke gehen, denn bei der stark ausgeprägten Vorliebe der Raupen für ganz bestimmte Nahrung, die sie zuweilen lieber den Hungertod erleiden läßt, als daß sie eine andre als ihre Lieblingsspeise zu sich nehmen, gilt es, die Eier an der richtigen Futterpflanze unterzubringen, und es ist nicht leicht zu verstehen, wodurch der Schmetterling, der selbst vom Blütenhonig lebt, und von dem wir kaum annehmen dürfen, daß er sich seiner Raupennahrung noch erinnert, im stande ist, dieselbe aufzufinden. Diejenigen Insekten jedoch, welche als fußlose, in ihrer Bewegung beschränkte Maden das Licht der Welt erblicken, müssen ihren Tisch noch bequemer bereitet finden, sie müssen ringsum von passenden Nährstoffen umgeben sein. So sehen wir denn eine große Anzahl von Fliegenarten, die ihre Eier auf Fleisch oder ähnliche Stoffe setzen, welche ihren jungen Maden ein Labsal sind. Die Gallwespen schieben ihre Eier mittelst ihrer langen Legeröhre in die jungen Blattknospen hinein, und indem nun im Innern des Blattes die junge Made sich entwickelt, entstehen auf der Oberfläche desselben die verschieden geformten Gallen, wie wir solche z. B. auf den Blättern der Eiche im Sommer allenthalben finden. Die verschiedenen Gallwespenarten bevorzugen verschiedene Teile des Baumes, die einen ziehen die Blätter, andre die Blüten und noch andre die Wurzeln vor, ja, die Untersuchungen Adler's haben gezeigt, daß die Nachkommen mancher, vielleicht aller Gallwespenarten eine andre Lebensweise führen als ihre Eltern und auch andre Gallen erzeugen, und erst die Enkel wieder den Großeltern gleichen u. s. f. Die Eiche beherbergt die meisten dieser Tiere, doch sind auch andre Pflanzen von ihnen nicht frei. Oft fallen uns an wilden Rosen eigentümliche Mißbildungen auf, kugelige, an den Enden der Zweige stehenden Gallen, welche wie mit Moos bewachsen aussehen. Es sind verkümmerte Blattzweige, welche dem Stich der Rosengallwespe ihre seltsame Gestalt verdanken, im Volksmunde als „Schlafäpfel" oder „Rosenkönige" bezeichnet. Andre verwandte Formen erzeugen nicht selbst Gallen, legen ihre Eier jedoch in die von andern hervorgebrachten Gallen hinein, in welchem dann ihre Jungen als sogenannte „Einmieter" hausen und sich von den geschwulstartigen Wucherungen der Pflanzen ernähren, wobei häufig der rechtmäßige Be-

Digitized by Google

wohner zu Grunde geht. Dies Verfahren, die Sorge für die Nachkommenschaft andern zu überlassen, ist in den verschiedensten Gruppen des Tierreichs bekannt. Bleiben wir einstweilen bei den Insekten, so finden wir unter den Bienen und Wespen ebenso wie unter den Fliegen zahlreiche Gattungen und Arten, die ihre Eier gewohnheitsmäßig in fremde Nester legen. Manche fleißige Bienen- oder Wespenmutter, welche, wie wir dies später sehen werden, mit Anstrengung aller Kraft ihren Nachkommen ein sicheres Obdach schafft und dieselben mit hinlänglicher Nahrung versieht, würde, wenn sie den Erfolg ihrer Arbeit sehen könnte, wenig Freude von derselben haben, denn eine Schmarotzerbiene hat kurz vor dem Verschluß des Baues einen unbewachten Augenblick wahrgenommen, um ihr eigenes Ei hineinzulegen, und da die Made des Schmarotzers etwas eher ausschlüpft, so frißt sie nicht nur einen Teil seines Futters fort, sondern vergreift sich auch an diesem selbst.

Noch grausamer erscheint uns jedoch das Gebahren der Schlupfwespen, welche ihre Eier direkt in eine lebende Raupe hineinlegen. In der Regel kommt diese dann noch bis zur Verpuppung, wird aber als Puppe von den in ihrem Leibe hausenden Schmarotzern aufgefressen, und statt des Schmetterlings verlassen eine Anzahl von schlanken Schlupfwespen die leere Puppenhülle. Mancher Schmetterlingssammler wird durch die Thätigkeit dieses Tieres in seiner Hoffnung, sich ein schönes Exemplar für seine Sammlung aufzuziehen, in letzter Stunde enttäuscht.

So verletzend eine derartige Brutpflege für unser menschliches Gefühl auch sein mag, so dürfen wir eben nicht vergessen, daß wir behufs objektiver Würdigung der Thatsachen von unserm subjektiven Empfinden absehen müssen. Von ihrem Standpunkte aus handeln diese Insekten durchaus korrekt, und der Mensch, der auch nicht immer von dem Vorwurfe frei zu sprechen ist, das Wohl der eigenen Nachkommen auf Kosten andrer, oft mehr berechtigter Bewerber zu fördern, der Mensch, der sich nicht scheut, um eines flüchtigen Genusses willen seinen Mitgeschöpfen große Qualen zu bereiten (es sei hier nur an die Züchtung der „Gänseleber" erinnert), ist gewiß nicht berechtigt, über ein kleines Tier, das dem allgewaltigen Triebe der Stammeserhaltung folgend seine Eier in den Körper eines andern legt, den Stab zu brechen. Bekannt sind jedem Landwirte die lästigen Dasseln oder Bissliegen, welche den Huftieren sehr lästig werden. Die einen legen ihre Eier an die Nasenlöcher des Schafes. Die Maden kriechen in die Nasenhöhlen oder die mit dieser in Verbindung stehende Stirnhöhle, wo sie ihre Entwickelung durchmachen; andre kleben ihre Eier an die Haare der Pferde, die ausschlüpfenden Jungen, welche einen Reiz auf der Haut hervorrufen, werden von den geplagten Tieren abgeleckt, gelangen so in den Magen und entwickeln sich dort weiter, noch andre erzeugen an der Haut verschiedener Huftiere die sogenannten Dasselbeulen, u. s. f. Um auch aus dem Stamm der Wirbeltiere einige Beispiele vorzuführen, sei zunächst die bekannte Gewohnheit des Kuckucks erwähnt, seine Eier in fremde Nester zu legen und fremden Vögeln das Ausbrüten derselben zu überlassen. Weniger bekannt ist, daß ein kleiner Süßwasser-

Digitized by Google

fisch, der Bitterling, seine Eier mittelst einer langen Legeröhre, die sich kurz vor der Zeit der Eiablage entwickelt und nachher wieder verschwindet, zwischen die Schalen der Süßwassermuscheln, z. B. unsrer Teichmuscheln, schiebt. Die Kiemenhöhle der Muscheln, in welche die Eier des Bitterlings auf diese Weise gelangen, bietet einen geschützten Zufluchtsort; verweilen doch die Eier der Muscheln selbst in diesem Raume, bis sie ausgeschlüpft sind. Hören wir nun, daß ein Fisch seine Eier auf diese Weise so zu sagen bei einer Muschel „in Pension" giebt, so ist es gewiß von Interesse, daß die ausgeschlüpften jungen Süßwassermuscheln während der ersten Zeit ihres freien Lebens an den Kiemen verschiedener Fische schmarotzen.

War in den bisher besprochenen Fällen vor allem das Bedürfnis vorhanden, dem jungen Tier in seinem hilflosen Zustand Schutz und Nahrung zu sichern, so tritt namentlich bei den warmblütigen Tieren auch die Notwendigkeit einer hohen Temperatur hinzu, welche für die Entwickelung unentbehrlich ist. Wir haben hier zwei Vögel zu nennen, welche in möglichst einfacher Weise diesem Bedürfnis abhelfen: der Strauß, welcher seine Eier im heißen Sande der Wüste zum Teil einfach der Sonnenwärme überlassen soll, und das australische Talegalla- oder Großfußhuhn, welches hohe Haufen von Erde, Blüten und andre Pflanzenteile über seinen Eiern zusammenhäuft, welche dann durch die von den vermodernden Substanzen erzeugte Wärme ausgebrütet werden. Immerhin hat dies letztgenannte Tier vor den übrigen bisher besprochenen Fällen etwas voraus, indem es die Eier nicht einfach in einem bereits vorhandenen Schlupfwinkel unterbringt, sondern diesen erst selbst herstellt. Hier sehen wir also eine im Interesse der Brutpflege von den Tieren ausgeführte Arbeitsleistung und sind damit entschieden zu einer höheren Stufe der Brutpflege gelangt. Es wäre jedoch falsch zu glauben, daß Ähnliches nicht auch in niederen Tiergruppen sich fände. Wiederum sind es die Insekten, die uns auch für diese Form der Brutpflege zahlreiche Beispiele liefern. Wie die Eiderenten ihre Nester mit Dunen auspolstern, welche sie ihrem eigenen Gefieder entnehmen, so bedecken die Schwammspinner ihre Eier mit Haaren, welche sie ebenfalls dem Haarkleide des eigenen Körpers entziehen, und erzeugen auf diese Weise ein Gebilde, welches einem Zunderschwamm nicht unähnlich ist. Die stahlblau glänzenden Mistkäfer, welche der Spaziergänger an Sommertagen wohl gelegentlich schwerfälligen Fluges durch die Luft fliegen oder langsamen Schrittes über den Weg laufen sieht, graben nicht nur für jedes Ei eine Röhre in die Erde, sondern ziehen in dieselbe einen Mistpfropfen hinein, welcher — über den Geschmack ist ja nun einmal nicht zu streiten — den Jungen zur Nahrung dient. Der in Afrika einheimische Pillendreher leistet noch größeres, indem er, oder vielmehr Männchen und Weibchen gemeinsam, aus Mist eine die eigene Größe überschreitende, feste Kugel kneten, welche das Ei umschließt. Da für jedes Ei eine besondere Kugel verfertigt werden muß, so ist die Arbeit, welche diese Tiere im Interesse der Brutpflege ausführen, eine ganz beträchtliche. Der kleine, wenige Centimeter lange Totengräber leistet ebenfalls bedeutendes. Er lebt, wie seine Larven, vom Fleisch verwesender Tierleichen. Er begnügt

Digitized by Google

sich jedoch nicht damit, nach Art der Fliegen seine Eier einfach auf das Fleisch abzulegen, sondern er gräbt die Leiche zuvor in den Boden ein. Der Geruch derselben lockt in der Regel neben andern Insekten auch zahlreiche Totengräber herbei, welche nun, wenn der Boden nicht zu hart ist, unter den Leichnam heruntekriechen, durch Fortscharren der Erde unter denselben ihn allmählich zum Einsinken bringen, und ihn nachher wieder mit Erde bedecken. Es liegt auf der Hand, daß dies Verfahren den jungen ausschlüpfenden Maden zum Vorteil gereicht, denn es wird die Leiche dadurch vielen andern Tieren, welche sonst an dem Verzehren derselben sich beteiligen und infolge besserer Ausrüstung den Löwenanteil für sich in Anspruch nehmen, ja wohl auch die Larven selbst verzehren möchten, entzogen. Wer einmal eine Bachstelze oder einen andern Vogel die Fliegenmaden aus dem Mist hat herauspicken sehen, wird die Vorsicht der Totengräbereltern loben. Maulwürfe, Mäuse, kleine Vögel und andre Tiere werden auf diese Weise von denselben verscharrt. Aber wenden wir uns nun von dem unsauberen Geschäft dieser Tiere, deren Geschmacksrichtung uns nun einmal etwas schwer verständlich ist, zu andern. In den Teichen und Wassertümpeln allgemein verbreitet haust der schwarze Kolbenwasserkäfer, ein großer, kräftiger Käfer, der oft durch seine Angriffe den kleinen Fischen lästig und gefährlich wird. Schon von Jugend auf betreibt er den Mord gewohnheitsmäßig, denn schon die Larve ist mit kräftigen Kieferzangen bewaffnet, und haust als gefürchteter Räuber unter den kleinen Tieren, die sie packt, um sie dann auszusaugen. Die Larven also bedürfen der besonderen Fürsorge nicht, meist aber werden die Eier in ein von der Mutter in Zeit von etwa 4 Stunden verfertigtes, seidenglänzendes Gespinst eingeschlossen, welches vorn in eine aufwärts gerichtete, schnabelartige Spitze ausläuft. Bald wird dasselbe an einer Wasserpflanze befestigt, bald schaukelt es wie ein kleiner Nachen im Wasser umher, wobei infolge der Gewichtsverteilung die Spitze immer nach oben gewandt bleibt. Der aufmerksame Naturfreund wird beim Durchstreifen von Wald und Flur in den ersten Sommermonaten an den Haseln, Birken und Weiden eigentümliche zusammengerollte Blätter gewahren, welche etwa die Form einer Zigarette haben. Rollt er eins derselben vorsichtig auseinander, so findet sich im Innern die kleine fußlose Made eines Rüsselkäfers. Diese kleinen Käfer, welche ihren Namen von dem stark rüsselartig verlängerten Kopf haben, und deren Länge nur wenige Millimeter beträgt, kann man allenthalben auf Blättern antreffen, von deren saftigen Geweben sie sich ernähren. Nicht ohne eine gewisse Bewunderung können wir diese kleinen Tiere beim Bau der Wiege für ihre Jungen belauschen. Denn ist es nicht für ein kleines Insekt, dessen Lebenszeit zudem bestenfalls wenige Wochen beträgt, eine ganz außerordentliche Leistung, für jedes Ei ein Gehäuse zu verfertigen, indem es ein Blatt, welches die eigene Körpergröße viele Mal übertrifft, regelrecht zu einer Rolle wickelt, wozu ihm nur seine Beine, seine Kiefer und eine vom Körper erzeugte Kittsubstanz zur Verfügung stehen? Die Anfertigung einer solchen Rolle dauert mehrere Stunden, mancher Versuch glückt nicht, oft müssen, z. B. bei den schmalblättrigen Weiden, mehrere Blätter zusammengesponnen werden, um eine passende

Digitized by Google

Rolle zu bekommen, und all' diese Arbeiten müssen für jedes Ei wiederholt werden. Das Merkwürdigste dabei ist jedoch, daß das Rüsselkäferweibchen mit seinem Kiefer ein Loch in den Blattstiel hineinbeißt. Dadurch wird der Saftzufluß gehemmt und das Blatt zum Welken gebracht. Mit dem endlich ganz verwelkten Blatt, dessen welkende Substanz der Made zur Nahrung gedient hat, fällt auch diese endlich vom Baum und gelangt behufs ihrer Verpuppung in die Erde. (Fortsetzung folgt.)

Herodes der Große.

Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus

von

A. Réville,

Professor am Collège de France.

Während jener bewegten Zeit, als die alte römische Republik sich Schritt für Schritt zu einer Militärmonarchie, dem Kaiserreiche, umbildete, etwa um die Zeit der Entscheidungsschlacht bei Actium, und kurz vor dem Auftreten Christi, durch dessen Lehren Morgenland und Abendland in ungeahnte Wechselwirkungen gesetzt werden sollten, zu einer Zeit, wo selbst die bedeutendsten Persönlichkeiten hinter den Zeitbegebenheiten verschwanden oder wenigstens zurücktraten, zu einer Zeit, wo die Menschen im allgemeinen nicht die Ereignisse herbeiführten, sondern von ihnen getrieben und mitgerissen wurden, trat doch eine kräftige und finstere Persönlichkeit mit erstaunlicher Klarheit aus ihrer Umgebung hervor, und zwar an einer der bemerkenswertesten Stellen des ganzen geschichtlichen Schauplatzes. Einem jeden, der sich mit der Zeitgeschichte des werdenden Christentums beschäftigt, drängt sich diese Persönlichkeit auf und stellt ihm rätselhafte, schwer zu lösende Fragen, die auch dem Psychologen viel zu denken geben. Diese Person ist Herodes der Große, der König der Juden, mit dem sich die nachfolgenden Seiten beschäftigen sollen.

Dem großen Publikum ist der Name Herodes fast nur aus der traurigen Rolle bekannt, die ihm das Matthäus-Evangelium zuweist. Die hier niedergelegte Überlieferung läßt ihn die Ermordung einer großen Zahl von kleinen Kindern in der Stadt Bethlehem kalten Herzens anordnen, um so seinen Thron vor einer drohenden Gefahr zu sichern. Eine solche That würde freilich dem erbarmungslosen und mißtrauischen Charakter des Königs Herodes nicht widersprechen, aber es wäre unrecht, seine ganze Persönlichkeit nach dieser einen Handlung zu beurteilen, welche übrigens für das an Despotismus gewöhnte Gemüt eines Morgenländers viel weniger Abschreckendes enthält als für unsre jetzige abendländische Auffassung. In Wahrheit erregt Herodes I. zugleich Staunen und Verachtung, er war ein unglücklicher Mensch und dabei doch in auffallender Weise

Digitized by Google

von den Launen des Glückes begünstigt, ein Mann von großem Geist und einer wunderbaren Geschicklichkeit, und zugleich ein Sklave der schmählichsten Leidenschaften. Es ist nicht ohne Interesse, den Lebenslauf dieses interessanten Menschen zu erforschen und eine Lösung der Rätsel zu versuchen, welche er bisher allen denen aufgegeben hat, die sich mit seiner Politik eingehender beschäftigten: mit einem Worte, zu fragen, was er im Grunde seines Herzens gewollt und erstrebt hat [1]).

Wenn man die vielen persönlichen Erfolge des Königs, die außergewöhnlichen Schwierigkeiten, mit denen er innerhalb und außerhalb Judäas zu kämpfen hatte, die Unglücksfälle in seinem Privatleben, und die blutigen Ereignisse, durch die sein Leben zu einem so finsteren und schrecklichen gemacht wurde, die glänzenden und die traurigen Seiten seiner dreiunddreißigjährigen Regierung und endlich die Gründe richtig würdigen will, aus denen die großen Pläne, die er, wie ich glaube, immer gehabt hat, ihm zuletzt mit Notwendigkeit mißlingen mußten, so ist es nötig, daß man sich die Geschichte des jüdischen Volkes seit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft (537 vor Christus) bis auf seine Zeit kurz vergegenwärtigt.

* * *

Als die Juden durch den Befehl des Königs Cyrus im Jahre 536 vor Christus aus der Gefangenschaft entlassen wurden, da entsprach die Art und Weise, wie ihre Herrschaft hergestellt wurde, nur sehr wenig den begeisterten Wünschen und Hoffnungen der Männer, welche Babylonien verließen, um sich im Lande ihrer Väter wieder anzusiedeln. Ihr mühevoller Kampf mit dem verwüsteten Boden, ihren eifersüchtigen Nachbarn und den Intrigen, denen sie von seiten der Perser ausgesetzt waren, wurde ihnen durch ihren unbeugsamen Rassenhochmut eher erschwert als erleichtert. Der Bau des Tempels schritt so langsam vorwärts, daß das Gotteshaus erst 20 Jahre später, im Jahre 516, vollendet

[1]) Zitate, die in der Regel nur für den Fachgelehrten Interesse haben, will ich den Lesern der Revue ersparen, soweit es sich nicht um Stellen von besonderer Wichtigkeit handelt. Fast alles, was wir von Herodes wissen, ist uns von Josephus überliefert und zwar in den Antiquitates, Buch 14—17 und bellum Judaicum, Buch 1, Kap. 8—33. Josephus liebt Herodes nicht und behandelt ihn als ausländischen Gewaltherrscher, der dem jüdischen Volke durch die Lage der Zeit und durch dessen eigene Fehler aufgedrängt worden ist. Dabei will er aber die glänzenden Seiten seiner Regierung nicht wegleugnen und erkennt mehr als ein Mal seine Begabung an. Überhaupt muß man bei der Lektüre von Josephus beständig viele Rücksicht darauf nehmen, daß er gegenüber den griechisch-römischen Lesern seiner Bücher seine unglücklichen Landsleute in das günstigste Licht zu stellen und sie vor dem Hasse und der Verachtung zu bewahren sucht, der sie besonders seit Vespasian's und Titus' Feldzügen ausgesetzt waren. Aus diesem Bestreben erklären sich auch seine vielen Übertreibungen und seine beständigen Versuche, das materielle und Gedanken-Leben der Juden so darzustellen, daß es dem der griechisch-römischen Welt möglichst ähnlich erscheint. Aus demselben Grunde verschweigt er mancherlei, besonders alles, was mit dem Messiasglauben zusammenhängt. Diese Auslassungen machen auf den ersten Anblick einen wunderbaren Eindruck; wenn man aber den Hauptzweck seiner Werke im Auge behält, so erscheinen sie ganz natürlich. Den Lesern, welche eine wissenschaftlich vertiefte Darstellung von Herodes' Regierung kennen zu lernen wünschen, empfehle ich E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, 2. Aufl. I, 2, S. 295 bis 306. Auch dem vorliegenden Aufsatze ist das Schürer'sche Werk vielfach zu gute gekommen.

Digitized by Google

wurde; und doch war es nur ärmlich im Vergleiche zu dem Tempel Salomos, den die Ältesten von ihnen noch gesehen hatten, ehe er von den Soldaten Nebukadnezar's zerstört wurde. Man sah an vielen Anzeichen, daß der kleine Stamm von Entmutigung und Erschlaffung ergriffen wurde, und daß er durch den beständigen Zufluß von fremdem Blute seine Eigenart und seinen Glauben für immer zu verlieren drohte.

Da kam ein neuer Zuzug aus Babylonien unter der Führung des Schriftgelehrten Esra und rettete das selbständige Leben der jüdischen Nation. Esra drückte ferner dem kleinen, in Jerusalem und der nächsten Umgebung zusammengedrängten Volke einen eigenartigen Charakter auf, welchen es niemals ganz wieder verloren hat. Vor allem gab er dem Gesetze ein ungeheures Ansehen, dem Gesetze, welches noch immer im vollen Umfange auf Moses zurückgeführt wurde, obgleich die mosaischen Lehren in der Zwischenzeit fortgebildet und viele Vorschriften von Esra und den Seinen neu hinzugefügt worden waren. Das Gesetz hatte für jede Thätigkeit und für jede Stunde des Tages ganz bestimmte Vorschriften, welche den Juden sein ganzes Leben hindurch begleiteten und in denen auch nicht die geringste Lebensäußerung unberücksichtigt gelassen ist. Es galt als ein unanfechtbarer Grundsatz, daß die Ruhe, das Gedeihen und die Zukunft des auserwählten Volkes von der genauen Beobachtung des Gesetzes abhing. Dementsprechend wurde es von den Schriftgelehrten, halb juristischen, halb theologischen Forschern, erklärt und immer feiner ausgebildet; und man legte seinen ganzen Eifer darauf, die Anwendung der gesetzlichen Regeln immer genauer und schärfer festzustellen. Auf diese Weise hofften die Juden den Tag zu erreichen, wo ihr treuer Gott seine Verheißungen wahrmachen und seinem auserwählten Volke eine auserwählte Stellung unter allen Völkern der Erde geben würde. Es galt für unnütz und sogar für sündlich, der Politik und der Kriegskunst Mittel abzuborgen, durch die dies erstrebte Ziel beschleunigt werden sollte: der Tag Gottes würde kommen, wenn Gott es wollte.

Dieser Standpunkt enthält dem Scheine nach eine hochmütige Überhebung über die andern Völker. In seiner Anwendung aufs Leben führt er aber zur friedlichen Unterwerfung unter das Schicksal und er erklärt uns die Ruhe und Gelassenheit, mit der das jüdische Volk die lange Oberherrschaft Persiens ertrug. Dieselbe Lebensauffassung führte auch zur Entstehung und langsamen Ausbreitung der sogenannten messianischen Hoffnungen, welche in der ersten Zeit noch sehr unbestimmt waren und vielfach wechselten, noch zur Zeit Christi keine bestimmte und allgemein anerkannte Gestalt gewonnen hatten und selbst in der letzten Zeit mehr eine Sammlung von Volksüberlieferungen bildeten, die noch in der Entwickelung begriffen waren, als eine scharf und dogmatisch formulierte Lehre. So lebten die Juden in der Verborgenheit, auf sich selbst beschränkt. Sie waren den andern Völkern unbekannt und gaben sich keine Mühe, diese ihrerseits kennen zu lernen. Der große Kampf zwischen den Persern und den Griechen scheint sie ganz unberührt gelassen zu haben, es zeigt sich nicht die geringste Spur einer Störung, welche dieses lange und große Ringen auf ihr Volksleben ausgeübt

Digitized by Google

hätte. Vielmehr kam es durch den langen Frieden, dessen sie während dieser Zeit genossen, und ferner durch ihre einfachen Sitten, ihre arbeitsame Lebensführung und endlich durch den Schutz, den ihnen gewissermaßen ihre puritanischen Gesetze gaben, dazu, daß sie ein zahlreiches und wohlhabendes Volk wurden. Von den Früchten, die sie ihrem Boden durch sorgfältige Pflege abgewannen, waren einige, wie das Öl und die verschiedenen Balsamarten, sehr wertvoll und wurden in das Ausland verkauft. Während dieser Zeit hat auch die bekannte Handelsgewandtheit der Juden, durch die sie sich später vor allen Völkern der Welt so besonders auszeichnen sollten, eine nicht geringe Ausbildung erhalten, während die erste Grundlage dazu vielleicht in der babylonischen Gefangenschaft gelegt worden ist.

Aber die Eroberungszüge Alexanders des Großen (330—323 v. Chr.) führten eine Veränderung herbei. Seit dieser Zeit war Judäa der Mittelpunkt der Ereignisse. Freilich war das Leben des jüdischen Volkes unter der Herrschaft der ägyptischen Ptolemäer noch nicht wesentlich anders, als es unter der Oberhoheit der Perser gewesen war; und abgesehen von einzelnen, allerdings sehr empfindlichen Störungen, konnten sie ihre friedliche Entwickelung fortsetzen und das Gesetz beobachten. Denn die Ptolemäer hatten neben ihren Fehlern doch das Verdienst, daß sie gegenüber den vielen verschiedenartigen Völkern, die sie unter ihrem Szepter vereinigt hatten, eine versöhnliche Politik einschlugen, und einzelne unter ihnen wandten den Eigenarten des wunderlichen Judenvölkchens, das sie regierten, sogar ein gewisses dilettantisches Interesse zu. Aber in dem Maße, wie Palästina sich wieder bevölkerte und wohlhabend wurde, begann es die Begehrlichkeit der andern Völker zu erregen, und durch seine Lage zwischen Ägypten und dem großen syrischen Reiche wurde es zu dem natürlichen Schlachtfelde für die Heere, die die beiden feindlichen Nachbarstaaten gegen einander aussandten. Aber die größten Gefahren für das selbständige Bestehen des jüdischen Volkes kamen nicht von außen. Seit der Zeit der Eroberungen Alexanders des Großen hatten die Griechen ihren geistigen Einfluß über ganz Vorderasien ausgebreitet. Griechische Sprache und Kunst, griechische Wissenschaft und Philosophie, vor allem aber die griechische Art sich zu vergnügen und mit einem Worte all' das Verführerische, welches eine raffinierte und nicht zu pedantisch sittliche Zivilisation für die weniger zivilisierten Völker hat, übte auf die verweichlichten Völkerschaften von Klein-Asien, Syrien, Ägypten und bis an die Euphrat-Ufer einen Zauber aus, dem zu entgehen sie sich nicht einmal Mühe gaben. Der Hellenismus verbreitete sich überall und trug überall den Sieg davon.

Das jüdische Volk war vermöge seiner tief eingewurzelten Vorurteile, infolge seiner Religion und seines Rechts nicht so leicht zu gewinnen. Aber trotzdem und trotz des Widerwillens, mit dem die in ihren alten Überlieferungen befangenen Juden ihm gegenübertraten, drang der Hellenismus auch in Judäa ein und gewann hier gerade die aristokratische und mehr priesterliche Klasse der Bevölkerung für sich, obgleich diese berechtigt und verpflichtet gewesen wäre, den eindringenden Neuerungen mehr als alle andern entgegen zu treten. So lange nämlich die

Digitized by Google

Herrschaft der Perser und der Ägypter dauerte, war das jüdische Volk zwar politisch vollkommen abhängig, aber im Innern genoß es auf dem Gebiet der Religion wie des bürgerlichen Lebens eine sehr weitgehende Selbständigkeit, und der Hohepriester aus dem Stamme Aarons, welcher es leitete, war in Wahrheit der Fürst seines Volkes. Kraft seines Amtes hatte er das religiöse Gesetz durchzuführen; und dieses beherrschte das ganze Leben des Volkes wie der einzelnen. Somit war auch die Gerichtsbarkeit, das Abgabenwesen, die Polizei, die gemeinnützigen Einrichtungen, überhaupt die gesamte innere Verwaltung in seinen Händen. Seine Umgebung bestand aus einer großen Zahl von erbpriesterlichen Familien, aus denen er seine Beisitzer und Steuereinnehmer, seine Richter, Verwaltungsbeamten und Offiziere nahm, es war mit einem Worte eine vollkommen ausgebildete Theokratie. Unter diesen Familien, welche gebildeter und reicher, vielleicht aber auch weniger glaubensinnig waren als der Rest des Volkes, gewann der Hellenismus in kurzer Zeit viele Anhänger, welche in Kleidung, Nahrung und Vergnügungen die Griechen nachzuahmen suchten. Selbst die hebräischen Namen wurden nach griechischer Art umgebildet. Aus Jeheschua wurde Jesus, aus Elsaqim wurde Alkimos, und sogar zur Annahme von Namen wie Menelaos verstieg sich der eine oder andre. Man schämte sich Jude zu sein oder für einen Juden gehalten zu werden und gab sich auch Mühe, wie ich hier kurz andeuten will, die äußeren Zeichen zu beseitigen [1]).

Das eigentliche jüdische Volk folgte gern den Lehren der Schriftgelehrten oder Gesetzesauslegern, hörte andächtig auf ihre Vorträge in den Synagogen und begann auch selbst die heiligen Bücher zu studieren, durch die sie beständig an ihre religiösen und nationalen Überlieferungen erinnert wurden. Der scheinbare Abfall der höheren Stände mußte bei ihnen daher mehr Ärgernis als Freude erregen. Doch auch sie konnten dem verführerischen Einfluß, den die Sitten und die Vergnügungen der Griechen auf sie ausübten, nicht ganz widerstehen, und wenn diese Einflüsse längere Zeit fortgedauert hätten, so wäre das Judentum von der überströmenden Flut des Griechentums allmählich weggeschwemmt worden.

Da trat ein mächtiger Umschwung ein. Unter der Herrschaft des Königs Antiochus des Großen von Syrien (223—187 vor Christus) wurde Palästina von Ägypten getrennt und dem syrischen Reiche einverleibt. Freilich erlitten die Beziehungen des Judenvolkes zu ihrem Oberherrn in der ersten Zeit noch keine wesentlichen Veränderungen. Aber die Seleuciden hingen dem Griechentum mit derselben Liebe an wie die Ptolemäer und gingen dabei schroffer vor. Der zweite Nachfolger Antiochus des Großen, Antiochus Epiphanes, ein wunderlicher und unruhiger, von sich selbst sehr eingenommener Mann, kam infolge einer Reihe von Umständen, deren Aufzählung im einzelnen abwegig sein würde, zu dem

[1]) Hierdurch unterscheiden sich die Griechlinge der ägyptisch-syrischen Zeit wesentlich von den im neuen Testament erwähnten Hellenisten einer späteren Zeit, deren Mittelpunkt die jüdische Kolonie in Alexandrien war. Diese letzteren waren zwar ganz von griechischen Ideen beherrscht und sprachen nur griechisch, aber innerlich hingen sie am Judentum fest und hatten eine hohe Meinung von der Überlegenheit ihres Glaubens und ihrer Volkstümlichkeit.

Digitized by Google

Glauben, daß der Widerstand, den die von ihm unternommene gewaltsame Einführung des griechischen Wesens bei den Juden fand, eine gegen seine Person gerichtete Beleidigung sei. Die Folge war die Anordnung von Erpressungen, massenhafte Tötung von Menschen und die willkürliche Absetzung von Hohenpriestern, welche durch gefügige Werkzeuge des herrschsüchtigen Königs ersetzt wurden. Endlich wurde der jüdische Kultus selbst in Verruf erklärt, die Beschneidung und die Feier der jüdischen Feste verboten und die heiligen Bücher weggenommen und verbrannt. Der König erließ sogar ein strenges Gebot, den fremden Göttern Opfer zu bringen, und setzte die schwersten Strafen auf die Übertretung. Ja er ließ innerhalb des Tempels zu Jerusalem einen Altar und wahrscheinlich auch eine Statue des Olympischen Zeus errichten. In dem Buche Daniel, welches um diese Zeit geschrieben wurde, findet man einen Widerhall des Hasses und der Empörung, die diese Maßregel erregte, und zugleich einen Ausdruck der unzerstörbaren Hoffnung, der sich die in ihren heiligsten Empfindungen beleidigten Herzen immer wieder hingaben. Die Juden waren fest überzeugt, daß diese Zustände nicht lange andauern konnten, denn die alten Propheten hatten gelehrt, daß auf das Übermaß des Leidens und der Ungerechtigkeit nach kurzer Zeit ein neuer Sieg des Rechtes und der Wohlfahrt folgen müßte. Daniel rät noch nicht zum bewaffneten Widerstande: er setzt seine Hoffnungen mehr auf das unwiderstehliche Einschreiten des Erzengels Michael als auf den Erfolg einer Empörung, deren erste Anläufe den Verfasser vielleicht wenig ermutigt haben mögen[1]).

Endlich aber hielt doch den verfolgten Opfern die Geduld nicht stand. Der alte Priester Mattathias erhob auf dem Berge Modin die Fahne des heiligen Krieges, und jetzt begann jene Reihe von staunenswerten Thaten, welche der Welt eine neue Art des Heldentums zeigten. Dies ist die sogenannte Zeit der Makkabäer oder Hasmonäer (von 163 v. Chr. ab). Eine Familie von Helden, die sich ebenso sehr durch ihre Unerschrockenheit im Felde wie durch ihre Befähigung als Diplomaten auszeichnete, machte das geknechtete Volk äußerlich und innerlich unabhängig. Seit dem Jahre 164 richtete Judas Makkabäus den rechtmäßigen Gottesdienst im Tempel wieder ein. Seine Brüder und Nachfolger Jonathan und Simon setzten sein Werk trotz unzähliger Schwierigkeiten fort und zwangen den syrischen Königen die Anerkennung der Unabhängigkeit der Juden ab. Das Volk ging in seiner Dankbarkeit so weit, daß sie den Makkabäern das Amt des Hohenpriesters übertrugen, obgleich sie nicht zur hohenpriesterlichen Familie gehörten; aber es hätte auch nicht anders handeln können. Johannes Hyrcanus, der Nachfolger Simons, stellte nach einigen mißglückten Versuchen zuletzt das alte jüdische Reich im Sinne Davids und Salomos wieder her. Mit seiner Regierung hatte der Ruhm des Makkabäerhauses seinen Höhepunkt erreicht. Wenige Familien haben in so kurzer Zeit eine so große Zahl von vortrefflichen Feldherren und Staatsmännern gestellt wie die Makkabäer.

[1]) Daniel 11, v. 32—35.

Digitized by Google

Aber schon unter dieser Regierung zeigten sich die ersten Spuren von neuen Schwierigkeiten, durch die das stolze Gebäude, das mit so vielen Opfern und großem Heldenmute errichtet war, wieder ins Wanken gebracht und endlich untergraben werden sollte. Im Namen des Gesetzes war der Aufstand gegen Syrien begonnen, die Schlachten geschlagen, der Sieg errungen worden. Durch ihre Verteidigung des Gesetzes waren die Makkabäer die weltlichen Fürsten und zugleich die Hohenpriester des jüdischen Volkes geworden, und es liegt nahe genug, daß Fürst und Hoherpriester nicht immer dieselben Interessen und dieselben Bestrebungen haben können. So lange der Kampf ums Dasein gedauert hatte, war die Einigkeit von der gebieterischen Notwendigkeit gefordert, und die Zwistigkeiten und Streitigkeiten über die richtige Anwendung und Auslegung des Gesetzes ruhten; als aber der entscheidende Sieg errungen war, traten sie hervor. Es gab jetzt keine Anhänger des Griechentums mehr, aber es gab Aristokraten und Politiker, welche glaubten, daß man das geschriebene Gesetz, als eine Grundlage des gesamten nationalen Lebens, gewissenhaft und selbst streng beobachten müsse, daß man ihm aber nichts hinzufügen dürfe, und daß man in Angelegenheiten des Krieges, der inneren Verwaltung, der Rechtspflege und des auswärtigen Verkehrs sich den Erfordernissen der Zweckmäßigkeit und des Nutzens anzupassen habe. Die hohen Ämter sollten den alten priesterlichen Familien vorbehalten bleiben, welche den Auslegungskünsten der Schriftgelehrten und ihren Neuerungen in Lehre und Leben einen unverhohlenen Widerwillen entgegen brachten. Dies war die Lehre der Sadducäer[1]). Auf der andern Seite stand die Partei der Pharisäer, welche die Herrschaft des Gesetzes bis aufs äußerste ausdehnen wollten und zugleich den zahllosen, spitzfindigen und kasuistischen Vorschriften, mit denen die Schriftgelehrten das Gesetz wie mit einem Schutzwall umzogen hatten, denselben Wert beimaßen wie dem Gesetze selbst[2]). Der blinde Glaube, mit dem

[1]) Sie haben ihren Namen wahrscheinlich nach dem Priester Zadok, welchen Salomo als Priester des Herrn in Jerusalem einsetzte (2. Könige 2, v. 35) und dessen Nachkommenschaft sich seit der Verbannung das ausschließliche Recht auf die Bekleidung des Hohenpriesteramts zuschrieb (vgl. Hesekiel 40, v. 46; 43, v. 19.) Man führt diese Bezeichnung aber auch auf einen andern, viel jüngeren Zadok zurück, welcher zu den hervorragenderen Schülern Antigonus' Sochäus, eines berühmten jüdischen Gelehrten aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., gehört haben soll. Aber die erste Erklärung ist vorzuziehen, denn die Sadducäer sind eine aristokratische Partei, und solche Parteien lieben es, ihre Ansprüche von einem möglichst weit zurückliegenden Ursprung abzuleiten, besonders in einem Volk, in dem die Priesteraristokratie eine so große Bedeutung hat wie bei den Juden.

[2]) Besonders in den Vorschriften über Reinheit und Unreinheit, in den Regeln, wie die Unreinheit zu vermeiden und, wenn eingetreten, wieder zu beseitigen sei, haben die Schriftgelehrten allen ihren Scharfsinn aufgewandt, um ein großes Netz von spitzfindigen Regeln aufzustellen, mit dem sie alles umspannen. Die Hauptaufgabe, die sich die Pharisäer setzten, war die, sich vor der Unreinheit zu bewahren, die schon durch die einfache Berührung eines für unrein gehaltenen Gegenstandes entstand und leicht zu erkennen war. Der Name Pharisäer bezeichnet Leute, welche sich unterscheiden und absondern, und ist von ihrem Lebenswandel entnommen, da sie sich von jeder Befleckung und von der großen Masse, die eine gleiche Vorsicht nicht anwenden wollte und konnte, sorgfältig fern hielten. Von den Essäern, einer eigentümlichen Gesellschaft, deren Bedeutung vielfach überschätzt ist, will ich hier nicht ausführlich

Digitized by Google

sie den Vorträgen der Schriftgelehrten folgten, führte dazu, daß sie auch die neuen Lehren von Engeln und Dämonen, von dem zukünftigen Messiasreiche, von der Auferstehung und dem ewigen Leben bereitwillig annahmen. Beim Volke hatten sie viel mehr Ansehen als die Sadducäer, denn wenn die Masse sie auch nicht in ihrer ganzen Strenge nachahmen konnte, so bewunderte sie sie doch und betrachtete sie als Menschen, die dem Ideal eines korrekten und frommen Lebenswandel viel näher gekommen seien als sie selbst, etwa wie später die Christen die Mönche ansahen.

Der Widerstreit dieser beiden Parteien, welche beide nach dem überwiegenden Einflusse im Volke strebten, gab eine beständige Quelle von halb politischen, halb religiösen Streitigkeiten. Die ersten Makkabäer waren, den Grundsätzen treu geblieben, durch die sie an die Spitze des Volkes gelangt waren, und hatten die pharisäischen Bestrebungen bevorzugt. Auch Johannes Hyrcanus (135—105) schloß sich zu Anfang seiner Regierung derselben an. Aber in den letzten Jahren erschreckten ihn doch die immer wachsenden Forderungen und Ansprüche der nie zufriedenen pietistischen Partei zu sehr. Er glaubte seine Rechnung besser bei den Sadducäern zu finden, welche sich leichter zufrieden stellen ließen und mehr Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit und auf die Bedürfnisse der Verwaltung nahmen. Er brach daher mit den Pharisäern und nahm die Sadducäer in seinen Schutz. Seine beiden nächsten Nachfolger, Aristobulus I., welcher nur ein Jahr regierte, und Alexander Jannäus (104—78, der erste, der den Königstitel annahm) folgten derselben Richtung. Während der Zeit leidenschaftlicher Kämpfe, welche nunmehr folgte, vergrößerten die Sadducäer die Kluft, welche zwischen beiden Parteien bestand, durch eine Reihe von grausamen Maßregeln, die, vom König Alexander angeordnet, von der Partei gebilligt waren. Als Alexander starb, ließ er zwei Söhne in noch sehr jugendlichem Alter zurück. Die Vormundschaft über dieselben übernahm ihre Mutter Alexandra, eine sehr geschickte Frau, welche aber im Gegensatze zu ihrem Manne der pharisäischen Richtung zugethan war. Die Regentschaft dieser Frau (78—69 v. Chr.) brachte über die Juden im allgemeinen eine glückliche und friedliche Zeit, deren Andenken nur durch die blutigen Maßregeln getrübt wird, welche die Pharisäer, nachdem sie wieder ans Ruder gekommen waren, an ihren früheren Unterdrückern nahmen.

* * *

sprechen, sondern nur kurz erwähnen, daß ich sie für eine Sekte von Ultra-Pharisäern halte, welche die pharisäischen Grundsätze so weit ausdehnten, daß sie das Zusammenleben mit andern Menschen vollständig aufgaben und sich in die Wüste zurückzogen, wo sie unter einer mönchischen Disziplin lebten, die hauptsächlich darauf berechnet war, jede Möglichkeit einer Verunreinigung von ihnen fern zu halten. Einfluß auf die Geschichte haben sie nicht gehabt, und die ihnen zugeschriebene Bedeutung ist nur auf die Beschreibung zurückzuführen, die Josephus von ihnen macht. Diesem Schriftsteller war darum zu thun, seinen Lesern zu beweisen, daß es auch bei den Juden etwas dem Pythagoräertum Ähnliches gebe, ebenso wie er die Sadducäer mit den Epikuräern und die Pharisäer mit den Stoikern vergleicht. Diese Vergleiche sind aber weit hergeholt und nicht ernst zu nehmen.

Digitized by Google

So waren die religiösen und moralischen Zustände des jüdischen Volkes, als ein neuer Streit begann, und zwar ein Streit der königlich-hohepriesterlichen Familie der Makkabäer mit einer andern Familie, die aus niederen Ursprüngen herangewachsen, unter dem Schutze der Makkabäer mächtig geworden und endlich dazu berufen war, sie zu stürzen, die Familie Herodes.

Das große Ansehen, das die Makkabäer ursprünglich genossen hatten, war, wie nach den vorhergehenden Anführungen leicht zu verstehen ist, im Laufe der Zeiten gesunken, besonders unter den letzten Fürsten, denen auch eine Lockerung der Sittlichkeit und eine Neigung zum Despotismus zur Last fällt. Im Volke fanden sie keine warme Begeisterung mehr, sondern nur jenes nachsichtige Wohlwollen, welches den entarteten oder unwürdigen Nachkommen einer Familie, deren Name sich mit der Erinnerung der Leidens-, Ruhmes- und Befreiungszeit eines geknechteten Volkes verknüpft hat, noch lange erhalten zu werden pflegt.

Alexandra, welche in eigner Person weder die kriegerischen Bewegungen leiten, noch die Pflichten des Hohenpriester-Amtes ausüben konnte, hatte ihrem älteren Sohne Hyrcanus die Verwaltung des Hohenpriester-Amtes und dem jüngeren, Aristobulus II., die Führung der militärischen Angelegenheiten zugewiesen. Hyrcanus war ein gutartiger junger Mensch, milde und bescheiden, ein großer Freund der Ruhe, der den Einflüssen seiner Umgebung bereitwillig nachgab und alles in allem nicht sonderlich begabt war. Aristobulus war fast gerade das Gegenteil von ihm. Die alte Kriegsluft seiner Vorfahren war in ihm lebendig, sein Ehrgeiz war groß, und in der Wahl seiner Mittel kannte er nicht viele Bedenken. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sein Bruder, schwachsinnig und träge wie er war, sein König und Herr werden sollte, und bereitete für den Fall des Todes seiner Mutter einen Militäraufstand vor, mit dessen Hilfe er sich die höchste Gewalt erwerben wollte. Sobald nun der Hohepriester Hyrcanus kraft seiner Erstgeburt als König ausgerufen war, erklärte Aristobulus, daß er den Thron und die Hohepriesterschaft — welche Stellungen damals, wie wir uns erinnern, für unzertrennlich galten — für sich beanspruchte. Die Vorbereitung des Aufstandes war weit genug gediehen, Hyrcanus wurde überrascht und von einem großen Teil seiner Truppen im Stiche gelassen und hatte eben noch die Zeit, in den Tempel zu flüchten, der geradezu wie eine Festung ausgebaut war. Hier wurde er von Aristobulus eingeschlossen und regelrecht belagert. Die öffentliche Meinung scheint auf seiten des letzteren gestanden zu haben, da das Volk von der Unfähigkeit und Schwäche Hyrcans üble Folgen befürchtete und die Ratgeber des Königs haßte. Mit einem Wort, Hyrcanus wurde von Furcht ergriffen und ergab sich. Es wurde zwischen den Brüdern abgemacht, daß der ältere dem jüngeren die doppelte Würde als König und Hoherpriester abtreten und als Privatmann leben, aber sein eigenes Vermögen, welches sehr groß war, ruhig behalten solle. Die beiden Brüder küßten sich öffentlich, und der Friede schien wieder hergestellt zu sein. Er sollte aber nicht von langer Dauer bleiben.

Vor einem Menschenalter hatte Alexander Jannäus zum Statthalter von Idumäa einen gewissen Antipas gemacht, der wahrscheinlich idumäischen, jeden-

Digitized by Google

falls aber fremden Ursprungs war [1]). Sein Sohn Antipater hatte sich den Zugang in das Haus der Makkabäer zu verschaffen gewußt und sich besonders an Hyrcanus gemacht, dessen schwachen Geist er vollständig beherrschte. Das Abkommen zwischen den beiden königlichen Brüdern entsprach infolgedessen seinen Wünschen nur sehr wenig. Er war reich, ehrgeizig und intrigant und hatte als Diener eines entthronten Prinzen, eines einfachen Privatmannes, keine Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu verwerten und seinen Charakter zur Geltung zu bringen. Er begann also Hyrcanus mißtrauisch gegen die Absichten seines Bruders zu machen und jeden bei ihm keimenden Verdacht nach Kräften zu bestärken. Endlich redete er ihm sogar ein, daß sein mächtiger Bruder ihm nach dem Leben stelle, und da Antipater viele Beziehungen zu dem Araberkönig Aretas hatte, und die Araber damals im allgemeinen sehr geneigt waren, sich auf Kosten der Juden zu bereichern, so oft sich Gelegenheit dazu bot, so überredete Antipater den Hyrcanus, sich nach Petra zu begeben und zu Aretas zu flüchten. Dieser nahm ihn mit offenen Armen auf, und als Hyrcanus ihm die Zurückgabe einiger Landstriche versprach, die sein Vater Alexander Jannäus den Arabern früher abgenommen hatte, sammelte er ein Heer und unternahm es, ihn nach Jerusalem zurückzubringen und ihn wieder auf den Thron zu setzen. Aristobulus rückte ihnen entgegen, wurde aber geschlagen, und in Judäa selbst trat eine ganze Partei auf, die sich für Hyrcanus erklärte. Nur die Priester Jerusalems blieben dem König Aristobulus treu [2]) und nahmen ihn im Tempel auf, so daß Aretas diesen belagern mußte.

Da legte sich eine neue und mächtige Hand in den Streit der beiden Brüder. Die Makkabäer hatten schon mehrere Male ihre Zuflucht bei den Römern gesucht, welche grundsätzlich gern für alle Völker Partei nahmen, die mit Syrien, der mächtigsten Militärmonarchie des Ostens, im Streite lagen. Wenn man im ersten Buche der Makkabäer die begeisterten Schilderungen liest, die der Verfasser von dem Edelmute, der Großmütigkeit und der Redlichkeit der Römer macht [3]), so drängt sich unwillkürlich ein bitteres Lächeln über die Lippen. Im Jahre 62 v. Chr. hatte Pompejus glänzende Siege über den König Tigranes von Armenien davongetragen. Sein Legat Scaurus, der sich in Armenien befand, gab Aretas den Befehl, sich zurückzuziehen, was dieser sich nicht zweimal sagen ließ. Darauf entschied sich Scaurus, nachdem er von den beiden jüdischen Parteien angerufen war, zu Gunsten Aristobulus'; aber Pompejus begab sich selbst nach Syrien, da die Vorgänge in Judäa ihm großes Interesse einflößten. Antipater ging zu ihm und vertrat vor ihm die Sache Hyrcans so wirksam, daß er ihn gewann. Aristobulus hoffte Pompejus noch umstimmen zu können und suchte ihn gleichfalls auf, aber er wurde gefangen genommen. Seine Truppen setzten sich von neuem

[1]) Idumäa, das alte Land Esaus oder Edoms, ist die gebirgige und reiche Gegend südlich von Palästina, zwischen Arabien und der Sinaihalbinsel.

[2]) Dies führt übrigens zu der Vermutung, daß die Pharisäer auf seiten Hyrcans und die Sadducäer auf Aristobuls Seite standen.

[3]) I. Makkabäer, Kap. 8.

Digitized by Google

im Tempel fest, und Pompejus mußte die Belagerung eröffnen, welche drei Monate dauerte. Endlich drangen die römischen Soldaten in das Heiligtum ein und töteten die Priester am Altare. Auch Pompejus selbst betrat den Tempel, aber er wurde durch den bilderlosen Kultus einer einigen und unsichtbaren Gottheit von so hoher Erfurcht ergriffen, daß er es nicht wagte, den Tempelschatz zu berühren, eine Enthaltsamkeit, die für einen siegreichen Römer auffallend und ungewöhnlich ist. Pompejus ließ dem Gottesdienste seinen regelmäßigen Gang und ernannte Hyrcanus zum Hohenpriester, womit er ihm zugleich die souveräne Herrschaft über das Land verlieh. Aber er verringerte das Gebiet seiner Herrschaft außerordentlich, da Hyrcanus politisch nur noch über Judäa und Idumäa zu verfügen hatte. Jerusalem wurde den Römern tributpflichtig, und Pompejus legte dem Lande eine Schatzung von 10000 Talenten (45000000 Mark) auf und kehrte nach Rom zurück, indem er den König Aristobulus und seine beiden Söhne Alexander und Antigonus mitnahm, um seinen Triumphzug zu zieren.

Die Regierung Hyrcans dauerte von 63 bis 40 v. Chr. Thatsächlicher Herrscher war aber Antipater, welcher unter des Königs Namen alle Anordnungen traf. Die Kunst dieses geschickten Mannes bestand hauptsächlich darin, daß er sich zum Werkzeug der römischen Politik machen ließ und mit Hilfe des mächtigen Beistandes, welche diese Verbindung ihm gewährte, alle Widerstandsgelüste im Keime erstickte. Aristobulus und sein einer Sohn Antigonus waren aus Rom entflohen und traten mit den Waffen in der Hand wieder an die Spitze ihrer Partei. Aber der Statthalter Gabinius von Syrien warf den Aufstand nieder. Er stand unter dem Einflusse Antipaters und diente ihm dazu, seinen Rachedurst zu befriedigen und seine Besorgnisse zu beseitigen, gerade so wie später Crassus, der Führer des unglücklichen Zuges gegen die Parther, und Cassius, sein Legat in Syrien.

Bald darauf brach der Krieg zwischen Cäsar und Pompejus aus. Antipater trat zunächst auf Pompejus' Seite, nachdem dieser auf seinen Rat den andern Sohn Aristobuls, Alexander, welcher gleichfalls der Gefangenschaft in Rom entronnen war, als Feind der Römer in Antiochia hatte enthaupten lassen. Als Antipater aber sah, daß das Schicksal sich zu Cäsars Gunsten wandte, bot er diesem seine Dienste an und fand auch ein geneigtes Ohr; Aristobulus, der sich von vornherein für Cäsar erklärt hatte, war kurz vorher gestorben, und zwar, wie man sagt, durch Gift. Antipater trug viel Diensteifer für Cäsars Sache zur Schau und that auch alles, was er konnte, um den Feldzug des Diktators nach Ägypten erfolgreich zu machen; dadurch erwarb er sich das uneingeschränkte Wohlwollen des letzteren, und seine Herrschaft wurde durch die Niederlage und den Tod Pompejus' keineswegs erschüttert, sondern eher befestigt.

Antipater war mit einer arabischen Prinzessin Cypros verheiratet, mit der er vier Söhne: Phasaël, Herodes, Joseph und Pheroras, und eine Tochter Salome hatte. Die beiden älteren Söhne waren sehr hoch begabt und außerordentlich früh entwickelt. Antipater hatte Phasaël zu einer Art von Statthalter der Stadt Jerusalem gemacht, und Herodes wurde, als er kaum 15 Jahre alt geworden war, mit einer noch schwierigeren Aufgabe betraut. Eine Anzahl von fanatischen

Digitized by Google

Juden waren der Politik des passiven Duldens, wie sie von den Häuptern des Judentums immer gepredigt wurde, müde geworden und hatten sich zu Banden zusammen gethan, die unter dem Namen des heiligen Krieges gegen ihre politische und religiösen Gegner eine Art von Räuberleben führten. Zur Unterdrückung dieser Scharen wurde Herodes ausgesandt und er zeigte bei der Erfüllung dieser Aufgabe ebenso viel Energie wie Klugheit, aber auch eine kalte, herzlose Grausamkeit. Ezechias, der Führer des Aufstandes, und seine Genossen wurden gefangen genommen und ohne Urteil und Recht niedergemacht.

Durch den schnellen Erfolg dieses Unternehmens erwarb Herodes sich bei den römischen Behörden ein großes Ansehen, aber im Innern waren die Wirkungen anders. Die alten Juden fühlten sich in ihrem Stolze durch die Allgewalt des Idumäischen Hauses empfindlich verletzt, und die Gegner der Familie suchten diese Gelegenheit zu benutzen, um sie zu stürzen. Herodes hatte das Gesetz verletzt, als er die Galiläischen Räuber, welche im Volke außerdem vielleicht viel beliebter waren, als man es eingestehen mochte, ohne weiteres zum Tode brachte. Der Sanhedrin geriet in Aufregung und zwang Hyrcanus, den jungen Feldherrn zur Verantwortung vor das ehrwürdige Gericht zu laden. Herodes beabsichtigte zuerst, der Ladung überhaupt nicht nachzukommen, aber er ließ sich bereden. Als er jedoch in den Saal trat, erschien er geschmückt wie zu einer Festlichkeit, in Begleitung von Soldaten, die dem versammelten Spruchkollegium blasse Furcht einflößten. Nur ein einziger der Richter wagte es, für die Anwendung des Gesetzes zu stimmen; aber kaum war dies Wort gefallen, so hob Hyrcanus, der den Vorsitz führte, die Sitzung auf. Er war in den jungen Herodes närrisch verliebt und hatte außerdem von Sextus Cäsar, dem Statthalter von Syrien, einen Brief bekommen, in dem ihm aufgetragen wurde, für die Freisprechung des Angeklagten zu sorgen. — Hierdurch erklärt sich auch das Selbstvertrauen und die Furchtlosigkeit, mit der der junge Mann auftrat. Nachdem Herodes dem Befehl des Gerichts mit solch offenbarer Ironie nachgekommen war, verließ er Jerusalem, und es war nie wieder die Rede davon, ihn zum zweitenmale zu laden.

Herodes war ein schöner Mann, groß und gut gebaut, in allen Leibesübungen wohl bewandert; sein erstes Auftreten versprach einen hervorragend geschickten und tapferen Feldherrn, und die Zeit hat dies Versprechen eingelöst, aber er war zugleich auch ein ebenso guter Diplomat wie sein Vater, dessen Gedanken er sich vollkommen angeeignet hatte, und den er an Ehrgeiz noch übertraf. Herodes war leidenschaftlich und egoistisch, er konnte allen eine heiße Liebe entgegenbringen und war doch jederzeit im stande, den Gegenstand seiner Liebe mit Füßen zu treten, wenn er Verrat von ihm befürchtete. Er war mißtrauisch von Charakter, energisch und beharrlich, unerschöpflich im Auffinden neuer Hilfsquellen; er begegnete jedem Stärkeren mit Schmeichelei und vollkommener Unterwürfigkeit, aber gegen seine Untergebenen war er stolz, hart, selbst grausam. Mit diesem höchst wunderbaren Gemisch von Vorzügen und Fehlern war Herodes dazu berufen, sich zu einer politischen Größe ersten Ranges aufzuschwingen, dabei aber auch der

Digitized by Google

Henker seines ganzen Hauses und seiner selbst zu werden. Er hatte die durchtriebene Klugheit eines Emporkömmlings, der schon mit jungen Jahren mitten in einen Kampf hineingestoßen war, in dem nur durch Beharrlichkeit und durch Anschmiegen an die Verhältnisse Erfolg erhofft werden konnte. Er war mit allen Feinheiten einer vorgeschrittenen Zivilisation vertraut und in beständigem Verkehr mit den bedeutendsten Personen seiner Zeit, die eine nach der andern seinen Verführungskünsten unterlagen. Zugleich aber bewegten sich auch die maßlosen Leidenschaften des halbwilden Edomiten in seiner Brust: schroffe Äußerungen eines unbeugsamen Willensentschlusses folgten auf eine lange, tückisch-abwartende Unentschlossenheit. Er war der rechte Sohn des rauhen Esau, aber gebildet durch eine Jahrhunderte lange Erfahrung und den Verkehr mit den Menschen. Er wäre zu klug gewesen, sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht zu verkaufen, er hätte es sich eher mit Gewalt genommen und seinen Bruder Jacob getötet, wenn dieser sich widersetzt hätte. Da der Ehrgeiz und die Sucht nach Macht und Herrschaft seine Hauptleidenschaften waren, so ordnete er ihnen alles andre unter; so wenig er auch seinen Wünschen eine Schranke setzte, so hatte er doch das merkwürdige Geschick, von der Gunst des Augenblickes nie mehr zu erwarten, als er wirklich erreichen konnte. So oft er eine neue Stufe auf der Leiter der Ehre und der Macht erreicht hatte, so bereitete er sich darauf vor, zu einer weiteren aufzusteigen, sobald der Augenblick gekommen sei; aber nie suchte er dem Schicksal vorzugreifen.

Als nach der Ermordung Cäsars im Jahre 44 eine neue Zeit der Wirren auch über den Osten hereinbrach, bedurfte Herodes seiner ganzen Geschicklichkeit, um sich in der Stellung, die er einnahm, zu halten. Die Pompejaner, welche in Vorderasien noch sehr mächtig waren, konnten es Antipater nicht verzeihen, daß er zu dem Sieger von Pharsalus abgefallen war. Antipater selbst starb. Wahrscheinlich ist er von einem Nebenbuhler, der ihn um seinen Einfluß auf den armen Hyrcanus beneidete, vergiftet worden. Cassius, der Mithelfer Brutus', war in Syrien und erhob hier und in Palästina ungeheure Schatzungen; Herodes ließ die verlangten Beträge mit großer Strenge eintreiben und erwarb sich dadurch trotz der Erinnerung an den Abfall seines Vaters das Wohlwollen Cassius' in so hohem Maße, daß dieser den Mann, den Herodes als den Mörder Antipaters bezeichnete, durch seine Offiziere erstechen ließ. Es war ein gewisser Malichos, ein Günstling Hyrcanus', der sich wahrscheinlich darauf stützte, daß viele Juden den größten Einfluß nicht in den Händen eines Idumäers sehen wollten und diesen daher zu beseitigen suchten. Als Hyrcanus hörte, was mit seinem neuen Freunde geschehen war, wurde er zuerst sehr erregt, aber nach einiger Zeit fand er sich darein.

Die Partei Malichos' griff zu den Waffen: Herodes brachte ihr eine entscheidende Niederlage bei. Antigonus, der letzte Sohn Aristobulus', erschien unter dem Schutze einiger benachbarter Fürsten in Judäa: Herodes schlug sein Heer aufs Haupt.

Während dessen nahmen die großen Ereignisse ihren Lauf. Im Jahre 42 wurde die Schlacht von Philippi geschlagen, und Octavianus und Antonius, die

Digitized by Google

Führer der Cäsarianer, wurden Herren des römischen Reiches. Herodes war bereit, jedem Befehl nachzukommen, der von den römischen Herrschern ausging, gleichviel, wer es war, der ihn erließ. Er stellte sich daher ohne Verzug den Triumvirn zur Verfügung und insbesondere Antonius, dem es oblag, das Morgenland der neuen Herrschaft zu unterwerfen.

Hierbei bedurfte Herodes seiner ganzen Klugheit. Es lag nahe genug, daß Antonius dem ehemaligen Parteigänger Cassius' mit Mißtrauen entgegen ging, und die schon mehrfach erwähnte jüdische Partei, die ich in der Folge kurz als die Antiherodier bezeichnen will, hatte sogar Abgeordnete zu ihm geschickt, welche ihn bitten sollten, daß er der Idumäischen Tyrannei, welche unter dem Schutze des letzten Makkabäerkönigs Hyrcanus ihr Wesen triebe, ein Ende machen solle; und diese Bitten wurden wiederholt, als Antonius in Antiochia eintraf. Aber Herodes führte seine Sache so geschickt, daß er wiederum den Triumvir für sich gewann; und es gelang ihm um so besser, als er ihm zugleich eine bedeutende Geldsumme zur Verfügung stellte; denn Antonius war schon damals in Kleopatra verliebt und konnte nie genug Geld haben. Als Antonius dann nach Tyrus kam und abermals eine Gesandtschaft der Antiherodier empfangen mußte, die ihre Wünsche wiederholt und dringender vorbrachten, wurde er ungeduldig und brachte einige der Abgeordneten dadurch zum Schweigen, daß er sie töten ließ. Die andern wurden von seinen Offizieren teils getötet, teils auseinander gejagt, ehe sie Tyrus betreten hatten.

Kaum war diese Sorge für Herodes beseitigt, als sich eine neue Verwickelung zeigte. Die Parther überschwemmten das römische Vorder-Asien wie eine Meeresflut, die alles unter sich begrub; mit ihnen kam auch Antigonus, der Sohn Aristobuls, der ihnen tausend Talente und fünfhundert Frauen aus Jerusalem versprochen hatte, wenn sie ihn wieder auf den Thron seiner Väter setzen würden. Herodes und sein Bruder Phasaël wurden in Jerusalem belagert und nach einigen blutigen Gefechten so eng eingeschlossen, daß Phasaël und Hyrcanus, übel genug beraten, den Parthischen Heerführer aufsuchten, um mit ihm über Friedensbedingungen zu verhandeln. Herodes traute den Feinden nicht und blieb zurück. Der Erfolg gab ihm Recht: Phasaël und Hyrcanus wurden als Gefangene zurückbehalten. Herodes fand den Weg zur Flucht, begleitet von seiner Mutter, seiner Schwester Salome, und ferner von Alexandra, der Tochter Hyrcanus', und von ihrer Tochter Mariamne, die er schon damals zu seiner Frau zu gewinnen hoffte. Sie erreichten Idumäa in großer Eile und nach Überwindung mehrfacher Angriffe und gingen von da nach Arabien und später nach Ägypten.

Während dieser Zeit nutzte Antigonus das Wohlwollen der Parther aus. Er ließ sich, wie einst sein Vater, als König der Juden ausrufen, und Hyrcanus und Phasaël wurden in seine Hände übergeben. Antigonus hatte die Launen des Schicksals zu gut kennen gelernt, um auf sein augenblickliches Lächeln zu viel zu bauen. Er mußte sich vor den Listen des unternehmenden Idumäers Phasaël sichern und er hatte auch damit zu rechnen, daß die Volksgunst sich dem legitimen Makkabäerfürsten Hyrcanus wieder zuwenden könnte. Phasaël wurde zum Tode

Digitized by Google

bestimmt, aber er entging der Vollstreckung des Befehls dadurch, daß er sich das Haupt an einem Stein zerschlug. Hyrcanus hatte in seiner Eigenschaft als Hoherpriester einen Anspruch auf mehr Schonung. Sein erfinderischer Neffe bedachte aber, daß er nur infolge seines Hohenpriesteramtes König geworden sei, und ließ ihm die beiden Ohren abschneiden, da das Gesetz Verstümmelten die Mitwirkung beim Opfer verbietet. Dadurch war Hyrcanus gezwungen, seine Königswürde und sein Hohenpriesteramt aufzugeben, und konnte nun nicht mehr schaden. Er wurde von den Parthern als Gefangener mitgeführt.

In Ägypten wurde Herodes von Kleopatra als der vertriebene Freund ihres Freundes Antonius mit offenen Armen empfangen, und wie es scheint, hat er auch selbst auf die gekrönte Aspasia einigen Eindruck gemacht. Aber die Pläne, die er verfolgte, vertrugen sich nicht mit einer solchen Liebelei. Ihm kam es vielmehr auf Antonius' Wohlwollen an, und er ging deshalb nach Rom, obwohl die Jahreszeit für eine Seereise sehr ungünstig war, und ließ sich auch durch starke Stürme und durch andre sehr ernste Gefahren nicht von seinem Wege abbringen. In Rom wußte er Antonius aufs neue für sich zu interessieren und gewann durch ihn auch Octavian, mit dem Antonius die Herrschaft damals noch allein teilte. Herodes konnte bei den beiden Triumvirn die treuen Dienste, die sein Vater und er der römischen Sache geleitet hatten, für sich geltend machen, und Antigonus, der Genosse der Parther, war schon dadurch ein Feind der Römer. Octavianus und Antonius brachten ihre Auffassung auch im Senat zur Geltung, und letzterer ernannte Herodes zum König der Juden, unter der einzigen Bedingung, daß er der römischen Republik gegen ihre gefürchteten Feinde, die Parther, Beistand leistete. So kehrte er aus Rom zurück, nachdem er die Stadt als ein schiffbrüchiger Abenteurer betreten hatte, nichts mit sich bringend als das, was man heutzutage „Protektionen" nennen würde. Seine eigenen Hoffnungen waren weit übertroffen, denn er hätte es höchstens gewagt, die Königskrone für Aristobulus zu erbitten, einen Enkel Hyrcan's und Bruder Mariamnes, allerdings mit der stillen Hoffnung, unter dessen Namen die Zügel zu führen. Nachdem aber die Krone ihm selbst angeboten war, sah er keinen Anlaß sie abzulehnen.

Nunmehr verlor er aber auch keine Zeit. Während er in Rom verhandelte, waren die Parther durch Ventidius zur Räumung Syriens gezwungen worden. Herodes' Bruder Joseph, welcher die Festung Massada hielt, aber nicht mehr im stande gewesen wäre, längeren Widerstand zu leisten, wurde auf diese Weise entsetzt. Ventidius hatte auch beabsichtigt, sich Jerusalems zu bemächtigen, aber Antigonus erkaufte seinen Abzug durch Geld, in der Hoffnung, daß die Parther bald einen neuen Angriff machen würden. Da traf Herodes in Judäa ein. Alsbald nach seiner Ankunft hob er ein Heer aus und lieferte den Truppen seines Gegners Antigonus, welche recht schlecht verteilt gewesen zu sein scheinen, mehrere siegreiche Treffen. Darauf vereinigte er sich mit seinem Bruder Joseph und bemächtigte sich einiger Städte. Mit ihren römischen Kommandanten, deren Eifer durch Antigonus' Geld wesentlich erkaltet war, setzte er sich auseinander und brachte sie endlich wieder dazu, daß sie ihm halfen. Zum Schluß vernichtete er

Digitized by Google

durch eine äußerst geschickte Kriegslist eine galiläische Partei, welche, wie einst zu den Zeiten der Makkabäer die jüdischen Eiferer, die für uneinnehmbar gehaltenen Grotten zu ihren Zufluchtsstätten eingerichtet hatten. Man hat diese Partei für Anhänger von Antigonus gehalten, aber ich glaube, es ist richtiger, in ihnen eine Art von Know-Nothings zu sehen, welche beiden streitenden Parteien gleich feindlich gegenüberstanden.

So entwickelte Herodes vom ersten Augenblicke an eine unermüdliche Thätigkeit; und als er hörte, daß Antonius Samosate belagerte, kam er ihm, seinen alten Grundsätzen getreu, zu Hilfe. Hierbei hatte er die glückliche Gelegenheit, für die Verpflegung des Belagerungsheeres einen wichtigen Dienst zu thun, indem er einen Hinterhalt von räuberischen Arabern aufhob, der der lang erwarteten Zufuhrkarawane nachstellte, und sie ohne Herodes' Eingreifen zweifellos abgefangen hätte. Antonius war von seinem neuen hilfreichen Bundesgenossen so begeistert, daß er ihm nichts mehr abschlagen konnte. Als er bald darauf Samosate eingenommen hatte, stellte er seinen Legaten Sosius und seine Legionen unter Herodes' Befehl, während er selbst nach Ägypten ging, um in den Armen Kleopatra's von den Anstrengungen des Feldzuges auszuruhen.

Hierdurch war Herodes in die Lage gesetzt, Jerusalem ernstlich zu belagern, und er brauchte diese Mittel, denn Antigonus war kein zu verachtender Gegner und hatte in der letzten Zeit gleichfalls eine große Thätigkeit entfaltet. Es ist anzunehmen, daß auch er unter den Juden eine bedeutende Partei für sich hatte, welche zwar am liebsten gar keinen König, sondern nur die alte Hoheprieſterherrschaft über sich gehabt hätten, aber wenn es sein mußte, doch lieber einen Makkabäerprinzen als einen Idumäer zum Herrscher nahmen. Antigonus hatte Jerusalem verteidigungsfähig gemacht und den Abteilungen des Herodes'schen Heeres seine Truppen entgegengeschickt und er ließ, nachdem in einem dieser Scharmützel Herodes' Bruder Joseph überfallen und getötet war, der Leiche den Kopf abschlagen und diesen in Jerusalem öffentlich ausstellen.

Aber Herodes kam heran und reinigte das Feld Strich für Strich. Obwohl er in einem Treffen verwundet und den Nachstellungen eines Meuchelmörders nur wie durch ein Wunder entgangen war, setzte er die förmliche Belagerung Jerusalems mit aller Energie ins Werk, und bald darauf wurde die heilige Stadt von elf Legionen unter Sosius' Kommando rings eingeschlossen. Da die Einnahme der Stadt nur eine Frage der Zeit war, so hatte Herodes eine Zeit lang Muße und benutzte diese dazu, um die schöne Makkabäerprinzessin Mariamme, die Enkelin Hyrcan's, zu heiraten, welche er schon seit langer Zeit leidenschaftlich liebte. Bei dieser Gelegenheit gab er aber wieder ein Beispiel seiner klugen und vorausſehenden Politik, indem er es bei Sosius durchsetzte, daß die nötigen Opfertiere nach Jerusalem und dem Tempel hineingelassen wurden, und daß den vielfachen Metzeleien, deren Schauplatz die Straßen Jerusalems nach der Einnahme waren, Einhalt gethan wurde.

Antigonus verlor zuletzt den Mut, er kündigte seine Unterwerfung an und ging zu Sosius, dem er zu Füßen fiel. Dieser machte sich über ihn lustig und

Digitized by Google

nannte ihn Antigona, um ihm anzudeuten, daß er sich nicht männlich, sondern weibisch benommen habe.

Während dieser Zeit gab sich Herodes alle nur erdenkliche Mühe, um die römischen Soldaten an der Entweihung des Allerheiligsten im Tempel zu verhindern; Bemühungen, welche leicht verständlich werden, wenn man bedenkt, welches Interesse Herodes daran hatte, nicht als Verächter des Judentums zu erscheinen.

Antigonus wurde zu Antonius geschickt, zum großen Mißbehagen Herodes', welcher fürchtete, er möchte ihn zur Anerkennung seiner Erbrechte überreden. Herodes schickte daher seinerseits eine beträchtliche Geldsumme nach Ägypten, und dieser Grund schlug bei dem Liebhaber Kleopatra's mehr als jeder andre durch. Antonius suchte sogar die Sachlage zu vereinfachen; er ließ Antigonus enthaupten und beendigte somit die Dynastie der Makkabäer oder Hasmonäer, welche in verschiedenen Formen 126 Jahre hindurch die Herrschaft behauptet hatten.

Herodes, der vor kurzem noch nichts andres für sich gehabt hatte, als was er seinen römischen Freunden verdankte, zog als Triumphator und König der Juden in seiner Hauptstadt ein. Er herrschte über ein Land, welches damals verwüstet und ausgesogen war, aber eine unerschöpfliche Lebenskraft hatte und im stande war, sich nach allen, auch den schwersten Schlägen, wieder zu erholen.

Wenn auch die Mittel, mit denen Herodes jede Spur eines Widerstandes zu ersticken suchte, roh und selbst grausam waren, so verdient doch die erstaunliche Energie und die vollendete Geschicklichkeit, mit der der kühne Streber den ihm vom römischen Senate verliehenen, ursprünglich ganz in der Luft schwebenden Königstitel zur Wirklichkeit gemacht hat, alle Achtung und Bewunderung.

(Fortsetzung folgt.)

Ungarn und das Ministerium Weckerle.

Von den Ufern der Theiß im Winter 1893.

I.

Das geflügelte Wort: „Ich kenne die Absichten der hohen Regierung nicht, aber ich widerspreche denselben aufs entschiedenste", hat aus dem parlamentarischen Leben Ungarns seinen Ausgang genommen. Ein Ablegat des Biharer Komitates soll seinen Standpunkt einst, in vormärzlicher Zeit, während der heißen Kämpfe gegen das Metternich-Apponyi'sche System mit jenem unsterblichen Diktum dargelegt haben. Allem Anschein nach dürfte jedoch diesem denkwürdigen Spruch der Rang auf der Liste parlamentarischer Kuriositäten demnächst streitig gemacht werden durch ein andres, denselben Ursprunge entstammtes Wort. Nach den

Digitized by Google

jüngsten Vorgängen im ungarischen Reichstag und in Anbetracht der Haltung, welche die Opposition daselbst dem Kabinett Weckerle gegenüber beobachtet, erscheint das in Rede stehende Kredo des ehrsamen Ablegaten aus dem Heimatskomitate derer von Tisza veraltet, und jener Spruch verdient ersetzt zu werden durch den besser auf die Umstände passenden Satz: „Ich kenne und billige die Absichten der Regierung, aber ich bekämpfe das Ministerium gleichwohl aus Leibeskräften!"

Vergegenwärtigt man sich die einzelnen Momente, welche die Stellungnahme der Opposition dem Ministerium Weckerle gegenüber kennzeichnen, durchfliegt man im Geiste die geschriebenen und gesprochenen Veröffentlichungen der drei gegnerischen Fraktionen von dem Augenblicke an, als das neue Kabinett in Sicht getreten war, bis auf den heutigen Tag, so wird man nicht umhin können, der im obigen ausgesprochenen Voraussetzung die volle Berechtigung zuzuerkennen. Der kurze Sinn aller Reden und leitenden Artikel, welche sowohl von seiten der sogenannten „Nationalpartei" (Fraktion Apponyi) als seitens des getrennt marschierenden und vereint schlagenden Gros der Linken (Unabhängigkeitspartei unter Karl Eötvös und „48er" unter Gabriel Ugron) dem Ministerium Weckerle bisher gewidmet wurden, läßt sich genau besehen in den Satz zusammenfassen: Weckerle ist ein Ehrenmann vom Wirbel bis zur Zehe, ein überzeugungsstarker Patriot, ein ausgezeichneter Staatsmann, der auf dem Gebiet der Finanzpolitik glänzende Erfolge aufzuweisen, unsterbliche Verdienste ums Vaterland sich erworben hat; auch verdient das von dem Reichstag entwickelte Aktionsprogramm des Kabinettschefs die rückhaltslose Billigung eines jeden umsichtigen Patrioten, aber Vertrauen schenken wir ihm trotz alledem nicht, bekämpfen wollen wir das neue Ministerium wie alle vorausgegangenen Ministerien bis aufs Messer!

Man glaube ja nicht, daß wir da eine „Umredigierung" des oppositionellen Konzeptes uns haben zu Schulden kommen lassen, etwas hinweggenommen oder hinzugefügt haben, um den oppositionellen Standpunkt in ein paradoxes Licht zu rücken! Man lese beispielsweise nur die Reden, mit welchen Eötvös sowie Apponyi erst kürzlich im Reichstage der Votierung des Budgetprovisoriums entgegengetreten. Man wird in beiden Reden fast Wort für Wort ausgedrückt finden, was wir im obigen als charakteristisch für den Standpunkt der Opposition hervorgehoben: schmeichelhafte Anerkennung für die Person und das Programm des Ministerpräsidenten, als Emballage für den Ausdruck des Mißtrauens, für die offene Kriegserklärung: Die Fehde absolut von seiten Eötvös', die Fehde im gemilderten bedingungsweisen Sinn seitens Apponyi's, der bloß dem Zweifel Ausdruck gab, ob das Ministerium ernstlich gewillt und befähigt sei, sein Programm bis aufs „I"-Tüpfelchen durchzuführen, für diesen von Apponyi nicht vorausgesetzten Fall jedoch seine Unterstützung dem Kabinett in Aussicht stellt.

Es fragt sich nun, wie die politisch-parlamentarische Situation in Ungarn eigentlich beschaffen sei, welche Chancen dem rekonstruierten Kabinett für die Zukunft winken? Um in dieser Beziehung zu halbwegs haltbaren Schlüssen zu gelangen, ist es notwendig, einerseits die leitenden Persönlichkeiten der Opposition

Digitized by Google

näher ins Auge zu fassen, dann das Weben und Treiben im Schoße der seit nahezu siebzehn Jahren aufrecht stehenden Regierungspartei zu beleuchten. Insbesondere aber werden Wehr und Waffen der Opposition, deren Rüstzeug an Grundsätzen mit Aufmerksamkeit in Betracht zu ziehen sein. Beginnen wir mit den persönlichen Momenten.

Graf Albert Apponyi repräsentiert unleugbar eine parlamentarische Kapazität allerersten Ranges; sein politisches Können, sein staatsmännisches Vermögen zu erproben, hat er bisher noch keine Gelegenheit gefunden; den Anspruch, in eine leitende Stellung auf dem Gebiete des praktischen Schaffens berufen zu werden, übt Apponyi vorerst noch — auf Kredit. Das erste politische Auftreten des Führers der National-Partei fiel in die Anfänge der 70er Jahre. Damals, kurz nachdem der Graf seine Studien an der von Jesuiten geleiteten Erziehungsanstalt in Kalksburg vollendet hatte und von einer Reise ins Ausland zurückgekehrt war, trat Graf Apponyi in das Fähnlein der kleinen Schar Konservativer, an deren Spitze der — leider zu früh dem öffentlichen Leben entrissene — von Freund und Feind als Mensch wie als Staatsmann gleich hochgeachtete Paul von Sennyey, mit dem äußersten rechten Flügel der Regierungspartei gegen nationale Überschwenglichkeiten, für praktische Kulturarbeit mannhaft stritt und kämpfte. Nur wenigen dürfte es bekannt sein, daß Adolf Thiers, dem sich Albert Apponyi, versehen mit einem Empfehlungsschreiben seines mit dem damaligen Präsidenten des französischen Freistaates innig befreundeten Vaters Graf Georg Apponyi, vorgestellt, in einem eigenhändigen Schreiben an den letzteren dem jungen, kaum erst dem Studentenleben entwachsenen Kavalier ein ganz besonders schmeichelhaftes Befähigungszeugnis ausgestellt, ihm eine große, glänzende Zukunft geweissagt hat. Das erste Auftreten des Grafen Albert als einfacher Kombattant der Sennyey'schen Nobelgarde schien das Prognostikon des greisen französischen Staatsmannes zu rechtfertigen. Die illustresten ältesten Heroen der parlamentarischen Tribüne Ungarns anerkannten in dem jungen Streiter einen Ebenbürtigen. Ungemeine Schneidigkeit, geziert mit bestechendem Reiz in der Formvollendung, sind die hervorragendsten Kennzeichen der Dialektik Apponyi's, welche sich manchmal zu hinreißendem Schwung erhebt, jedoch ohne überzeugend zu wirken. Andauernde Kränklichkeit des Führers ließ die Fähigkeiten Apponyi's alsbald noch mehr hervortreten. Als mit der Übersiedelung Andrassy's nach Wien die alte deakistische Phalanx zu wanken, nach Heimgang des „Weisen der Nation" das Debacle vollends einzureißen begann und im Februar 1875 die Fusion mit der „Tiger"-Partei, mit Tisza, zur unabweislichen Notwendigkeit geworden, leuchtete der Stern Apponyi's bereits mit gar hellem Strahl am parlamentarischen Horizonte. Gar viele meinten damals, es sei die Zeit gekommen für den gewaltigen jungen Recken.

Warum Graf Albert Apponyi damals gleichwohl übersehen wurde bei Verteilung der Macht, hat seinen Grund zum Hauptteile in der Genealogie sowie im Studienweg des vielverheißenden jungen Kavaliers. Die Fusion vollzog sich, wie bekannt, in liberaler Richtung. Albert Apponyi litt jedoch unter dem Odium der

Digitized by Google

reaktionären Vergangenheit seines Vaters, des Grafen Georg, der als ungarischer Hofkanzler mit Metternich an der Wiedereinreißung „der Bastionen der ungarischen Verfassung," an der Entmannung der Komitate mitgewirkt, später 1860 als Mitschöpfer des „Oktober-Diploms" der vollen Wiederherstellung der ungarischen Verfassung einen riesigen Block in den Weg gerollt, endlich bis zum letzten Augenblick bemüht war, die Wege Deak's zu verrammeln, die konstitutionelle Wiedergeburt des Landes zu hemmen, zu erschweren. Dazu war Graf Albert ein „Jesuitenzögling", ein Schüler des Kalksburger Instituts, wie schon oben bemerkt. So zu sagen über Nacht hatte die öffentliche Meinung den jungen Grafen schwarz angestrichen, er figurierte alsbald nur mehr als der „schwarze Graf" in den Witzblättern. Wie hätte derselbe nun in dem prononziert liberalen Regime des „Kalviners" Tisza zu einer Rolle berufen werden können! Apponyi wurde übergangen, die Folge war, daß auch er überging, nämlich aus der Regierungspartei in die Opposition.

Die Orientpolitik, die Okkupation Bosniens und der Herzegowina, von Tisza nur mit äußerster Anstrengung, um den Preis seiner eigenen Popularität durchgesetzt, kostete der Parlamentsmehrheit eine stattliche Anzahl ihrer bewährtesten Streiter; Koloman Széll, Balt. Horváth, Alex. Szilágyi, der jetzige Justizminister, Karl Eötvös u. a. mehrere schieden aus dem Parteiverband, unter ihnen auch Graf Albert Apponyi. Széll zog sich ganz beiseite, Eötvös schloß sich der äußersten Linken an, Apponyi gründete die etwa fünfzig Köpfe umfassende „gemäßigte Opposition" auf Basis des 1867er Ausgleiches, welche kurz vor den jüngsten Wahlen eine Firma-Änderung vornahm und sich in die jetzige „Nationalpartei" umtaufte. Um dieselbe Zeit schieden etwa ein Dutzend Köpfe aus der Unabhängigkeitspartei, um sich unter dem redegewaltigen Széklер Gabriel Ugron als Partei der „48er" gesondert zu gruppieren. Nach dem Parteiprogramm kennzeichnet sich das Streben dieser drei Fraktionen wie folgt: Apponyi bekennt sich zum Ausgleich mit Österreich, will jedoch im Rahmen dieses Ausgleiches die nationale Politik schärfer accentuiert wissen. Die „48er" acceptieren das Ausgleichsgesetz als Faktum, aber nur, um auf dessen Basis die Personal-Union zu erstreben. Die Unabhängigkeitspartei, 70—80 Köpfe stark, perhorresziert die gemeinsamen Angelegenheiten mit Österreich unbedingt, verschmäht es daher, an den Delegationsberatungen teilzunehmen, will die Unabhängigkeit Ungarns quand même unter Habsburgischer Dynastie, möchte aber, wie es ein jüngst verstorbenes Mitglied dieser Partei im Parlamente offen ausgesprochen — „den Tag segnen," an welchem ein „Sturm die Kaiserkrone vom Haupte des apostolischen Königs von Ungarn wegwehen würde."

Diese extreme Partei wurde in den acht allgemeinen Wahlen, welche seit der Krönung Kaiser Franz Josephs I. zum König von Ungarn aufeinandergefolgt waren, jedesmal durch den klar ausgesprochenen Willen des Landes desavouiert. Die Ausgleichsidee hat bisher noch jedesmal obgesiegt bei den Wahlen. Die Anhänger und Verfechter der geistigen Erbschaft Deak's haben ihren Besitzstand, eine Über-Zwei-Drittel-Majorität des Parlamentes, immer sieghaft behauptet. Es

Digitized by Google

erscheint demnach logisch vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß diese eine Richtung der Opposition auch dem Ministerium Weckerle um so weniger werde gefährlich werden, als letzterer Zeit Anzeichen zum Vorschein gekommen sind, welche erkennen lassen, daß einerseits Apponyi des bitteren Brotes der Opposition endlich satt geworden, sowie daß anderseits die Reichstagsmehrheit auch nicht mehr in ihrer alten, von Tisza genährten Sprödigkeit beharrt, vielmehr geneigt ist, dem „verlorenen Sohne" die Heimkehr in die Arme der Mutterpartei leicht zu machen. Von unten aus erscheint daher die Position des Ministeriums Weckerle ziemlich gefestigt, dauerverheißend fundiert. Zwei gewichtige Momente jedoch: der Kossuth-Kultus und die kirchenpolitischen Wirren, drängen dem Beobachter die Frage auf, ob die Chancen des Ministeriums auch nach oben hin in gleich günstiger Beleuchtung sich präsentieren? Die Erörterung dieses Punktes müssen wir uns mit Rücksicht auf die Ausdehnung, die der Stoff bisher schon angenommen, für den nächsten Abschnitt vorbehalten.

II.

Nur selten hat eine parlamentarische Regierung unter gleich günstigen Auspizien von der Macht Besitz genommen wie das Ministerium Weckerle in Ungarn! Der Kabinettschef erfreut sich eines scheinbar ganz unerschöpflichen Fonds von Popularität und die Gerechtigkeit erheischt es, anzuerkennen, daß dieser kostbare Schatz keineswegs ein leicht erworbener ist. Überaus wertvolle praktische Erfolge, staunenswerte Arbeitskraft, vielfach bewährte Tüchtigkeit im Fach, sowie eine hervorragende rednerische Begabung, verbunden mit gewinnenden Umgangsformen, bilden zusammen den Ursprung, zugleich auch die solide Bürgschaft der Haltbarkeit jener Volksgunst, welche die Bahnen des neuen Ministerpräsidenten sonnig bescheint. In gleicher Weise haben sich die Mitglieder des Kabinetts fast durchwegs als geistig bevorzugte Individualitäten bewährt, vermag ein jedes einzelne Mitglied auf eine ähnliche Vergangenheit hinzuweisen, auf verdienstliche Resultate seiner öffentlichen Wirksamkeit sich zu berufen. Die ungeteilte Anerkennung offenbart sich in der That auch lebhaft genug im Glutschein der Fackelzüge, in der Hochflut von Adressen und Beglückwünschungen, welche aus allen Ecken und Enden des Landes dem neuen Ministerium zuströmt. Und dennoch wird sich der objektive Beurteiler der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß diese geräuschvollen Kundgebungen des Vertrauens und freudiger Hoffnungsseligkeit von des Zweifels Bläße angekränkelt sind. Selbst die strammsten Anhänger des Kabinetts richten ihre Blicke sorgenvoll nach zwei schwarzen Punkten hin, welche an dem augenblicklich noch heiteren Himmel der ministeriellen Flitterwochen aufgetaucht sind. Diese beiden wetterdräuenden Punkte heben sich in der kirchenpolitischen Frage sowie im Kossuth-Kultus vom sonnigen Hintergrunde ab, da die Empfindung eine allgemeine ist, daß in diesen beiden Momenten der Keim gewaltiger Stürme von oben gelegen ist.

Fassen wir zunächst das letztere Moment ins Auge. Dieses Moment erscheint uns darum als das wichtigere, weil sowohl im Inland als im Ausland und unleugbar selbst bei den höchsten Faktoren des Staates grundirrige Vor-

Digitized by Google

stellungen von dem Wesen des Kossuth-Kultus vorwaltend sind, und daher auch die Gefahr verhängnisvoller Irrungen als Folgewirkung dieses Irrtums eben zunächst liegt.

Gemeinhin wird der sogenannte Kossuth-Kultus als eine antidynastische Bewegung, als ein fermentarisches Element in der Volksempfindung aufgefaßt. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Außenschein vielfältiger Momente des öffentlichen Lebens in Ungarn jener Auffassung eine materielle Unterlage zu bieten scheine. Kossuth als Ehrenbürger von Hunderten von ungarischen Gemeinden, Kossuth's Name an den Firsten stolzer Paläste der Metropole, endlich der widerliche Verlauf der sogenannten Hentzi-Honved-Denkmalaffaire in der jüngsten Zeit, scheinen als eben so viele Belege für die Annahme sich darzubieten, daß der revolutionäre Zug im Geiste der Nation immer noch vorherrschend sei, daß im ganzen Herzen der Nation immer noch das Bild des Ex-Gouverneurs hoch über der Stephanskrone im hellsten Glanze erstrahlt. Trotzdem wagen wir es auf Grund von Erfahrungen, die wir in innigem Verkehre mit dem ungarischen Volkselement reichlich zu sammeln in der Lage waren, jener scheinbar so sehr begründeten Voraussetzung aufs allerentschiedenste zu widersprechen und wir hoffen auch unsre Überzeugung dem fernstehenden Beobachter zugänglich machen zu können.

Jeder, der mit klarem Verständnis für die Seelenregungen des ungarischen Volkes das Land durchstreift, mit dem Bauer auf der unabsehbaren Pußta, mit dem Landjunker in Dorf und Stadt, mit Pfarrer oder Schulmeister über Kossuth und die Kossuth-Legende zu sprechen Gelegenheit sucht, wird sich alsbald überzeugen müssen, wie sehr der Kossuth-Kultus in Ungarn mit der Zeit seines antidynastischen Wesens entkleidet worden ist und allmählich einen Charakter angenommen hat, welchen man so zu sagen als ein Kennzeichen echter, unverfälschter Königstreue aufzufassen berechtigt wäre.

Diese dem Fernstehenden unglaublich, jedenfalls in hohem Grade paradox erscheinende Behauptung kann durch die eine Thatsache vollkommen erhärtet werden, daß man in der Kernschicht des ungarischen Volkes dort unten an den Gestaden der Theiß, wo sich die Erinnerungen an die „große, schreckliche, schöne Zeit" der Kossuth'schen Herrschaft erhalten haben, hundertfältig der Anschauung begegnet, wie es doch wunderbar sei, daß dieser „gute, gesegnete König" Kossuth noch immer nicht zu seinem Ministerpräsidenten ernannt hat? Diese inhaltsschwere Frage entwickelt sich ganz naturgemäß aus der Logik des naiven Landvolkes. Der biedere Dorfinsasse kalkuliert nämlich so: „Unser gütiger, gesegneter König" hat uns alle Freiheiten und Rechte gewährt, für welche Kossuth uns seiner Zeit gegen die Wiener Kamarilla ins Feld geführt. Unser „gütiger, gesegneter König", der treueste Hort unsrer Rechte und Freiheiten, ist daher vollkommen eines Sinnes mit Kossuth. Nur unsre eigenen Metternichs, die Tiszas und Szaparys, diese versuchen eine Scheidewand zwischen uns und unsern Könige anzurichten, Kossuth bei ihm anzuschwärzen. Wollte der König Kossuth die Zügel der Regierung überantworten, dann wäre alles Ungemach geendigt, wäre „der Tag des Heils angebrochen. Kaiser Franz Joseph aber ist und bleibt der „gütige, gesegnete König."

Digitized by Google

So die Volkslogik! So malt sich die Welt im Gehirne des schlichten Landvolkes ab, welches auf staatsrechtliche Feinheiten nicht eingerichtet ist, in seinem Geiste bloß die großen Momente der Geschichtsentwickelung zu bewahren vermag und der Subtibilitäten leicht vergißt, wie beispielsweise des emphatischen Schwurs, den der Ex-Diktator im Dom des protestantischen Zion in Debrezin öffentlich geleistet, nie und nimmer den Fuß auf einen Boden zu setzen, auf welchem ein Habsburger herrscht. Man wird dieser Argumentation entgegenhalten, daß eine Anzahl der Führer dieses naiven Volkes ganz anders denke, daß die Helfys, Polonyis u. s. w. immer noch als getreue Paladine des Ex-Diktators sich geberden und zeitweilig nach Turin hinpilgern, um sich die Parole zu holen. Es ist keinem Sterblichen gegeben, im Herzen und in den Nieren eines Menschen zu lesen, und wir wollen uns daher auch gar nicht in eine Untersuchung einlassen, ob nicht wenige oder mehrere im Schoße der ungarischen „Unabhängigkeitspartei" zu dem Ex-Diktator in Turin in engerer Beziehung stehen und Zielen nachstreben, welche mit Loyalität und Königstreue schlechterdings nichts gemein haben. Eines jedoch läßt sich gleichfalls durch beredte Thatsachen erhärten, nämlich daß auch die im Vordergrunde stehenden Führer der Unabhängigkeitspartei sowie die Partei in ihrer Gesamtheit der Notwendigkeit Rechnung tragen, der weiter oben gekennzeichneten Volksstimmung sich anzubequemen und ihrem öffentlichen Streben den Charakter der Loyalität streng zu wahren. Wir erinnern in dieser Beziehung an die stürmischen Szenen, welche Koloman Tisza vor etwa drei Jahren im Reichstage hervorgerufen, als derselbe die äußerste Linke sarkastisch apostrophierte, sie möge es doch wagen, vor das Volk hinauszutreten und für Kossuth's Ideen gegen den gekrönten König Propaganda zu machen. Der jüngst verstorbene damalige Führer der Unabhängigkeitspartei, der persönlich ganz lammfromme Verehrer und Busenfreund Kossuth's, Daniel Irányi, erhob sich wutentbrannt und mit ihm die ganze Partei wie ein Mann, um mit flammender Entrüstung den Verdacht zurückzuweisen, als gelte die Anhänglichkeit und Verehrung der Partei dem Kossuth von achtzehnhundertneunundvierzig, welcher die Entthronung Habsburgs aussprach, und nicht dem Kossuth von achtundvierzig, welcher für den konstitutionellen König gegen die Tücke und Gewalt der „Wiener Kamarilla" die Nation zum Kampf aufgerufen, mithin für die verbrieften Rechte der Nation und des Königs gestritten. Eine wie die andre von den Koryphäen der Unabhängigkeitspartei wies es damals als „schimpfliche Verleumdung" zurück, daß dieselben auch nur im Gedanken sich gegen die Treue für den König vergehen könnten!

Und noch ein thatsächliches Argument aus allerjüngster Zeit!

Der obengenannte Führer der Unabhängigskeitspartei ging vor zwei Wochen mit dem Tode ab, es galt ein neues Parteioberhaupt zu wählen. Die Wahl fiel nicht auf Madarasz, der am Krönungstage im schwarzbehängten Gemache eine „schwarze Suppe" unter Thränen aß, nicht auf Polonyi, den lungengewaltigen Rufer im Streite, nicht auf Helfy, den einstigen Sekretär Kossuth's, auch nicht auf den „illustren" Rákoczy-Historiographen Thaly, der mit echt lutherischem Grimme in der Regel eitel Schwerter gegen Wien und Österreich spricht. Die Stimmen

Digitized by Google

der Partei vereinigten sich bei der Wahl auf Karl Eötvös, das jüngste Adoptivkind der Extremen, den einstigen Deakisten, dessen Königstreue über jedweden Zweifel erhaben ist und der obendrein auch im Verdachte steht, die intimste Fühlung zum Justizminister und mehreren andern Mitgliedern der Regierung zu unterhalten! Wir meinen, diese eine Wahlaffaire spreche ganze Bücher voll der beweiskräftigsten Argumente gegen die landläufige Auffassung des Kossuth-Kultus, gegen die Annahme nämlich, daß diesem Kultus in Wirklichkeit eine antidynastische Tendenz zu Grunde liege!

Nach alledem muß es jedermann einleuchten, daß der Kossuth-Kultus jenes inneren Wesens entbehrt, welches demselben allseits im Auslande beigemessen wird. Es würde viel zu weit führen, zu untersuchen und des näheren darzulegen, wie es denn kommt, daß mit dem Namen Kossuth's gleichwohl ein solcher Kultus getrieben wird. Nur in Kürze sei darauf hingewiesen, daß die legendarische Bedeutung dieses Namens nicht so sehr aus der Thatenepoche seines Trägers hervorgegangen, als vielmehr künstlich durch die fürwahr nichts weniger denn künstlerisch zu nennende Politik geschaffen worden ist, welche von Wien aus, in den fünfzehn Jahren von Villagos bis zur vollständigen Aussöhnung des Monarchen mit der Nation, Ungarn gegenüber beobachtet wurde. Man hatte es durch ein vom Rachegeist beseeltes Verfahren im großen und ganzen, im allgemeinen und im besondern der Verwaltung des Landes während des gedachten Zeitraumes dahin gebracht, daß jeder ungarische Patriot im schwarzgelben Banner ein Moment des Schreckens, den Urquell moralischen und materiellen Leides, die Verkörperung unversöhnlicher Hassesleidenschaft erblicken mußte. Dadurch allein mußte sich psychologisch das Bild Kossuth's als Inbegriff der nationalen Freiheit, als Sinnbild einer verheißungsvollen Zukunft um so strahlender vor der nachtschwarzen Trostlosigkeit der Gegenwart abheben. Es muß der unparteiischen Geschichtsschreibung kommender Geschlechter überlassen bleiben, die Bedeutung und die geschichtliche Persönlichkeit Kossuth's nach ihrem wahren Wesen und Wert festzustellen. Es kann jedoch heute bereits kühn behauptet werden, daß die Quadern jenes hohen Piedestals, auf welches die Volksseele den freiwilligen Einsiedler von Turin erhoben hat, von Haynau, Bach und deren Schergen mit verhängnisvoller Beflissenheit auf einander geschichtet worden sind! — Von diesem einzig korrekten Gesichtspunkt beurteilt, gewinnen aber auch die anderweitigen mißlichen Erscheinungen, die Ausschreitungen gegen das schwarzgelbe Banner, sowie insbesondere die kolossale Verwirrung des Nationalgefühles, welche kürzlich erst im Verlaufe der Hentzi-Honved-Denkmalaffaire in abstoßender Weise zur Offenbarung gelangt ist, einen wesentlich gemilderten Anstrich. Mit alledem soll freilich nicht geleugnet werden, daß der Kossuth-Kultus in Ungarn eine schwere Gefahr in sich birgt. Durch unvorsichtige Behandlung kann die an sich unbedenkliche Legende zu einer verhängnisvollen Verkörperung gedeihen. Anderseits liegt die Gefahr auf der Hand, welche daraus sich ergeben müßte, wenn es nicht rechtzeitig gelänge, den entscheidenden Faktor des Staates von dem wahren Wesen des Kossuth-Kultus, wie wir dasselbe hier klar dargelegt zu haben glauben, gründlich zu überzeugen.

Digitized by Google

Es kann keine Frage sein, daß in dieser Hinsicht dem Ministerium Weckerle eine schwerere Aufgabe zugewiesen erscheint als seinen Vorgängern. Im Augenblicke waltet in den entscheidenden Kreisen eine tiefe Verstimmung ob, welche aus der erwähnten Denkmalaffaire zurückgeblieben ist und wesentlich dazu beitragen könnte, die richtige Erkenntnis der Natur des Kossuth-Kultus zu erschweren. Das Ministerium Weckerle bedarf, um die hier angedeutete Gefahr zu beschwören, der einträchtigen und zielbewußten Unterstützung aller patriotischen Elemente der Nation.

III.

Wer heutzutage in Ungarn reist, mit ungarischen Politikern verkehrt — und wer ist in Ungarn nicht Politiker? — wird, ehe er sich's versieht, in eine kirchenpolitische Erörterung sich verwickelt sehen. Unter zehn Ungarn werden zumindest neun, nach den ersten Begrüßungsformalitäten, dem Gaste die „Wegtaufungsfrage", die Zivilehe, den „Kampf mit Rom" auftischen und alle diese „brennenden" Fragen temperamentsvoll nach Dr. Eisenbart's Methode zu „lösen" anfangen. Dem kühl beobachtenden Gaste wird sich indessen alsbald auch eine andre merkwürdige Wahrnehmung aufdrängen, nämlich, daß von zehn kampflustigen Leuten kaum ein einziger sich darüber klar Rechenschaft zu geben vermag, wie diese brennenden Fragen alle so urplötzlich haben entstehen können.

In der That müssen sich ältere, geschichtserfahrene Leute mit Staunen und patriotischer Bekümmernis fragen, ob denn in Ungarn eine interkonfessionelle Fehde, ein „Kulturkampf" überhaupt als möglich gedacht werden könne. Die Reformation hat in Ungarn ohne Erschütterungen, ganz unblutig, festen Fuß gefaßt, während die neue Lehre anderwärts, in den kultivierten Ländern des Weltteiles, zu unsäglichem Jammer und Elend den Anstoß gegeben. Seit nahezu dreihundert Jahren hat in Ungarn der interkonfessionelle Friede ein einziges Mal bloß (in der Session von 1832—36) eine vorübergehende Trübung erfahren, und auch dieses eine Mal konnte durch ein werkthätiges, versöhnendes Eingreifen der katholischen Hofkirche der Streit aus der Welt geschafft werden! Man muß sich fragen, wie in diesem Lande, mit den festgewurzelten Traditionen religiöser Duldsamkeit, gleichsam über Nacht, kirchenpolitische Fragen entstehen konnten, welche die ganze Nation in zwei von Leidenschaften durchglühte feindliche Lager auseinander zu reißen drohen!

Wenn nun das Wesen und Ziel des kirchenpolitischen Streites in Ungarn dem ruhig denkenden ungarischen Patrioten selber als ein Rätsel erscheint, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Beobachter im Auslande zu grundirrigen Auffassungen gelangt, deren Richtigstellung mit der nachfolgenden genetischen Darlegung der obwaltenden Streitfragen versucht werden soll. Die „Wegtaufungs-Frage" war der Zunder. Untersuchen wir daher zunächst das Wesen dieses Streitpunktes.

Die protestantische Kirche hatte sich in Ungarn auf Grund des sogenannten „Linzer Friedens" und des Gesetz-Artikels XXII vom Jahre 1791 eines Ausmaßes von Rechten und Freiheiten zu erfreuen, wie solche den Bekennern der neuen Lehre reichlicher, ja nicht überall auch nur in dem gleichem Umfange, selbst in

Digitized by Google

jenen Staaten nicht gewährleistet sind, welche vermöge des Bekenntnisses der herrschenden Dynastie und der überwiegenden Bevölkerungszahl schlechtweg als protestantisch bezeichnet werden müssen. Vollkommen freie Religionsübung, vollkommen freie, jedem Versuche staatlicher Einmengung entrückte Autonomie des kirchlichen Lebens in Schule und Verwaltung, bilden die unerschütterlichen Granitsäulen der protestantischen Kirche, beider Hauptbekenntnisse in Ungarn! Und da der Hauptstock des Protestantismus, die Reformierten oder das Kalvinertum, in der Kernschicht des magyarischen Stammes wurzelt, die einflußreichsten Geschlechter des niederen und hohen nationalen Adels in sich faßt, so wird man es begreiflich finden, daß durch die katholische Majorität des „marianischen" Landes der patriotische katholische Klerus dem Protestantismus stets mit Wohlwollen gegenübergestanden, daß die beiden Schwesterkirchen in der That allezeit schwesterlich neben einander gelebt, mit einander sich vertragen.

Bloß ein einziges Mal, wie schon bemerkt, im Reichstage von 1832—36, wurde protestantischerseits über widerrechtliche Eingriffe des katholischen Klerus Beschwerde geführt, welche jedoch, durch Dazuthun des katholischen Parteiführers Edmund Beöthy und des aufgeklärten, hochherzigen Erzbischofs von Erlau Lonovics, im Sinne der Beschwerdeführung alsbald Beschwichtigung gefunden haben. Der Erzbischof verfügte sich im Auftrage des Episkopates persönlich nach Rom, um die Kurie nachgiebig zu stimmen, was ihm auch thatsächlich gelang. Als dreißig Jahre später, unter Bach von Wien aus, der Versuch unternommen wurde, im Patentwege die protestantische Kirche Ungarns unter das gemeinsame Regiment des Oberkirchenrats in Wien zu bringen, waren es wieder die leitenden katholischen Politiker des Landes, welche dem Widerstande der Protestanten Nachdruck verliehen und zum Sieg verholfen haben. Dies sind historische Thatsachen, für welche die klassischesten Zeugen noch in großer Zahl am Leben sind.

Unbeschadet des kirchlichen Friedens in der Höhe und Breite der Gesellschaft regten sich in den Tiefen gleichwohl sporadische Keime der Zwietracht. Der niedere Klerus auf beiden Seiten zeigte sich vielfach beeifert in der Seelenfängerei. Die Pastoren und Kapläne tauften einander die Kinder weg, wo sie konnten. Der in neuester Zeit viel berufene Gesetzartikel von 1886 *sollte* dem Unwesen steuern. Dieses Gesetz — ein Monstrum der Verlegenheits-Legislation — enthält die Bestimmung, daß fortan die Konfession der aus Mischehen entstammten Kinder insofern vom Geschlecht des Täuflings abhängig sei, als die Knaben nach dem Bekenntnis des Vaters, die Mädchen nach der Konfession der Mutter getauft werden müssen. Diese gesetzliche Verfügung sollte, wie gesagt, den „Wegtaufungen" ein Ende machen, verfehlte jedoch in der Praxis gründlich ihren Zweck. Nach wie vor betrieben die übereifrigen Seelsorger ihre Proselytenmacherei am Wochenbett und an der Wiege. Der kluge, maßvolle Trefort drückte, so lange er an der Spitze der Kultus- und Unterrichts-Verwaltung gestanden, ein Auge zu. Er hatte wohl das Konzept eines Erlasses fertig, welcher die strikte Beachtung des fraglichen Gesetzes heischte, doch blieb das Konzept sorgsam im Schubfache verwahrt. Trefort erachtete die Angelegenheit nicht für dringend

Digitized by Google

genug, um mit der staatlichen Autorität dreinzufahren. Vielleicht mochte er auch mit staatsmännischem Blicke die Gefahren vorausgesehen haben, welche sich aus dem quos ego der staatlichen Autorität in diesem heiklen Falle ergeben müßten, und ließ das kleinere Übel fortwalten, um nicht größeres Unheil heraufzubeschwören. Der Nachfolger Trefort's, der jetzige Cultus- und Unterrichtsminister Graf Albin Csáky, ist aus anderem Holze; ein strammer Zentralist, welcher sich der Empfindlichkeit seines Amtsvorgängers entschlagen zu dürfen vermeinte, den fraglichen Erlaß an die Kleriker hinausgab, diesen letzteren unter Strafandrohung auftrug, die Taufen gegenseitig zur Anzeige zu bringen. Der katholische Kurat-Klerus fühlte sich durch diese Verfügung in seinem seelsorgerlichen Gewissen und Pflichtbewußtsein beeinträchtigt und setzte sich zur Wehr. Die Strafandrohung wurde in mehreren Fällen zur That. An dieser That entzündete sich jedoch alsbald auch der Brand. Der Csáky'sche Erlaß ging, was wohl zu bemerken ist, noch in den letzten Momenten des Tisza'schen Regimes in die Welt hinaus. Koloman von Tisza war aber, wie bekannt, als eifriger „Calviner" in den Augen der katholischen Glaubenseiferer ohnehin verdächtig, dadurch gewann die Regierungs-Aktion erst recht einen kulturkämpferischen Anstrich in jenen überfrommen Augen. Die Leidenschaften erhitzten sich auf beiden Seiten. Endlich mußte sich der Episkopat ins Mittel legen.

Der frühere Fürst-Primas suchte in seiner Weise als Streiter der Kirche in Aktion zu treten; sein Nachfolger Vaszáry, ein mildherziger Greis, vom versöhnlichen, durch tiefes Wissen geläuterten Geiste beseelt, tritt nicht als Streiter, vielmehr als friedfertiger Anwalt der Kirche auf. Vaszáry will dem Staate geben, was des Staates ist, der Kirche aber ihre Rechte wahren. Das Gesetz von 1886 soll und müsse respektiert werden, so lange es besteht, dasselbe habe sich jedoch als Quell von Gewissenskonflikten erwiesen, daher müsse es beseitigt oder in entsprechender Weise amendiert werden. Das ist der Standpunkt des jetzigen Primas, und es geht dessen im Oberhause mit großer Beredsamkeit und im allseits anerkannten, überaus versöhnlichen Tone vorgebrachte Reformanregung dahin, daß die Konfessionswahl der Kinder aus Mischehen einfach dem freien Übereinkommen der Eltern anheimzugeben sei. Das Ei des Kolumbus, möchte man sagen! Die einzig praktische und — wie jeder Unbefangene zugeben wird — auch die dem wahren Liberalismus zumeist entsprechende Lösung.

So müßte der unbefangene Beurteiler denken. Im Augenblicke jedoch hat die Unbefangenheit nur mehr einen sehr beschränkten Spielraum, das Mißtrauen, die vorgefaßte Meinung, die Leidenschaft beherrscht in beiden Lagern die Geister.

Katholischerseits wäre der Friede auf Grundlage der vom Fürstprimas ausgegebenen Parole ohne weiteres zu erzielen. Die Protestanten jedoch beharren steif und fest bei dem beanstandeten Gesetzartikel. Superintendent Papp, derselbe, der später anläßlich des Jubiläumsbanketts zu Ehren Tisza's in Komorn ganz unnötig Öl in die Flammen geträufelt, hat in jener Oberhaussitzung, in welcher Primas Vaszáry seine Reformanregung dargelegt, mit dankenswerter Offenheit die Motive auseinandergesetzt, welche ihn und seine Glaubensgenossen

Digitized by Google

zur Negation bestimmen. „Wären wir die Stärkeren oder auch nur ebenbürtig an Kraft mit den Katholiken," — so ungefähr argumentierte der genannte Wortführer des protestantischen Lagers — „so hätten wir gegen die Motive des Fürstprimas nicht das Mindeste einzuwenden und wollten wir die Glaubenswahl der gemischtehelichen Kinder unbedenklich dem Einverständnis der Eltern überlassen. Allein wir sind die Schwächeren. Dem katholischen Priester stehen nebst dem mächtigen Einfluß der Beichte und Absolutionserteilung noch unzählige andere wirksame Mittel zu Gebote, um das freie Übereinkommen der Eltern illusorisch zu machen, beziehungsweise zu Gunsten der katholischen Kirche zu beeinflussen. Daher müssen wir Protestanten, faute de mieux, an der Schutzwehr festhalten, die uns in der gesetzlichen Normierung der Glaubenswahl faktisch geboten ist." Angesichts dieser offenen Erklärung dürfte es wohl schwer fallen, einen prinzipiellen Hintergrund der entbrannten Fehde zu entdecken oder zu glauben, daß es sich auf dieser einen Seite in Wirklichkeit um den ethischen Zweck religiöser Freiheit handelt. Wie die Dinge nunmehr ins Arge gediehen sind, hätte es übrigens auch gar keinen Wert, das plus oder minus des ethischen Wertes gegen einander abzuschätzen, welcher dem einen oder dem andern Standpunkt beigelegt werden könnte. Es handelt sich darum, der beiderseits aufs äußerste gesteigerten religiösen Empfindsamkeit aus dem Wege zu gehen, die staatliche Kompetenz der Einwirkung jener Empfindsamkeiten so gut es eben geht, zu entrücken. Das Zündhölzchen „Wegtaufung" hat sich allmählich zu einer mächtigen Brandfackel herausgewachsen, welcher das Gesamtgebiet der Ehegesetzgebung sorgsamst wird aus dem Wege geräumt werden müssen. Das Ministerium Weckerle hat die unabweisliche Notwendigkeit dieser Vorkehr erkannt, und es scheint, daß es dem Ministerium gelungen ist, auch den entscheidenden Machtfaktor des Staates von der Dringlichkeit, in diesem Punkte reinen Tisch zu schaffen, wohl zu überzeugen. Was die öffentliche Meinung des Landes anbelangt, so erleidet es keinen Zweifel, daß dieselbe in ihrem leitenden Elemente grundsätzlich übereinstimmt mit der Regierung. Daher der energische Ruf nach Einführung der Civilehe, der das ganze Land durchhallt! Dieser Ruf kann zum Morgengruß einer Ära dauernden Friedens werden, ebenso gut aber auch zum Schlachtruf, der alle bösen Geister auf den Plan ruft. Es wird eben von der praktischen Verwertung des Gedankens abhängen, dessen prinzipieller Gehalt in der Forderung nach Einführung der Civilehe in Ungarn zum Ausdruck gelangt.

Es wird in Anbetracht des Prinzips selbst, welches ja dem Wesen nach kaum von irgend einem wahren Liberalen wird abgewiesen werden, zunächst die Thatsache ins Auge gefaßt werden müssen, daß Franz Deak vor zwanzig Jahren noch als entschieden Liberaler der Einführung der Civilehe in Ungarn sich ganz entschieden widersetzt hat. Die Gründe, welche den „Weisen der Nation" zu dieser ablehnenden Haltung bestimmt haben, wurden von ihm selbst mit aller Offenheit dargelegt und allseits als durchschlagend anerkannt. Diese Gründe ergeben sich aus den primitiven Zuständen der öffentlichen Verwaltung des Landes, Zustände, welche sich zeither nur sehr wenig geändert haben und ihre Radikalkur

Digitized by Google

erst noch von der Verwaltungsreform erwarten, die seit zwei Jahren bereits als Zankapfel daliegt, auf dem Werktisch der Gesetzgebung. Mit Dorfrichtern und Bürgermeistern, welche, zum großen Teil wenigstens, des Schreibens und Lesens unkundig sind, ist es schwer, fast ganz unthunlich, die entsprechenden staatlichen Kompetenzen zu bilden, denen das wichtige Amt der Eheschließung und Besorgung der Standesregister mit Beruhigung anvertraut werden könnten. Von der Empfindung der Massen, welchen ja in ihrer überwiegenden Mehrheit unmöglich das klare Verständnis zugesprochen werden kann, für die Wohlthat der Verweltlichung der eherechtlichen Verhältnisse, von diesem imponderablen, aber zweifellos gar gewaltigen Hindernisse, wollen wir nur andeutungsweise Erwähnung thun, ebenso wenig wollen wir auf den natürlichen Widerstand der Kirche hier des Näheren eingehen. Es wird eines gar hohen Maßes staatsmännlicher Voraussicht und Geschicklichkeit bedürfen, um die Reform der Ehegesetzgebung über die angedeuteten gefährlichen Klippen hinwegzusteuern. Es wird ein Modus gefunden werden müssen, durch welchen den Anforderungen der staatlichen Autorität und der weltlichen Interessen der Bevölkerung wird Rechnung getragen werden können, ohne den religiösen Empfindungen des Volkes nahezutreten, ohne den kirchlichen Elementen die Handhabe zum Kampfe darzubieten. Leider hat es den Anschein, als bewegte sich das Streben der leitenden Politiker Ungarns in einer Richtung, in welcher jener praktische, ausgleichende Modus nicht zu finden sein wird. Nach allem, was man hört und sieht, richtet sich dieses Streben nach der Einführung der obligatorischen Civilehe, nach der Verweltlichung des eherechtlichen Verhältnisses im allgemeinen und im Wege des Zwanges. Die Anwendung des Civilehe-Gesetzes wird auch jenen Bevölkerungselementen zugedacht, welche desselben gar nicht bedürftig sind, deren Gefühl und Denkweise dem Gesetz vielmehr aufs lebhafteste widerstreben.

Schon Montesquieu sagte sehr treffend, daß „die Tyrannei des Gesetzes" die „schlechteste der Tyranneien" sei. Und in Bezug auf den speziellen Fall der geplanten Gesetzreform äußerte sich eine auf dem Gebiete der Staatspolitik wie auf dem Felde der Wissenschaft gleich hoch angesehene Autorität, der berühmte Rechtslehrer und einstige liberale Minister Unger, dahin, daß die Einführung der obligatorischen Civilehe in Österreich ihm gleichwertig erscheine mit der Methode eines Heilkünstlers, der einer ganzen kerngesunden Dorfinsassenschaft pulvis Doveri präskribieren wollte, weil ein oder zwei Dörfler an Leibschmerzen laborieren.

Die Exemplifikation auf andre Länder, in welcher die obligatorische Civil-Ehe gesetzlich geregelt erscheint, verfängt im gegebenen Falle ganz und gar nicht. Streng genommen, könnten bloß Frankreich und Belgien als Beispiel angeführt werden, wo die obligatorische Civilehe in der That ohne Erschütterungen eingeführt und in Funktion gesetzt wurde. Gerade diese beiden Exempel beweisen jedoch gar nichts, da in Frankreich die Einführung des Gesetzes mit der völligen Neubildung des Staates und der staatlichen Gesellschaft zusammenfällt. Als der Code Napoleon geschaffen wurde, konnten die Gesetzgeber ganz unbehelligt von

Digitized by Google

allen Traditionen und ererbten Empfindungen des Volkes zu Werke gehen. Die große Revolution hatte eben vorerst gründlich tabula rasa gemacht mit allem Brauch und Herkommen, sie hatte eben eine ganz neue Welt, eine ganz neue Gesellschaft geschaffen. Ähnliche Verhältnisse fand der Gesetzgeber in Belgien vor, wo obendrein die Bajonette des großen Korsen einer radikalen Gesetzgebung nach französischem Zuschnitt mächtigen Vorschub geleistet haben.

Schon in Italien treten dagegen gar arge, tief ins Leben einschneidende Mißstände zu Tage, welche sich aus dem Widerstreben der religiösen Empfindungen gegen das Civilehe-Gesetz ergeben haben. Die große Menge des Volkes, die breiteren Schichten, wollen nun einmal in dem Syndaco oder Podesta die berufene Instanz nicht anerkennen zur Einsegnung der Brautleute. Trotz der drakonischen Strafgesetze, von welcher der Laie sowie die Kleriker bedroht werden, wird die obligatorische Civiltrauung in Italien immerfort noch vielfältig umgangen, und man zählt gegenwärtig weit über eine halbe Million solcher Ehen in Italien, welche bloß in der Kirche vollzogen, vom Staate einfach als Konkubinate angesehen werden müssen.

In Deutschland[1]), wo das Civilehe-Gesetz bekanntlich als Kriegsrüstzeug des Staates im Kampfe gegen den Ultramontanismus geschaffen wurde, ist jenes Gesetz so wenig noch ins Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, daß Kaiser Wilhelm I., dessen Unterschrift das Gesetz trägt, seinen Beamten und Offizieren aufs strengste gebot, es bei der Civiltrauung nicht bewenden zu lassen, sondern unter allen Umständen die kirchliche Trauung zu erstreben.

Aus diesen, dem praktischen Leben andrer Staaten entnommenen Beispielen werden die Gesetzgeber Ungarns daher ihrerseits die Ermunterung nicht schöpfen können, die in Rede stehende Reform in der geplanten radikalen Weise durchzuführen. Möglich, daß, wenn einmal die durchgreifende Reform der Verwaltung dem Staate die geeigneten Organe beigestellt haben wird, wenn unter Einwirkung einer modernen Verwaltung auch die Empfindungen und Anschauungen der Bevölkerung eine entsprechende Läuterung erfahren haben werden, möglich, sagen wir, daß dann auch die obligatorische Civilehe ohne sonderliche Gefahren sich in den Staats-Codex wird einfügen lassen. Für den Augenblick jedoch und — wir fürchten, für eine geraume Zeit hinaus, müßte die Inangriffnahme der in Rede stehenden Ehegesetz-Reform zu Kämpfen und Erschütterungen Anlaß geben, denen der Staats-Organismus nicht gewachsen sein würde.

---

[1]) Das Civilehe-Gesetz hat sich in allen Teilen des deutschen Reiches so gut bewährt, daß selbst die heißblütigsten früheren Gegner desselben kein Wort mehr dagegen verlieren. D. Red.

Digitized by Google

Über die Ausbildung des weiblichen Körpers.

Von

A. Mosso.

Die körperliche Erziehung der Frau ist in gewisser Hinsicht wichtiger als diejenige des Mannes; sie beschäftigt, besonders jetzt, die interessierten Kreise, weil der deutsche Turnunterricht in den Schulen lebhafte Gegner findet. Einer Reform der weiblichen Erziehung stellen sich vielleicht geringere Hindernisse entgegen als derjenigen der männlichen. Von den Frauen erwartet man nicht eine Vorbereitung zum Militärdienst oder eine Übung im Scheibenschießen oder akrobatische Fertigkeiten; physiologische und hygienische Ziele sollen hier wohlthätig wirken.

Als Zweck der Gymnastik betrachtet man im allgemeinen einseitig die Entwickelung der Muskeln und denkt wenig an ihren Nutzen für andre Organe. Diesem wichtigsten Gesichtspunkte der körperlichen Erziehung, der Gymnastik der Eingeweide und deren Funktionen, müssen wir eine größere Wichtigkeit beimessen.

Vorerst ist zu tadeln, daß die Gymnastik zu früh begonnen und zu früh beendet wird. Am günstigsten wirkt die Gymnastik auf Mädchen von 14. bis 24. Jahre, d. h. dasjenige Alter, in welchem wir uns gerade am wenigsten Bewegung machen. Die jungen Damen verachten die Gymnastik, weil sie dieselbe für eine kindliche Beschäftigung halten. In den technischen Schulen, in den Gymnasien und den Lyceen haben wir gesehen, daß die Zwangsmittel nicht nützen, den deutschen Turnunterricht zu verbreiten.

Was helfen uns die Turnvereine, welche auserlesene, von der Natur besonders begabte Menschen erfordern? Unsre Pflicht ist es, denen zu helfen, welche schwächlich sind, denen die Bewegung und Übung dazu verhelfen soll, kräftig zu werden. Vor allem müssen wir die Mütter überzeugen, daß es sich darum handelt, durch zweckmäßige Leibeserziehung Gesundheit und Zukunft ihrer Kinder zu sichern.

Professor G. Bunge[1]) hat neuerdings eine der Ursachen der Blutleere und Bleichsucht der Mädchen gefunden. Ihr Körper muß in den Jahren der Geschlechtsreife einen Vorrat von Eisen sammeln als einen Schatz des kostbarsten Bestandteiles des Blutes, welchen die Natur aufspeicherte, damit die Mutter denselben auf ihr Kind übertragen kann. Da die Milch nicht die zum Leben genügende Menge von Eisen enthält, so muß die Mutter dem Kinde vor der Geburt einen Vorrat mitgeben. Das ist ein physiologisches Bedürfnis, welches zu krankhaftem Mangel sich steigern kann. Der Organismus wird von seinen regulierenden Kräften getrieben, sich das Eisen zu verschaffen, welches ihm für die Zukunft nötig ist, und verzehrt, wenn er es nicht anderweitig bereit findet, blindlings das Blut.

Die Frau muß ihre Verdauungsfunktionen mehr als der Mann in Thätigkeit halten, weil ihr Körper früher reift als derjenige des Mannes, und der

[1]) Lehrbuch der physiologischen Chemie S. 99. Leipzig 1889.

Digitized by Google

bedeutungsvolle Abschnitt in ihrem Leben mit schwereren Erscheinungen sich ankündigt.

Die Thatsache, daß schlechte Ernährung, übermäßige geistige Anstrengung, Niedergeschlagenheit, große Schwäche, überstandene Krankheit die Reife des Mädchens verzögern, genügt, uns zu überzeugen, daß wir während der kritischen Jahre unsre Wachsamkeit verdoppeln müssen, damit die physische Reifung unter den günstigsten Bedingungen vor sich gehe. Von manchen Erziehern ist die Ansicht verfochten worden, daß zur Zeit der Pubertät den Mädchen eine lange Ruhe gewährt werden müsse; die Physiologen erkennen dagegen in der Bewegung eines der wirksamsten Hilfsmittel, den Kreislauf des Blutes und die Ernährung zu fördern.

Die Hysterie, über welche so viel gestritten worden ist, besteht in einer Entartung des Nervensystems, welche durch sitzende Lebensweise veranlaßt worden ist. Sie ist ein trauriges Vorrecht der Frau und schwacher Männer und eine Krankheit, welche jetzt als ein Zustand beständiger Ermüdung angesehen wird. Wir müssen diesem Übel vorbeugen, indem wir den Organismus stärken. Bewegung, Licht, freie Luft genügen oft, das Leiden zu heben, weil sie das Nervensystem stärken. Wie häufig sehen wir blasse Mädchen, mit Rändern unter den Augen, so ermüdet, daß sie sich alle Augenblicke hinsetzen müssen, die stets zerstreut sind, die sich über quälende, sie erschöpfende Träume beklagen! Ihre Hautempfindlichkeit hat gelitten, auf ihrem Gesichte lösen tödliche Bläße und hohes Erröten einander ab, die Atmung ist nervös gestört, die Stimme verändert, die Verdauung schleppend, die Stimmung schnell wechselnd von grundloser Fröhlichkeit zur Schwermut, vom Lachen zum Weinen. Gegen solche Erscheinungen müssen wir mit Entschiedenheit einschreiten und dürfen nicht erlauben, daß solche Mädchen sich der Ruhe hingeben, welche sie entnervt. Wir müssen sie auf der verhängnisvollen Bahn aufhalten, welche zur Hysterie führt, müssen sie den künstlichen Erregungen der Gesellschaft entziehen und ihnen verbieten, Bücher zu lesen, wodurch sie ihr Nervensystem stören und ermüden. Solche ermatteten Organismen können nur durch fleißige Bewegung unter freiem Himmel sich kräftigen.

Aus diesen Gründen müssen wir die Turnübungen durch Spiele anziehend machen, müssen die Turnplätze erweitern und dahin wirken, daß die Mädchen jede Gelegenheit finden, um unter normalen Lebensbedingungen aufzuwachsen.

II.

Viele und selbst sogenannte Sachverständige glauben, daß eine Turnbewegung, um nützlich zu sein, mit großer Energie und Geschwindigkeit ausgeführt werden müsse. Beseelt vom militärischen Geiste wünschen sie Übungen, welche aus ruckweisen Bewegungen bestehen: starke und heftige Griffe und Sprünge. Nach militärischem Urteil verdient eine plötzliche Bewegung den Vorzug, weil sie als eine entscheidende Handlung zu wirken vermag; aber der charakteristische Tritt eines preußischen Soldaten und die Art seiner Gewehrgriffe können weder von dem

Digitized by Google

Physiologen noch vom Künstler bewundert werden; sicherlich sind sie nicht geeignet für weibliche Turnübungen.

Die Thätigkeit des Muskels besteht in seiner Verkürzung, welche durch chemische Prozesse veranlaßt wird. Der mechanische Akt ist aber außerdem für den Muskel nützlich. Erinnern wir uns der alten Gewohnheit der Aderlasser, welche von ihren Kunden des Lanzettenkästchen festhalten und drehen ließen, damit das Blut besser ströme, so erkennen wir daraus, eine wie geringe Muskelbewegung genügt, um den Blutstrom zu begünstigen.

Die Athleten bereiteten sich zum Wettkampfe vor, indem sie sich Öl in die Haut rieben, und mit eben solchen Salbungen stärkten sie sich, wenn sie ermattet den Kampfplatz verließen. Solche Erfahrungen sind so alt wie die Heilkunst. Schon ein Jahrhundert vor der christlichen Ära war die Lehre von dem wohlthuenden Einflusse, welchen passive Bewegungen auf die Muskeln ausüben, von den Ärzten angenommen. Asklepios war der Begründer dieser Hygieine, indem er, den Bedürfnissen der schwelgerischen Römer entsprechend, Brechmittel, Fasten, Wein zur Anregung, Bäder, Bewegung und Musik empfahl.

Auch ohne den Muskel zusammenzuziehen, können wir mittels der Massage ihn massiger und kräftiger machen. Über diese Erscheinung sind wichtige Versuche gemacht worden, welche unzweifelhaft bewiesen haben, daß die Gymnastik eine ihrer nützlichsten Wirkungen dem Umstande verdankt, daß die Muskeln bei ihrer Thätigkeit sich selbst kneten und daß durch leichte Bewegungen besser als durch starke und fortgesetzte der Strom der Lymphe und des Blutes beschleunigt wird. Die fleißige und mäßige Bewegung ist es, welche die Entwickelung der Muskeln begünstigt; ruckweise Anstrengungen helfen ihm viel weniger.

Die schwedische Heilgymnastik erzielt große Wirkungen durch ein Verfahren, welches von dem unsrigen total verschieden ist. Ich sage nicht, daß wir die schwedische Gymnastik, wie sie ist, kopieren sollen, aber wir müssen anerkennen, daß einige Prinzipien, auf denen sie beruht, den Lehren der Physiologie viel mehr entsprechen als die Grundsätze der deutschen Gymnastik.

Vielen widersteht es, etwas von der schwedischen Gymnastik anzunehmen, gleichsam als wenn diese fremd wäre oder eine medizinische Bedeutung hätte. Doch müssen wir daran denken, daß auf dem Felde der Gymnastik seit den klassischen Zeiten Griechenlands und Roms keine wirklich neue Erfindung gemacht worden ist. Wenn ich meinen Geist erholen will von der Lektüre moderner Bücher, welche zwar zahlreich sind, von denen aber nur wenige neue Gedanken oder neue Formen bringen, so nehme ich das Buch über die Gymnastik von Philostrat [1]) zur Hand, welches nicht weniger als 20 Jahrhunderte alt ist. Von den alten Ärzten gebe ich dem Oribasius den Vorzug, welcher ein Freund des Kaisers Julian des Abtrünnigen gewesen ist. Oribasius und Julian sind zwei große Gestalten, welche zusammen die klassische Welt erleuchteten zur Zeit, als das Dunkel der Barbarei hereinbrach.

[1]) Philostrate, sur la gymnastique publié par Mymas. Athènes 1858.

Digitized by Google

Der Kaiser Julian hatte die Hoffnung gefaßt, das Reich aus dem Todeskampfe zu erretten und es zu neuer Größe zu führen. In Mailand legte er die Insignien des Philosophen ab und gürtete sich den Degen um, eilte an die Grenzen Galliens und besiegte die Germanen und die Franken. Es waren die letzten Siege der römischen Kultur, und in die Feldlager führte Julian seine Bibliothek mit sich, und Oribasius schrieb die Encyklopädie der Medizin, das letzte große Denkmal der alten Wissenschaft.

Oribasius hinterließ einige Kapitel, welche die moderne Gymnastik behandeln, samt den Prinzipien der schwedischen Heilgymnastik. Dieselben Schritte im Takt, welche für die modernen Turnmethoden charakteristisch sind, finden wir schon bei Oribasius; aber er teilt auch viele andre noch nützlichere Ideen mit, welche wir verwirklichen sollten.

Oribasius unterscheidet die schnellen Bewegungen ohne Kraft und Heftigkeit von den starken Bewegungen. Diese grundlegende Unterscheidung müssen wir als Basis der modernen Gymnastik annehmen. Bei Kindern müssen wir mit den Übungen anfangen, bei denen die Zusammenziehung der Muskeln von einer Gruppe auf die andre ohne Aufenthalt übergeführt wird; dann wenn die Muskeln nahezu ihre Entwickelung vollendet haben, d. h. nach dem 15. Lebensjahre, lasse man die kräftigeren Übungen beginnen; aber auch hier müssen wir mit Vorsicht und Überlegung vorgehen.

In der gegenwärtigen Gymnastik bestehen die Kraftübungen fast immer im Erheben des Körpergewichtes mittels der Arme und Beine. Viele glauben, daß, um die Muskelkraft zu erhöhen, eine so große Leistung erforderlich sei. Das ist ein Irrtum. Ich glaube im Gegensatz dazu, daß kurzdauernde Zusammenziehung der Muskeln, welche weniger als ein Zehntel des Körpergewichtes in Bewegung setzen, wirksamer sind, um die Muskeln zu stärken und zu vergrößern. Solche Bewegungen kann man mit Hanteln oder mit der Keule ausführen. Ich habe mit dem Dr. Manca eine Reihe von Untersuchungen über Kräftigung von 8- bis 13jährigen Mädchen durch Hantelübungen angestellt. Es ergab sich, daß 14 Übungstage genügen, um die Kraft der Arme zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Ich glaube nicht, daß bei den Anstrengungen an der horizontalen Leiter, am Barren und Reck ein gleiches Resultat zu erzielen ist, weil die Muskeln beim Heben des ganzen Körpergewichtes unter weniger physiologischen Bedingungen arbeiten [1]).

[1]) Die Bedingungen, unter welchen die vorerwähnten Versuche angestellt wurden, waren folgende: die Mädchen standen vor einem Metronome, welches Sekunden schlug. Sie hoben während einer Sekunde mit jeder Hand eine 1½ Kilo schwere Hantel, bis die Arme möglichst hoch über den Kopf gestreckt waren, und senkten sie in der darauffolgenden Sekunde wieder nach unten. Die Uebung wurde im Sekundenrhythmus fortgesetzt, bis die Ermüdung zum Aufhören zwang. Ein Mädchen von 9 Jahren hob während der ersten 3 Tage die Hanteln täglich ungefähr 33 Mal bis zur Ermüdung. Nachdem sie diese Uebung während zweier Wochen täglich 2 Mal um 11 Uhr vormittags und um 5 Uhr nachmittags fortgesetzt hatte, vermochte sie die Hanteln 137 Mal hintereinander zu heben. Die Kraft ihrer Muskeln und die Arbeitsfähigkeit hat sich also während dieser kurzen Uebungsperiode vervierfacht. Ein andres Mädchen

Digitized by Google

Bemerkenswert ist aber auch, wie Dr. Gruber in Bern gefunden hat, daß die Übung nicht nur die Kraft der Muskeln vermehrt, sondern auch ihre Leistung sparsamer macht, d. h. weniger Atmungsgase ausscheiden läßt, also auch weniger Nahrung erfordert.

Die Gymnastik der Frauen wird niemals besondere Kraftleistungen erzielen wollen; sondern sie soll die Beweglichkeit und Anmut fördern.

Jüngst habe ich in London gesehen, welchen Vorteil sie dort von der schwedischen Gymnastik zu ziehen wissen. Frau Chreaman, welche sich um die weibliche Erziehung schon durch ihre wertvollen Schriften[1]) wohl verdient gemacht hat, trieb ihre Eklektik bis zu dem Punkte, in ihre Methode Bewegungen aufzunehmen, welche sie von spanischen Tänzen kannte. Wohlausgewählte, abgemessene rhythmische Bewegungen, langsame Beugungen, welche dem Körper künstlerische Stellungen verleihen, haben eine große Zukunft in der weiblichen Gymnastik.

Ernst von Brücke, weiland Professor der Physiologie in Wien, einer der berühmtesten Gelehrten dieses Jahrhunderts, hat ein Buch veröffentlicht, welches nicht nur den Gelehrten, sondern auch den warmherzigen Menschenfreund und liebevollen Vater zeigt; das Buch trägt den Titel: „Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder[2])?"

Im Kapitel X, welches von den Leibesübungen handelt, sagt er: „Was soll man mit den Mädchen machen? Militärischer Schritt und militärische Haltung sind hier offenbar nicht das Ideal, dem man nachzustreben hat. Den schönsten Gang sieht man an den königlich einherschreitenden Weibern des Sabinergebirges, aber dieser rührt zum großen Teile von ihrem bevorzugten Körperbaue her, wohl nur zum kleineren Teile von ihrer Gewohnheit, Lasten nie auf dem Rücken, sondern stets auf dem Kopfe zu tragen, häufig ohne Beihilfe der Hände. Diesen Gang wird man also auch nicht allgemein lehren können, was man aber lehren kann und im 9. und 10. Lebensjahre die Mädchen allgemein lehren sollte, das ist ein nicht trippelnder und auch nicht schleichender, lautloser, ausgiebiger Schritt, bei aufrechter Haltung des Körpers und vollständiger Unabhängigkeit der Bewegungen der Arme von denen der Beine.

Es bleibt dabei nicht ausgeschlossen, daß man sie, um ihre Haltung zu fixieren, leichte Lasten auf dem Kopfe tragen läßt. Die Befürchtung, daß sie infolge davon Kröpfe bekommen könnten, beruht auf einem Trugschlusse, der dadurch veranlaßt ist, daß im Gebirge, wo Kröpfe vielfach zu Hause sind, mehr auf dem Kopfe getragen wird als in der Ebene. Wo Kröpfe nicht zu Hause sind, entstehen sie auch nicht durch Tragen auf dem Kopfe. Höchstens können durch anhaltendes Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe Venen-Ausdehnungen

von 13 Jahren hob während der ersten 3 Tage durchschnittlich 160 Mal und gelangte nach einer Uebung von 2 Wochen zu 369 Hebungen bis zur Ermüdung.

[1]) **Miss Chreaman, the scientific physical training of girls. A lecture. London 1884. The physical culture of women. A lecture. London 1888.**

[2]) Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1892, III. unveränderte Auflage.

Digitized by Google

und dadurch sogenannte Blähhälse entstehen, aber hier kann es sich weder um schwere Lasten noch um anhaltendes Tragen derselben auf dem Kopfe handeln.

Die eigentlichen Turnübungen haben meiner Ansicht nach bei beiden Geschlechtern erst mit dem 11. Lebensjahre zu beginnen, und zwar mit großer Vorsicht und Auswahl."

Anstatt Vorschriften für jede einzelne Bewegung zu geben, sollten wir Reihen von Bewegungen bevorzugen, mit Rücksicht auf einen physiologischen Zweck. Wie schwer ist es für die Mütter, ihren Töchtern einen anmutigen Gang zu lehren! Es ist ein kompliziertes Studium, die Zusammenordnung der Bewegungen kennen zu lernen, bis ein Mädchen dahin gelangt, sich elegant zu tragen. Unsre Mädchen haben die Tendenz, ihre Schultern einwärts zu kehren und gebeugt zu gehen, mit ein wenig geneigtem Kopfe, weil sie gezwungen wurden, mit verschränkten Armen zu stehen.

Damit ein Buch über die weibliche Gymnastik nützlich sei, müssen darin die Übungen nach ihrer physiologischen Wichtigkeit eingeteilt werden. Vorangestellt werden müssen die unentbehrlichen, und flüchtig angedeutet diejenigen, welche auch beiseite gelassen werden können: Vor allem aber müßte ein solches Buch so geschrieben werden, daß man es mit Vergnügen lese. Solche Bücher existieren wohl nur sehr wenige, und von allen, welche unsre Lehrerinnen kennen müssen, existiert wohl nicht eins, welches den Müttern und den Töchtern gefällt.

III.

Es ist ein Irrtum der Turnlehrer, daß sie dieselbe Methode und dieselben Gerätschaften für beide Geschlechter brauchen. Für die Frau sind die Muskeln der Atmung und des Unterleibes viel wichtiger als für den Mann. Es sind schreckliche Minuten im Leben, wenn die Schwäche der Zusammenziehung dieser Muskeln das Kreissen einer Mutter verlängert und eine solche wohl auch tötet. Die deutsche Gymnastik, welche für die Soldaten erfunden worden ist, hat auf die Bedürfnisse der Frau keine Rücksicht genommen und fast nichts zur Ausbildung der Muskeln des Zwerchfells und des Unterleibes gethan, obwohl hierfür eine große Reihe von Übungen als naheliegend und absolut notwendig sich aufdrängen. Die gegenwärtige Turnmethode scheint übrigens auch für die Ausbildung zum feldtüchtigen Soldaten nicht günstig zu sein.

In der „Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere [1])" findet sich folgender lehrreiche Bericht:

„Schreiber dies hatte kürzlich 46 Lehrerrekruten unter seinem Befehl. Während der ersten 2—3 Wochen war der Lehrerzug der beste der Kompanie, was nicht zum geringsten dem Umstande zuzuschreiben war, daß, weil gleichzeitig mit einem Halbzug geturnt und mit einem Halbzug Soldatenschule getrieben wurde, und das Turnen einem Turnlehrer übertragen war, die Unteroffiziere des ganzen Zuges auf einen Halbzug verteilt werden konnten, somit in kleinen Abteilungen

[1]) Oktober 1892, abgedruckt im „Bund" vom 2. Nov. 1892.

Digitized by Google

gearbeitet wurde. Dann aber wurde der Lehrerzug von den andern Zügen eingeholt; deren Schritt wurde immer länger, rascher und ausdauernder, die Last der Waffe und des Gepäcks wurde immer weniger empfunden, bis zuletzt der Lehrerzug mit seinem überhasteten kurzen Turnerschritt der schwächste Zug wurde und am Ausmarsche die Strapazen am wenigsten gut überwand. Die Lehrerrekruten, denen es gar nicht an gutem Willen fehlte, mußten dies selbst zugeben. Wir richteten wiederholt diesbezügliche Fragen an die Rekruten, und die Antwort lautete immer gleich: Wir haben weniger Soldatenschule mit Gewehr als die andern und verlernen die Gewehrgriffe, statt daß wir diese mechanisch ausführen lernen; wir müssen im Turnen kurze Schritte machen und können deshalb den andern Zügen nicht folgen, weil wir uns den kurzen Schritt angewöhnen.

Ohne diesen Turnunterricht hätte der Zug zu einer Musterabteilung ausgebildet werden können; das Turnen verdarb aber alles. Wie ist es sonst zu erklären, daß Mannschaften, die infolge des Turnens an Geräten flott über Hindernisse sprangen und kletterten, anfänglich gut marschierten und ihre Waffe gut handhaben lernten, überhaupt eifrig, kräftig und gewandt waren, nachher weniger Leistungsfähigkeit zeigten als die Fabrikarbeiter in den andern Zügen?

Hatte aber, und das ist erwiesen, der spezielle Turnunterricht diese Folgen auf den erwähnten Lehrerzug, so kann man hierbei nicht stehen bleiben. Man muß sich sagen, daß es auch beim militärischen Vorunterricht mit dem Turnen nicht bestellt sei, wie es sollte, daß eine neue, viel einfachere Turnschule wünschenswert sei, welche sich nicht durch eine Menge von Übungen und Kommandos auszeichnet, sondern sich möglichst an die Soldatenschule anlehnt und nur bezweckt, Arme, Beine und Atmungsorgane zu stärken, den Knaben kräftig, beweglich und mutig zu machen."

In den Büchern über Gymnastik, welche praktische Zwecke verfolgen, wie die „ärztliche Zimmergymnastik" von Schreber, von welcher schon 24 Auflagen erschienen sind, werden viele Übungen zu hygieinischen Zwecken beschrieben. Schreber empfiehlt, sich auf einen Teppich mit doppeltem Saume zu legen, die Hände hinter dem Kopfe zu halten und sich bis zum Sitze zu erheben, darauf sich aufs neue rückwärts zu werfen. Diese Übung ist sehr geeignet, um eben sowohl die geraden wie die andern Bauchmuskeln in Thätigkeit zu versetzen. Aber es giebt auch viele andre Methoden, ohne Apparate die Bauchmuskeln zu üben. Es genügt, sich auf eine Fußbank zu setzen, die Füße unter einem schweren Möbel festzustellen, sich nach hinten zu biegen, sodann wieder heraufzuziehen, oder einen Wiesenabhang hinabzulaufen und hinaufzuklimmen. Jeder Arzt vermag in einem Zimmer, auf einer Wiese oder unter einem Zelte die Gerätschaften anzuweisen, welche für die wichtigsten Übungen der weiblichen Gymnastik erforderlich sind. Philostrat sagte schon, daß der starke Mann den Leib eingesenkt haben müsse. Wenn man für einige Zeit die Leibgymnastik angewendet hat, so bleiben die gekräftigten Muskeln in dauernder Spannung, welche den Funktionen des Verdauungskanals und denjenigen der weiblichen Geschlechtsteile nützt.

Digitized by Google

Wir dürfen nicht zu pedantisch sein und vermittelst gleichlautenden Programms Vorschriften geben, welche die Lehrer roh machen und die Initiative der Schüler mindern. Wir sollen uns damit begnügen, den Turnbewegungen eine physiologische Richtung zu geben. Wenn dann der Nutzen zu Tage getreten ist, können wir getrost ein wenig mehr Freiheit geben.

In England sind die Spiele keineswegs überall gleich, und auch im gleichen Spiele finden sich beträchtliche Abweichungen, die niemand übel vermerkt. Uns fehlt vor allem die Lust an den Muskelübungen. Laßt uns zuerst ein wenig Begeisterung für die körperliche Erziehung wecken und dann daran denken, sie im ganzen Reiche einheitlich zu gestalten.

Es genügen wenige Beispiele, um, wenn nötig, zu zeigen, wie schwierig und langweilig die gegenwärtigen Turnübungen sind. Die elementaren Bewegungen sind unerträglich; die Rekruten möchten dabei aus der Haut fahren. Im Jahre 1838 sagte der Oberst Amoros: „Les Français s'ennuieraient à les faire, et crieraient peut-être au ridicule [1]." Dessenungeachtet fahren die Lehrbuchschreiber fort, einer vom andern die elementaren Übungen abzuschreiben: In ganz neuen Anweisungen fand ich noch die Drehung, die Beugung, die Herumführung des Kopfes. Die Bewegungen des Kopfes in allen Richtungen sind ja im Leben schon so gewöhnlich, daß ich nicht begreife, weshalb die Knaben verpflichtet werden, sie im Takte zu machen.

Das Beugen der Arme und Beine, das Springen mit geschlossenen Füßen, das Wechseln des Ganges, das Gehen auf den Zehen, das Blicken nach oben, unten, rechts oder links sind Bewegungen, welche unsre Knaben und die Männer ohnehin jeden Tag machen, und es ist nicht nötig, sie dazu in Reih' und Glied zu stellen.

Die deutsche Gymnastik ist langweilig, und wenn ich sehe, wie verwickelt und schwierig die leichtesten und einfachsten Verrichtungen des Lebens dargestellt werden, so werde ich an den Unterricht erinnert, welchen Mephistopheles in Goethe's Faust in bittrer Ironie dem Schüler giebt:

„Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei —
Eins! zwei! drei! dazu nötig sei." —

Es ist ein Vorurteil, welches die Entwickelung der Gymnastik aufhält, zu glauben, daß sie die Ruhe des Gehirns fördere, also gewissermaßen der Überbürdung steuere. In meinem Buche über die Ermüdung habe ich gezeigt, daß dies ein Irrtum ist [2].

Aus diesen Gründen müssen wir den Turnunterricht vereinfachen und die Spiele in den Schulunterricht einfügen. In Deutschland wird die Gymnastik wesentlich an Geräten getrieben. Einige Freiübungen, welche jetzt in dem Turnunterricht der Schulen vorgeschrieben sind, halte ich nicht nur für unnütz, sondern

[1] Nouveau manuel d'éducation physique, Tome I, pag. 127. Paris, Roret, 1838.
[2] A. Mosso. Die Ermüdung. Leipzig 1892.

Digitized by Google

für schädlich. Dahin ist zunächst das Aneinanderschlagen der Füße zu rechnen, welche die Mißbildung der Plattfüße unterstützt. Ein schöner Fuß soll immer zwischen der Ferse und der Sohle am Beginn der Zehen einen halbkreisförmigen Ausschnitt zeigen. Wenn man auf dem nassen Strande der Seebäder die Spuren betrachtet, welche die badenden Damen hinterlassen haben, so kann man die wohlgeformten Füße von den unedlen leicht unterscheiden. Je schmäler die Brücke ist, welche die Ferse mit den Zehenballen vereinigt, desto vollkommener ist der Fuß. Wir Ärzte beurteilen das Fußgewölbe einfach aus der Betrachtung des Ganges. Diejenigen Personen, welche die Füße beim Gehen ein wenig vorwärts schleudern, neigen zu Plattfüssen. Wenn diese Fußform ausgesprochen ist, so stellt sie einen Fehler dar, welcher zum Militärdienste untauglich macht, weil am inneren Teile der Sohle die Arterien und Nerven verlaufen, und, wenn hier die Wölbung des normalen Fußes fehlt, die Fähigkeit zum Marschieren geringer ist.

Dr. Charles Roberts machte zuerst darauf aufmerksam, daß solche fehlerhafte Fußform immer allgemeiner wird. Deshalb sollten wir nicht nur das Aneinanderschlagen der Füße vom Turnunterrichte ausschließen, sondern Übungen einführen, durch welche die Beugemuskeln des Fußes geübt werden, um den Fußrücken zu erhöhen.

Ein andrer Fehler der weiblichen Gymnastik ist es, daß sie nicht darauf Rücksicht nimmt, die Atmungsmuskeln zu stärken. Das wußten die Alten besser. Oribasius[1]), widmete zwei Kapitel seines Werkes der Atmungsgymnastik, welche man damals Apotherapie nannte, nachdem er in einem Kapitel über die verschiedenen Arten von Übungen und deren Wirksamkeit gesprochen und in einem andern die Weise, wie man üben müsse, behandelt hatte. Die Atemübungen gehörten zum letzten Teile der gymnastischen Methode. Er schrieb vor, den Atem anzuhalten, und während man eine starke Zusammenziehung der Muskeln der Brust auslöst, diejenigen des Unterleibes und des Zwerchfells erschlaffen zu lassen. Danach sollte man die entgegengesetzte Übung machen, d. h. die Baucheingeweide durch das angespannte Zwerchfell herabdrücken, während man gleichzeitig die Bauchdecken anspannt.

Wo immer sich einige englische Mädchen zusammenfinden, veranstalten sie sogleich Spiele; oft führen sie bei ihren Reisen ins Ausland rackets und Bälle mit sich. Unsre Mädchen sieht man, besonders in den Pensionaten, gehalten und würdig einhergehen, gleichsam ängstlich, wie sie ihre Füße setzen sollen, verschüchtert von klösterlicher Aufsicht, welche sie schlaff macht. In keinem der italienischen Konvikte, welche ich besuchte, und zwar waren diese einige die besten, habe ich einen lawn-Tennis gefunden. Die Italienerinnen der Renaissance übten das Ballspiel, wie wir auf den Freskobildern des Schlosses von Ferrara und des Palazzo Borromeo in Mailand sehen können. Heutzutage fiele es keinem Künstler mehr ein, Damen spielend darzustellen.

[1]) Oeuvres d'Oribase, Traduction de Bussemaker et Daremberg, Tome I, pag. 473.

Digitized by Google

In Italien würde die körperliche Erziehung der Frau noch für viele Jahre so verkümmert bleiben, wie sie heute ist, wenn wir uns nicht vereinigten, um die Einführung der Spiele zu begünstigen.

Wir wollen dem Beispiele Deutschlands folgen. In diesem Vaterlande der modernen Gymnastik regt es sich jetzt allerorten, um die Turnübungen durch Spiele zu ergänzen. Im vergangenen Juni waren in Berlin und Braunschweig eigene Kurse veranstaltet, um den Lehrerinnen genaue Kenntnis der Spiele beizubringen.

Es würde gut für uns sein, wenn wir ein Gleiches thäten und vor allem ein Lehrbuch der Spiele erhielten. Es ist nicht schwer, Beschreibungen italienischer Spiele zu sammeln und die fremden hinzuzufügen, welche uns fehlen. Treffliches Material liefert uns das Buch von G. Beleze[1]); und eine Reihe andrer wertvoller Bücher ist bis in die neueste Zeit über diesen Gegenstand erschienen. Ich will nur an das Buch des Major Doix[2]) erinnern, welches ich in den englischen Schulen gefunden habe, sowie an dasjenige von Raydt[3]). In Frankreich und Belgien verstand die Geistlichkeit sogleich, wohin die Entwickelung dieser Turnkunst zielt, und ein Buch über die Spiele, von zwei Jesuiten[4]) herausgegeben, hat großen Erfolg.

IV.

Über die körperliche und geistige Verschiedenheit zwischen weiblichen und männlichen Menschen ist viel gestritten worden, und die Vertreter der sozialen Wissenschaften haben so widersprechende Urteile über diese Frage geäußert, daß ich mich verpflichtet fühle, als Physiologe meine Ansicht über diesen wichtigen Gegenstand auszusprechen.

Einige Kirchenväter haben der Frau die Seele ganz und gar abgesprochen. Die Kanoniker schrieben: Die Frau ist nicht nach dem Ebenbilde Gottes gebaut, und danach haben viele Philosophen in diesem Tone die Frauen geringschätzig beurteilt. In einem Vortrage „Über die Erziehung und Bildung der Frau[5])" hat Professor Sergi diese pessimistische Schule besprochen. Die Unterschiede zwischen den zwei Geschlechtern, welche Professor Sergi hervorgehoben hat, sind unzweifelhaft bedeutsam für die Anthropologie und die Psychologie, hängen aber meines Erachtens nicht von der ursprünglichen Anlage der Frau ab, sondern sind durch die Schranken verursacht, welche man in unsrer Gesellschaft um das Dasein der Frau errichtet hat. Um ein unbefangenes Urteil zu gewinnen, müssen wir die Frau frei von dem Joche, unter welches sie der Mann gebeugt hat, beobachten; wir müssen sie im Naturzustande kennen lernen, wo sie eine besondere Sprache der zoologischen Stufenleiter darstellt. Die Frauen mögen nur verzeihen,

[1]) Jeux des adolescents. Paris, Hachette, 1856.

[2]) Guide pour l'enseignement de la gymnastique des filles. Namur 1882.

[3]) De Nadaillac et J. Rousseau, Les jeux de collège. Paris 1891. 2. édition.

[4]) Ibid.

[5]) S. Sergi, Per l'educazione e la coltura della donna, nella rivista: L'Educazione Nazionale, anno III. 9. aprile 1892.

Digitized by Google

daß ich sie zunächst mit Tieren vergleiche. Desto mehr werde ich sie dann erheben können.

Als Vergleichungsobjekte wollen wir die intelligentesten und treuesten Tiere betrachten. Wir erkennen bei Hunden und Hündinnen, Hengsten und Stuten keine auffallende Verschiedenheit ihrer Kraft sowie ihres Temperaments. Die Jäger fürchten die Löwin mehr als den Löwen, weibliche Tiger und Panther mehr als männliche; und so verhält es sich mit den höheren Tieren, welche um die Herrschaft der Erde gekämpft hätten, wenn nicht der Mensch alle unterjocht haben würde.

Professor Sergi hat in seinem oben erwähnten Vortrage folgendes Verdammungsurteil ausgesprochen: „Die Frau erreicht weder in ihrer Körperform noch in ihren Fähigkeiten die normale Entwickelungsstufe des Mannes, sondern bleibt durchschnittlich so weit zurück, wie wenn dies Geschlecht einen Stillstand in der allgemeinen Entwickelung der Menschen bezeichnete." Dieser Ausspruch hat mich höchlichst überrascht.

Mir scheint es, daß die Merkmale der menschlichen Art und die wesentlichen Eigenschaften des Körpers, welche uns von den Tieren unterscheiden, weibliche Sonderheiten sind.

Man hat den Grundsatz aufgestellt, daß der Bau des Gehirns den Abgrund zeige, welcher Mensch und Tier trenne. Das ist unrichtig. Es bestehen keine tiefgehenden anatomischen Unterschiede zwischen unserm Gehirn und demjenigen des Gorilla, und auch die Leistungen beider Arten von Zentralorganen unterscheiden sich nur in der vorgeschrittenen Entwickelung der psychischen Thätigkeitsäußerungen, nicht im Wesen und Charakter derselben. Ein größerer morphologischer Unterschied zwischen dem Menschen und den Tieren zeigt sich in der Form des Beckens. Kein Arzt wird, auch auf 20 Schritt Entfernung, ein menschliches Becken mit demjenigen irgend eines anthropomorphen Affen verwechseln. Das Becken der Frau ist ein neuer Typus, welcher auf Erden erschien. Bis jetzt suchen wir vergeblich dasjenige Tier, welches die Kette zwischen uns und den Tieren schließen soll. Es ist auffallend: das enge, hohe Becken des Mannes ist dem Affenbecken ähnlicher als dasjenige der Frau. Wenn die Behauptung zutrifft, daß der aufrechte Gang (auf 2 Füßen) ein Unterscheidungsmerkmal für die Tierart „Mensch" ist und zwar das edelste, so besitzt sicherlich die Frau den Vorzug eines zum Aufrechtstehen besonders geeigneten Beckens. Übrigens besitzt auch der Mann weibliche Reste: so z. B. die Brustwarzen und Bauchmuskeln, welche der Frau besonders nützlich sind, daneben weisen männliche Eigenheiten, wie z. B. die reichliche Behaarung, auf nähere Verwandtschaft mit den Tieren. Darwin hat auch darauf hingewiesen, daß weibliche Tiere, wenn ihre höchste Lebensthätigkeit gesunken ist, oft männlicheren Charakter bekommen, während das Umgekehrte seltener beobachtet wird. Um ein weibliches Tier zu erzeugen, bedarf es günstigerer Bedingungen, als um ein männliches zu bilden, weil der weibliche Embryo eine größere Lebensfülle darstellt. Bei den Bienen wird durch den Zutritt eines Samenkörperchens zum

Digitized by Google

Ei entschieden, daß eine weibliche Biene entsteht, während aus den unbefruchteten Eiern Männchen werden. Die Statistik hat gezeigt, daß unter ungünstigen Lebensbedingungen mehr Männer als Frauen geboren werden. Männliche Menschen und Tiere sterben leichter als weibliche.

Einige Beurteiler der Frauenfrage, welche zugeben, daß das Gehirn der Frauen demjenigen der Männer nicht nachstehe, fügen doch hinzu, daß die Frau auf geistigem Gebiet nicht in Wettbewerb mit dem Manne treten dürfe, um nicht den Reiz ihrer Weiblichkeit einzubüßen und um ihrem Berufe als Gattin und Mutter sich voll hingeben zu können. Die Teilung der Arbeit ist für die menschliche Gesellschaft sicherlich nützlich und hat dem Manne zu seiner äußerlichen Machtstellung verholfen, hat die Frau in den Hintergrund gedrängt. Aber es ist unrichtig, daß die Frau durch geistige Bethätigung ihre Weiblichkeit einbüße.

Neuerdings hat Frau Henry Sidgwick, Schwester des berühmten verstorbenen Embryologen Balfour, eine sehr fleißige statistische Untersuchung[1]) über das Befinden von Frauen, welche in Cambridge und Oxford studierten, angestellt. Diese Dame sammelte sehr eingehende Nachrichten über 562 Studentinnen und kam zu dem Ergebnisse, daß diejenigen Frauen, welche durch fleißige und erfolgreiche Studien akademische Grade erlangt hatten, nach ihrer Verheiratung einer zahlreicheren Nachkommenschaft das Leben gaben als ihre häuslich gebliebenen Schwestern, und daß sie an Kraft und körperlicher Gewandtheit das mittlere Maß der englischen Frauen übertrafen.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß schon im allgemeinen die Körperübung der Engländerinnen diese kräftiger, voller und geschickter macht als die Frauen der meisten andern Nationen. Die Karikaturen der französischen und englischen Witzblätter zeigen in den übertriebenen Umrißzeichnungen der Frauen, wie verschieden die weiblichen Typen in beiden Ländern sind: die von Maurier, von Keenl und von Furniß skizzierten englischen Frauen sind höher, breiter und energischer als die Männer dargestellt.

V.

Unsre gegenwärtige Vorstellung von der Schönheit ist verschieden von derjenigen der alten Griechen. Heutzutage noch gelten Eigenschaften als Merkmale der Frauen-Schönheit, welche nur Vorurteilen mittelalterlicher Ästhetik ihren Wert verdanken. Schadow war, wie ich glaube, der erste, welcher darauf aufmerksam machte, daß die mediceäische Venus abnorm lange Füße habe und daß der Brustkasten griechischer Frauenstatuen größeren Umfang habe als derjenige der Frauen unsrer Zeit. Die Venus von Melos stellt in Anbetracht ihres Gliederbaues eine riesenstarke Frau dar. Ihre Muskeln zeigen Charaktere, welche an die berühmte Polyklet'sche Statue eines Athleten erinnern. Auch die Venus von Knidos in der vatikanischen Sammlung läßt männlichen Körperbau erkennen. Auf ihrer Schulter sieht man den Muskel, welcher sich am Oberarmbeine ansetzt und eine

[1]) Mrs. Henry Sidgwick, Health Statistics of Women Students of Cambridge and Oxford and of their Sisters. Cambridge 1890.

Digitized by Google

charakteristische Vorwölbung (vom Kapuzenmuskel), welche zuweilen sogar bei starken Männern fehlt. Am auffallendsten treten bei dieser Statue die Bauchmuskeln hervor. Man sieht die Grenzen der geraden Bauchmuskeln fast, wie wenn sie frei gelegt wären. Der obere Teil der Bauchdecke ist durch eine bis zum Nabel ziehende Mittellinie halbiert, und seitlich bezeichnen zwei Furchen die äußeren Grenzen der geraden Bauchmuskeln. Ich habe keine Statue der Neuzeit gesehen, bei welcher die Bauchmuskulatur so ausgeprägt gebildet worden wäre. Nur an einigen Meisterwerken von Michelangelo und von Benvenuto Cellini kann man, wie bei Statuen aus dem klassischen Altertume, so kraftvolle Körperbildung bewundern. Die Modelle, welche den Bildhauern der Venus von Knidos und derjenigen von Melos gedient haben, mußten sicherlich durch Turnübungen und Spiele ihre Muskeln sehr entwickelt haben.

Es giebt zarte Dämchen und eitle Mütter, welche die Turnübungen fürchten, weil diese die Arme zu dick machen. Aber der einförmig drehrunde Arm ist nicht schön; er kann manchen gefallen, aber nicht Kunstgebildeten. Die Muskelübung bringt das Fett etwas zum Schwinden, dann sieht man durch die Haut die wohlgestalteten Muskeln, denn diese sind auch in der Ruhe nicht schlaff.

Über unsre Schulter verläuft der Deltamuskel, welcher seinen Namen nach seiner dreieckigen Form erhalten hat. Derselbe muß die Schulterknochen völlig decken und sichtbar zu seinem Ansatze am Oberarm-Knochen verlaufen, ebenso der zweiköpfige Muskel, derjenige, welchen wir schwellen fühlen, wenn wir den Arm im Ellenbogengelenk kräftig beugen.

In der ganzen Zeit der Renaissance bildeten die Künstler so herrliche Schultern, daß viele Sachverständige behaupten, die italienische Kunst jener Zeit habe die Bildhauerkunst des klassischen Griechenland in dieser Hinsicht übertroffen. Es genüge, an die Frau in Raffael's „Transfiguration" zu erinnern, an seine Psyche im Deckengemälde der Farnesina und an seine triumphierende Galatea im gleichen Palaste.

Die wohlgestalteten, vollen Schultern und der majestätische Gang der Frauen im Albaner- und im Sabinergebirge gelten als unübertrefflich, und manche sind der Ansicht, daß jene Frauen ihre Vorzüge der Sicherheit verdanken, leichtere Gegenstände auf dem Kopfe zu tragen, oder die Hände auf dem Kopfe zu halten. Über diesen Punkt habe ich Brücke's Urteil früher (S. 117) angeführt.

Wenn wir übrigens den reinen Typus der Frauen römischen Geschlechts kennen lernen wollen, genügt es nicht, die glänzenden Gestalten zu betrachten, denen wir zuweilen in den Straßen von Rom begegnen, sondern wir müssen auf den Höhen der Apenninen die Dörfer aufsuchen, wo die Künstler ihre schönsten Modelle suchen. Diese Ortschaften gleichen Adlerhorsten auf öden Berggipfeln. Es genügt die Namen: Saracinesco, Anticoli und Cerverra zu nennen, um die Vorstellung von großartigen Thälern und schönen Menschen wachzurufen. Die Einwohner jener Stätten führen ein mühsames Leben; die Frauen wandeln täglich die Bergabhänge hinab, um aus den fernen Quellen Wasser zu holen, und kehren, langsam steigend, die gefüllten Krüge auf dem Kopfe tragend, wie

Digitized by Google

Königinnen schreitend, zu ihren Hütten zurück. Unzweifelhaft ist es diese tägliche Übung in der reinen Luft bei strahlender Sonne, welcher dieser Volksstamm seine seltenen Vorzüge verdankt. Auch der trockene Boden mag dazu beitragen, ihre Wohnräume von schädlichen Keimen frei zu halten. Ich bin keineswegs der erste, welcher auf diese Thatsachen hinweist, um die Richtung anzugeben, in welcher einige Turnübungen für Mädchen geändert werden müßten. Anstatt die Mädchen den Hochsprung oder Weitsprung über die Schnur üben zu lassen, woran sie schon durch ihre Kleidung gehindert werden, sollten sie hüpfen, während sie Gegenstände über ihrem Kopfe halten.

Auch an diesem Orte müssen wir eines Büchleins von Brücke gedenken, dem wir schon oben (S. 117) Belehrung verdankt haben. Dieses zweite uns interessierende Werk trägt den Titel: „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt“ [1]). Dies klassische Buch zeugt von großer Kenntnis der Formen und Bewegungen des menschlichen Körpers und von tiefem Kunstverständnisse. Brücke sagt (S. 17) im ersten Kapitel, wo er den Kopf und Hals behandelt: „Berühmt durch die Schönheit dieser Konturen und durch die Schönheit des Nackeneinsatzes sind die Mädchen und Frauen aus dem Römischen, besonders die Ciociaren. Drehrunde, den Antiken ähnliche Hälse habe ich mehrmals im Toscanischen gesehen.“ Vom Halse sprechend rät er (S. 71) den deutschen Künstlern: „Man sei mißtrauisch gegen die Modelle, welche man vor sich hat, namentlich bei uns in Deutschland, denn der germanische Brustkorb ist viel häufiger schlecht entwickelt als der romanische.“ Später vergleicht er den Unterleib der nördlichen Völker mit demjenigen der südlichen; er spricht von der Form des Kopfes und der Kinnlade; bei vielen Gelegenheiten bezeugt er seine Bewunderung vor den physischen Vorzügen italischer Stämme.

Den italienischen Frauen geziemt es, eifersüchtig dieses Erbteil zu wahren. Eine langsam wirkende Zuchtwahl hat unser Volk vervollkommnet. Die Erziehung des Körpers soll unsre Vorzüge erhalten und vergrößern.

Es ist eine Übertreibung, zu behaupten, daß die alten Römer erst in den letzten Jahrhunderten ihres Bestehens von Griechenland den ästhetischen Sinn für das Schöne übernommen hätten. Sie schätzten von jeher die Körperschönheit hoch.

Ohne diese Empfindung würden die Scipionen nicht auf das jetzt in der Vatikanischen Sammlung aufgestellte Grabdenkmal, welches sie dem Cornelius Lucius Barbatus, der 300 Jahre vor Christi Geburt die Samniter besiegte, geweiht haben, den Saturnischen Spruch gesetzt haben

QVOIUS . FORMA . VIRTUTEI . PARISVMA . FVIT.

d. h. seine Körperform war vergleichbar seinem Werte. Wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Jetzt dürfte man einer Frau nicht mehr sagen, ihre Körperform sei so vollkommen wie ihre Tugend.

---

[1]) Wien, 1891. Wilhelm Braumüller.

Digitized by Google

Allmählich beginnen auch unsre Frauen in körperlichen Leistungen den Männern nachzustreben. Viele mutige Bergsteigerinnen haben schneebedeckte Alpengipfel erklommen. Die Königin von Italien hat das Breithorn bestiegen und ihrem sie verehrenden Volke gezeigt, daß sie auch körperliche Anstrengung nicht scheut. Der Herzogin von Sennorita vermögen nur wenige Alpenklubbisten auf die drohenden Zacken der höchsten Berge in den Alpen nachzuklimmen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstgeschichte.

Übersicht einer Kunstgeschichte Tirols.

(Schluß.)

Hinsichtlich der Kunstgewerbe blühte unter Erzhe rzog Ferdinand II. besonders die Kunstschreinerei in Tirol noch fort und erreichte den Höhepunkt ihrer Ausbildung im Stile einer schönen Hochrenaissance, welche vorwiegend italienische Motive mit gewissen deutschen Eigenschaften vereinigt. Die Künstler sind jedoch, wenigstens in Nordtirol, durchaus Deutsche. Aus dieser Zeit stammen die schönen Chorstühle und der prächtige, edelgegliederte und reich mit Schnitzereien und Intarsien verzierte Fürstenchor in der Hofkirche von Innsbruck, vom Tischler Hans Waldner aus Ravensburg 1562—1568 hergestellt. Ebenfalls stattliche Arbeiten sind die Orgel und Uhr daselbst. Konrad Gottlieb aus Innsbruck verlängerte sodann den Fürstenchor und stellte die prächtigen Flügelthüren des spanischen Saales in Ambras (1571) her, den außerdem eine reiche Kassettendecke schmückt. Auch die hölzernen Wand- und Deckenverkleidungen des Schlosses Velthurns bei Klausen, vom Tischler Sigmund Tuschl im Jahre 1581 für den Fürstbischof von Brixen ausgeführt, gehören zum Besten, was in dieser Beziehung die deutsche Renaissance geschaffen, und zeigen eine Überfülle von geschmack- und kunstvoll verarbeiteten Motiven.

Die Malerei Tirols geriet durch die Einwirkung der italienischen Vorbilder der klassischen Renaissanceperiode und des darauf folgenden Manierismus im Verlaufe des 16. Jahrhunderts anfangs in ein ähnliches zerfahrenes Schwanken zwischen den älteren Überlieferungen und der neuen Mode wie die gleichzeitige Bildschnitzerei und erfuhr dabei auch eine ähnliche technische Verwilderung. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kommt der italienische Stil völlig zur Herrschaft, hauptsächlich auch dadurch, daß am Hofe von Innsbruck italienische Maler wie Domenico und Giovanni B. Pozzo, die Porträtisten Giovanni Contarini, Cavagna und Franc. Terzio, sowie die Maler des spanischen Saales und des Speisesaales in Ambras, Pietro Rosa und Giovanni Fontana, entschieden bevorzugt wurden. Die deutschen Maler, welche daneben beschäftigt waren, wie der Hofporträtist Heinrich Teufl, der Maler Antoni Weiß, Sigmund Walhuter u. a., hatten alle Mühe, neben den Italienern aufzukommen.

Unter Maximilian dem Deutschmeister treten uns dagegen eine Reihe nicht italienischer Maler entgegen, die schon völlig italienisch geschult sind. Und zwar haben sie ihre Ausbildung offenbar hauptsächlich in Venedig, Bologna und Rom erlangt. Der polnische Maler Martin Theophil Pollak erweist sich als ein tüchtig durchgebildeter Künstler, wenn auch durchaus Eklektiker. Sein frühestes bekanntes Gemälde, die Verehrung Marias durch einen polnischen König, erweist sich in der Komposition als stark abhängig von Dürer's Rosenkranz-Madonna,

Digitized by Google

welche zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Venedig, wo sie Pollak noch gesehen haben mochte, nach Prag kam. Seine übrigen Gemälde verraten deutlich das Studium Tizian's und Veronese's.

Ein Nachzügler der altdeutschen Malweise war der Hofmaler Erzherzog Maximilians, Melchior Stölzl, welcher das Gemälde der hl. drei Könige, mit der Porträtfigur des genannten Fürsten, für die Pfarrkirche von Untermais bei Meran malte.

Allmählich macht sich der ekstatische Geist der Gegenreformation auch in der Malerei Tirols bemerklich. Vorläufer dieser Richtung sind der in Meran bis 1635 thätige bayrische Maler Helfenrieder sowie der in Rom geschulte Schweizer Paul Honegger, der mit seinen düsteren Gestalten besonders das Kloster Stams bevölkerte.

Durchschlagend für die neue Richtung war die Einwirkung des in Trient 1642 geborenen und in Rom geschulten Jesuitenmalers Andrea Pozzo, des Begründers der perspektivischen Kuppelmalerei des 17. und 18. Jahrhunderts.

Unter deutsch-tirolischen Malern, die als virtuose Perspektivenmaler wie als pathetische Ekstasenmaler unter seinem Einfluß stehen, sei der kräftige Caspar Waldmann, geboren 1657 zu Innsbruck, sowie der auch in Rom von Papst Alexander VII. und dem hohen Adel vielbeschäftigte Paul Schor (um 1655) und sein Bruder Aegid Schor (geboren 1626 zu Innsbruck) genannt, welcher in Deutschland und für Kaiser Leopold I. in Wien, Linz u. a. O. zahlreiche Perspektivenmalereien ausführte und Festdekorationen entwarf.

Mit dem Tode des wohlgesinnten Erzherzogs Sigmund Franz II., dessen baldiger Tod ihm nicht gestattete, die Reformen in der Regierung und im Hofleben, die er plante, zu Ende zu führen, erlosch der tirolische Mannesstamm des Hauses Habsburg, weshalb Tirol unter Kaiser Leopold I. wieder mit den übrigen Erblanden vereinigt wurde. Tirols Zustände besserten sich jedoch unter seiner wie seiner Nachfolger Josephs I. und Karls VI. Regierung in keiner Weise.

In träger Dumpfheit und Unterdrückung lebte das tirolische Volk dahin, unberührt von der geistigen Bewegung des übrigen Europa. Selbst die Stiftung der Universität in Innsbruck im Jahre 1674 hatte nur den Zweck, einheimische Beamte unter strenger Aufsicht der Kirche abzurichten und die Wissenschaft in die Schranken des Jesuitismus zu bannen.

Eine wesentliche Besserung trat erst, trotz der unglücklichen Kriege, die das Reich erschütterten, unter Maria Theresia seit 1740 ein, welche mit möglichster Schonung der bestehenden Verhältnisse doch die Zentralgewalt in Tirol zu stärken sowie das Unterrichtswesen zu heben und der geistlichen Vormundschaft zu entziehen suchte. Ihr edler Sohn Joseph II. setzte ihr Reformwerk fort, jedoch geleitet von theoretisch-abstrakten Ideen der Völkerbeglückung, ohne den besonderen Verhältnissen der einzelnen Länder seines Reiches Rechnung zu tragen. Statt Dank erntete er infolgedessen auch bei dem tirolischen Volk, dem seine geistige Knechtschaft schon allzu teuer geworden war, nur Haß und Auflehnung ein. Unter seinen Nachfolgern Leopold II. und zumal Franz II. bröckelten seine Reformen eine nach der andern wieder ab, und auch die Jesuiten kamen wieder.

Daß nun, trotz der Verarmung und Verdummung des Tiroler Volkes am Anfang und am Schluß der geschilderten Epoche die einheimische Kunst dennoch wieder aufblühte, erklärt sich besonders daraus, daß sie hauptsächlich im Dienste des Hofes und der Geistlichkeit stand. Auch behält sie, den allgemeinen Zeitverhältnissen entsprechend, einen vorwiegend italienisierenden Charakter bei. Besonders die angesehenen Klöster des Landes entwickelten bis zur josephinischen Ära eine rege Bauthätigkeit, wobei nicht bloß auf stattliche, durch reichen Pomp die Macht der Kirche verkündende Gotteshäuser, sondern auch auf vornehme, zum Empfang von Fürsten geeignete Räumlichkeiten gesehen wurde. Es ist ferner unzweifelhaft, daß durch das Beispiel der Jesuiten auch in den übrigen Klöstern wieder ein gewisser wissenschaftlicher Eifer eingezogen war, der sich aber freilich nur streng in den Schranken der kirchlichen und theologischen Disziplin und Dogmen bewegen durfte. Doch veranlaßte derselbe die Anlage von stattlichen Bibliotheken, welche in prächtig eingerichteten, mit Deckenmalereien oder Stukkaturen verzierten Sälen aufgestellt wurden.

Digitized by Google

Das Prämonstratenser-Kloster Wilten wurde von 1688—1747 vollständig umgebaut und erhielt ein stattliches, mit Deckenmalerei geschmücktes Treppenhaus, geräumige Gänge, reich dekorierte Empfangs- und Prachtsäle, sowie einen prächtigen Bibliothekssaal. Um dieselbe Zeit erbaute das Kloster auch die reich ausgestattete Pfarrkirche von Wilten sowie zahlreiche Landkirchen.

Ebenfalls vom 17. bis zum 18. Jahrhundert wurde das Kloster Stams völlig neu umgebaut. Auch dieses Kloster besitzt ein schönes Treppenhaus mit prächtigem Eisengeländer sowie einen stattlichen Bibliothekssaal. Ebenso ist die gleichzeitig umgebaute Stiftskirche aufs reichste geschmückt, besonders auch mit schönen Eisengitterthüren.

Auch das Kloster und die Stiftskirche von Fiecht bei Schwaz feierten im 18. Jahrhundert eine prächtige Auferstehung, nachdem die alten Baulichkeiten im Jahre 1705 abgebrannt waren.

Im Süden wurde in den Jahren 1737—1767 das Kloster Neustift und die dazugehörige Stiftskirche fast ganz umgebaut, in demselben vornehmen Stil wie die vorerwähnten Klöster, mit stattlichem Kreuzgang, Portalen, Treppen und schönem Bibliothekssaal. Die Stiftskirche übertrifft an Pracht der Ausschmückung mit zartgetönten Fresken und Stuckaturen im Rokokostil noch die Wiltner Pfarrkirche, nur schade, daß ihr der alte romanisch-gothische Bau weichen mußte, von dem nur noch der Frontturm sowie eine Sakristei mit Deckengemälden von M. Pacher erhalten ist.

Daß selbst Kaiser Joseph II. nicht unerbittlich war, beweist der Neubau der einschiffigen Stiftskirche des Klosters Gries-Muri bei Bozen, welcher in die Jahre 1767—1788 fällt und seine vornehmste Wirkung durch die Ausmalung der Gewölbe durch Knoller erhielt, der auch sämtliche große Altargemälde herstellte.

Von gediegenster Pracht an kostbaren Materialien und reichen Barockformen ist sodann die in den Jahren 1745—1758 von Joseph Delaja neugebaute Brixner Domkirche, in welcher gleichfalls eine alte, zuletzt gotisch umgebaute Basilika aufging.

In Innsbruck erbaute in den Jahren 1717—1724 der tüchtige Architekt Anton Gumpp die stattliche S. Jacobspfarrkirche nach dem Typus der einschiffigen Jesuitenkirchen, wofür die Kirche al Gesu zu Rom das Vorbild gab. Von demselben ist auch die freundliche Spitalkirche, während die durch ihren Grundriß sowie die kräftigen Gliederungen ausgezeichnete Johanneskirche von Hyacinth Derfflinger 1721 begonnen und von Michael und Mathias Neuhauser 1763 vollendet wurde.

Die zahllosen, meist reich mit Fresken, Stuckaturen, geschnitzten Barockaltären und Kanzeln, luftigen Fassaden und Zwiebeltürmen verzierten Landkirchen dieser Zeit müssen hier leider übergangen werden. Ein besonders gesuchter Architekt für solche war der 1707 zu Navis geborene, 1772 gestorbene Pfarrer Franz de Paula Penz, der auch die Wiltner Pfarrkirche erbaute.

Auch stattliche Zivilbauten entstanden in dieser Zeit, teils öffentliche Bauten der Regierung und des Hofes, teils Privathäuser und Paläste des Adels und einiger reichen Bürger.

Unter dem kunstsinnigen Statthalter Tirols, Karl Philipp von Neuburg, erbaute der schon genannte A. Gumpp von 1717—28 sein Hauptwerk, das Landhaus zu Innsbruck, einen durch robuste Kraft und großartige Verhältnisse ausgezeichneten Barockpalast. Auch die kräftig gegliederte Westfassade des Landgerichtsgebäudes vom Jahre 1696 dürfte ein Werk desselben Architekten sein.

Derselben Bauperiode gehören auch eine Reihe von stattlichen Privatpalästen an.

Weniger ansprechend sind die unter Maria Theresia von Major von Walther ausgeführten Bauten. Die neue Hofburg (1766—70), um derentwillen die malerische, unruhige, aus Maximilians und Erzherzogs Ferdinands II. Zeit stammende Baugruppe samt dem originellen Wappenthor niedergerissen wurde, macht trotz der großen Ausdehnung doch durch die gedrückten Verhältnisse, die plumpen Eckkuppeltürme und die trocknen, reliefosen Gliederungen einen sehr spießbürgerlichen Eindruck, ebenso wie das östlich daran stoßende Damenstift. Die Triumphpforte, von demselben Baumeister zur Feier des Einzugs Maria Theresias und Josephs I., sowie in Erinnerung an die gleichzeitige Vermählung ihres Sohnes, Erzherzogs Leopold, und an den Tod Josephs I.

Digitized by Google

im Auftrage des Magistrats errichtet, zeigt den Übergang vom Rokkoko zum Klassizismus in ziemlich schwerfälligen Formen, welche durch marmorne Statuen und Reliefs von Allegorien und Porträts einigermaßen gemildert werden.

Die dekorative Skulptur wurde in Tirol in diesem Zeitraum vorwiegend von Wälschtirolern ausgeübt, wie Cristoforo und Teodoro Benedetti, Polini, Oradini u. a. Von Erstgenanntem stammt die Annensäule in Innsbruck, zur Erinnerung an den Sieg der Tiroler über Max Emanuel im Jahre 1703. Besonders führten diese Bildhauer eine Reihe prunkvoller Barockaltäre im Brixner Dom, der Pfarrkirche von Innsbruck und anderweitig aus.

Etwas später treten auch tüchtige deutsche Dekorationsbildhauer hervor, so der in Augsburg geschulte, schon halbklassische Zopfbildhauer Jacob Philipp Santer von Brunecf, der die Grabmonumente des Fürstbischofs Joseph von Spaur im Dom von Brixen, sowie das des Freiherrn Jos. von Sperges in der Mariahilfkirche zu Innsbruck u. a. m. schuf. Bereits trockner Klassizist war Jacob Pirchstaller, der die nüchterne Fassade des Brixner Domes und mehrere Grabdenkmäler in letzterem herstellte.

Unter den Figurenbildhauern zeichneten sich aus die begabten Schüler Raphael Donners Johann Nicolaus und Balthasar Ferdinand Moll, ferner Jacob Schletterer, Professor der Bildhauerei in Wien, sowie sein Schüler Franz Zauner, der bereits in klassischem Stil arbeitete und unter anderm die Reiterstatue Josephs II. und das Grabmal Leopolds in Wien herstellte.

Auch die landesübliche Schnitzerei fand im 18. Jahrhundert wieder ausgezeichnete Vertreter in Tirol, wenn auch die Schnitzaltäre nicht mehr üblich waren. Um so zahlreichere Kruzifixe und größere wie kleinere Reliefdarstellungen heiliger Gegenstände, Ekstasen, Apotheosen u. dergl. wurden jetzt ausgeführt, und zwar außer in Holz auch in Elfenbein, Alabaster und andern weichen Substanzen. Einer der populärsten Bildschnitzer war Franz Nissl von Fügen, ein kräftiger Naturalist, von welchem noch zahlreiche Schnitzereien und Reliefs im Ferdinandeum und in den Kirchen Tirols zu sehen sind. Unter seinen Schülern leistete Joseph Kleinhaus, trotz seiner Blindheit, besonders in Kruzifixen tüchtiges. Franz Christian Thaler war ein gesuchter Porträtbildhauer in Holz, Stein und Metall. In Gröden zeichnete sich Dominicus Mollin als tüchtiger Schnitzer in Holz, Alabaster und Elfenbein aus, während seine Landsleute Martin und Domenicus Vinazer die eigentlichen Begründer der noch heute blühenden Schnitzschule in Gröden waren. Andrer tüchtiger Schnitzer zu geschweigen; fand sich doch in jedem Dorfe ein Dilettant in der Schnitzkunst. Unter den zahllosen Holzkruzifixen an allen Kreuzwegen Tirols begegnet man so manchen ausgezeichneten Arbeiten namenloser Schnitzer, welche ein Zeugnis für die Volkstümlichkeit dieser Kunst selbst noch in dieser Zeit ablegen, in der auch so manches stattliche Bauernhaus vom ersten besten Zimmermann mit originellen und geschmackvollen Schnitzereien verziert wurde.

Auch im Kunstgewerbe ist es noch immer vor allem die Kunstschreinerei, welche mit Geschick und Geschmack geübt wird. Beweis dessen der schöne Sakristeischrank in S. Leonhard bei Wörgl. Daneben aber blüht auch die Schmiedeeisenkunst noch fort, wie die herrlichen Gitterthüren an der Wiltner Pfarrkirche, in der Stamser Stiftskirche, sowie die zahlreichen Grabkreuze, Wirtshausschilder des vorigen Jahrhunderts beweisen, die nur leider immer seltener werden.

In der Goldschmiedekunst wird jetzt besonders das Treiben der Edelmetalle zu Reliefdarstellungen für Monstranzen u. dergl., sowie für Verkleidungen von Kruzifixen mit großer Geschicklichkeit ausgeübt.

Endlos ist sodann die Schar der Maler, welche in diesem Zeitraum in Tirol auftauchten, zum Teil europäischen Ruf genießend. Am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts erwarben sie ihre Ausbildung in Italien, später auch in Augsburg und Wien. Sie füllten fast alle Kirchen Tirols mit ihren Deckenfresken und Altargemälden und zeigten besonders in ersteren fast durchwegs tüchtige perspektivische Kenntnisse, kühnes Kompositionstalent sowie dekoratives Geschick und Farbengefühl, wogegen sie in den Altargemälden öfter roh und schwer im Ton waren.

Digitized by Google

Für die religiöse Malerei vom Ende des 17. und im 18. Jahrhundert in Tirol lassen sich drei Hauptmittelpunkte unterscheiden, das italienische Etschthal (Trentino), das Fleimserthal und das obere Etschthal mit dem Oberinnthal.

Die trientinische Schule steht im unmittelbaren Zusammenhang mit Oberitalien und Venedig. Antonio Gresta von Ala, Baroni Cavalcabò von Sacco, Bartolomeo Ignazio Capello von Borgo sind in Venedig geschult, zumal bei Balestra.

Auch Giuseppe Alberti, geboren 1614 zu Cavalese, der an der Spitze der Fleimserschule steht, bildete sich in Venedig, bei Cavaliere Liberi und sodann in Rom aus. Er hat ein kräftiges, aber etwas rohes, rötliches Kolorit und braune Schatten. Seine Hauptbedeutung ist, daß er der Lehrer Paul Trogers, Johann Georg Graßmeyr's und Michael Angelo Unterberger's war. Diese bildeten ihrerseits wieder zahlreiche Schüler aus. Graßmeyr war nur Ölmaler, malte breit, kräftig, in harmonischem, warmem Kolorit und erinnert, zumal in seinem pulsierenden Fleisch, an Venedigs Malweise. Eine verwandte Richtung hat Michelangelo Unterberger, der bei glühendem Kolorit zugleich eine hochmalerische, wiewohl etwas unruhige Komposition zeigt, die auf Tiepolo zurückweist. Sein trefflichstes Altargemälde, Mariens Tod, birgt der Brixner Dom. Sein Bruder Franz ist sorgfältiger, fast geleckt in der Ausführung, kühler im Ton, hat aber ebenfalls eine wirkungsvolle Komposition. Auch seine Werke trifft man am häufigsten in Brixen sowie im Pusterthal an. Paul Troger, geboren 1698 zu Welsberg im Pusterthal, bildete sich eklektisch in Mailand, Venedig und Rom aus und eignete sich besonders die neapolitanische Effekthascherei der Solimena und Conca an. Im Gegensatz zu den vorigen wandte er sich mit Vorliebe der Freskomalerei zu, die er virtuos, wiewohl überladen, handhabte, während in seinen Altarbildern seine Neigung zu naturalistischen Grazßheiten und unwahren Farbeneffekten störend wirkt. Im Dom von Brixen kann man seinen Stil in den Deckenmalereien sowie an dem Altarbild der Marter des hl. Cassian nach beiden Richtungen hin kennen lernen. Er bildete zahlreiche Schüler heran, welche die Kirchen Tirols mit perspektivisch durchwegs gelungenen, wenn auch oft bloß dekorativen Fresken anfüllten.

Die dritte Schule des 18. Jahrhunderts, welche im Oberetsch- und Oberinnthal den Mittelpunkt ihres Wirkens besaß, stand mehr unter dem Einfluß der Augsburgerschule, von der sie nur indirekt italienische (besonders venetianische) Einflüsse bezog. Sie ist im ganzen leichter, zarter und kühler im Kolorit als die beiden zuvorgenannten Schulen und die eigentliche Vertreterin der Rokokomalerei in Tirol. Auch sie wendet sich vorwiegend der perspektivischen Deckenmalerei zu, welche sie zum Teil meisterhaft handhabt.

Als Begründer dieser Richtung dürfte Nicolaus Auer von Meran, Schüler Bergmüllers in Augsburg und Lehrer Johann Holzer's von Burgeis, zu betrachten sein. Auch letzterer, der genialste Vertreter dieser Gruppe, begab sich später zu Bergmüller und ließ sich dann ganz in Augsburg nieder, das er mit geistreichen Fassadenmalereien und trefflichen Altargemälden versah. Ein Mitschüler desselben bei Auer, Philipp Haller von Innsbruck, wandte sich dagegen ausschließlich der Ölmalerei zu und führte einfach und tief empfundene Madonnenbilder in mehr kühlen, aber feingestimmten Tönen aus; auch war er trefflicher Porträtmaler.

Ein Schüler Holzer's in Augsburg, Franz Anton Zeiler von Reute, zeichnete sich wieder als geistreicher, wenn auch etwas flüchtiger Freskomaler aus und war hauptsächlich in Tirol thätig, wogegen ein andrer Schüler Holzer's, Franz Anton Mages von Trient, wie dieser in Augsburg blieb und dort zahlreiche Fresken und Altargemälde ausführte. Andere Mitglieder dieser Gruppe müssen hier übergangen werden.

Den Ausgang der Barock- und Rokokomalerei in Tirol und den Übergang zum klassischen Stil vertreten endlich einige ganz hervorragende Maler, wie Christoph und Ignaz Unterberger, sowie der bedeutendste von allen, Martin Knoller von Steinach.

Martin Knoller, ein Schüler Troger's, blieb lange Zeit noch durchaus der Auffassung und Kompositionsweise der sogenannten „Zopfmalerei", zumal in seinen Deckenfresken, getreu, doch verband er darin mit kühner, effektvoller Komposition und Farbenwirkung Gediegenheit der Zeichnung. Neben religiösen behandelte er besonders auch mythologische und allegorische

Digitized by Google

Gegenstände in seinen Fresken, zumal in Mailand, wo er einen großen Teil seines Lebens verbrachte. Unter seinen kirchlichen Fresken ragen diejenigen in der Carlskirche bei Volders, in der Stiftskirche von Ettal und Neresheim, im Bürgersaal zu München u. s. f. hervor. Unter den zahlreichen Altarblättern, womit M. Knoller, in treuer Liebe zur Heimat, die Kirchen Tirols ausschmückte, seien diejenigen in der Stiftskirche von Gries bei Bozen, sowie in der Pfarrkirche seines Heimatsortes Steinach hervorgehoben. Erstere bilden eine förmliche Gemäldegalerie seiner Werke, in der sich seine allmähliche Entwickelung vom Jahre 1776 bis zum Jahre 1800 und die Ausbildung seiner klassischen Richtung verfolgen läßt. Doch auch in dieser erscheint er keineswegs als kalter Klassizist, sondern verbindet mit edler Komposition und großartiger Charakteristik ein tiefes, warmes Kolorit und prächtiges Helldunkel.

Bei Knoller's Schüler, Joseph Schöpf von Telfs, tritt der Zwiespalt zwischen „Zopf" und Klassizismus schon lähmend zu Tage. Besonders wirkte R. Mengs in Rom verwirrend auf ihn ein. In der Freskomalerei, wie z. B. in der Johanneskirche zu Innsbruck, leistete er dekorativ noch treffliches, obwohl auch hier Zeichnung und Kolorit etwas verschwommen und flüchtig sind.

Die verzweifelten Kämpfe gegen die französischen Eroberer und die bayrische Herrschaft, welche Tirol zu Anfang unsres Jahrhunderts erschütterten, erweckten im Volk zwar wieder ein männliches Kraftbewußtsein, waren der Pflege der Künste aber so wenig günstig, als die Zeit der Reaktion, welche darauf folgte und einen Geist engherziger Einseitigkeit und Philisterei erzeugte.

Die tirolische Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sank unter diesen Verhältnissen von der Höhe herab, die sie noch im 18. Jahrhundert behauptet hatte und wurde, mit wenigen Ausnahmen, zur eigentlichen Provinzialkunst. Von der Regierung erfuhr sie wenig unmittelbare Förderung, das Bürgertum verlor mehr und mehr den Sinn für geistige Interessen und huldigte vorwiegend nur einem einseitigen Nützlichkeitsprinzip, welches sogar bis auf den heutigen Tag einem großen Teil der wohlhabenderen Bürger Tirols noch tief im Blute steckt.

Künstlertalente, zumal plastische, erzeugte Tirol in diesem Jahrhundert noch wie früher. Aber ihre Armut erschwerte ihr Gedeihen aufs äußerste, zumal es an Aufträgen im Lande gebrach. Fast die einzigen Aufträge im Lande gab noch die Kirche. Ein Künstler, der also in Tirol kümmerlich fortkommen wollte, war genötigt, sich in den Dienst dieser zu stellen, mochte er auch noch so wenig dazu veranlagt sein, und um billiges Geld Werke zu schaffen, welche der modernen Jesuitenästhetik entsprechen. Daß ein Künstler unter solchen Bedingungen in seinem Schaffen gelähmt war und noch heute ist, leuchtet ein.

Am traurigsten war es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts um die Architektur in Tirol, wie in ganz Österreich, bestellt. Wie die Staatsbaukunst im Kasernenstil ihren höchsten Ausdruck fand, so nüchtern und armselig war es mit der Privatbaukunst bestellt, während die Kirchenbaukunst, soweit sie überhaupt auf Neubauten Anwendung fand, nach einigen nüchternen und schwerfälligen Versuchen in antiker Tempelarchitektur (Fondo) und beiläufiger, schmuckloser Renaissance, bei einer dürftigen, plumpen Maurergotik oder einem ebenso zweifelhaften Romanisch stehen blieb, wobei leider so manche harmonische Kunstschöpfung der Vergangenheit zum Opfer fiel.

Erst in den letzten Jahrzehnten bemüht sich wenigstens die Zivilbaukunst in Tirol mit der Entwickelung der übrigen Länder Schritt zu halten, obwohl die Mehrzahl der protzigen Privatbauten, welche jetzt entstehen, nur nach Vorlagen und aus fertig bezogenen Zementgliederungen und Verzierungen zusammengeflickte Machwerke spekulativer Baumeister sind. Die besten Bauten, welche in Innsbruck neuerdings entstanden sind, — aber doch auch nicht als eigentliche Monumentalbauten gelten dürfen, stammen aus Wiener Ateliers, wie das Sparkassengebäude, das Justizgebäude und die in äußerlichem Zierrat erstickenden Festsäle. Eine edle Fassadenarchitektur hat der Trienter Architekt Tommasi an der Staatsgewerbeschule und dem neuen Ferdinandeumsbau entwickelt, wobei er allerdings die italienische Renaissance — obwohl selbst Italiener — nicht aus Italien direkt, sondern von seinem Lehrer Neureuther in München entlehnte.

Zu der Plastik kann sich Tirol noch heute mit andern Ländern messen, allerdings hauptsächlich nur durch seine auswärts lebenden Vertreter. Im Anfang des Jahrhunderts finden

Digitized by Google

wir zunächst noch eine Reihe von Bildhauern in der Richtung des 18. Jahrhunderts fortarbeiten, jedoch mit dem Bemühen, den ärgsten Übertreibungen des Rokoko durch eine Rückkehr zur guten Renaissance und durch Studien nach der Antike zu mildern. Es sind die eigentlichen Vertreter des „Zopfstils", Franz Zauner, Sebastian Defregger, Jakob Pirchstaller, Jos. Probst u. a.

Allmählich ergriff jedoch auch die jüngere, zu Anfang des 19. Jahrhunderts geborene Generation der Bildhauer die klassisch-akademische Richtung, welche in Italien schon zu Ende des 18. Jahrhunderts aufgetreten war und zu deren frühesten und entschiedensten Vertretern ebenfalls Tiroler Künstler, die allerdings ganz in Italien heimisch geworden waren, gehört hatten, nämlich die kunstreichen Gemmenschneider Johann Anton Pichler und seine in Neapel und Rom geborenen Söhne Giovanni und Luigi. Der nicht minder geniale Wachsbossirer und Stempelschneider Thomas Lang, der sich vom Gärtnergehilfen zum Direktor der Medaillenschule in Wien emporarbeitete (geb. 1739 zu Schwaz, gest. 1812 zu Wien), zeigt dagegen in seinen Kompositionen noch eine feine Verbindung der malerischen Renaissancetraditionen mit dem Studium der Antike. Mit Entschiedenheit wandten sich unter den statuarischen Bildhauern Tirols besonders der 1835 verstorbene Gottfried Klotz von Imst, Joseph Klieber, sowie Johann Popeller der Antike zu. Ihre Arbeiten zeigen meist ein gutes Studium der Körperformen, aber vollständig konventionell antikisierende Köpfe. Auch der hervorragende Bildhauer Domenik Mahlknecht, geboren 1793 zu Gröden, gestorben 1876 zu Paris, ging aus der klassischen Richtung hervor und blieb auch im ganzen klassischen Sujets treu, eignete sich aber vollständig die treffliche, französische Schulung an, welche ihn vor trocken akademischer Auffassung bewahrte. Von ihm besitzt das Ferdinandeum zwei wunderschöne Bronzefiguren, Venus im Bade und die liebliche, tanzende Terpsichore; hervorragende Begabung verriet auch der schon im 34. Lebensjahre (1826) verstorbene Johann Nepomuk Haller von Innsbruck in der großartigen Figur des verwundeten Philoctet im Ferdinandeum.

Zahlreiche Bildhauer Tirols, welche in der Jugend dem Klassizismus huldigten, wandten sich später der religiösen Kunst zu, und hierin liegt der Schlüssel zum teilweisen Verständnis des eigentümlichen Zwitterstils, der sich allmählich in der religiösen Plastik Tirols herausbildete. So sehen wir Joseph Streicher von Innsbruck, geboren 1805, gestorben 1867, mit der klassischen Richtung anfangen, während er später, der religiösen Richtung folgend, auch raffaelische Einflüsse annimmt und ziemlich flaue Werke liefert. Auch Joseph Joas, geboren 1807 zu Gries bei Bruneck, gestorben 1857 zu Wien, geht von der klassischen Richtung zur romantischen über, in welcher er einer trockenen Härte verfällt. Auch der begabte, zu Albano im Jahre 1841 jungverstorbene Anton Krismair vollzog diesen Übergang, bewahrte sich aber in seinen religiösen Darstellungen doch eine gewisse plastische Weichheit der Formen.

Mehr und mehr suchte die religiöse Richtung neben der Antike, die als akademisches Schulvorbild beibehalten wurde, unter den älteren christlichen Werken der Plastik die Ideale für einen neuen kirchlichen Stil; erst war es Ghiberti, dann die frühgotische sowie die spätromanische Plastik, an welcher sich die neuchristlichen Plastiker inspirierten. Die Feinheiten und die wirkliche Empfindung, welche jenen älteren Werken meist innewohnen, vermochten sie jedoch, bei ihrer akademischen Schulung, nicht zu erfassen; auch fehlte ihnen, als Söhnen unsrer Zeit, die naive Innigkeit der mittelalterlichen Künstler, und sie ersetzten dieselbe durch fade Süßlichkeit und Frömmelei. Die Anlehnung an Ghiberti, in Verbindung mit akademischen Allgemeinheiten, nehmen wir besonders in den Werken von Alois Knittl (1818—75), Gottfried Renn von Imst, Joseph Probst dem j. (gest. zu Wien 1877) und Joh. Petz (gest. zu München 1880) wahr. Der ausgebildete akademisch-kirchliche Stil der Neuzeit tritt uns sodann bei Joseph Müller (gest. 1882 zu Innsbruck), Joseph Knabl (gest. 1881 zu München), sowie Johann von Gasser in Wien (geb. 1818 zu Prägraten), entgegen. Innerhalb ihrer Sphäre sind letztere beiden doch als bedeutende, tiefempfindende Künstler zu bezeichnen.

Der kirchlichen Richtung gehört auch Joseph Beyrer, geboren 1839 zu Lermoos, an, welcher in München lebt; doch behandelt er den Faltenwurf reizvoller und lebendiger, darin

Digitized by Google

auch von Dürer und überhaupt der deutschen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts manches annehmend; auch sind seine Bewegungen geschmeidig und innig, seine Köpfe zart und liebreizend, wenn auch konventionell. Ein hervorragender kirchlicher Bildhauer Tirols, der aber in Wien lebt, ist endlich Professor Hermann Klotz.

Die lebenden Bildhauer Tirols, welche sich nicht ausschließlich der kirchlichen Kunst widmeten, befinden sich fast alle im Auslande, wir nennen nur die Bildhauer Jos. Unterkalmsteiner, Jos. Pendl jr. in Wien, welche alle hervorragende Aufträge erhielten. Bedeutendes verspricht das aufstrebende Talent des jungen Künstlers Hermann Klotz von Imst, der in seiner jüngsten, reifsten Leistung, einem figurengeschmückten Grabmonument für Darmstadt, feines Naturstudium mit Formenschönheit, Hoheit der Auffassung und tiefer Empfindung vereinigt.

Als Bildschnitzer in Holz zeichneten sich in diesem Jahrhundert in Tirol aus der Schnitzer romantischer Gruppen in kleinem Maßstabe (aus der Geschichte der hl. Genoveva u. s. f.) Joseph Hell (geb. 1793 zu Vomp, gest. 1832 zu Meran), ferner der Grödner Peter Rocker, der eine wunderbare Zartheit der Technik besaß, sodann A. Apeller, G. Niederkofler, sowie der noch lebende Steiner, der aber meist nur kopiert. Unter den religiösen Bildschnitzern seien als die trefflichsten der lebenden Bildhauer Eberhart und Trenkwald, sowie der hervorragendste von allen, der schon genannte Professor H. Klotz genannt, welche sämtlich auch den Stein trefflich handhaben.

In der tirolischen Malerei machte sich der akademische Klassizismus vom Anfang dieses Jahrhunderts besonders nachteilig geltend. Er führte einen gewaltsamen Bruch nicht nur mit der ausgearteten Formenwelt des 18. Jahrhunderts, sondern auch mit dessen guten technischen Traditionen und Fertigkeiten herbei, sodaß, so zu sagen, wieder von vorn angefangen werden mußte.

Die Künstlerfamilie der Lampi, Johann B. Lampi, geboren 1751 zu Romeno im Nonsberg, sowie sein 1775 zu Trient geborener Sohn gleichen Namens und dessen Bruder Franz, gehören, obwohl alle drei noch ins 19. Jahrhundert hineinragen, vermöge ihrer Schulung noch dem 18. Jahrhundert an und vertraten in ihren Altargemälden wie in ihren meisterhaften Porträts die feine, koloristische Richtung der veronesisch-venetianischen Schule, wenn sie auch bereits eine etwas rosig-kühle Stimmung annahmen. Bei dem genialen Landschafter Joseph Koch (geb. 1768 zu Elbingenalp, gest. 1839 zu Rom), nimmt man jedoch schon deutlich im vielfach harten Kolorit sowie in der ungeschlacht-plastischen Bildung seiner Figuren den störenden Einfluß der klassizistischen Richtung wahr, wogegen seine herrlichen, landschaftlichen Fernsichten in den großartigen Linien sowie selbst in den idealen Fernentönen eigentümliche Schönheiten enthalten, welche als die edle Frucht eines durch klassische Schulung für die idealen Züge der römischen Landschaft doppelt empfänglich gewordenen Auges anzusehen sind. Joseph Koch übte auf seine Landsleute selbst jedoch wenig Einfluß aus.

Die klassisch-akademische Richtung wurde am Anfang des 19. Jahrhunderts so allgemein herrschend, daß, wer sich ihr nicht anschloß, als veraltet beiseite gesetzt wurde, weshalb auch manche in älteren Richtungen ausgebildete Künstler sich noch dem Klassizismus zuwandten. Dies gilt z. B. vom Knollerschüler Michael Köck, der später in Rom, wo er sich bis zu seinem Tode 1825 aufhielt, sich durchaus der antikisierenden Richtung anschloß, wie der Schild des Achilles beweist, der nach seinem (im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrten) Entwurf in Mosaik, als Geschenk des Königs von Frankreich für Papst Leo XII. ausgeführt wurde.

Ebenso gingen Schöpf's Schüler, Martin Stadler (geb. zu Imst 1792, gest. zu Sterzing 1842) und Joseph Arnold (geb. zu Stams 1788, gest. zu Innsbruck 1879), von der verflauten Rokokomanier ihres Meisters zu einem harten Klassizismus über, mit dem sie zugleich ein grelles, buntes Kolorit annahmen, obwohl sie von Hause aus nicht ohne koloristische Anlage waren. Auch Giuseppe Craffonara, geboren 1791 zu Riva, konnte sich, trotz seiner eifrigen Studien nach Raffael, dem Einfluß des Klassizismus nicht entziehen.

Bald aber sahen sich selbst die anfangs der klassischen Richtung huldigenden Maler in Tirol durch die zur Zeit der Restauration wieder zunehmende kirchliche Strömung genötigt,

Digitized by Google

die mythologischen Stoffe wieder aufzugeben und religiöse Gegenstände zu wählen. Kein Boden war für diese Richtung günstiger als Tirol, wo die Herrschaft der Kirche die tiefsten Wurzeln geschlagen hatte. Die sogenannte nazarenische Richtung erlangte daher in der religiösen Malerei Tirols bald die ausschließliche Herrschaft, die sie noch bis auf den heutigen Tag behauptet, wenn sie auch in der Wahl ihrer absichtlich primitiven Formen und Vorbilder manche Wandlungen — zum Schlechteren — durchmachte. Die Geistlichkeit und die ästhetisierenden Jesuiten förderten eifrig diese altertümelnde Richtung und bildeten allmählich eine Art Kanon für christliche Malerei aus, welcher sich in seinen Vorschriften der asketischen Formenverkümmerung und Naturverleugnung, der starren Würde und Affektlosigkeit, der symbolisch-konventionellen Kolorierung, der steifsten Symmetrie und der strengsten Dogmeneinhaltung in der That als ein moderner Versuch, den Byzantinismus auch in die abendländisch-religiöse Kunst einzuführen, kennzeichnet, der zwar hoffentlich nicht endgültig gelingen wird, aber unterdessen viel Schaden unter alten Kunstwerken wie jungen Künstlern anrichtet.

Es ist begreiflich, daß die bedeutenderen Talente Tirols, denen diese Richtung nicht zusagte, außer Landes gingen, während die Daheimgebliebenen unter einem solchen Drucke sich immer mehr vom modernen Kunstleben absonderten und in der Verpönung der modernen Kunstfortschritte durch die Kirche einen bequemen Deckmantel für ihren Mangel an Studium oder Talent fanden und zumeist einem armseligen Handwerkertum verfielen.

Die älteren Vertreter der religiösen Kunst dieses Jahrhunderts strebten doch wenigstens, trotz ihrer tendenziösen Richtung und Farbenblindheit, noch nach einer gewissen Formenschönheit auf Grund italienischer Vorbilder, die sie freilich sehr schwächlich auffaßten. Unter ihnen sind zu nennen A. Pfenner von Völs (1781—1870) als schwächlicher Nachahmer Overbeck's, Michael Anderlag von Lana (1799—1850), Hans Mader von Hötting bei Innsbruck (geb. 1796, gest. 1847), der besonders Fra Beato Angelico zum Vorbild nahm, Gebhard Flatz (geb. 1802 zu Wolfurt, gest. 1881 zu Bregenz), der als Akademiker beginnend, später einen weichen, süßlichen Stil in geisterhaft transparenten Tönen annahm, der noch schwächlichere Johann Prosser, Franz Lair und Franz Hellweger (geb. 1812 zu S. Lorenzen, gest. 1880 zu Innsbruck). Auch Karl Blaas in Wien begann in dieser Weise, wendete sich aber später in Wien mehr der romantisch-historischen Richtung zu und leistete darin hervorragendes.

Einer der begabtesten Anhänger dieser Richtung, Franz Stecher (geb. 1818 zu Rauder, gest. 1853 zu Innsbruck), welcher in seinem Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, im Ferdinandeum, das Biblisch-Heroische mit einer Kraft, die an Cornelius gemahnt, behandelte, starb im Wahnsinn. Auch Anton Plattner, geboren 1826 zu Zirl, gestorben 1887 zu Innsbruck, zeigte in seinen Jugendwerken ein Streben nach männlicher Kraft und schloß sich so sehr an Cornelius an, daß er ihn (wie z. B. im Friedhof zu Innsbruck), vielfach geradezu kopierte. Doch frühe schon aus seinen Studien gerissen und als Freskomaler vielbeschäftigt, verwilderte er allmählich völlig. Unter den neueren und neuesten Vertretern der religiösen Malerei in Tirol sei nur noch von Felsburg genannt, die übrigen bedecken wir lieber mit dem Mantel des Schweigens. Das Verderblichste dieser modernen kirchlichen Malerei Tirols ist der Umstand, daß sie sich mit besonderem Eifer auch auf die Freskomalerei verlegt; weil aber wenig neue Kirchen gebaut werden und die heutige Geistlichkeit ihren Lieblingsstil gern in allen Kirchen sähe, während sie den sogenannten Zopfstil haßt, so geschieht es, daß Jahr für Jahr einige Kirchen ihres alten Freskenschmuckes beraubt und mit neuen Fresken im „christlichen" Stil ausgemalt werden; ob diese nun zum übrigen Stil der Kirche passen oder nicht, oder ob damit wertvolle alte Malereien durch erbärmliche Kleckfereien ersetzt werden, das bleibt sich gleich. Außerhalb der kirchlichen Richtung konnten im Lande selbst tirolische Maler, wie gesagt, nur kümmerlich fortkommen. Zwei begabte Künstler, Placidus Altmüller und Peter Ortner, welche zu Anfang des Jahrhunderts mit frischer Auffassung in das tirolische Volksleben griffen und dieses sowie besonders die tirolischen Freiheitskämpfe zum Gegenstand ihrer Darstellungen erwählten und somit gewissermaßen als Vorläufer Defregger's zu betrachten sind, konnten sich nicht aus ihren kümmerlichen Verhältnissen emporarbeiten und starben beide jung.

Digitized by Google

Von den begabten Tiroler Malern, welche im Ausland mehr Raum für ihre Entwickelung fanden und die jetzt zu den hervorragenden Vertretern der modernen Malerei gehören, wie Karl Blaas, Franz Defregger, Aloys Gabl, Mathias Schmied, Joseph Wopfner, Hugo Engl, Anton Delug, Toni Grubhofer, Edgar Mayr u. a., braucht hier wohl nicht des näheren gesprochen zu werden, da sie nicht als Vertreter des Kunstlebens in Tirol zu betrachten und außerdem schon genügend bekannt sind. Die meiste Hoffnung auf ein Wiedererstarken des Kunstsinnes und Stilgefühls in den weiteren Kreisen des tirolischen Volkes muß man gegenwärtig auf das Wiederaufblühen des Kunstgewerbes setzen, welches seit der Gründung der staatlichen Gewerbeschule in Innsbruck und verschiedener Fachschulen Nord- und Südtirols entschieden wahrzunehmen ist, während bis zum Anfang der 70er Jahre auch das Kunstgewerbe in Tirol (wie anderwärts) einer gänzlichen Stillosigkeit und technischen Verkommenheit verfallen war.

Eine Anstalt ist noch zu erwähnen, welche den Ruhm des tirolischen Kunstgewerbes dieses Jahrhunderts schon zu einer Zeit im Auslande verbreitete, da die übrigen Zweige derselben noch im tiefen Verfall lagen. Es ist dieses die tirolische Glasmalerei des Herrn A. Neuhauser. Zwar läßt sich derselben vorwerfen, daß sie ihre Glasgemälde häufig in Kirchen (des Barock- und Rokokostils) anbringt, welche sich nicht dafür eignen, — ferner daß in ihr jener altertümelnd steife Stil der modernen kirchlichen Malerei Tirols eine besondere Pflege und Stütze fand, — indes ist gleichzeitig hervorzuheben, daß diese Anstalt in neuerer Zeit sowohl hinsichtlich der Technik und Farbenharmonie wie hinsichtlich einer größeren Allseitigkeit und künstlerischen Durchführung der gewählten Stilarten sich bedeutend vervollkommnet hat und mit Recht einen Weltruf genießt. Besondere Anerkennung verdient sodann die Mosaikanstalt, welche als Anhang zu der Glasmalerei vor ungefähr zehn Jahren gegründet wurde und unter der Leitung des trefflichen Künstlers und Mosaicisten Solerti aus Venedig Erzeugnisse liefert, die technisch wie künstlerisch den besten venetianischen Produkten vollkommen ebenbürtig sind.

Es ist kein Zweifel, daß die Mosaikmalerei, wofern sie nicht einer künstlichen Altertümelei verfällt, noch eine große Zukunft in der modernen Architektur, als dauerhafte, farbige Dekoration an geeigneter Stelle, haben kann.

Auch ist zu hoffen, daß ebenso wie mit der Zeit doch einmal eine freiere Anschauung in Tirol zur Herrschaft gelangen und das Bürgertum seine spießbürgerliche Gleichgültigkeit gegen die das Dasein veredelnde Kunst ablegen, auch wieder eine neue heimische Kunstblüte erstehen wird.

Innsbruck. Hans Semper.

Technik.

Das Niagaraproblem.

Fünfzehn Jahre sind verflossen, seit Sir William Siemens in einem Vortrage zum ersten Male die Techniker seines englischen Adoptivvaterlandes auf den ungeheuren Betrag an mechanischer Energie hinwies, welche in den Wasserfällen des Niagara nutzlos verloren geht. In der elektrischen Kraftübertragung glaubte er das Mittel erkannt zu haben, um den hier verborgen liegenden Schatz zu heben und den Zwecken der Menschheit dienstbar zu machen. Unter seinen Zuhörern mochten damals nur wenige dem von dem Redner vorgeschlagenen Verfahren, welches eben erst aus den Laboratorien der Gelehrten in das Getriebe des praktischen Lebens übergetreten war, eine solche Leistung zutrauen; unter diesen wenigen befand sich freilich ein so hervorragender Gelehrter wie Sir William Thomson, der eine Zeit in Aussicht stellte, wo die Straßen von New York des Nachts in einer vom Niagara stammenden, tagesähnlichen Lichtfülle erstrahlen werden.

Seitdem hat sich manches geändert. Von einer Verwirklichung der Thomson'schen Prophezeiung sind wir zwar noch immer weit genug entfernt, allein die Methoden der Energieübertragung, sei es mit Hilfe des elektrischen Stromes oder andrer Agentien, sind inzwischen so sehr vervollkommnet worden und haben eine derartige Erweiterung erfahren, die Ausnutzung

Digitized by Google

der natürlichen Wasserkräfte wird schon an vielen Stellen mit solchem Eifer betrieben, daß auch der Gedanke, den Riesen Niagara den Zwecken des industriellen Fortschritts dienstbar zu machen, nicht mehr als phantastisch gelten kann.

Freilich, ein Riese ist es, mit dem der Kampf beabsichtigt wird. Die Höhe des Wasserfalles ist zwar nicht gerade außerordentlich — zwischen dem Erie- und Ontariosee, welche der 52 km lange Niagarastrom verbindet, besteht nur eine Niveaudifferenz von 100 m, und hiervon kommt auf den eigentlichen Wasserfall die Hälfte, der Rest auf die Stromschnellen ober- und unterhalb desselben — desto gewaltiger ist aber seine Wassermasse, die man auf 7500 cbm in der Sekunde schätzt. Es kann natürlich nicht daran gedacht werden, einen solchen Riesen mit einem Male vollständig in Fesseln zu schlagen. Die vor etwa zwei Jahren gegründete „Cataract Construction Company" will sich darum damit begnügen, dem Niagara vorläufig nur eine Arbeitsleistung von 120000 Pferdekräften, vielleicht den dreißigsten Teil seines ganzen Vorrats, abzugewinnen; aber auch dieser Betrag ist so gewaltig, daß er dem Ingenieur völlig neue Aufgaben stellt. Zugleich bezeichnet die Konzession eines derartigen Unternehmens einen entscheidenden Wendepunkt in der „Niagarapolitik" der Vereinigten Staaten, und es wird daher von Interesse sein, auf die Geschichte des Gegenstandes einen Blick zu werfen.

Wahrscheinlich der erste Europäer, der den Niagarafall erblickte, war der Pater Hennepin, der im Jahre 1697 nach langjährigem Aufenthalt in Amerika nach Europa zurückkehrte und von dem, was er in der neuen Welt gesehen, eine umfangreiche Schilderung veröffentlichte. Seine Beschreibung des Niagara stimmt allerdings nicht mit dem heutigen Bilde überein. Heute besteht derselbe aus zwei Armen, dem sogenannten „amerikanischen" Fall auf der Seite der Vereinigten Staaten und dem „Hufeisenfall" (der Name rührt von der Form des Falles her) auf kanadischer Seite, beide durch die Ziegeninsel von einander getrennt. Pater Hennepin dagegen nennt drei Fälle, von welchen zwei den heute vorhandenen entsprechen, während der dritte von der Westseite her in rechtem Winkel zu jenen herunterstürzt. Es ist nun zwar anzunehmen, daß den Autor, der seine Beschreibung erst fünfzehn Jahre nach dem Besuch der Fälle herausgab, das Gedächtnis mehrfach im Stiche gelassen habe — so z. B. in Bezug auf die Höhe der Fälle, die er zu 600 Fuß angiebt — aber möglicherweise können auch die beiden Arme auf kanadischer Seite sich erst später zu der jetzigen Hufeisenform vereinigt haben. Daß die Gestalt der Fälle im Laufe der Zeit Veränderungen erlitten hat, unterliegt keinem Zweifel; die Felskante, über welche das Wasser herabstürzt, wird abgenützt und nähert sich dem Eriesee, den sie, wenn der bisherige Betrag der Verschiebung derselbe bleibt, in etwa 40000 Jahren erreichen wird. Auf Genauigkeit kann eine solche Schätzung natürlich keinen Anspruch machen, da wir erst seit einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum zuverlässige Angaben über Ort und Gestalt der Fälle besitzen.

Erst vor etwa einem Jahrhundert entstanden an den Ufern des Niagara feste Ansiedelungen, aber bald begannen auch die ersten Versuche, seine Kraft für industrielle Zwecke zu verwerten. Eine Familie Porter, welche eine Art von Eigentumsrecht über den Niagarafall erlangt hatte, errichtete an seinem rechten Ufer, sowie in den Stromschnellen zwischen diesem und der Ziegeninsel Mühlen und allerlei Fabriken. Später, vor etwa 40 Jahren, wurde dann von Port Dan, einem Orte oberhalb der Fälle, aus ein 50 Fuß breiter und 6 Fuß tiefer offener Kanal gegraben, welcher Wasser zunächst nach einem unterhalb der Fälle parallel zum Strome angelegten Sammelbassin leitete. Das Ufer erhebt sich hier nahezu senkrecht mehr als 200 Fuß über den Spiegel des Stromes; Turbinen, die hier der Bequemlichkeit wegen nur in halber Tiefe angebracht wurden und ihr Wasser aus dem Sammelbassin erhielten, arbeiteten daher immer noch unter dem stattlichen Drucke einer 100 Fuß hohen Wassersäule und konnten an die Fabriken, die zwischen dem Bassin und dem Strome angelegt wurden, etwa 6000 Pferdekräfte abgeben. Hätte man das Wasser, statt es aus den Turbinen frei in die Tiefe stürzen zu lassen, aufs neue in weiter unten angebrachte Turbinen geleitet, so hätte sich diese Leistung nahezu verdoppeln lassen. —

Von einer intensiveren Ausnützung der Kraft des Wasserfalls war also, wie man sieht, bis vor kurzem nicht die Rede. Dennoch erblickte die öffentliche Meinung in den vorhandenen

Digitized by Google

industriellen Anlagen eine Beeinträchtigung des Naturschauspiels; noch mehr freilich lehnte sie sich gegen die schamlose Weise auf, mit welcher der Besucher des Niagara seitens der Gastwirte, die allenthalben ihre „Eintrittsgelder" erhoben, ausgebeutet wurde. Der Staat New York mußte sich daher entschließen, mit großen Opfern die Ziegeninsel und das zu seinem Gebiet gehörige Uferland der Fälle anzukaufen, die Fabriken zu zerstören und das ganze Terrain in einen öffentlichen Park zu verwandeln. Auf kanadischer Seite folgte man dann diesem Beispiel.

Nach solchen Ausgaben will man von einer Umkehr auf dem einmal betretenen Wege nichts wissen. Der jetzt entstandenen **Niagara Falls Power Company** wurde daher die Bedingung auferlegt, daß ihr Unternehmen, wie es die Wassermenge des Niagara nicht merklich vermindert, auch der Schönheit der Umgebung keinen Abbruch thun dürfe. Industrielle Anlagen in unmittelbarer Nähe der Fälle sind darum ausgeschlossen; selbst die Turbinen, welche zunächst die hydraulische Energie des Wassers in mechanische Energie verwandeln sollen, müssen beträchtlich oberhalb oder unterhalb der Fälle Aufstellung finden.

Oberhalb oder unterhalb? Das galt es zunächst zu entscheiden.

Die Energie fließenden Wassers stellt sich bekanntlich dar als das Produkt aus der Wassermenge und dem Gefälle. Diese theoretische Zahl mit möglichst geringem Verluste in praktisch verwertbare mechanische Energie umzusetzen, ist Aufgabe des Wassermotors, dessen Konstruktion je nach der Größe der einzelnen Faktoren des obigen Produktes verschieden ausfallen muß. Bei großen Wassermengen mit geringem Gefälle greift man zu den unterschlächtigen Wasserrädern, welche freilich, da sie nur durch den Stoß des Wassers ihre Bewegung erhalten, nie mehr als ein Drittel des theoretischen Energiebetrages nutzbar machen, während die oberschlächtigen Räder, welche mit hohem Gefälle und geringen Wassermengen arbeiten, mehr als den doppelten Wirkungsgrad besitzen. Aber auch sie sind hinsichtlich der Höhe des verwendbaren Gefälles beschränkt, wogegen die Turbinen, horizontale Wasserräder mit vertikaler Achse, die in Bezug auf den Wirkungsgrad zwischen den vorgenannten Kategorien stehen, an kein Maximum des Gefälles gebunden sind und allein die hohen Umdrehungsgeschwindigkeiten liefern, wie sie der Betrieb vieler Maschinen beansprucht. Für den vorliegenden Fall kommen also nur die Turbinen in Betracht. Man könnte nun etwa daran denken, dem Niagara das Wasser oberhalb der Fälle zu entnehmen, es in einem offenen Kanal mit schwacher Neigung an eine geeignete Stelle des Ufers unterhalb der Fälle zu leiten und hier die Turbinen tief unten, gerade über dem Spiegel des Flusses anzubringen — jede Turbine am Boden eines Schachtes, durch welchen ihr das Wasser mit dem vollen, der Niveaudifferenz zwischen Kanal und Motor entsprechenden Druck zuströmt.

Das wäre im wesentlichen weiter nichts als eine vergrößerte, wenn auch vielleicht verbesserte Auflage des bereits geschilderten älteren Unternehmens. Eine solche Wiederholung ist jedoch heute ausgeschlossen, schon weil man von einem neuen offenen Kanal, durch den die Landschaft um die Fälle sicher nicht gewinnen würde, nichts wissen will. Zudem konnte die ältere Anlage, die nur für 6000 Pferdekräfte berechnet war, mit einem Kanal von mäßiger Breite auskommen, während für die heute beabsichtigte zwanzigfache Kraftleistung ein Kanal bei 10 bis 15 Fuß Tiefe vielleicht 400 Fuß breit sein müßte. Bei den heutigen Preisen von Grund und Boden würde derselbe unerschwingliche Summen kosten.

Als einziger Ausweg bleibt darum nur, die Turbinen oberhalb der Fälle, möglichst nahe am Flusse anzubringen und zwar, um über eine möglichst große Druckhöhe zu verfügen, eine jede am Boden eines eigens dazu gegrabenen Schachtes. Die Tiefe dieses Schachtes muß natürlich immerhin erheblich geringer sein als die Niveaudifferenz zwischen dem Strome oberhalb und unterhalb der Fälle, damit das Wasser, nachdem es die Turbinen verlassen hat, durch einen unterirdischen Sammelkanal unter der Stadt Niagara fortgeleitet und an geeigneter Stelle unterhalb der Fälle wieder mit dem Strome vereinigt werden kann.

Erste Aufgabe ist darum der Bau dieses Tunnels, dessen Plan von Thomas Evershed, früherem Ingenieur des Staates New York, herrührt. Seine Gesamtlänge wird etwa 6700 Fuß betragen; er soll nahe am rechten Ufer des Niagara, etwas oberhalb des schon erwähnten

Digitized by Google

Ortes Port Day beginnen und in gerader Linie unterhalb der Stadt Niagara hinziehen, um unterhalb der Fälle, bei der großen Hängebrücke, sein Ende zu erreichen. Die Mündung muß sich noch über dem höchsten Wasserstand des Flusses befinden, dagegen bedarf es nur eines geringen Gefälles – 4 Fuß auf je 1000 Fuß Länge — so daß das obere Ende etwa 27 Fuß höher liegt als das untere und immer noch mehr als 120 Fuß tiefer als der obere Spiegel des Flusses. Diese Höhe von 120 Fuß bestimmt also den für die Turbinen verfügbaren Druck. Der Querschnitt des Kanals wird 490 Quadratfuß betragen: seine Form — senkrechte Wände und gewölbte Decke — ist die für Wasserleitungen allgemein übliche. Nach den von der Gesellschaft vorgenommenen Untersuchungen soll das Gestein derartige Festigkeit besitzen, daß der Tunnel gar keiner Ausmauerung bedarf; dieser Punkt, über den eine Zeit lang viel gestritten wurde, ist in der That wichtig genug, da die Kosten der Ausmauerung die Rentabilität des Unternehmens im voraus in Frage stellen würden.

Seit etwa einem Jahre wird eifrig an dem Bau des Tunnels gearbeitet. Bis zu seiner Vollendung wird jedenfalls noch eine geraume Zeit verstreichen, und so lassen sich bis dahin noch eine Reihe wichtiger Fragen in Muße erledigen. Dieselben betreffen vor allem die Art der Krafterzeugung mittelst Turbinen; es fragt sich, ob es vorteilhafter ist, nur wenige mächtige Turbinen oder eine größere Anzahl solcher von bescheideneren Leistungen zu verwenden — ob dieselben unmittelbar neben dem Flusse oder am Sammeltunnel zu stehen kommen sollen; im ersteren Falle wäre für jede Turbine noch ein Abzugstunnel zur Verbindung mit dem Sammler, im letzteren Falle je ein offener Seitenkanal vom Flusse bis zum Schacht erforderlich. Noch schwierigere Fragen betreffen die Verteilung und Verwendung der so erzeugten Kraft. In der Marine sind zwar heute 120000 Pferdekräfte keine außerordentliche Ziffer mehr, seitdem ein einziger unsrer großen Schnelldampfer über den zehnten Teil dieser Leistung verfügt; zu Lande aber reicht ein solcher Betrag, der hier auf einem kleinen Raum gewonnen wird, für einen ganzen Industriebezirk hin. Bedürfen doch selbst die größten Etablissements, in welchen die Handarbeit so weit als irgend möglich durch Maschinenthätigkeit ersetzt ist, durchschnittlich auf jeden Arbeiter nur etwa einer halben Pferdekraft! Der kleine Streifen Landes von etwa 160 Hektar, den die Gesellschaft am Ufer des Stromes oberhalb Port Day erwerben konnte, ist nun naturgemäß in erster Linie für die Wasserkraftmaschinen mit Zubehör bestimmt und bietet höchstens noch für ein paar Werkstätten Raum; außerdem besitzt die Gesellschaft in der Nähe ein Terrain von 560 Hektar, auf welchem Fabriken aller Art errichtet werden sollen; aber auch diese können nur einen Teil der verfügbaren Kraft konsumieren, und so ist denn eine Uebertragung auf weitere Entfernung, zunächst nach der 20 Meilen vom Niagara entfernten Stadt Buffalo, in Aussicht genommen.

Die Aufgabe, gewaltige Kraftmengen durch Uebertragung auf weitere Distanzen nutzbar zu machen, ist an die Technik noch niemals in solchem Umfange herangetreten; ja, man kann sagen, daß es sich um ein völlig neues Problem handelt. Um zur besten Lösung desselben zu gelangen, beschloß man, an das Forum der europäischen Wissenschaft zu appellieren. Der Präsident der Gesellschaft, C. E. Adams, und sein technischer Berater, Professor Coleman Sellers, kamen im Mai 1890 nach Europa und es gelang ihnen, eine Anzahl von hervorragenden Gelehrten und Technikern unter dem Vorsitze des berühmten Physikers Sir William Thomson zu einer „internationalen Niagarakommission“ zu vereinigen, deren Aufgabe es sein sollte, geeignete Firmen zur Ausarbeitung von Projekten für die Verwendung der vorhandenen Wasserkraft aufzufordern, diese Projekte zu prüfen und die besten derselben durch Preise auszuzeichnen.

Gleichzeitig benützten die Leiter des Unternehmens ihren Aufenthalt in Europa, um die verschiedenen hier bereits in Anwendung befindlichen Verfahren der Kraftübertragung aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Besonders reiches Material bot ihnen hier die Schweiz, wo u. a. die großartige Drahtseilanlage in Schaffhausen bereits seit 20 Jahren die Kraft, die dem Rhein mittelst einer Anzahl von Turbinen entnommen wird, den Werkstätten zuführt, die nicht in unmittelbarer Nähe des Stromes Platz finden konnten. Hier haben wir es mit einem System zu thun, welches sich von den gebräuchlichen Riementransmissionen zwischen Motor

Digitized by Google

und Arbeitsmaschine nur durch seine Fähigkeit, ansehnliche Entfernungen (bis zu einigen Kilometern) zu überbrücken, unterscheidet; mit dem Wachsen der Distanz nimmt aber der Nutzeffekt rasch ab, und so ist dieses System, welches seinerzeit einen großen Fortschritt bezeichnete, heute durch andre überholt; die Schaffhausener Fabrikanten stehen im Begriffe, dasselbe durch die elektrische Kraftübertragung zu ersetzen, die ebenfalls in der Schweiz schon eine Reihe interessanter Anlagen zählt.

Eine andre Art der Kraftübertragung, welche namentlich in Paris und in Birmingham zu großartiger Entfaltung gelangt ist, beruht auf der Verwendung von komprimierter Luft. Letztere ist, gleich dem Dampfe, geeignet, durch ihre elastische Kraft Motoren in Bewegung zu setzen, welche nach Art der Dampfmaschinen gebaut sind. In einer Zentralstation wird nun durch Dampf- oder Wasserkraft mit Hilfe von Kompressionspumpen in großen Behältern Luft verdichtet und diese wird durch ein Röhrennetz, gleich dem Leuchtgas, an einen Kreis von Abnehmern verteilt, welchem sie zum Betriebe kleinerer Druckluftmotoren dient. Mit allen Systemen der Kraftübertragung teilt auch dieses den Mangel, daß notwendig ein ansehnlicher Teil der ursprünglich vorhandenen Kraft bei den wiederholten Umwandlungen und durch andre Umstände verloren geht; dafür aber arbeiten die großen Motoren der Zentralstationen stets ökonomischer als kleine, so daß z. B. in einer Dampfmaschine von tausend Pferdekräften die einzelne Pferdekraft viel billiger zu stehen kommt als in einer Maschine von nur einer Pferdekraft. Die Übertragung erspart ferner dem Kleinindustriellen, welcher seines Motors nur zeitweilig bedarf, die Mühe der Wartung einer Dampfmaschine und die Kosten des Anheizens derselben; der Druckluftmotor ist durch einfaches Öffnen eines Hahnes in Bewegung zu setzen, und die Kosten entsprechen nur dem wirklichen Verbrauch an Druckluft, welcher an einer Gasuhr abgelesen wird. Da ein komprimiertes Gas, wenn es unter Überwindung eines Druckes sich ausdehnt, Wärme verbraucht, also sich abkühlt, so kann die Druckluft gleichzeitig zur Kälteerzeugung dienen. All' diese Vorzüge haben ihr namentlich in Paris eine große Verbreitung verschafft, wo die von Popp ins Leben gerufene Druckluftgesellschaft aus einer kleinen Anlage zum Betriebe pneumatischer Uhren sich zu einem bedeutenden Unternehmen entwickelt hat, welches über Maschinen von zehntausend Pferdekräften und ein Röhrennetz von 40 km Länge verfügt und neben einer Anzahl von Motoren, von den kleinsten Maschinen für Zahnärzte bis zu solchen von 200 Pferdekräften, eine Reihe von Kühlanlagen betreibt.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß auch die verschiedenen Methoden der elektrischen Kraftübertragung die Vertreter der Niagara-Gesellschaft in hohem Grade beschäftigten und ihnen z. B. in den Ferranti'schen Wechselstromzentralen in London, in den musterhaften Anlagen der Maschinenfabrik Oerlikon und anderwärts Gelegenheit zu interessanten Studien gaben. Alle die genannten Systeme sind nun natürlich auch in den der internationalen Kommission vorgelegten Entwürfen vertreten, an deren Ausarbeitung sich 14 Firmen beteiligt haben. Unter diesen Entwürfen ist einer dadurch bemerkenswert, daß er überhaupt keine Wassermotoren verwenden, sondern durch den Wasserdruck direkt komprimierte Luft erzeugen und diese in ein Röhrennetz verteilen will. Alle andern Projekte dagegen gründen sich auf die Verwendung von Turbinen — bei den einen von je 2500, bei andern bis zu je 10000 Pferdekräften — welche Luftkompressoren oder elektrische Maschinen für kontinuierlichen oder Wechselstrom betreiben sollen. Namentlich die elektrischen Anlagen zeigen eine große Mannigfaltigkeit. Die Kommission hatte keine leichte Aufgabe, all' die eingegangenen Entwürfe zu sichten und zu prüfen; wie aber vorauszusehen war, konnte keiner derselben zur ausschließlichen Verwirklichung bevorzugt werden. Man war z. B. der Ansicht, daß auch der Druckluft neben der Elektrizität noch ein Platz gebühre, und auch bezüglich der letzteren wurde die Streitfrage, ob Gleichstrom oder Wechselstrom, keineswegs unbedingt entschieden.

So werden zunächst eine Anzahl kleinerer Anlagen, (welche man, neueren Nachrichten zufolge, schon Ende dieses Jahres in Betrieb zu setzen hofft), von je 2500 oder 5000 Pferdekräften, zur Ausführung kommen, um die verschiedenen Systeme praktisch nebeneinander erproben zu können. Eine derartige zögernde Vorsicht ist auch keineswegs überflüssig. Hat doch z. B. der große Versuch zwischen Lauffen und Frankfurt bewiesen, welcher Ausdehnung

Digitized by Google

die Kraftübertragung mittelst hochgespannter elektrischer Ströme fähig ist. In einem Gebiete, wo jeder Tag so reich an neuen Erscheinungen ist, wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, ein großes Unternehmen lediglich auf die Erfahrungen von gestern zu gründen, ohne den Überraschungen von morgen einen weiten Spielraum zu lassen.

Nachtrag. Seitdem Vorstehendes geschrieben wurde, ist die Verwirklichung des großen Planes um ein gutes Stück vorwärtsgeschritten. Der Sammeltunnel ist vollendet, die Aufstellung der Turbinen hat begonnen, und so hofft man, vielleicht schon den Besuchern der Weltausstellung jenseits des Ozeans eine Versuchsanlage von einigen tausend Pferdekräften im Betriebe vorführen zu können. Auch auf dem kanadischen Ufer hat inzwischen die Gesellschaft Ländereien und das Recht zur Ausführung von Kraftanlagen erworben. Noch aber bleibt der schwierigere Teil der Aufgabe, die Verteilung und Verwertung der gewonnenen Kräfte, zu lösen, und es bedarf jedenfalls noch geraumer Zeit und vieler Versuche, bevor man den Riesen Niagara auch nur zum erheblichen Teil dem Dienste der Industrie unterworfen haben wird.

Bologna. Bernhard Dessau.

Litterarische Berichte.

Religione, Diritto, Libertà. (Glauben, Recht, Freiheit.) Della Condizione giuridica delle associazioni et delle autorità religiose negli stati civili. Di Carlo Cadorna. Edizione Postuma, curata dal Generale Cadorna, con cenni biografici del Senatore M. Tabarrini. Milano 1893. Ulrico Hoepli.

Ein nachgelassenes Werk Cadorna's, der seit den ersten Einheitsregungen unter Carl Albert an der Wiege der italienischen Freiheits- und Staatsbildung gestanden und als Minister, Botschafter und Staatsrat ein trefflicher Mitbegründer der nationalen Errungenschaften gewesen ist. Einer piemontesischen Adelsfamilie angehörig, der Sohn eines tapferen Offiziers und einer edlen Mutter, hat er zu jenem Stabe nordwestlicher Staatsmänner gehört, deren mannhafte Pflichttreue ihren südlichen Landsleuten bei dem Einigungswerke so sehr zu gute gekommen ist. Dem Beruf und der ganzen Richtung seines Denkens nach war er ein Jurist, dem das Studium der Rechtsgeschichte, das seine vielseitige praktische Thätigkeit begleitete, eine Vertiefung gab, in welcher sein feuriger Liberalismus zur einsichtigen Staatskunst wurde. Was er als Unterrichtsminister und Minister des Innern, als mehrjähriger Botschafter in England und langjähriger Staatsratspräsident in Rom in diesem Sinne geleistet, ist in Italien unvergessen und wird von Sign. Tabarrini, seinem Nachfolger im letzteren Amt, in einer Einleitung zu der vorliegenden posthumen Schrift gebührend gewürdigt. Der Inhalt dieses groß angelegten Werkes baut sich auf einer umfassenden naturrechtlichen und historischen Grundlage auf, um die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Gegenwart und Vergangenheit zu untersuchen. Der Schluß, zu welchem er gelangt, wird im sechsten Kapitel des ersten Buches dahin präzisiert, daß der absolute Staat sich naturgemäß auf eine Kirchengewalt lehne, welche der Freiheit abhold sei, während der konstitutionelle ebenso notwendig die politische Unabhängigkeit durch die religiöse zu stützen habe. Diese Freiheit einmal gesichert, war Cadorna übrigens ein guter Katholik und legte Wert darauf dafür zu gelten. Als das Buch eines der bedeutendsten italienischen Staatsmänner der Gegenwart, der also über Papst und päpstliche Rechte und Ansprüche denkt, wird Religione, Diritto, Libertà auch außerhalb Italiens und zumal in Deutschland als ein Quellenwerk angesehen werden. Cadorna war ein Freund des Dreibunds, für den er in Italien und Deutschland geschrieben hat und bis in sein hohes Alter hinein zu wirken suchte. Die Schrift ist dem Bruder des Verstorbenen, General Raffaelo Cadorna, welcher der würdige Genosse des Ministers gewesen und nun sein Herausgeber geworden ist, gewidmet. R.

Deutsche Erziehung von Dr. Fritz Schultze, ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik an der technischen Hochschule zu Dresden. Leipzig 1893. Ernst Günther's Verlag.

Das neue Leben, welches heute durch die Adern des deutschen Volkes wie aller andern pulsiert und in ganz eigentümlichen Anschauungen und Neugestaltungen auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst, des politischen und sozialen Lebens, des Handels und der

Digitized by Google

Industrie seinen Ausdruck findet, drängt mit Gewalt auf die Frage hin, ob auch die Erziehung und Schulbildung der modernen Aera einer Umgestaltung bedürftig sei. Wie nun Schule und Haus in der Heranbildung der heutigen Jugend sich den neuen Anforderungen unsrer Zeit anzupassen und demgemäß ihre erziehende Thätigkeit auszuüben haben, darüber ist in den letzten Jahren unendlich viel geredet und geschrieben worden. Neben den maßvollsten, vernünftigsten und praktischsten Grundsätzen sind die wunderbarsten, oft kaum glaublichen Vorschläge vorgebracht worden; aber aus dem Chaos der verschiedensten Meinungen sind es, was die moderne Schulbildung betrifft, besonders folgende Punkte, welche fast einstimmig gefordert und auch in dem vorliegenden Buche vertreten werden. Zunächst will man aus den Gymnasien die bisherige Art des altsprachlichen Unterrichts beseitigt sehen, weil diese sich überlebt habe und den Geist den neuen Anforderungen des Lebens entfremde. Anstatt dieser Arbeit wünscht man eine stärkere Betonung des neusprachlichen Unterrichts, jedoch ohne grammatischen Betrieb, nur auf Aneignung der Sprachgewandtheit gerichtet. Drittens ereifert man sich über die Nerven zerrüttende Ueberbürdung und streitet für intensive Betreibung des Turnens, der Spiele, des Spaziergangs u. s. w. Es würde bei der Besprechung dieses Buches, dessen Verfasser, wie niemand leugnen kann, vom aufrichtigsten Eifer für die Vervollkommnung der deutschen Erziehung durchdrungen und durch seinen Beruf zum Mitsprecher in dieser Frage wohlberechtigt ist, zu weit führen, das Für und Wider jener drei Punkte eingehend zu erörtern, nach unsrer Ansicht gehen sie sämtlich zu weit, indem sie die großen Erfolge der früheren Praxis ebenso wie die Notwendigkeit einer Erziehung zu arbeitsvollem Ernst übersehen. Es würde weit besser sein, wenn man, anstatt fortwährend die Erziehung in Schule und Haus nach den neusten Lebensanforderungen ändern zu wollen, lieber gegen manche Bestrebungen der Neuzeit selbst, gegen ihr Jagen und Hasten, ihre übertriebenen Ansprüche in gesellschaftlicher Beziehung u. a. stritte. Das vorliegende Buch, welches manche Punkte viel knapper hätte behandeln können, bietet viele schöne und belehrende Gedanken dar und zeugt von dem Ernst und der Erfahrung des Verfassers, wesentlich Neues aber wird derjenige, welcher sich mit allen diesen Fragen längere Zeit beschäftigt hat, kaum finden, außer etwa den Vorschlag (Seite 6), daß künftig niemand mehr solle heiraten dürfen, ohne (durch ein Examen?) die Befähigung zum Erziehen der Kinder nachgewiesen zu haben. (!) Wem aber alle die in neuerer Zeit so vielfach erörterten, unleugbar auch wichtigen Fragen unbekannt, aber von Interesse sind, der wird in dem Buche eine nicht ungeeignete Anleitung und Belehrung finden. C. S.

Spree-Athen von Luc Gersal. Berliner Skizze von einem Böotier. Autorisierte Uebersetzung. Leipzig 1893. Verlag von C. Reißner.

Das Buch eines Franzosen über Berlin! Das ist immer eine bedenkliche Sache, und man nimmt das Buch mit der Erwartung zur Hand, es werde von sinnlosem Chauvinismus und lächerlichen Schnitzern strotzen, wie das sonst der Fall zu sein pflegt. Um so angenehmer ist man überrascht, daß dem nicht so ist; das Buch ist ebenso frei von Chauvinismus als von Schnitzern, es zeigt eine sehr maßvolle Tonart und eine bis in kleine Züge hineingehende Gründlichkeit. Es macht durchaus den Eindruck des Objektiven und Wahrhaften. Um so schlimmer für Berlin, denn es kommt in dem Buche übel weg. Der Verfasser sieht in der deutschen Metropole eine innerlich einheits- und geschmacklose, unschöne Stadt, die dem deutschen Nationalcharakter eigentlich fremd ist. Sie erscheint ihm als ein Parvenü unter den Städten. Verhältnismäßig wenig Beachtung schenkt er dem Militär, wogegen er dem Sozialismus ein eigenes, sehr eingehendes Kapitel widmet. Als eine besondere Eigentümlichkeit Berlins hebt er den überwiegenden, namentlich Kunst und Litteratur beherrschenden Einfluß des Judentums hervor und prophezeit Berlin eine allmähliche völlige Verjudung, wobei jedoch eigens zu bemerken ist, daß er sich keineswegs als Antisemit giebt, ja das Judentum sogar zum Teil mit Lob bedenkt. Wenn ihm schon die 72000 Juden, die Berlin bei rund 1600000 Einwohnern zählt, viel erscheinen, was würde er erst von Wien sagen, das bei 1400000 Einwohnern nicht weniger als 120000 Juden beherbergt? Es wäre überhaupt interessant, ihn über Wien urteilen zu hören. Luc Gersal's Buch ist jedenfalls recht interessant und verdient gelesen zu werden. Berliner Lesern wird es zwar vielleicht nicht behagen, aber andre Deutsche können es getrost lesen, ohne fürchten zu müssen, in ihrem Nationalgefühle gekränkt zu werden. Th. v. S.

Heinrich Heine's Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. Hamburg 1892. Verlag von Hoffmann & Campe.

Ein Bändchen, welches einen sehr kennenswerten Nachtrag zu allen früheren Schriften von und über Heine bildet. Es enthält eine größere Reihe von Briefen, die er an Mutter, Geschwister und andre nächste Verwandte in einem Zeitraum von 33 Jahren geschrieben, mit eingestreuten erläuternden Bemerkungen über allerlei Dinge, die nur der Familie, zumal dem herausgebenden Neffen bekannt sein konnten. Heine erscheint darin als ein zärtlicher Bruder und Sohn, dessen harmlose Mitteilungen über persönliche Angelegenheiten die innigste gegenseitige Teilnahme der Familienmitglieder

Digitized by Google

zeigen und voraussetzen. Eine gewisse hitzige Neigung, den Dingen auf den Grund zu sehen und den Grund enger zu fassen, als er ist, verrät bei aller gemütlichen Plauderei nicht selten die Eigenart des Heine'schen Genies. Humoristische Sarkasmen kommen vor, sind aber unerwartet selten und lassen durch ihre Abwesenheit den Dichter milder und häuslich liebenswürdiger erscheinen, als manche sich den übermütigen Melancholiker im Umgang gedacht haben mögen. In späteren Jahren empfing er eine nachdrückliche Erziehung durch seine Frau Mathilde Mirat, die er nur auf deutsch, das sie nicht verstand, anzugreifen wagte, da er auf französisch nicht mit ihr fertig wurde. „Ich und Mathilde leben wie die Engel im Himmel," schrieb er an seine Schwester darüber. „Ich gebe immer nach, und so ist der herrlichste Frieden." Mathilde, eine Gestalt wie die Vulpius und andere ähnliche Dichterlieblinge, war Verkäuferin in einem Ladengeschäft, als Heine sie kennen lernte, um sie schließlich zu heiraten. „Nachdem ich mich sechs Jahre lang täglich mit ihr gezankt," sagte er in einem Brief, „habe ich sie zu meiner Frau gemacht." Er that es gewissenhafterweise, um sie zu seiner Erbin machen zu können, als er zu einem Duell ging, das ihm eine Bemerkung über Frau Wohl, nachmalige Frau Strauß, die Freundin Börne's, zugezogen hatte. Es war nun so großmütiger, als er an der Verschwendung und anderen Kokotteneigenschaften des netten Persönchens halb zu Grunde gegangen war und ist. Der unsterbliche Dichter, der in Gedanken so herrlich nach dem Ganges flog, blieb, da er aus allerlei guten und weniger guten Gründen keine verwandte Seele zum Mitfliegen fand, schließlich in einem Pariser Schuhladen hängen: die idealistische Geringschätzung der höheren Realität rächte sich an ihm wie an manchem andern Geistesgenossen durch einen Lapsus in die niedere. Daß er die Folgen geduldig und mit sanfter Gutmütigkeit ertrug, lehren die jetzt veröffentlichten Briefe, die uns den Menschen in ihm nur lieber machen können. Baron Embden, der seinem Oheim dies schöne Denkmal gesetzt, gerade während ihm die patentierte Hetze ein andres, das doch nur Stein gewesen wäre, versagt, erklärt zum Schluß ausdrücklich, daß weitere ungedruckte Manuskripte Heine's nicht existieren. Seine wertvollsten Jugendarbeiten sind beim Hamburger Brande, obschon die Mutter des Herausgebers sich zu ihrer Rettung in ein brennendes Haus stürzte, untergegangen. R.

Unter drei Kaisern. Malerfahrten von Hermann Lüders. Mit 221 Illustrationen vom Verfasser. Zwei Bände. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Berlin 1892. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Aus den Zeiten der deutschen Kleinstaaterei und von der Grafschaft Wernigerode aus geleitet der wohlbekannte Maler uns auf seinen Fahrten durch Heimat und Fremde und läßt uns durch die Teilnahme an den hervorragendsten Ereignissen der großartigsten Zeit unseres Jahrhunderts „herrliche Tage und genußreiche Stunden" durchleben. Der Genuß ist um so größer, weil der Verfasser mit Proben seines künstlerischen Schaffens den die unmittelbaren Eindrücke wiederspiegelnden Text reich ausgestattet hat und schöne Erinnerungen aufs beste erweckt und belebt. Obwohl sich Lüders jeder politischen Erörterung enthalten hat, und vielleicht gerade deshalb, wird sein Werk, das freilich auch mancherlei Ungenauigkeiten enthält und nicht immer ohne genauere Prüfung wird benutzt werden können, einen wertvollen Beitrag zu dem Bilde unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelms I., der großen Männer seiner Zeit, Kaiser Friedrichs III. und des Anfangs der Regierung Kaiser Wilhelms II. bilden, das jedem Leser großen Genuß und reiche Befriedigung gewähren wird. L.

Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 20. April 1892. Erläutert von Th. Hergenhahn, Oberlandesgerichtsrat a. D. Zweite unveränderte Auflage. Berlin 1892. Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften.

Das neue Gesellschaftsgesetz, an dessen Bestehen die gesamte Geschäftswelt nicht oft genug erinnert werden kann, weil dem bisher ziemlich eng umgrenzten Gesellschaftsleben nunmehr ein weites Feld und viele neue Bahnen zur fruchtbringenden Entwickelung geöffnet werden, erhält in dem vorliegenden, sauber ausgestatteten Bändchen einen mit Sorgfalt ausgearbeiteten Kommentar, an dem aber zu bedauern ist, daß die Uebersicht oft durch die Zusammenfassung mehrerer Paragraphen gestört wird und daß dem Leser der Gesetzestext zu oft in weitschweifiger Weise umschrieben wird.

K. F.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Von Prof. Dr. Förster, Direktor der Sternwarte in Berlin. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite vermehrte Auflage (Sommer 1892). Berlin 1892. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Die Erneuerung und Vertiefung des sittlichen Lebens in allen Kreisen der staatlichen Gemeinschaft ist eine Notwendigkeit, die in neuerer Zeit immer mehr erkannt wird. Die zunehmende sittliche Verwilderung der niederen Klassen in Verbindung mit deren materiellem Elend, die Oberflächlichkeit und idealose Genußsucht höherer Kreise, die, wie man behauptet, immer mehr hervortretende Abwendung der wissenschaftlich Gebildeten vom Glauben und

Digitized by Google

vom kirchlichen Leben, dies alles drängt ernste Gemüter zur Entscheidung darüber, wie allen diesen Uebelständen am besten abzuhelfen sei. Zur Lösung dieser wichtigen Frage, zur Hebung des sittlichen Fühlens und Handelns, zur Nachahmung für weitere Kreise haben sich nun in Amerika ethische Vereine gebildet, mit deren Uebertragung nach Deutschland durch die in Berlin ins Leben getretenen gleichnamigen Vereine der Anfang gemacht worden ist und zu deren Erklärung und Empfehlung die vorliegende Broschüre beitragen will. Niemand wird den guten Zweck dieser uneigennützigen Bestrebungen verkennen, jeder Gute vielmehr denselben die besten Erfolge wünschen, und wenn diese wirklich eintreten, dann werden auch alle, welche vorläufig noch gewisse Bedenken über die Wahrscheinlichkeit dieser Erfolge hegen, gern ihre mangelnde Einsicht eingestehen und den ethischen Vereinen Sympathie und Mitwirkung widmen. Zunächst aber lassen sich doch wohl mehrere Bedenken nicht unterdrücken. Die Loslösung der Moral von der Religion, so oft schon gefordert und als voraussichtlich erfolgreich gepriesen, ist und bleibt ein Phantom; denn die in dem Buche wiederholt ausgesprochene Hauptforderung „seid gut, das ist eure höchste Pflicht" darf sich der Beantwortung der Frage nicht entziehen: Woher diese Pflicht und zu welchem Zwecke? Nun, aus Rücksicht auf das Allgemeinwohl! Also nur ein Utilitätsprinzip, und wer hindert mich, dies vor allem auf mich selbst, wer zwingt mich, dies auf meine Mitmenschen zu beziehen? Nur wenn ich diese als meine Brüder betrachte, werde ich Mitleid mit ihnen und Hilfe für sie haben, und diese Auffassung stammt nur aus der Religion. Die Art der moralischen Unterweisung der Jugend, wie sie in den ethischen Vereinen geschehen soll, ist auch nicht recht klar; würde sie nicht, da die Jugend den staatlichen Schulen doch nicht entzogen werden kann, einen Widerspruch und dadurch die größte Unklarheit in religiöser und moralischer Beziehung hervorrufen? Und nun weiter ein Punkt, in dem wir vielleicht irren, dessen Bedenklichkeit wir aber nicht unterdrücken können. Sollten nicht diese gemeinsamen moralischen Betrachtungen, Reden, Unterweisungen u. s. w. gar zu leicht den Charakter des Sentimentalen, wenn nicht gar der Unaufrichtigkeit annehmen und in manchen Mitgliedern einen allzu starken Glauben an die eigene Vortrefflichkeit erwecken? Lehrt nicht auch die Erfahrung, daß das Konventikel-Wesen, wie es hier unter Jünglingen und Jungfrauen, unter Männern und Frauen geplant ist, selbst bei den besten Zwecken keiner langen Dauer fähig ist? Die Grundgedanken der ethischen Vereine, besonders der so schöne und richtige, daß zur Linderung des sozialen Elends nicht bloß der verpflichtungsmäßig gespendete Beitrag, sondern das persönliche Nahetreten erforderlich ist, lassen sich auch ohne Zugehörigkeit zu solchen Vereinen verwirklichen. Diese und ähnliche Bedenken dürften wohl zur Zeit mit Recht gegen die Begründung der ethischen Vereine erhoben werden; sollten sich jene Bedenken durch segensreiche Weiterentwickelung dieser und durch erfreuliche praktische Resultate als unberechtigt erweisen, so wäre dies mit Freude zu begrüßen. Eine allgemeine Aufmerksamkeit darf dieses neu sich bildende Vereinsleben wohl beanspruchen. C. S.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807—1815. Von Rudolf Goette. Zweiter Halbband. Gotha 1892. Friedr. Andreas Perthes.

Die großen Vorzüge, die wir dem ersten Halbbande dieses Werkes nachzurühmen hatten, die klare Durchdringung und Anordnung des Stoffes, die gefällige und leidenschaftslose Sprache, die ungekünstelte Verbindung der Thatsachen, sind auch diesem zweiten Teile, der in drei Bücher zerfällt, nachzusagen. Das erste behandelt unter dem Titel „die Erschütterung des Weltreichs" die Hauptsymptome des Niedergangs Napoleons, das zweite „den Befreiungskrieg", das dritte, „die Begründung des deutschen Bundes". Aus dem gewaltigen Stoffe konnten naturgemäß nur immer einige der nach der Meinung des Verfassers entscheidendsten Momente hervorgehoben werden, nur solche, welche „der inneren Erneuerung" der deutschen Staaten vornehmliche und erhebliche Dienste geleistet haben. Wir sind es nicht, die dem Verfasser, wie er in dem Vorwort hervorhebt, daraus einen Vorwurf gemacht haben, daß er nur gedrucktes Material verarbeitet hat. Wir meinen auch, daß, von Einzelheiten abgesehen, die Archive kaum noch für die Grundlagen der Geschichtsepoche wesentlich Entscheidendes zu liefern haben werden. Wohl aber vermissen wir eine eigentliche Originalität in der Auffassung dieser Grundlagen. Hier liegen doch noch verdienstliche Aufgaben vor, denn es dürfte doch wohl die Zeit schon gekommen sein, die stark legendarischen Beimischungen in der Darstellung dieser Epoche abzustreifen und sie mit der Auffassung der weniger beteiligten Nationen auszugleichen. Manche Ketzerei würde dann gewagt werden müssen. Der Verfasser ist davon ganz fern, er hält sich in dem Rahmen der traditionellen Betrachtung. Aber die Wärme und der nationale Eifer, die das Werk durchziehen, empfehlen das Werk der Teilnahme der Gebildeten.

C.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Für Schulbibliotheken und zu Schulprämien empfohlen

GFM. Kriegsminister Graf v. Roon

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben

Zwei Bände. 1300 Seiten. Mit zwei Bildnissen und einem Faksimile

Preis geheftet 20 Mk., geb. 22 Mk., Halbfrz. geb. 25 Mk.

Ein Buch von monumentaler Bedeutung, ein Denkmal der Regierung Kaiser Wilhelms und ein Markstein in der Entwickelungsgeschichte des Deutschen Reiches.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau**

HANDBUCH DER PHYSIK

Unter Mitwirkung
von
Prof. Dr. **F. AUERBACH**-Jena, Prof. Dr. **F. BRAUN**-Tübingen
Dr. **E. BRODHUN**-Berlin, Dr. **S. CZAPSKI**-Jena, Prof. Dr. **K. EXNER**-Wien
Prof. Dr. **W. FEUSSNER**-Marburg, Dr. **L. GRAETZ**-München, Prof. Dr. **H. KAYSER**-Hannover, Prof. Dr. **MELDE**-Marburg, Prof. Dr. **A. OBERBECK**-Greifswald
Prof. Dr. **J. PERNET**-Zürich, Prof. Dr. **FR. STENGER**-Dresden
Dr. **K. WAITZ**-Tübingen
herausgegeben von

Prof. Dr. A. Winkelmann

ord. Prof. an der Universität Jena

Dritter Band. Erste Abteilung

Lex. 8. Mit 108 Textillustrationen. Geheftet 15 Mk., Halbfrz. geb. 17 Mk. 40 Pf.

Dieser Band enthält Elektrizität und Magnetismus. — Früher ist erschienen Band I., welcher Allgemeine Mechanik und Akustik enthält. Band II., welcher im Erscheinen begriffen ist, wird Optik und Wärme bringen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau**

Lehrbuch der Geschichte

für

die oberen Klassen höherer Lehranstalten

von

Dr. Hermann Jaenicke

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Kreuzburg

Erster Teil: **Das Altertum.** Zweite nach den neuen Lehrplänen veränderte Auflage

Gr. 8. Elegant geheftet Mk. 2,00. in dauerhaften Leinenband geb. Mk. 2,40.

Dieses vorzügliche neue Lehrbuch der Geschichte hat rasch im Norden und Süden Deutschlands und in der Schweiz Verbreitung gefunden. Es zeichnet sich durch klare und präcise Fassung, objektives Urteil und stete Rücksichtnahme auf die Kultur-, namentlich Kunstgeschichte vor ähnlichen Unterrichts-Werken aus.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl.

Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

17,500 Seiten Text. 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Verlag von **Friedr. Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Anleitung

zum Experimentiren

bei Vorlesungen über anorganische Chemie.

Zum Gebrauch an Universitäten und technischen Hochschulen, sowie beim Unterricht an höheren Lehranstalten von

Dr. Karl Heumann,

Professor am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 322 Holzstichen. gr. 8. geh. Preis 16 Mark.

Bei **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist soeben erschienen

Die Heilung der Tuberkulose durch Kreosot

Von

Dr. Julius Sommerbrodt

Professor an der Universität in Breslau.

Dritte Auflage

Preis geheftet 1 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von **Richard Fleischer**

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhandlung. 3 Textheste bilden stets einen Band.

Breslau **Eduard Trewendt** Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

1893. Mai

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauentzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Mai 1893.

Seite

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. XVI. 145

Arthur Brausewetter: Das Glück. Eine Geschichte aus dem Leben . . 163

Briefe über wichtige Zeitfragen an den Herausgeber 192

„Frankreich und Deutschland". Antwort auf den Brief des Barons von Courcel von einem früheren Diplomaten. — „Die Verirrungen des Agrarismus". Brief von Staatsminister von Schäffle.

R. von Hanstein: Brutpflege im Tierreich. II. (Schluß). 210

A. Réville: Herodes der Große Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus. II. 221

Staatsminister L. Herrfurth: Die Wahlreform in Preußen 230

A. Schmidt: Aus der möglichen in die wirkliche Welt. Eine Unterhaltung über kosmische Fragen. 250

Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue 265

Der Zusammenbruch. Von Emil Zola. — Pique-Aß. Von O. Klaußmann. — Romanzero. Von Anton Freiherr von Perfall. — Töte sie. Von Balduin Groller. — Schloß Kostenitz. Von Ferdinand von Saar. — Kleinbürger aus Groß-Wien. Von Vincenz Chiavacci. — Der Klosterjäger. Von Ludwig Ganghofer. — Werther der Jude. Von Ludwig Jacobowski. — Mutter! Von Heinz Tovote. — Am Walchensee. Von Julius Grosse. — Circe. Von Fritz Bley.

Litterarische Berichte 270

Geschichte Katharina II. Von Prof. B. v. Bilbassoff. — Im Spiegel der Zeit. Von Hans von Wlndeck. — Das deutsche Sprachgebiet in Europa und die deutsche Sprache sonst und jetzt. Von H. Nabert. — Persia and the Persian Question by the Honourable George N. Curzon. — Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Von Carl Heine.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Heft ist eine Beilage von dem Verlag **S. Hirzel in Leipzig** über **„Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's I."** und eine Beilage von der **Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin** über **„Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer"**, 6. Aufl., beigelegt.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
MAY 12 1893
LIBRARY

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

26. Oktober/7. November. Der Fürst bespricht vor seiner Abreise aus der Villa bei Piteschti mit Bratianu eine Umgestaltung im Ministerium, welche im Interesse der Handhabung der Geschäfte notwendig ist. Fürst und Minister kommen überein, das Ministerium durch D. Ghika und M. Cogalnitschanu zu verstärken und einen neuen Justizminister zu ernennen, weil der jetzige wegen verschiedener, vielleicht nicht opportuner Maßregeln Veranlassung zu Unzufriedenheiten gegeben hat. D. Ghika soll N. Golesku ersetzen, Cogalnitschanu das Kultus-Ministerium übernehmen.

1./13. November. Bratianu ist gleich nach jener Besprechung nach Bukarest zurückgekehrt, um sich mit den genannten Herren zu verständigen; der Fürst hat einen Ausflug in die Distrikte am Olt gemacht, bei dieser Gelegenheit auch das wegen seines Weinbaues berühmte Städtchen Dragaschani, wo die besten Reben der Walachei wachsen, besucht und kehrt erst heute über Clejan heim.

2./14. November. An Stelle des Ministers Arion, der bisher neben dem Innern auch die Justiz verwaltet hat, wird ein Mitglied des Kassationshofes, Heraclid, ein Moldauer, ernannt. — Die Unterhandlungen mit den andern Herren sind nicht gescheitert, begegnen indessen einigen Schwierigkeiten in der Verteilung der Portefeuilles, weil jeder das Innere zu haben wünscht; davon abgesehen, erklären sie sich aber gern bereit, mit Bratianu in ein Ministerium zu treten. — D. Ghika und J. Bratianu, die Häupter der Rechten und der Linken, in demselben Ministerium zu sehen, war stets ein sehnlicher Wunsch des Fürsten, und schon lange arbeitet er ohne Unterlaß an der Erfüllung desselben. Die Ursache, daß es diesmal nicht zu stande kommt, ist allein in der äußeren Lage zu suchen; der Fürst hat aber die Genugthuung, von beiden Herren eine Erklärung ihrer Bereitwilligkeit zu besitzen.

Sofort nach des Fürsten Rückkehr teilt Graf Keyserling ihm in einer Audienz verschiedene Depeschen Graf Bismarck's mit, aus denen hervorgeht, daß die

Digitized by Google

Kabinette gegen das bisherige Ministerium sehr erregt sind, und daß es die höchste Zeit wäre, Österreich-Ungarn gegenüber eine andre Politik einzuschlagen.

Fürst Karl antwortet dem Generalkonsul, daß er in Bezug auf den zweiten dieser Punkte ganz derselben Meinung sei; was aber einen Wechsel des Ministeriums anbetreffe, so stoße derselbe auf Schwierigkeiten, die nur durch Kammer-Auflösung zu beseitigen sein würden; eine derartige Maßregel scheine ihm jedoch für den Augenblick nicht geraten. Graf Keyserling räumt dies ein und meint, Bratianu könne allenfalls in einem aus neuen Elementen gebildeten Ministerium verbleiben, nur würde dann keine Annäherung an Österreich-Ungarn zu erzielen sein. — Zum Schlusse erwähnt der Fürst, daß ein vollständiger Ministerwechsel nicht vor der Kammereröffnung stattfinden könne. Es sei aber zu bedauern, daß infolge der zahllosen Intriguen im In- und Auslande und all' der perfiden Zeitungsberichte die europäische öffentliche Meinung sich schließlich gegen Rumänien wenden müsse.

3./15. November. Graf Keyserling stellt die Offiziere des norddeutschen Kanonenboots Delphin, welches vor Giurgiu liegt, dem Fürsten vor.

Bei der Feindseligkeit, welche alle Westmächte augenblicklich gegen Rumänien hegen, hält der Fürst es für die höchste Zeit, das verlorene Terrain in Konstantinopel wieder zu gewinnen; er beschließt deshalb, dem Sultan für seinen über alles geliebten Sohn vier englische Pferde zu übersenden, als Beweis, daß er keine rebellischen Gedanken gegen den Suzerän hege.

5./17. November. Fürst Karl schreibt an Aali Pascha; unter dem Vorwande, ihm den nach Konstantinopel auf seinen Posten zurückkehrenden A. Golesku von neuem zu empfehlen, will er einen versöhnlichen Schritt machen. Er sagt in seinem Briefe, daß er hoffe, die Aufklärungen, welche Golesku über die wahren Absichten der rumänischen Regierung zu überbringen habe, würden jedes von übelwollender Seite gesäete Mißtrauen beseitigen.

Der Fürst fährt mit Bratianu und A. Golesku nach Giurgiu, um seine neureparierte Yacht zu besichtigen. Von dieser Absicht hat er auch Sabri Pascha, den Gouverneur des Donau-Wilajets, der in Rustschuck residiert, in Kenntnis gesetzt. —

Zum Kapitän der Yacht ist ein französischer Marine-Offizier, Fougère, berufen worden, der zugleich die kleine rumänische Donau-Flotille reorganisieren soll. — Das Frühstück nimmt der Fürst auf dem Delphin ein, wobei einige Toaste ausgebracht werden, auf den König von Preußen, den Fürsten ꝛc. Dann soll auf der neuen Yacht die Probefahrt gemacht werden.

Sabri Pascha hat inzwischen seinen Sekretär geschickt, um anzufragen, wann ihn der Fürst empfangen wolle. Letzterer giebt ihm Rendezvous für zwei Uhr auf seinem Schiffe. Zur festgesetzten Stunde erscheint Sabri mit einem glänzenden Gefolge. Das Anerbieten, die Spazierfahrt mitzumachen, der Fürst wolle ihn dann persönlich in Rustschuk absetzen, nimmt Sabri mit Freuden an und schickt seinen Dampfer zur Benachrichtigung zurück. — Nach einer kurzen Fahrt bei herrlichem Wetter langt die Yacht gegen Abend vor Rustschuck an,

Digitized by Google

wo die ganze Garnison (ein Infanterie-Regiment, zwei Jäger Bataillone, Kavallerie und Artillerie) am Ufer aufgestellt ist; alle Zivil- und Militärbehörden sind am Landungsplatz versammelt. Der Fürst läßt anlegen, die Vorstellung findet auf dem Schiffe statt; hierauf ersucht der Pascha den Fürsten, die Truppen Revue passieren zu lassen, was in zehn Minuten geschehen ist. Bei der Abfahrt salutieren die Forts mit 21 Kanonenschüssen und spielen die Musikchöre.

Dieser Empfang auf türkischem Boden nach allem, was während des Sommers vorgefallen und den Rumänen in die Schuhe geschoben worden ist, kann entschieden als ein Ereignis angesehen werden, denn es geht daraus hervor, welchen Wert die Türken auf die Freundschaft Rumäniens legen.

Während der Probefahrt hatte der Fürst die gewünschte Gelegenheit, sich offen gegen Sabri auszusprechen: für ihn sei es außer allem Zweifel, daß gewisse Mächte sich bemüht hätten, um Verwickelungen im Orient herbeizuführen, bei der Pforte gegen Rumänien zu hetzen und ihr die Vertragstreue Rumäniens verdächtig zu machen. Er aber und seine Regierung seien sich stets bewußt gewesen, wie sehr es im Interesse seines Landes liege, mit der Türkei in gutem Einvernehmen zu leben, und er hoffe, daß diese Unterredung dazu beitragen werde, jeden Zweifel an dieser seiner Gesinnung zu beseitigen. Anderseits habe auch die Türkei nur Gewinn davon, wenn die Freundschaftsbande mit Rumänien sich befestigten. — Es sei stets der Wunsch des Fürsten gewesen, direkt mit der Pforte, ohne fremde Vermittelung, alle Fragen zu regeln, die im Verlauf ihrer Beziehungen auftauchen könnten, weil diese Art stets den besten Erfolg gehabt habe. So sei Rumänien auch durch nichts mehr verletzt worden als durch das Vorgehen Fuad Paschas, der sich bei einer Botschafterkonferenz an die Vertreter aller Großmächte gewandt habe, um sie zu einem Kollektivschritt gegen Rumänien in der bulgarischen Frage zu veranlassen — einer Frage, die absolut entstellt worden sei! — Der Fürst erkenne das eine bedauerliche Faktum des Übertretens einer bewaffneten Bande bei Petroschani an, aber dieses Faktum habe Rumänien mehr Schwierigkeiten bereitet als der Türkei, denn das schlecht informierte Europa habe darin „ein Attentat Rumäniens gegen das Ottomanische Reich" gesehen und seine Regierung mit Vorwürfen überschüttet. Obwohl die letztere nun alle Vorkehrungen getroffen habe, um das Donau-Ufer streng zu bewachen, könne sie doch unmöglich ein sicheres Versprechen geben, daß nicht noch einmal eine Handvoll Leute über die Donau setze, denn es gebe zahllose Inseln und Schlupfwinkel, die solche Unternehmungen begünstigen. Daraus folge nur, daß die Wachsamkeit auf dem rechten Ufer noch schärfer sein müsse als auf dem linken; übrigens sei das bulgarische, der Natur seines Terrains nach, leichter zu bewachen als das rumänische. „Es bleibt also dabei, wir haben nie die Absicht gehabt, einen Konflikt mit der Türkei heraufzubeschwören," schließt der Fürst, „denn unser lebhaftester Wunsch ist Ruhe und Frieden, deren wir dringend für unsere innere Entwickelung bedürfen. Je puis vous affirmer en bonne conscience que telles ont été toujours nos dispositions envers l'Empire voisin. Dann aber verhehlte der Fürst nicht, daß er sich über gewisse procédés der

Digitized by Google

Hohen Pforte zu beklagen habe: Das türkische Ministerium habe ihm numerierte Depeschen und Noten zugestellt, die persönlich zu beantworten er sich nicht habe herablassen dürfen.

Sabri Pascha entschuldigte seine Regierung und schob diese Ungehörigkeit auf Rechnung eines Kanzlei-Versehens; der Großwesir könne nie die Absicht gehabt haben, den Fürsten zu verletzen.

Abends spät kehrt der Fürst nach Bukarest zurück, ein Stück Wegs — jene bereits fertig gestellten 13 km — mit der Bahn.

Der Telegraph trägt die Nachricht von dem glänzenden Empfange des Fürsten in Rustschuck gleich in alle Welt, wo sie großes Aufsehen erregt, denn man hatte vermutet, besonders in Paris und Wien, daß es zum Bruche zwischen Rumänien und der Türkei kommen würde.

6./18. November. Der Fürst arbeitet mit seinen Ministern die Thronrede für die Kammereröffnung aus und verhandelt mit den verschiedenen Parteimännern über die vorzunehmende Modifizierung des Ministeriums.

8./20. November. Krenski's Stellung soll geregelt werden; bisher ist er nur Gast des Fürsten. Die Schwierigkeit besteht darin, daß er meint, aus der preußischen Armee ausscheiden zu müssen, ehe er eine feste Stellung in Rumänien übernimmt; da diese Stellung aber doch nur eine vorübergehende sein kann, möchte der Fürst, daß er als aktiver, aber beurlaubter preußischer Offizier bei ihm bleibe.

11./23. November. Graf Keyserling teilt dem Fürsten neue Depeschen mit, in denen klar und deutlich ausgesprochen ist, daß ein längeres Verbleiben Bratianu's im Ministerium ernste Schwierigkeiten zur Folge haben könne, und daß Preußen die von dem bisherigen Ministerium eingeschlagene Politik nicht mehr unterstützen dürfe.

In einer längeren, zum Teil wenig angenehmen Unterredung bringt Fürst Karl diese Nachricht zu Bratianu's Kenntnis, und nun bittet dieser aus freien Stücken aufs dringendste, daß der Fürst seine Demission annehmen möge. — Fürst Karl erklärt, daß er sich mit der Demission des Ministeriums Golescu nicht vor der Kammer-Eröffnung einverstanden erklären könne, und auch dann nur, wenn Bratianu sich dafür verbürge, daß die Kammermehrheit das neue Kabinet loyal unterstützen werde. Bratianu ist überzeugt, daß sein Einfluß die Abgeordneten dazu vermögen könne, und giebt dem Fürsten das verlangte Versprechen. — Aus dem eben veröffentlichten österreichischen Rotbuch ersieht Fürst Karl, daß die ihm verkauften Zündnadelgewehre auf 50000 an der Zahl geschätzt sind, und Graf Beust Rumänien ein Arsenal nennt!

14./26. November. Fürst Karl schreibt den (Sabri Pascha bereits avisierten) Brief an den Sultan, worin er diesen um die Erlaubnis bittet, dem kaiserlichen Prinzen vier Vollblut-Pferde als Erinnerung an jene Revue in Konstantinopel zu senden, bei der er les grâces juvéniles des Prinzen bewundert habe. Was die Politik anbetrifft, sagt der Fürst: pour ma part, j'accorderai la plus grande sollicitude aux moindres des choses, qui puissent témoigner de mon désir de

Digitized by Google

resserrer les liens qui m'attachent à V. M. J. etc. etc. Où pourrions nous voir une meilleure sauvegarde que dans l'Empire à la tête duquel la Providence a placé V. M. J.? —

15./27. November. Kammereröffnung. Der Fürst verliest selbst die Thronrede; dieselbe konstatiert, daß der Export um das dreifache gestiegen, daß die Finanzlage zufriedenstellend ist, und betont die Wichtigkeit der votierten Eisenbahnkonzessionen. Im ganzen Lande herrscht Ruhe; die auswärtige Politik bewegt sich auf den durch die Verträge vorgeschriebenen Bahnen — au reste, notre situation géographique nous commande de vivre en paix et en amitié avec les grands Etats voisins. — Wenn aber die politischen Beziehungen begrenzte seien, so seien es die Handels- und Verkehrsbeziehungen nicht, und auf diesem Gebiete habe die Regierung große Thätigkeit entfaltet: mit Rußland und Österreich seien Post-Verträge abgeschlossen worden.

Obwohl nun alle Schritte der Regierung vollkommen loyal gewesen, habe man sie doch beargwöhnt, aber der Fürst hoffe, daß comme autrefois les faits démentiront les préventions.

Die Thronrede schließt mit der Ermahnung, keine Zwietracht und Leidenschaftlichkeit im Schoße der Versammlung aufkommen zu lassen.

Der Fürst empfängt einen vom 24. November datierten vertraulichen Brief des Marchese J. Pepoli in Wien, welcher ihm eindringlich rät, eine vorsichtige Politik zu beobachten, denn Rumänien sei den größten Gefahren ausgesetzt, und bei der augenblicklichen Stimmung in Europa würde eine provokatorische Politik sein Verderben sein.

Brieflich könne er ihm nicht mehr sagen, als daß eine Annäherung an Österreich-Ungarn die beste Politik für Rumänien wäre; Graf Andrassy sei ein bedeutender Mann und beseelt von den besten Gesinnungen für Rumänien. — Es genüge nicht, zu sagen, wie Fürst Karl es gethan, daß man eine gemäßigte Politik verfolge, man müsse dies auch durch die That beweisen.

Der Fürst könne in diesem Augenblick die Sympathien von ganz Europa gewinnen, was für ihn nur von den vorteilhaftesten Folgen sein würde. Um ihm dies an das Herz zu legen, habe er sich an den Fürsten direkt gewandt; er würde seinem Minister Bratianu geschrieben haben, wenn er denselben gekannt hätte.

Seine offizielle Stellung als italienischer Gesandter in Wien behindere ihn eigentlich, denn nur als liebender Freund des ihm so nahe stehenden Fürsten unterbreite er ihm folgende Ratschläge. Dabei müsse der Fürst ihm gestatten, ihn seines Charakters als Souverän zu entkleiden und mit ihm wie mit einem gewöhnlichen Sterblichen zu sprechen: „Vereinsamt, auf einem jungen Throne, entfernt von den Mittelpunkten der europäischen Politik", ginge dem Fürsten oder seiner Regierung vielleicht manchmal die richtige Erkenntnis verloren. — Er müsse eins festhalten: Les aspirations de la grande majorité des peuples sont pacifiques pour le moment. Une question nationale peut être juste autant qu'elle veut, elle ne rencontre pas aujourd'hui l'appui de l'opinion libérale.

Digitized by Google

La pitié n'a pas de voix lorsque les intérêts matériels sont en souffrance . . . Tout le monde tourne les yeux vers la France avec défiance, j'ajouterai avec colère, on ne lui pardonne pas de tenir suspendue sur la tête de l'Europe l'épée de Damoclès . . .

Nun beschuldige man aber das rumänische Kabinett, daß es indirekt dieser Politik der Wirren Vorschub leiste, und wenn er persönlich auch nicht so weit gehe, an die Verleumdungen zu glauben, welche die Opposition ausstreue (die ja in allen Ländern dieselbe sei, und die er aus seiner eigenen Heimat kenne, wo sie die freiheitliche Bewegung, u. a. auch ihn selbst, während er an der Spitze der provisorischen Verwaltung der Romagna gestanden, mit den gemeinsten Verdächtigungen verfolgt habe!), so müsse er doch zugeben, daß die rumänische Presse eine aufreizende sei! (Er zitiert dabei einen Artikel der „Perseverantza".)

Die Verwaltung des Landes sei noch desorganisiert, die Finananzen in Unordnung, die anciennes immoralités der früheren Regierung könnten durch die Promulgation neuer Gesetze doch noch nicht entwurzelt sein! Rumänien bedürfe also, um stark und unabhängig zu werden, mehr als andre Länder der Ruhe und des Friedens.

Es würde ja nicht der Mühe lohnen, sich unabhängig von der Pforte zu erklären, wenn man es nicht einmal verstünde, unabhängig zu sein von den extremen Parteien des Landes, hauptsächlich von der Partei der Unordnung, wenn man noch nicht einmal so weit wäre, die Anarchie zu beherrschen! Der Fürst habe eine edle Aufgabe zu vollbringen, sein Name könne einen Markstein in der Geschichte bilden, denn ses destinées peuvent s'agrandir et l'horizon de sa vie peut s'élargir — aber er müsse mit der Ruhe eines Staatsmanns und mit der weisen Vorsicht und Mäßigung seiner Ahnen vorgehen.

In den Augen des Marchese hat die Politik Fürst Karls einen Hauptfehler: ihn in Gegensatz zu bringen zu dem ungarischen Kabinett!

Graf Andrassy, der ungarische Minister-Präsident, er wiederhole das, hege die besten Gesinnungen für Rumänien. Wenn der Fürst sich diesen Staatsmann zum Freunde mache, werde das einen radikalen Umschwung zu Gunsten Rumäniens bedeuten.

Ungarn habe nur das eine Interesse: d'élever des forteresses contre l'inondation Slave qui menace l'Orient, Schutzdämme zu errichten gegen die slavische Überschwemmung, welche den Orient bedrohe. Rumänien sei kein slavisches Land, habe also alles zu gewinnen und nichts zu verlieren, wenn es das Vordringen der slavischen Rasse verhindere; im entgegengesetzten Falle würde es von dem Schicksale Polens befallen werden. La Roumanie est une de ces nationalités distinctes que la Providence a placées sur le chemin des ambitions slaves vers l'Orient. — In der gleichen Lage befände sich Ungarn: beide Länder hätten die gleiche mission providentielle, les mêmes intérêts. La force de l'un est la force de l'autre. Acceptez la main que le Cabinet hongrois vous offre franchement et loyalement! — Hierfür biete er dem Fürsten seine Hülfe an. Übrigens könne auch der preußischen Politik ein solcher Schritt nur genehm sein.

Digitized by Google

Von Frankreich dürfe man leider nicht sprechen, des Fürsten Politik könne diesem Lande vielleicht den Vorwand bieten, den es suche, um einen allgemeinen Krieg heraufzubeschwören.

Zum Schluß bemerkt der Marchese noch einmal, daß er an H. Bratianu's Loyalität und auch an seiner staatsmännischen Begabung nicht zweifle, nur solle er seine Hauptaufgabe in der inneren Organisation seines Vaterlandes suchen. La Providence vous a réservé un rôle qu'elle ne réserve en définitive qu' à ses élus. Nos deux patries (Italien und Rumänien) ont besoin de la paix pour s'organiser. Avec le désordre on prépare des catastrophes, on ne fonde pas des Empires." —

Vor einigen Tagen ist im Regierungsblatt, dem Romanul, ein Bericht über den Verein Transylvania erschienen, der erst seit einem Jahre besteht und schon über 1200 Mitglieder zählt. Als Zweck des Vereins giebt der Präsident desselben, P. Hilarianu, an: „nicht nur die Kultur bei den Rumänen Siebenbürgens (welches er Central-Dacien nennt) zu fördern, sondern auch dieser Kultur eine „nationale, lateinische" Richtung zu geben, anstatt der „gotischen und scythischen", in welche dieselben heute gedrängt seien." — Natürlich macht das böses Blut in Pester Regierungskreisen. —

16./28. November. Das Ministerium giebt seine Entlassung. Fürst Demeter Ghika wird mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut — in welchem die verschiedensten politischen Nüancen repräsentiert sind: Fürst D. Ghika gehörte früher der Rechten an, unterstützte aber, da er sich nicht von blindem Parteigeist, sondern von der Vernunft leiten läßt, in der letzten Kammersession das Ministerium Bratianu. — Cogalnitschanu ist einer der fähigsten Männer Rumäniens und besitzt große Energie; seine Vergangenheit spricht gegen ihn, der Fürst will dieselbe aber vergessen, da er überzeugt ist, daß Cogalnitschanu selbst bemüht sein wird, durch seine künftigen Handlungen die der früheren Zeit wett zu machen. Er gehört der Partei der gemäßigten Liberalen an und hat namentlich in der Moldau viele Anhänger. — Boëresku ist einer der tüchtigsten Juristen im Lande und ein glänzender Redner. — A. Golesku, zur Zeit noch in Konstantinopel, ist zum Finanzminister bestimmt; er ist ein Vetter der Brüder Golesku, ein Mann im vollen Sinne des Wortes, der nur aus persönlicher Hingebung für den Fürsten ins Ministerium zu treten sich entschließt; er gehört eigentlich keiner Partei an und handelt nur nach seiner Überzeugung. — Gretzesku, der künftige Kultus-Minister, bisher ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes, ist, was der Franzose un piocheur nennt, er hat sich stets fern von Politik gehalten und in die früheren Ministerien nicht eintreten wollen; als Professor hat er ein gutes Renommee. — Der Kriegsminister Oberst Duka ist ein höchst einfacher Mann, nur Soldat, und hält zu keiner Partei, ist aber mit Cogalnitschanu befreundet. Er figuriert im Kabinett bloß als konstitutioneller Minister: alle wichtigen Angelegenheiten bearbeitet der Fürst selbst mit Krenski.

Die Schwierigkeit, ein Ministerium zu leiten, das aus so heterogenen Elementen zusammengesetzt ist, hat der Fürst schon im Jahre 1866 kennen lernen;

Digitized by Google

damals war es aber entschieden leichter als heute, denn alle diese Räte sind Fachmänner, und jeder will seine Ideen verfolgen und durchsetzen, keiner dem andern nachgeben! —

19. November/1. Dezember. Gestern hat das Ministerium sein Programm in der Kammer verlesen. „Wir wollen die Jahrhunderte alte Verbindung mit der Pforte in vollster Loyalität aufrecht erhalten; wir wollen die strengste Neutralität beobachten, sowohl hinsichtlich unsrer allgemeinen Beziehungen zu den Garantiemächten als auch freundnachbarlich hinsichtlich der Verträge, welche uns die Stellung eines neutralen Staates zuweisen und gleichzeitig unsre autonomen Rechte gewährleisten," so lautete der auf die äußere Politik bezügliche Teil. Das Programm wurde gut aufgenommen. — Bratianu, der zum Kammerpräsidenten erwählt ist, verspricht seine Unterstützung. — C. A. Rosetti, das eigentliche Haupt der Liberalen, hält dagegen die ganze Lage für unhaltbar. Wie der Fürst erfährt, hat man von jener Seite allen Beamten das mot d'ordre gegeben, unter dieser Regierung nicht im Dienste zu verbleiben!

21. November/3. Dezember. Fürst Karl billigt in einem Briefe an den Ministerpräsidenten D. Ghika das Programm des neuen Kabinetts als ein wirklich nationales, dankt ihm für den patriotischen Eifer, mit dem er die Leitung der Geschäfte übernommen, und spricht die Hoffnung aus, daß es ihm gelingen möge, alle Spaltungen und Wühlereien zu beseitigen und alle Söhne des Vaterlandes zu dessen Heil um den Thron zu scharen.

23. November/5. Dezember. Bratianu ist lange beim Fürsten und unterzeichnet noch einige Dekrete, die aus der Zeit seiner Verwaltung zurückgeblieben sind. Es handelt sich um Ernennungen in der Armee. Das Dekret, welches Herrn von Krenski's Stellung regeln soll, glaubt er aber nicht mehr unterschreiben zu sollen, was den Fürsten frappiert, da Bratianu für dessen Berufung warm eingetreten war!

27. November/9. Dezember. A. Golesku trifft mit Briefen aus Konstantinopel ein. Auch empfängt der Fürst Briefe seines Vaters, die er lange entbehrt hat. Fürst Karl Anton schreibt:

„Die Durchreise des H. V. bietet mir nach langer Zeit einmal wieder eine sichere Gelegenheit zum vertraulichen Briefwechsel. Glücklicherweise kann ich Dir nur gute Nachrichten von uns geben . . . Ich bin aber bald Invalide, denn ohne Stock kann ich absolut nicht mehr gehen — das Treppensteigen ist mir sehr lästig, ebenso das lange Stehen — von Reiten keine Rede mehr. Alles das bestärkt mich in meinem Entschluß, meine militärische Stellung bald niederzulegen, obgleich es den König unangenehm berühren würde.

„Die spanische Thronkandidatur spukt bis jetzt nur in den Zeitungen — wir wissen kein Sterbenswörtchen davon — auch würde ich, wenn dieser Gedanke näher an uns herantreten sollte, niemals zur Annahme dieser zweifelhaften, in reinem Flittergold schimmernden Stellung rathen können. Außerdem würde Frankreich wegen der Preußischen Beziehungen niemals die Festsetzung der

Digitized by Google

Hohenzollernschen Dynastie jenseits der Pyrenäen gestatten können. Ist es ja schon von Eifersucht angeschwollen, daß ein Hohenzollernsches Glied die untere Donau beherrscht! . . . .

„Ich freue mich, daß Oberst Krenski bei Dir ist. Welche unerhörten Nachrichten verbreitet werden, wirst Du aus beifolgendem Ausschnitt ersehen."

(Die „Presse" will von 6000 preußischen Arbeitern wissen, welche neuerdings unter dem Vorgeben, bei den Eisenbahnbauten Beschäftigung zu finden, nach Rumänien gekommen und in die rumänische Armee eingereiht worden seien. Im Übrigen befänden sich in der rumänischen Armee, bis in die höchsten Offiziersstellen hinauf, schon viele Preußen).

„Von den zahlreichen französischen Offizieren hat Niemand gesprochen, jetzt aber, wo nur zwei preußische Offiziere anwesend sind, wird ein Höllenlärm geschlagen.

„Neulich hatten wir mit der Königin Augusta in Cöln ein Rendez-vous. Sie frug mich, ob Du ihren Brief empfangen hättest. Ich konnte es bejahen. Sie scheint Antwort zu erwarten . . .

„In Sigmaringen, wie überhaupt in ganz Süddeutschland, hat sich der Winter früh eingestellt. Ueberall enormer Schneefall und Hemmung der Kommunikationen. In Sigmaringen nichts Neues, nur der Kupferstichsaal (ehemaliger altdeutscher Saal) ist neu und sehr komfortabel, auch als Thee-Salon, eingerichtet worden. Im großen Rittersaal sind die Ahnenbilder umgestellt, so daß z. B. die 12 Hohenzollernschen Fürsten von Maximilian I. bis zu mir in einer Reihe aufgestellt sind. Zwischen Speisesaal und Rittersaal im Durchgangsraume ist die prachtvolle Hechinger Boiserie aufgestellt und eingelassen.

„Mein Porträt für Dich ist fertig und eingerahmt und wartet nur auf die Absendung. Es soll das beste und gelungenste sein, was von mir existirt.

„Ueber Berlin und preußische Zustände weiß ich Dir nichts Spezielles zu schreiben. Der König ist rüstiger und bewegungslustiger als je und hat noch immer seine jugendlichen Neigungen, trotz weißer Haare.

„Bismarck soll immer noch angegriffen sein; in innern Fragen scheint er mir gegenwärtig eher weniger als mehr Einfluß zu besitzen. Die Kreuzzeitungspartei hat in allen Kultus-, Schul- und Verwaltungs-Principienfragen noch ihren alten Einfluß. Im Auswärtigen Amt aber schaltet Bismarck ohne Störung, obgleich er auch hier oftmals der Ansicht des Königs sich beugen muß. — Vorerst kann der Friede als gesichert betrachtet werden. Das ist namentlich wichtig wegen Süddeutschlands, wo die extremen Partheien im Stillen immer auf eine französische Komplikation gewartet haben, um neutral zu bleiben oder offen mit Frankreich zu gehen, — jedenfalls aber um mit Zuversicht auf eine Preußische Niederlage zu rechnen. Je länger also die Verhältnisse ungetrübt bleiben, desto mehr schwindet dieser Partei der Boden unter den Füßen. Es ist namentlich die ultramontane, mit der republikanischen im Bunde! In Hohenzollern hat der Ultramontanismus auch Fortschritte gemacht, aber er ist

Digitized by Google

wenigstens nicht unpatriotisch und antipreußisch. — Es ist merkwürdig, wie elastisch heut zu Tage alle Begriffe sind!

„Kein Kompliment für die Moral!

„Und nun noch der Ausspruch des sehnlichsten Wunsches: Dich wiederzusehen nach langer Trennung! Projekte will ich keine machen, aber den Wunsch will ich hegen und pflegen als ein kostbares Kleinod und einen nicht zu entfernten strahlenden Lichtpunkt der Zukunft!" —

Diesen mehr persönlichen Nachrichten hat Fürst Karl Anton folgende politische Betrachtungen beigefügt, die durch die letzten Ereignisse, den Ministerwechsel, zwar schon überholt sind, aber dennoch großen Wert für den Sohn haben:

Rumänien und seine Stellung in Europa.
November 1868.

Es giebt Frauen, deren Ruf unantastbar ist, die man aber zum Gegenstande öffentlicher Besprechung macht, um eben an diesem Rufe zu rütteln. So geht es mit Rumänien, dessen Gegner sich die Aufgabe stellen, seine gedeihliche Entwickelung auf allen Gebieten durch absichtliche Ausstreuung falscher Nachrichten zu hintertreiben.

Wie es am Ende gelingt, durch systematische Verläumdung auch der tugendhaftesten Frau etwas anzuhängen, so auch Rumänien; man wird zweifelhaft, was zu glauben, was nicht zu glauben ist! Es spiegelt sich diese unbehagliche und unsichere Meinung über Rumänien in allen Preßorganen Europa's wieder, und selbst bei den wohlwollendsten Kabinetten hat eine Art von vagem Mißtrauen Wurzel geschlagen.

Beweis hiervon folgender Artikel aus der Norddeutschen Allgem. Ztg., dem Regierungsorgan in Berlin: „Nach den Wahrnehmungen, welche aus der letzten Zeit über die steigende Erregung der Gemüther in Folge von Parteiagitationen in Rumänien vorliegen, darf man sich indessen nicht der Befürchtung verschließen, daß die Regierung im Lande nicht stark genug ist, um das für die allgemeine Wohlfahrt nothwendige Programm zu verwirklichen . . . . . Keinesfalls kann es aber der preußischen Politik entsprechen, von Rumänien aus den Frieden Europas in Frage gestellt zu sehen. Nach der Neugestaltung Oesterreichs muß es vor Allem Rumäniens Aufgabe sein, mit dem Nachbarlande Ungarn seine Beziehungen auf der Basis der freundschaftlichen Verhältnisse, auf welche die Geschichte und die realen Verhältnisse beider Länder verweisen, zu kultiviren."

Das österreichische Rothbuch, den Delegationen in Pesth vorgelegt, ist von Mißdeutungen und Uebertreibungen gegen Rumänien erfüllt, obgleich in der Art und Weise der Darstellung die Linie einer gewissen diplomatischen Reserve und Courtoisie nicht überschritten wird.

Das Gerücht von den ungeheuren Waffenvorräthen, die für auswärtige Zwecke massenhaft in Rumänien angesammelt wurden, ist niemals entschieden dementirt worden. Niemand scheint zu wissen oder nur zu ahnen, daß es die

Digitized by Google

von Preußen für die Rumänische Armee mit schwerem Gelde erkauften Waffen sind, welche via Rußland dahin transportirt wurden, nachdem Oesterreich und Ungarn die Durchfuhr auf dem naturgemäßen Wege der Donauschiffahrt verboten hatten.

Trotz alledem kann es nicht länger verborgen bleiben, daß die Persönlichkeit J. Bratianu's beinahe allen Regierungen ein Dorn im Auge ist. Weil Bratianu sich die Kraft für sein Wirken hauptsächlich in der demokratischen Partei zu suchen scheint, ist er den mehr oder weniger absolutistischen Regierungen eine Gefahr. Hat doch kürzlich die Kaiserin von Rußland bei ihrer Anwesenheit in Darmstadt sich dahin geäußert, daß man dem guten Willen des Fürsten alle Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, daß aber seines ersten Ministers, Bratianu's, Thätigkeit eine für ihn und den europäischen Frieden unheilvolle sei.

In Frankreich ressentirt man sehr die Fortdauer des Bratianu'schen Regime's und würde vielleicht zu einer billigen Anschauung der rumänischen Verhältnisse sich bereit finden lassen, wenn ein anderes Ministerium an die Spitze träte.

Ein Widerspruch liegt aber in dem Umstande, daß die russische Kaiserin Bratianu für gefährlich hält, während Oesterreich und Frankreich eben diesem Minister eine zu große Willfährigkeit gegen das russische Interesse beimessen.

Rumänien ist eben der europäische Prügeljunge, der gemaßregelt werden muß, gleichviel ob er brav oder unartig ist. Es ist dies eine Thatsache, die sehr schwer zu entkräften sein wird, nachdem auch die öffentliche Meinung Parthei gegen alles Rumänische genommen hat.

Ich glaube, daß es ersprießlich sein könnte, wenn die rumänische Regierung die Initative zu einer Enquête commune der Garantiemächte ergriffe, damit durch die Wucht der Thatsachen die nackte Wahrheit sans phrase dargestellt würde.

Auf einem andern Wege läßt sich keine Ruhe erzielen, um das großartig angelegte Lügengewebe mit Erfolg zu zerstören.

Es liegt auf der Hand, daß eine auf Emancipirung von der Türkei gerichtete Politik der größte Fehler wäre. Rumänien kann und soll seiner Zeit von der orientalischen Débacle profitiren, so gut es kann; aber es darf unter keinen Umständen diese Krisis provociren — sonst steht es als europäischer Störenfried da und würdigt sich zum reinsten Kompensationsobjekt herab, entweder Rußlands oder Oesterreichs.

Judenverfolgungen, Bulgarische Umtriebe und Unabhängigkeits-Gedanken sind die großen Vorwürfe, welche die diplomatische Welt gegen Rumänien erhebt — hierüber müßte allen Mächten mit offenem Freimuth reiner Wein eingeschenkt werden, denn aus jeder dieser Annahmen lassen sich Anklagen, ob mit Recht oder Unrecht, folgern. Auch der leiseste Schatten eines Verdachts muß verwischt werden, und vermöge seiner exceptionellen europäischen Stellung soll Rumäniens Regierungssystem nach Außen so klar und durchsichtig als möglich sein.

Digitized by Google

Ich gestehe offen, daß ich die hohe Begabung Bratianu's, seine staatsmännische Auffassung und namentlich seine Treue für seinen Fürsten sehr anerkenne — indessen leben in mir stets einige Zweifel, ob er seiner patriotischen Phantasie nicht zu sehr die Zügel schießen läßt und am Ende Idealen nachjagt, deren Verwirklichung für den Moment eine außerordentliche Gefahr in sich schließt, deren Festhaltung aber als das Bemühen nach einem Endziele zu rechtfertigen wäre. Nur darf weder laut gedacht, noch laut gesprochen werden — es genügt, einem Zwecke entgegen zu sehen, ohne daß man die Frucht zur vorzeitigen Reife bringt.

Besserung der Volkszustände und materielle Entwicklung des Landes sind für den Moment die Hauptsache. Die Armee soll nicht vernachlässigt werden, aber dieselbe darf niemals Zweck sein, sie muß stets Mittel bleiben; darum muß Alles, was an Verbesserung für sie geschieht, ohne Ostentation, sicher, ruhig, fortschreitend gethan werden — das Ausland muß davon überzeugt sein, daß sie stets eine Defensiv-Macht bleibt, jeder Offensive fremd.

Die von der österreichischen Presse verbreitete Nachricht von verkleideten preußischen Soldaten und der Maske von Eisenbahn-Arbeitern muß vornehm ignoriert werden — denn mit derartigen Albernheiten kann man sich nicht einlassen — hingegen dürfte es von folgenschwerer Bedeutung sein, wenn auch österreichische Kapitalien für den rumänischen Eisenbahnbau in das Land Eingang fänden, denn nichts einigt mehr als solidarische Geld-Interessen. Es wäre dies eines der wichtigsten Beschwichtigungsmittel gegen das System von Anklagen und Feindseligkeiten. Ich begreife dies sehr wohl, daß es vor Allem darauf ankommt, die Eisenbahnen als vollendete Thatsachen dem Lande vorzuführen. In dieser Richtung ist es gewiß gleichgültig, mit welchem Gelde — ob preußischem oder österreichischem — sie gebaut werden; aber internationale und Nachbarschaftsrücksichten machen doch sehr wünschenswerth, daß Geld und Arbeitsleistung überall acceptirt werden, wo sie angeboten sind. Sind einmal große österreichische Kapitalien in Rumänien engagirt, so erwachsen hieraus nothwendigerweise gemeinsame Interessen, und das Judentum, welches Presse und Geldmarkt beherrscht, wird zum Einlenken, moralisch und materiell, gezwungen. — Zum Schlusse noch möchte ich bemerken, daß eine freundschaftliche Stellung Rumäniens zu Ungarn nützlich wäre.

Noch ein Wort über die Rumänische Presse. Wäre dieselbe überall loyal und patriotisch — Servilität verlangt Niemand, — so müßte sie dem doktrinären, unfruchtbaren Streit in edler Selbstverleugnung entsagen, welcher gegenwärtig alle Leidenschaften aufrührt. Die dortige Presse ist für dieses noch nicht organisirte Land eine Pestbeule. Sie kennt kein Vaterland, nur die Vergötterung ihres Parteistandpunkts.

Gründung eines geistvoll redigirten Regierungsjournals, das offenkundig die Standarte des Gouvernements vorträge, wäre ein fühlbares Bedürfniß. Die gegenwärtigen Regierungsorgane sind sehr schwach, namentlich deshalb, weil sie sich zuviel mit Parteigezänke abgeben. Waffen-Aufrufe, wie z. B.

Digitized by Google

von der Perseverantia, sind für das Ansehen der Regierung sehr nachtheilig, weil ihre Feinde ein Angriffsfeld mehr haben, indem entweder Doppelzüngigkeit oder Schwäche vorgeworfen wird.

Ich hatte einen Augenblick gehofft, die öffentliche Aufmerksamkeit Europas würde durch die spanische Katastrophe von Rumänien abgezogen werden; allein der ruhige, normale Verlauf der spanischen Dinge giebt den Skandalsuchern keinen Stoff — dieser wird fortwährend nur in den Donau-Fürstenthümern hervorgeholt, während z. B. die Zustände Griechenlands eine viel schärfere Geißelung verdienen.

Es ist leider heute eine unbestreitbare Thatsache, daß wie bei Personen, so auch bei Staaten, immer Etwas hängen bleibt, wenn systematisch Lug und Trug über sie verbreitet wird.

Die Geschichte wird dereinst vollkommene Gerechtigkeit nach allen Seiten austheilen — die Gegenwart aber leidet darunter, namentlich wenn der Schwächere dem Stärkeren gegenüber steht.

Nachtrag. Ich lese soeben die im österreichischen Rothbuch veröffentlichten Depeschen No. 104, 105, 106, 107, welche in Betreff der Waffentransport-Frage ausgewechselt worden sind. Aus diesen Depeschen entnehme ich einen ganz neuen Gesichtspunkt, nämlich jenen, daß die österreichische Regierung nicht abgeneigt gewesen zu sein scheint, jenem Waffentransport die ungehinderte Durchfuhr durch Oesterreich und Ungarn zu gestatten. Die Angelegenheit würde dadurch eine viel geringere Wichtigkeit erhalten haben — der österreichischen Regierung wäre vorab jeder Grund zu verdächtigenden Bemerkungen abgeschnitten worden.

Wenn es wahr ist, wie behauptet wurde, daß diese ganze Waffen-Einfuhr über Rußland mit einem mysteriösen Schleier umhüllt gewesen sei, so ist ein solcher Vorgang allerdings dazu angethan, falsche Suppositionen berechtigt erscheinen zu lassen.

Auffallend ist, daß Bratianu, wie in Depesche 105 enthalten ist, sich darauf beruft, daß man absichtlich den Weg durch Rußland gewählt habe, weil man einen refus seitens Oesterreichs hätte befürchten müssen.

Jedenfalls, vorsichtiger wäre es gewesen, wenn die österreichischen Behauptungen richtig sind, vorher eine diplomatische Anfrage an Oesterreich zu stellen. Je nach Ausfall dieser Anfrage wäre man dann zur Wahl des Weges besser berechtigt gewesen.

Auch die von Generalkonsul Eder gemeldete Angabe Bratianus, der König von Preußen hätte sich persönlich für die Waffendurchfuhr an Rußland gewendet, hat bei dem offenkundigen Mißtrauen gegen eine angeblich Preußisch-Russische Allianz viel geschadet und war zum mindesten nicht diplomatisch-korrekt.

Die Oesterreichischen Anklagen erhalten dadurch einen Untergrund, welchen sie nicht gehabt haben würden, wenn eine offizielle Ablehnung von Wien aus erfolgt wäre.

Digitized by Google

Nichts destoweniger ist aber die ganze österreichische Auffassung im Rothbuch parteiisch und beweist eine Tendenz zur Einmischung in die innern Fragen und Verhältnisse Rumäniens." — —

Die Briefe, welche A. Golescu aus Konstantinopel bringt, sind höchst zufriedenstellend. Der Sultan schreibt selbst, wie sehr ihn die Versicherungen des Fürsten erfreut haben. C'est là d'ailleurs une nouvelle preuve de la sagacité et de la loyauté d'intention qui caractérisent Votre Altesse. Dann drückt er ihm die Befriedigung aus, die er und sein Sohn über die Aufmerksamkeit Fürst Karls empfinden.

Aali Pascha sagt in Beantwortung des fürstlichen Briefes: J'ai été heureux de retrouver dans cette lettre les mêmes sentiments dont V. A. S. s'est toujours montrée à l'égard du Gouvernement impérial. Lorsque V. A. parle, toutes nos inquiétudes disparaissent, et la confiance renait pleine et entière. C'est ainsi que se trouvent dissipés les quelques nuages qui apparaissent à l'horizon dans nos relations. Je prie V. A. S. d'être profondément convaincue des sentiments invariables de S. M. J. le Sultan etc.

3./15. Dezember. Fürst Karl antwortet dem Marchese Pepoli, daß er sehr gerührt sei über dessen aufrichtige Teilnahme. Niemand könne eine Annäherung der Nachbarländer mehr wünschen als er, der Fürst, denn er sei überzeugt, aus dieser Annäherung würden beiden Teilen große Vorteile erwachsen.

Darauf verteidigt Fürst Karl warm sein eben zurückgetretenes Ministerium, das von seinen Gegnern mit einer perfiden Taktik angegriffen worden sei.

„Cependant j'ai fini par reconnaître que les effervescences de l'esprit libéral qui animait mes anciens ministres, étaient de nature à répandre dans le pays une surexcitation fâcheuse, et qu'elles se traduisaient, sous un régime de liberté absolue de la presse, en articles tels que ceux d'un obscur folliculaire, le journal la Perseveranza. Comme on s'est entendu de toute part pour faire remonter à M. Bratiano la responsabilité de tous les écarts de ce patriotisme inconsidéré, j'ai préféré renoncer aux services de cet homme d'Etat éminent et dévoué que de m'exposer plus longtemps au reproche de faire obstacle, en le retenant en fonction, au retour du calme et de la paix, dont le besoin se fait généralement sentir. Je ne pouvais donner de gage meilleur de mon propre amour de la paix, ni de ma ferme intention de respecter les traités."

Der Fürst kommt dann auf die vorgeschlagene entente parfaite mit Ungarn zurück, erkennt deren Vorteile an, macht aber den Vorbehalt, daß er nur in dem Falle der Übereinstimmung seines Landes sicher sei: wenn die Ungarn zuvor ihre Politik den transsilvanischen Rumänen gegenüber änderten. „Es hängt nicht von mir ab, die natürlichen Sympathien zu beseitigen, welche zwischen den gleichsprachigen Bevölkerungen diesseits und jenseits der Berge bestehen. Ich habe also das Recht, zu erwarten, daß die ungarische Regierung ihrerseits alles, was recht und billig ist, thue, um die Beschwerden von zwei bis drei Millionen

Digitized by Google

Rumänen, welche in Siebenbürgen und im Banat wohnen, gegenstandslos zu machen. Betrachten Sie diesen meinen Wunsch nicht als eine Anmaßung politischer Einmischung. Ich bestehe auf diesem Punkt nur insofern, als er die Hauptvorbedingung für die Festigung des guten Einvernehmens meiner Regierung mit derjenigen des Nachbarreiches ist. Als konstitutioneller, aus einer Volksabstimmung hervorgegangener Fürst bin ich verpflichtet, der öffentlichen Meinung, so weit sie richtig ist, Rechnung zu tragen; und eine offene und aufrichtige Versöhnungspolitik der ungarischen Regierung gegen ihre nicht-magyarischen Unterthanen würde für mich die beste Unterstützung sein auf dem Wege, den ich einzuschlagen bereit bin." — —

4./16. Dezember. Fürst Karl beantwortet den letzten Brief des Kronprinzen; nachdem er ihm für ein durch den Oberstleutnant von Falkenhayn, der zur Organisation des fürstlichen Marstalles nach Bukarest berufen ist, überbrachtes schönes Bild gedankt hat, fährt er fort:

„Seit meinem letzten Briefe habe ich wieder schwere und sorgenvolle Zeiten durchmachen müssen, die sich in Folge der unglückseligen Partei-Umtriebe hier wohl noch öfter wiederholen werden. — Um Europa eine reelle Garantie zu geben, daß Rumänien nicht die Veranlassung zu irgend einer ernsten Komplikation werden möchte, nahm ich nach der Kammer-Eröffnung die Demission des Ministeriums Bratianu an. Die Aufgabe, ein neues Kabinett zu bilden, war keine leichte, umsomehr, da das alte Ministerium in beiden Kammern eine bedeutende Majorität hatte. — Die natürliche Folge wäre nun eine Kammer-Auflösung oder der Sturz des neu gebildeten Kabinets; beides würde wieder eine schwierige Lage schaffen und neue Verwicklungen heraufbeschwören. — Daher suchte ich durch alle Mittel, die mir zu Gebote standen, eine Versöhnung unter den Partei-Chefs herbeizuführen, was mir nach Riesen-Anstrengungen gelungen ist. — Ich habe nun alle Hoffnung, daß das neue Ministerium, welches aus tüchtigen Elementen zusammengesetzt ist, mit den jetzigen Kammern wird arbeiten können. Wenn nur nicht wieder neue Intriguen und Chikanen von Außen es in seiner schwierigen Arbeit hindern! — Die Verwicklungen in Griechenland kommen recht ungelegen, ich hoffe aber immer noch, daß es nicht zu einem ernsten Konflikte kommen wird. In Athen rechnete man entschieden auf die Spannung, die zwischen uns und der Türkei bestand; es ist mir aber gelungen, dieselbe vollständig zu beseitigen, ohne mir das Geringste zu vergeben; ich bediente mich dabei des usages turcs . . .

„Frankreich und Österreich sind über das in Stambul erreichte Resultat nicht sehr erfreut, sie hatten gehofft, daß mein Abgesandter nicht empfangen werden würde." —

5./17. Dezember. Fürst Karl Anton schreibt aus Düsseldorf vom 6. Dezember:

„Erst heute bin ich in den Besitz Deines lieben Schreibens vom 27. Oktober/8. November gekommen. Inzwischen wirst Du meine Briefe vom 27. erhalten haben. Alles was ich Dir unter diesem Datum schrieb, namentlich

Digitized by Google

mein politisches Memorandum, ist durch die Ereignisse überholt worden, und meine Rathschläge und Ansichten kommen Dir erst zu, wenn die großen Veränderungen bei Dir schon längst zu vollendeten Thatsachen geworden sind. — Es muß Dir übrigens eine Beruhigung gewähren, daß Du in Anbetracht der äußerst gespannten und gefahrdrohenden Situation bereits Alles das gethan hattest, was man Dir anzurathen verpflichtet war. — Gott gebe, daß Alles nun vorüber, und daß Bratianu als ächter Patriot und treuer Anhänger in seiner Präsidentenstellung sich bewähren möge. Ich bin ungemein gespannt, den näheren Zusammenhang zu vernehmen. Du hast einen Strich durch die österreichisch-französischen Intriguen gemacht und vermuthlich Beust dadurch bloßgestellt, daß nach und nach die Welt dahinterkommt, daß er und die gesammte Presse sich den absichtlichsten Uebertreibungen und Lügen hingegeben haben.

„Die Gefahr aber lag darin, daß bei dieser systematischen Verfolgung Rumäniens endlich jedermann den Kompaß verlor und an Alles glaubte. Da kam plötzlich die Entlassung des Ministeriums, — und Alles war verblüfft! — Beust und Moustier wohl am meisten! Jetzt machen sie sauer-süße Mienen, weil sie nicht anders können und weil ihnen der Boden unter den Füßen entzogen ist.

„Es war die höchste Zeit, daß Du die Heiligkeit der Verträge und die Integrität der internationalen Beziehungen betontest, denn Europa glaubte wirklich schon am Vorabende der orientalischen Débacle zu stehen!

„Hoffentlich kommen die Zeitungen jetzt zur Ruhe; zu viel schon hat man von Rumänien gesprochen.

„Ich bin ungemein gespannt auf Bratianu's Haltung; von der Kammer hängt vieles ab, was noch zu weiterer Beruhigung dienen kann: würde selbe einen turbulenten Charakter annehmen, namentlich nationalitäts-provokatorisch, so müßte sie sofort aufgelöst werden. Europa verträge keine derartige Irritation mehr.

„Auch England, welches nunmehr ein neues Ministerium besitzt, muß sehr ménagirt werden, denn die Selbständigkeit der Pforte ist bei Tories und Whigs die corde sensible. Hat England die Überzeugung, daß Rumänien sich nicht emancipiren will, so kann man sicher auf Englands Freundschaft und Theilnahme für Rumänien zählen.

„Man kann sagen, die Todten reiten schnell: es ist dies ein bildlicher Vergleich für die Ereignisse, denn während ich mir Mühe gab, Dich auf die neueste Wendung der Dinge aufmerksam zu machen, war bereits Alles geschehen und in neue Wege geleitet!“ — —

6./18. Dezember. Da Griechenland das von der Türkei gestellte Ultimatum abgelehnt hat, werden die türkischen Häfen den griechischen Schiffen geschlossen, und allen griechischen Unterthanen mitgeteilt, daß sie das Land binnen vierzehn Tagen zu verlassen haben. Auch die rumänische Regierung wird von der Pforte ersucht, die griechischen Staats-Angehörigen aus dem Gebiete der vereinigten

Digitized by Google

Fürstentümer auszuweisen; — sie beauftragt aber ihren neuen diplomatischen Agenten in Konstantinopel, D. Sturdza, dort dagegen Beschwerde zu führen, denn diese Zumutung steht im Widerspruch zu allen anerkannten Rechten Rumäniens.

Die erste Zeichnung der Strousberg'schen Eisenbahn-Anleihe findet heute statt; sie wird überzeichnet.

In Paris wird Marquis de Moustier als Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch Marquis de Lavalette ersetzt.

Die Kölnische Zeitung bringt eine Korrespondenz aus Paris, daß Kaiser Napoleon nach dem Rücktritt Bratianu's keine Gelegenheit vorübergehen lasse, ohne sich mit besonderer Rücksicht auf die Person des Fürsten Karl über die rumänische Angelegenheit auszusprechen, mit deren Gange er nun völlig versöhnt sei. Fürst Metternich dagegen bemühe sich darzulegen, daß der Bukarester Kabinettswechsel lediglich die Form, nicht die Sache geändert habe.

12./24. Dezember. Heute, zum deutschen Weihnachts-Abend, trifft beim Fürsten als freudige Überraschung das schöne Ölbild seiner geliebten Mutter ein. Die Herren seiner Umgebung haben dem Fürsten einen Tannenbaum geputzt.

16./28. Dezember. Dem. Sturdza's höchst interessanter erster Bericht aus Konstantinopel trifft ein. Sturdza hatte sich persönlich schon im Jahre 1866 bei den Anerkennungs-Verhandlungen das Vertrauen der türkischen Staatsmänner erworben, außerdem vertritt er das neue, der Türkei sowie ganz Europa sympathische rumänische Kabinett — infolgedessen ist seine Stellung am goldenen Horn eine günstige. Seine Aufgabe ist, überall zu wiederholen, daß Rumänien sich durch die Bande, welche es an die Türkei knüpfen, gesichert fühlt und stets bestrebt sein wird, dieselben zu festigen. Der Minister des Auswärtigen, Savfet Pascha, ist sofort darauf eingegangen, die Note in Bezug auf die Ausweisung der Griechen, welche die rumänische Neutralität verletzte, zurückzuziehen, und der Großwesir verspricht sie sogar durch eine bloße Notifikation vom Abbruch der Beziehungen zwischen der Hohen Pforte und Griechenland zu ersetzen.

Auch das von der Türkei konfiszierte, Rumänien gehörende Pulver hat Sturdza Aussicht, seinem Lande wieder zu verschaffen, car on est disposé à tout faire für den Fürsten und das jetzige Ministerium; freilich möchte man vorher die Sicherheit haben, daß es der Partei Bratianu und C. A. Rosetti nicht zu Nutzen komme, d. h. daß das Ministerium Ghika eine Stabilität verspreche, an welcher die Zusammensetzung der Kammer vorerst noch zweifeln lasse.

Der französische Botschafter hat Dem. Sturdza erklärt, daß es absurd gewesen wäre, wenn die Türkei der vorigen rumänischen Regierung das Pulver ausgeliefert — das dieselbe nur gebrauchen wollte, um die Ruhe der Nachbarländer zu stören. — Alle Botschafter und Gesandten drücken Sturdza ihre Befriedigung über das Ministerium aus, zeigen sich überhaupt sehr rumänenfreundlich, mit Ausnahme Österreichs. — —

König Wilhelm schreibt dem Fürsten von Hohenzollern (vom 23. Dezember), und dieser teilt es seinem Sohne mit:

Digitized by Google

„Deinem Sohne Karl können kritische Momente im Oriente bevorstehen, die Beust unbedingt eingerührt hat. Es ist unverantwortlich, eine Geschichte, die im Erlöschen war, wieder anzufachen, um — im Trüben zu fischen aus persönlichem Ehrgeiz und aus Rachegefühl, während er das Gegenteil im Munde führt." —

18./30. Dezember. In einem Briefe an seinen Vater schreibt Fürst Karl demselben, was sich im letzten Monat in der Politik seines Landes zugetragen hat, und fährt dann fort:

„Die Kammer scheint das Ministerium nicht aufrichtig unterstützen zu wollen, sie sucht durch zahlreiche Interpellationen die Diskussion in die Länge zu ziehen.

„Während der Adreß-Debatte habe ich eine schwierige Zeit durchgemacht. Ich lud die Deputierten in großer Zahl ein und bat sie, keinen Konflikt heraufzubeschwören; ebenso wirkte ich auf Bratianu und Rosetti ein. Die Zeitungen werden Dir unterdeß die errungenen Resultate bekannt gegeben haben. Die Adresse konnte ich mit großer Befriedigung entgegen nehmen, und meine Antwort trug viel zur Versöhnung bei. Ich hob mit Wärme und Energie hervor, daß im Grunde ja alle Parteien auf denselben Zweck hinarbeiteten, nämlich auf den, das Vaterland zu kräftigen und sein Ansehen dem Auslande gegenüber zu heben, und daß sie in diesem Streben auch Harmonie und Eintracht untereinander finden müßten und würden.

„Die Kammer überbrachte mir, vertreten durch eine Deputation von 40 Mitgliedern, die Adresse, Bratianu verlas dieselbe. Nachdem ich geantwortet hatte, ging ich auf den Präsidenten zu und sagte ihm: „Ich hoffe jetzt, daß Kammer und Ministerium in Übereinstimmung arbeiten werden!" Bratianu antwortet laut: Maintenant je suis convaincu que les affaires marcheront parfaitement bien, et que le bon accord que V. A. désire tant, règnera dans toutes nos discussions. Les paroles que V. A. vient de prononcer, feront une profonde impression sur tous les députés et sur le pays entier et elles resteront à tout jamais gravées dans les coeurs roumains. — Seitdem die Kammer eröffnet ist: kein Moment, bis tief in die Nacht hinein, gehörte mehr mir — meine Privat-Angelegenheiten habe ich ganz beiseite liegen lassen. — In der letzten Zeit war ich auch noch so abgespannt, daß ich des Nachts nicht schlafen konnte. Gott gebe nur, daß Mühe und Arbeit von gutem Erfolg gekrönt werden, und wir jetzt etwas mehr Ruhe haben!

„Strat, der neue Agent für Paris, der im Jahre 1867 mein Kultus-Minister war, hat den Auftrag, sich Dir in Düsseldorf vorzustellen und Dich über alles zu orientiren. Er hat sich mein Vertrauen erworben schon zu der Zeit, als er noch mein Minister war; damals begleitete er mich auf meiner Reise durch die Bessarabischen Distrikte, wo ich Gelegenheit hatte, ihn schätzen zu lernen. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du veranlassen könntest, daß Strat in Paris vom Kaiser empfangen würde; ich habe gegenwärtig keinen

Anknüpfungspunkt, um ihm zu schreiben. — Aus Paris berichtet man mir Folgendes: L'Empereur dont la douceur de caractère ne s'est jamais démentie, a profité de l'invitation de plusieurs diplomates à Compiègne pour exprimer son entière satisfaction au sujet de la formation d'un nouveau cabinet à Bucarest.

„Der Türkisch-Griechische Conflikt berührt uns sehr wenig, wir befürchten keine ernsten Complikationen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir leben hier in vollem Frühjahr, so daß man den ganzen Tag im Freien sein möchte. Vorgestern machte ich einen 12stündigen Spazierritt von 80 km, um mich etwas von der anhaltenden Arbeit zu erholen. Mir hat der Ausflug sehr gut gethan, während die mich begleitenden Herren etwas mitgenommen von dem langen Ritt waren."

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück.

Eine Geschichte aus dem Leben, wiedererzählt

von

Arthur Brausewetter.

I. Die Adebare.

1.

Der Pfarrer öffnete das Fenster seiner Arbeitsstube. Der weiche Atem der Juninacht umspielte seine Stirn — leise knisterte es in den Blättern des dunklen Ahornbaumes, klang es aus dem Rieseln des Taus, der langsam von Blatt zu Blatt fiel — jenes melodische, geheimnisvolle Klingen, welches wie eine Botschaft aus andrer Welt in stillen Sommernächten durch die schlummernde Erde bebt. — Über ihr brütete dumpfe Schwüle, aber die feiernde Stille, die sich in ihr um so ernster und andächtiger wiedergab, that dem Manne am Fenster wohl.

Er atmete tief auf, als wolle er neues Leben, neue Andacht aus der schweigenden Einsamkeit trinken; er fühlte seinen Kopf freier, seine Seele ruhiger.

Er war an seinen Schreibtisch getreten, die wiederkehrenden Gedanken auf das Papier zu bannen, die unterbrochene Arbeit mit frischen Kräften aufzunehmen.

Da durchschnitten schrille Töne die andächtige Stille — ein schmetterndes, klapperndes Durcheinander verstimmter Blasinstrumente tobte durch die Nacht — gedämpft zwar, aber laut und aufdringlich genug, die Weihe des Friedens jäh zu durchbrechen.

Digitized by Google

Dem Pfarrer stieg eine dunkelrote Zorneswelle in das bleiche Angesicht — er schloß das Fenster, aber er kehrte nicht zu seiner Arbeit zurück — in ruheloser Erregung schritt er durch das kleine Zimmer.

„Noch immer finden sie kein Ende — und so geht es fort, bis die Sonne deinem Tage scheint — mit diesem rohen Lärme begrüßen sie deinen Sonntag! — Ich aber — — ich soll Geduld lernen, — und es wird mir so schwer, sie zu üben. Ich soll für sie beten, — und mein empörtes Herz kann dem Wunsche nicht wehren, daß aus jener Wolkenwand da drüben ein Blitz zuckte und sie strafte — sie alle, die nicht hören, sich nicht bekehren wollen zu dem Ernste deines Wortes."

Er hatte es nicht mehr vor sich hingeflüstert — laut hatte er es in der aufwallenden Leidenschaft seines noch jungen, wenig geprüften Herzens in die Nacht gerufen — aber das letzte Wort erstarb ihm auf der Zunge — lähmendes Entsetzen legte sich auf seine Glieder.

War er die Antwort auf seine Bitte — jener lange, fahle, grüne Blitz, der die Wolken plötzlich durchschnitt, wie eine glühende Geißel über ihren Rücken dahin zuckte und niederzitterte in den Schoß der Erde, als wollte er ihn zerklüften mit einem kurzen, vibrierenden Schlag, — die Antwort — jener Donner, der mit feierlicher Majestät über den Erdboden rollte, als wolle er bestätigen, was sein flammender Vorläufer gedroht, — die Antwort jenes Meer sich einander verzehrender Feuer, das jetzt am Himmel auf und nieder wogte, bald in flammender Lohe sich emporbäumte, bald mit rasender Geschwindigkeit zur Tiefe fuhr — wie in verzückter Freude über das Toben des Donners und das Heulen des Sturmes, die ihr Kampfspiel mit knatternder Musik begleiteten.

Das alles — so ernst und eindringlich es sprach — die lustige Gesellschaft da drüben in dem Dorfkruge störte es wenig. Die verstimmten Blasinstrumente nahmen den Kampf mit dem Rasen der Elemente auf — nur um so lauter und schriller stießen sie ihre schnelle Tanzweise in die Nacht hinaus.

Es war eine erschreckende Disharmonie — wie herausfordernder Hohn schien es dem Pfarrer, wenn in das momentane Schweigen der entfesselten Nacht die hohlen, klappernden Töne des Galopps klangen, nach dem sie dort jauchzend, kreischend tanzten.

„Nein, nein — ich nicht" sprach der Pfarrer — „ich kann es nicht. Verfehlt mein Leben, verfehlt mein Beruf. Rette mich aus diesem Amte, für das ich nicht geschaffen bin." — — — — — —

— — Er hatte die Feder beiseite gelegt, die kaum beendete Predigt von sich geschoben und war in sein Schlafzimmer getreten. — — —

In ruhigem Schlummer auf ihr Bett gestreckt lag ein junges Weib, den linken entblößten Arm unter den Hals gestützt, den rechten schlaff an die Seite gelehnt. Langsam und friedlich hob sich die leise wogende Brust unter dem weißen Nachtgewande.

Immer greller zuckten die Blitze, immer lauter tobte der Donner, — und auch hier die wilden Weisen, die ihm die Herrschaft streitig machten.

Digitized by Google

„Und sie kann schlafen", flüsterte er mehr verstimmt als freudig.

Sie hörte ihn nicht. Ein glückseliges Lächeln spielte um die leise geöffneten Lippen — er verklärte das edle Angesicht; wie der Widerschein eines beglückenden Traumes flog es über die scharf ausgeprägten Züge, aus denen selbst der Schlaf den trübenden Hauch ernsterer Sorge nicht zu tilgen vermochte.

Aber dieses Lächeln verjüngte sie wie ein kurzer Sonnenblick den Herbst; es küßte das nicht regelmäßige, für seine Jugend überernste Antlitz mit der Weihe einer eigentümlichen Schönheit. Das Bild des Friedens, der sinnenden Ruhe, träumte sie vom Glück des Lebens, indem sie sein stürmender Kampf, seine rohe Lust umtobten.

Und nur dieses letztere sah der Pfarrer — für die Gestalt des Friedens und des Glücks, die ihm der Himmel zur Seite gelegt, hatte er kein Auge.

„Sie kann schlafen", sagte er noch einmal — lauter als das vorige Mal.

Da hoben sich die dunklen Lider; aus dem dichten Schleier, der die braunen Augen umhüllte, traf ihn ein kurzer, erschrockener Blick.

„So spät?" flüsterten ihre Lippen noch trunken im Schlafe, aber das verklärende Lächeln war verschwunden — es war Herbst geworden auf dem ernsten Antlitze.

„So spät — ja", erwiderte er bitter „— wie immer, und dabei nichts geschaffen — gar nichts!"

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust der jungen Frau; — aber der Schlaf gab sein Recht nicht preis; mildernd umfaßte sie sein weicher Arm, und mildthätig schloß er ihr die müden Augen. Nur ruhig war er nicht mehr und friedlich. Sie stöhnte oft im Traume — einmal rief sie laut den Namen ihres Mannes und beide Arme wie hilfesuchend nach ihm streckend tastete sie nach seinem Lager wie um sich zu vergewissern, daß er dort sei.

Er war dort . . . mit weitgeöffneten Augen lag er schlaflos auf seinem Bette. Er sah die Blitze durch die Zimmer tanzen, er hörte es, wie die Störche, die da drüben auf der Pfarrscheune ihr Nest bauten, aus dem Schlaf aufgeschreckt, ängstlich mit den Flügeln durch die entfesselte Nacht klapperten.

Auch als das Gewitter nachgelassen und das Grauen des Morgens die Gesellschaft im Kruge auseinandertrieb, die johlend und lärmend sich trennte, und es mit dem erwachenden Tage wieder still und friedlich um das Pfarrhaus wurde, schlossen sich seine Augen noch nicht zur Ruhe — die Bitternis seines Herzens gönnte ihm keinen befreienden Schlaf.

2.

Das Fest im Dorfkruge und die durch den Regen aufgeweichten Wege hatten das ihre gethan. Der Pfarrer hielt seine Predigt vor einer völlig leeren Kirche.

Er kehrte sehr mißgestimmt heim.

„Ich wußte es vorher", sagte er „so ist es jeden Sonntag."

Seine junge Frau legte das Gesangbuch aus den Händen und that den leichten Umhang von den zart gebauten Schultern.

Digitized by Google

Ein dunkler Ernst beschattete ihre traurigen Züge — nicht jener Ernst der inneren Weihe, der uns so friedlich und versöhnend anmutet, wenn wir ihn auf dem Antlitz eines Menschen sehen, der von einem erhebenden Gottesdienste in das alltägliche Leben zurückkehrt und in das Dunkel seines Kampfes und seiner Prosa einen Schimmer des Überirdischen zu tragen scheint — es war ein Ernst, in seiner Verschlossenheit um so schmerzlicher, der aus den braunen Augen zu dem geliebten Manne sprach.

„Du solltest nicht undankbar sein, Hermann" sagte sie beschwichtigend, aber sehr bestimmt „deine Gemeinde ist kirchlich und wohl empfänglich."

„Aber sie wird verdorben — systematisch verdorben!" gab jener, durch ihren Widerspruch gereizt, zurück, und in seinen lebensvollen Augen blitzte es. „Wie oft habe ich den Amtsvorsteher gebeten, diese rohen Vergnügungen wenigstens am Sonnabend Abend zu untersagen, wie mir nicht nur ihn, nein auch diesen tückischen Krugwirt und das halbe Dorf durch meine Beschwerden bei dem Landrat auf den Hals gehetzt, und nichts erreicht! Wir armen evangelischen Pfarrer! Man tritt uns mit Füßen, wo man nur kann. Wir mögen nur der Sache dienen und das Beste im Auge haben, man stellt unser Interesse und das unsrer Kirche jedem andern hintenan."

„Aber du dienst nicht nur der Sache", sagte sie mit sanfter, aber fester Stimme.

„Elisabeth!"

Über seine bleichen Züge flog ein Schatten heißen Unwillens. Das Blut stieg ihm bis unter die durchsichtigen Haare. Er schien nicht minder betroffen als erzürnt. — Sie nahm seine Hand und ließ sie auch nicht, als er sie ihr mit einer raschen Bewegung zu entziehen suchte. Ihr Auge sah bittend, besänftigend in das seine. Aus ihrem Blicke sprach die Tiefe einer besorgten, aber unerschütterlichen Liebe.

„Weißt du noch?" sagte sie leise begütigend — „was wir uns vor vier Jahren in die Hand gelobten, als wir vom Altare in das elterliche Haus zurückkehrten? Offenheit, — unbedingte, unbegrenzte Offenheit in allen Lagen des Lebens — sei sie auch schmerzend — und kränkend, wenn wahre Liebe überhaupt kränken kann. — Nein, Hermann, du dienst der Sache nicht, suchst nicht ihre Förderung. Deine eigene erstrebst du nur, und weil du sie in dem bescheidenen Berufe eines Landpastors nicht findest, haderst du mit ihm und bist nicht glücklich."

Er konnte sich der überzeugenden Wahrheit ihrer Worte nicht entziehen — das aber machte ihn nicht milder.

„Ich hätte ihn vielleicht nie wählen dürfen", gab er kurz zur Antwort.

Durch die dunklen Augen zuckte ein schmerzliches Erschrecken — die Hand der jungen Frau bebte in der ihres Mannes, aber sie ließ sie nicht.

„Wie durftest du es denn jemals thun — jeden andern Beruf, aber gerade diesen —?"

„Weshalb ich es that — wer wüßte es besser als du?"

Digitized by Google

Er hatte es schärfer gesagt, als es in seiner Absicht lag. Elisabeth trat einen Schritt zurück — aus ihrem linken Mundwinkel sprang eine harte Falte hervor — ihre Hand hatte sich aus der seinen gelöst.

„Mir zum Opfer — ja, ich verstehe dich . . . Mich zu heiraten — wurdest du Prediger. Du hast es mir nie gesagt . . . aber ich wußte es längst. Daß du es mir einmal so kalt, so knapp gestehen würdest . . . ich habe es lange erwartet, mich lange darauf vorbereitet, aber . . . nun, — nun trifft es mich mehr, als ich gedacht. Vergieb mir, Hermann. Du hast ganz recht. Ich trage die Schuld. Weshalb ließ ich es zu?"

„Weil du mich liebtest — wie ich dich, Elisabeth", antwortete er rasch und wärmer als bisher.

— „Weil ich dich liebte — gerade deshalb hätte ich es nie leiden dürfen. Ich sah es dir an — aus jedem deiner Blicke las ich es, wie wenig es dir zusagte in dem kleinen bescheidenen Predigerheim der Eltern, wie du den Vater in seiner anspruchslosen Einfachheit, seiner schlichten Weise nie verstehen konntest, so ehrliche Mühe du dir auch gabst. — Du wolltest Dozent werden; deine Gaben unterstützten einflußreiche Verbindungen. Und ich — ich — —."

Aus ihren Augen stürzten die Thränen, so sehr sie ihnen wehrte. Sie hob keine Hand, sie zu trocknen. Ihre Zähne gruben sich in die Unterlippe — sie schämte sich, ihren aufgelösten Schmerz vor seinen Augen zu zeigen.

Er kannte ihre Stärke — um so heftiger griff ihn ihre Fassungslosigkeit an.

„Ich suchte das Glück", sagte er weich — „und ich habe es gefunden."

„Du suchtest das Glück — so sagtest du mir am ersten Tage, als wir uns fanden. In der Befriedigung des Ehrgeizes, der dich durchglühte, aus jedem deiner Worte, jeder deiner Thaten sprach, suchtest du es. Ich wußte das bald. — Aber ich war ein Kind — und ein sehr thörichtes. Was glaubt man nicht alles, wenn man liebt — was träumt man . . . von der Umgestaltung eines andern zum eigenen Ich — von Aufhebung schwerer Opfer durch tausendfache Liebe . . . von — ja, ich war ein Kind, als ich deinem Stürmen nachgab, dir erlaubte, das angebotene Dozentenstipendium zu deiner Ausbildung und belehrenden Reisen auszuschlagen, um des Vaters einsame, abgelegene Pfarre anzunehmen. — Und nun — —."

Eine Thränenflut erstickte ihre Worte. Er aber ergriff ihre beiden Hände, zog sie sanft neben sich auf die Lehne des Sessels nieder, auf dem er saß, und sah ihr eine Zeit lang stumm, — wie sich sammelnd, in das erregte Antlitz.

Dann sagte er langsam, wie jedes Wort bedenkend:

„Du hast recht, Elisabeth. Deinem ernsten, tiefen Schmerze gegenüber wäre Unehrlichkeit unverzeihliche Sünde. Ich habe das Glück gesucht, habe es hier in diesem stillen Wirken, an deiner Seite zu finden gehofft, und — habe es nicht gefunden. Vier lange Jahre habe ich es jeden Tag, jede Stunde unter Zagen und Zittern aufs neue versucht — vergeblich! Dieses einfache, thatenlose Wirken, in dem dein Vater einst mit seinem ganzen Leben aufging, — es ist nichts für mich! — Ich habe nicht eine der drei Tugenden, die einem evangelischen Pfarrer in ihrer Gesamtheit festester

Digitized by Google

Herzensbesitz sein müssen, — habe keine Geduld, keine Demut, keine Selbstlosigkeit. Unterbrich mich nicht — ich habe sie nicht in dem Maße, als sie der schlechteste Prediger braucht. „Das eigene Glück nur darin suchen, daß wir es den andern erringen" — das sagte mir dein seliger Vater, als ich ihm mein Vorhaben kund that. Ich aber suche ein andres Glück — ja, ich leugne es nicht! brennender denn je, durch das lange Harren riesengroß gewachsen, durchloht mich die Sehnsucht nach seinem Besitze. Fort von dieser Einsamkeit möchte ich hinaus ins Leben, auf einer Universität meine Gedanken, die ich hier gewonnen und gesammelt, denen künden, die empfänglicher, gereifter für sie sind als diese kleinen Bauern und Tagelöhner. Sie würden einen bessern Hirten, ich ein angemesseneres Feld zum Wirken und Ausbreiten meiner Kräfte fühlen. Das wäre das Glück! — Und glücklich mit mir solltest du sein, Elisabeth!"

„Daß du es fändest" sagte sie leise, und leiser setzte sie hinzu:

—„Für mich hat es bis heute hier geruht — in diesem stillen Hause, diesem einsamen Dorfe. — Nun aber will ich's mit dir suchen, wo du's zu finden meinst."

3.

Er hatte ihre letzten Worte, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, nicht gehört.

„Ich werde es finden" sagte er voller Zuversicht. „Du weißt, warum ich Tag und Nacht so fieberhaft gearbeitet, mir keine Ruhe und Erholung mehr gegönnt habe.

„Mein alter Gönner, der Professor G . . . in B . . ., der meine kleinen pädagogischen Aufsätze bei ihrer Veröffentlichung so warm lobte, hat mich nicht vergeblich angespornt. Aus dem Vorstudium, das ich aus ihrer Bearbeitung gewonnen, ist das umfangreiche Manuskript zu einem größeren pädagogischen Werke entstanden, das ich ihm vor kurzem eingeschickt habe. Täglich erwarte ich seine Antwort. — Und ich darf dir's gestehen, Elisabeth, — ich hoffe viel von ihr. Lobt er es so wie damals jene Aufsätze, so wird es mir nicht nur leicht fallen, einen Verleger für dasselbe zu finden — noch mehr —"

Er machte eine kurze Pause, als erwartete er eine Frage von ihr. Als sie stumm blieb, fuhr er fort:

„Ja noch mehr. In der philosophischen Fakultät in B . . . wird voraussichtlich in Jahresfrist eine Professur neu zu besetzen sein. Ich kenne G . . .'s Einfluß. Ich weiß auch, wie aufrichtig er es seit meinen ersten Studentenjahren mit mir meint. — Elisabeth, wie glücklich wäre ich!" — —

Der leise Hoffnungsstrahl berauschte den Pfarrer. Je unglücklicher wir uns in einer Lebenslage fühlen, um so geneigter sind wir, der schwächsten Aussicht, die sich zeigt, uns aus ihr zu erlösen, rosige Verheißung abzugewinnen.

So ging es auch ihm. Er war mit einem Male wie verändert — seine Rechte fuhr über das weiche, wellige Haar seiner Frau, das hier und dort schon mit einigen silbernen Fäden durchwirkt war, und wie Vergebung bittend küßte er ihr die feingeformten, aber durch die tägliche Arbeit hart gewordenen Hände.

Digitized by Google

Da lächelte auch Elisabeth unter ihren Thränen . . . so matt, als wenn durch den dunkelsten Wolkenhimmel ein kleiner Strahl der Sonne sich für eine Sekunde hindurchzwängt, aber dann, der Übermacht ängstlich weichend, stirbt. — Sie wußte zu genau, daß diese Stimmung bei ihrem Manne nicht lange anhielt, so innig sie es auch gewünscht hätte.

„Wie zuversichtlich du mit einem Male geworden bist", sagte sie dennoch erfreut. „Fast kenne ich dich nicht wieder."

— „Das hat seine eigene Bewandtnis", erwiderte er geheimnisvoll, fast scherzend. — „Ach Herz, liebstes Herz, . . es wird sich alles wenden . . zum Guten wenden. Ich hoffe wieder. Und weißt du, warum? — Sieh dort!" Er hatte sie sanft beim Arm genommen und an das Fenster geführt, das er öffnete.

Sie blickte ihn verwundert an. „Ich sehe nichts Neues auf dem Hofe", sagte sie endlich.

„Aber dort, siehst du denn nicht?" Und er wies mit der erhobenen Hand zum First der alten Pfarrscheune.

4.

An dem äußersten Ende des alten, auf seinem Giebel längst durchlöcherten Strohdaches schwankte, vom leisen Winde des Junitages rastlos hin- und hergeworfen, eine verbogene, verrostete Wetterfahne. Hoch oben über der knarrenden Stange, die sie trug, war eine Taube von Eisenblech befestigt — der lange Schnabel war abgebrochen, der Flügel hing klappernd an dem plumpen, steifen Leibe. Hilflos dem lauen Winde preisgegeben, schien sie sehnsüchtig des Sturmes zu harren, der ihrem qualvollen Dasein ein schnelleres Ende bereitete.

Aber unter ihren Fittigen rings um die schwankende Fahnenstange begannen zwei Störche ihr Nest zu bauen.

Noch war es in den ersten Anfängen, aber um so eifriger arbeitete das Pärchen an ihm.

Eben flog das Männchen mit einem langen Reisig im Schnabel der alten Wetterfahne zu, brachte seine Beute vorsorglich unter ihr in Sicherheit und näherte sich nun gemessenen Schrittes seiner harrenden Gattin, küßte ihr gravitätisch den roten Mund und ließ sich dann nach einigen flüchtigen Worten am entgegengesetzten Ende des Scheunendaches nieder.

Und nun warfen sie beide die dünnen Hälse gegenüber in den Nacken . . unaufhörlich, immer schneller wie zwei Kautschukmänner im Cirkus, und dabei klapperten sie wie närrisch vor Freude mit den Flügeln um die Wette . . so laut und betäubend, daß sich Elisabeth die beiden Hände an die Ohren hielt und ihren Mann ganz voll Erstaunen ansah, der wie verzückt diesem tollen Treiben zusah.

„Siehst du es jetzt?" fragte er endlich. „Du wirst mich schelten . . . aber es hilft nichts. Ich bin nie abergläubisch gewesen . . es schickt sich auch wenig für einen Prediger. — Aber dies, Elisabeth, dies nehme ich doch für ein wunderbares Zeichen. So lange dieses Haus und die alte Scheune stehen . . niemals haben Störche auf ihr gebaut . . . es ist das erste Mal. Der alte Schulze sagte es mir heute noch, und allen Leuten, die heute vorübergingen, fiel es auf."

Digitized by Google

„Auf dem Bauernhof drüben brechen sie die alte Scheune ab, und die vertriebenen Störche ziehen auf die unsre, weil sie ihnen die nächste ist," warf Elisabeth ein.

„Was es auch sein mag . . . es ist ein Zeichen vom Himmel, Elisabeth! Ich nehme es an. Es bringt mir — es bringt uns beiden — das Glück."

Ein seltsames Lächeln umzuckte den Mund Elisabeths — eine kleine Weile nur, dann schwand es. Ernster als zuvor preßten sich die bleichen Lippen auf einander.

„Das Glück", erwiderte sie tonlos.

„Ja, das Glück!" wiederholte er fest und bestimmt. — „Siehst du — da kommt der Alte. Vielleicht trägt er es schon in seiner Tasche." — — —

Durch den kleinen Gemüsegarten, der vor dem Pfarrhofe lag, schaukelte eine blaue Mütze. Langsam und schwerfällig humpelte der alte Briefträger dem Hause zu. Auf seinem faltendunklen Gesichte, das unter einer platten, leicht gebogenen Nase einen martialischen, weißen Schnurrbart wies, leuchtete die Erkenntnis seiner innersten Würde. Er schien es zu wissen, daß er die bedeutsamste Person für das ganze Dorf, sein Kommen diesem das größte, oft das einzige Ereignis des Tages war . . . nicht zum mindesten dem Pfarrer.

Dieser war ihm in zügelloser Ungeduld auf den kleinen Vorschlag des Hauses entgegengetreten.

„Haben Sie Briefe?"

Er begrüßte ihn Tag für Tag mit dieser stereotypen Redensart.

„Einen, Herr Prediger", antwortete der Alte langsam und gelassen — „oder vielmehr ein Paketchen."

„Von wo?"

„Aus B . . . und eingeschrieben."

„So geben Sie doch . . . geben Sie schnell!"

Der Alte hatte es überreicht. Eilig setzte der Pfarrer seine Unterschrift unter den Schein, den er ihm bot, und trug dann das kleine Paket an seinen Schreibtisch. „Es ist's, Elisabeth", sagte er mit einer Stimme, die vor freudiger Erregung zitterte.

Er sah es nicht, daß seine Frau nicht minder erregt war als er selber. In ihren Augen hatte es hell aufgeleuchtet, so wie ihr Gatte mit dem verhängnisvollen Pakete in die Stube getreten war. Jetzt bog sie sich in ängstlicher Spannung über die Lehne des Stuhles, auf dem er saß, in nervöser Hast die Fäden des Paketes zerschnitt und aus diesem mit zitternder Hand einen Brief hervorlangte. Kaum aber hatte er seine Umhüllung zerrissen und einen kurzen Blick auf die Zeilen geworfen — da sank sein Haupt mit einem jähen Zucken auf die Platte seines Schreibtisches nieder, er legte die Hände unter die brennende Stirn . . . sein ganzer Körper flog.

„Das ist es . . das Glück!" stöhnte er in abgebrochenen Worten vor sich hin . . „und alles . . alles umsonst wie immer!"

Eliſabeth achtete des eigenen Schmerzes nicht. Sie hob den Brief auf, der zur Erde geglitten war, um aus ihm Troſt für ihren gebrochenen Mann, der ſeinen Inhalt vielleicht zu ſchwarz nach ſeiner Gewohnheit angeſehen, zu leſen. Aber freilich — wenig Troſt war in ihm enthalten. Der Profeſſor ſchrieb:

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Ihre Sendung.

Aber ehrliches Streben verdient ehrliche Offenheit. Sie fordern ſie ja auch. Laſſen Sie deshalb die Flügel nicht ſinken, wenn ich Ihnen heute bei aller Anerkennung des Fleißes Ihrer Arbeit ſagen muß: es iſt nichts. Jene Friſche und Originalität, die ich in meiner Kritik über Ihre pädagogiſchen Aufſätze ſo rühmen durfte, — dieſem umfangreichen Werke fehlt ſie. Man wird bei ſeinem Studium — und ich habe es langſam, gewiſſenhaft durchgearbeitet —, den Gedanken nicht los, als hätten Sie mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit etwas Großes ſchreiben wollen. Tröſten Sie ſich mit uns allen, die wir es täglich erfahren: Wenn man den Bogen zu ſtraff ſpannt, zerreißt er. Die Schlüſſe, die Sie als etwas Neues mit Prätenſion aufſtellen, ſind zum größeren Teil bereits lange Gemeingut unſrer Wiſſenſchaft . . . auch manche Irrtümer laufen unter.

„Aber noch einmal, lieber Freund, nicht den Mut ſinken laſſen. Wer die Hand gleich nach den Sternen ausſtreckt, hat immer ſchweren Kampf. Es fallen viele Blüten nutzlos zur Erde, bis eine zur Frucht reift. Aber ſie wird reifen . . Auch bei Ihnen! Denn aufrichtiges Streben ſiegt immer. Nur nichts erzwingen wollen! Sie ſind noch jung. Ihrer nächſten Arbeit wird ein beſſeres Glück blühen.

Leben Sie wohl! Herzlichen Gruß

Ihr treuer, ſtets für Sie intereſſierter G . . .

„Ein beſſeres Glück . . aber freilich: er hat ganz recht, erzwingen läßt es ſich nicht", ſagte Eliſabeth und ließ das Blatt ſinken.

Da erhob ſich ihr Gatte, ergriff das fallende, knillte es in der bebenden Hand zuſammen und warf es in den Papierkorb. Dann nahm er ſeine Arbeit aus ihrer Umhüllung . . ein unſäglich bitteres Lächeln umſpielte ſeinen Mund. Ehe Eliſabeth es hindern konnte, hatte er das umfangreiche, mit präciſeſter Sauberkeit geſchriebene Manuſkript mit einer haſtigen Bewegung mitten durcheinandergeriſſen. In tauſend Fetzen flog es jetzt zur Erde.

„— Um Gotteswillen", rief Eliſabeth voller Entſetzen, „was thuſt du?"

Vergeblich verſuchte ſie, ihn an ſeinem zerſtörenden Thun zu hindern.

„Er meint es am beſten mit mir von allen, und — — ſein Urteil iſt nur zu gerecht!

Ich vernichte das Alte, um etwas Neues zu ſchaffen. Und ich werde es . . etwas Beſſeres, Wertvolleres! Verlaſſe dich darauf — dies ſpornt mehr als das wärmſte Lob."

Digitized by Google

Und mit mutig erhobenem Haupte schritt er in schnellem Gange durch das Zimmer. Durch seine verschleierte Stimme aber flackerte ein unruhiges Feuer.

Elisabeth war es unheimlicher als sein verzweifelter Schmerz. Sie verließ das Zimmer. Dunkle Besorgtheit lag auf ihrer Stirn.

„Wenn der gütige Himmel meinen Traum der letzten Nacht erfüllen wollte. Er war so schön, und . . . es wäre vielleicht das einzige Mittel ihm zu helfen", flüsterte sie, als sie an ihre Hausarbeit ging. — — —

Mit vereinten Kräften hatte das Storchpaar seine Arbeit vollendet. Der erste Grundriß zu dem neuen Heim war gelegt. Sie klapperten nicht mehr so ungestüm mit den Flügeln — sie ruhten aus von der schweren Arbeit. In überlegsames Schweigen gehüllt, das eine der rotbestrumpften Beine dicht unter den Bauch gezogen und mit ihm das andre umklammernd, standen sie da in schweigender Gravität. In gemessenem Pendelschlag nickten sie dazu mit dem Kopfe nach dem Pfarrhause herüber, in dem ehrbaren, braunen Auge einen Anflug überlegener, schalkhafter Schlauheit, als wollten sie dem bleichen Manne, der, ans Fenster das müde Haupt lehnend, mit höhnisch bittrem Lächeln zu ihnen hinüberstarrte, zurufen:

„Sei ruhig . . wir bringen es dir doch . . das Glück . . das Glück."

5.

Und sie hatten nichts Unwahres verheißen . . . die Adebare.

Sie brachten es wirklich . . das Glück.

Freilich, ob sie es da drinnen erkennen, ob sie es wahrnehmen und festhalten wollten — das war ihre Sache nicht. Das mußten die mit sich abmachen, denen sie es auf ihren Schwingen zutrugen.

Der Traum, der in jener unruhigen Gewitternacht ein so glückseliges Lächeln auf das sorgendunkle Antlitz Elisabeths gezaubert, der Traum, den sie mit heißer Sehnsucht die vier Jahre ihrer Ehe geträumt, von dessen Verwirklichung sie alles Schöne, alles Gute für ihr Haus, vor allem für ihren unbefriedigten Mann erhofft, der sie mit seinem süßen Glück umschmeichelt, wenn es ihr einsam war ums Herz und schwer . . dieser Traum verhieß ihr jetzt Erfüllung. — — — — Ihr Mann hatte die neue Arbeit begonnen . . . schnell, rastlos und ohne sich die geringste Erholung zu gönnen, wie alles, was er sich vornahm.

Er liebte es in solchen Stunden aufreibenden Schaffens nicht, wenn man ihn störte . . selbst Elisabeth, die er zur Vertrauten all' seines Denkens und Schaffens machte, durfte sich seinem Arbeitszimmer nicht nahen.

Als sie aber jetzt im Dämmerlicht des aufsteigenden Abends mit leisem, schwebenden Schritte an seinen Schreibtisch trat, erstarb ihm das Wort des Unwillens, das er schon bereit hatte, auf den Lippen. Mechanisch legte er die Feder beiseite, rückte er den Stuhl vom Tische fort.

So hatte er sie nie gesehen . . was mochte mit ihr vorgegangen sein? — — Doch! Einmal war sie seinen Augen so erschienen, aber . . das war lange her.

Digitized by Google

Damals war es gewesen in jener dämmernden Abendstunde, als er es ihr zum erstenmale sagte . . das zagende, zitternde Wort seiner jungen Liebe . . als sie ihn ansah . . gerade so, wie sie ihn jetzt ansah mit dem grundlosen, thränenfeuchten Auge, dem tief errötenden, lieben Antlitz, das sie jetzt an seine Schulter barg.

Was brauchte es viele Worte, ihm ihr Geheimnis zu enthüllen? Er las es ihr ab von den stammelnden Lippen; bevor sie gesprochen, war es ihm entdeckt.

Geweihte Stunde im Zusammenleben zweier Menschen, wenn ein junges Weib dem Gatten zum erstenmale dieses Geständnis thut . . besonders geweiht, wenn die Ehe Jahre hindurch kinderlos gewesen.

Nie ist die Frau so liebenswert, so heilig. Nie war es so Elisabeth.

Wie glücklich mußte Hermann sein.

„Sie haben doch nicht gelogen . . deine Adebare, du abergläubisches, liebes Kind", sagte sie, und küßte die faltentrübe Stirn ihres Mannes. Selbst in ihrem Scherze lag eine anmutige Hoheit.

Es war im Zimmer dunkel . . ihre Augen waren verschleiert . . sie konnte sein Antlitz, den Ausdruck seiner Züge nicht sehen.

Ungerufen brachte die Magd die Lampe. Sie durfte ihn nicht länger stören. Bevor sie ging, warf sie einen heißen, von Glück und Liebe schimmernden Blick auf ihres Mannes Gesicht.

Arme Elisabeth!

Ein kalter Schreck durchrieselte ihren Leib . . . ihre Kniee wankten. So ernst, so kühl waren ihr diese Züge nie erschienen. Sie wähnte sie erfüllt von Dankbarkeit und Freude, und . . . nicht der leiseste Hauch von alledem spiegelte das ruhige, gleichgültige Antlitz wieder.

Wo war ihr Entzücken, ihr Glück geblieben? Das hatte sie nicht erwartet . . das nicht. So arm, so elend hatte sie sich noch nie gefühlt . . so verlassen auch in den schwersten Stunden ihres Lebens nicht. Ihre bebende Hand hielt sich an der Lehne seines Stuhles fest.

Er sah das. Ein Bewußtsein ihres Schmerzes — und seines Unrechts durchzuckte seine Seele. Er stand schnell auf, legte den Arm begütigend um ihre Taille und flüsterte ihren Namen.

„Du hattest mich anders gedacht . . sei nicht böse . . diese aufreibende Arbeit —" er machte eine Pause.

Sie entgegnete nichts. Totenblaß starrte sie ihn an.

„Es kam so schnell", fuhr er zaghaft fort, „aber glaube mir's: Ich freue mich mit dir . . von Herzen freue ich mich."

Der matte Klang, mit dem er sie sprach, stand mit seinen Worten in schlechtem Einklang.

Sie erwiderte auch dieses Mal nichts. Mit schnellen Schritten war sie aus dem Zimmer getreten. — — —

Er schüttelte einige Male mit dem Kopfe und kämpfte mit dem Entschlusse, ihr nachzugehen . . . er stand auf.

Digitized by Google

Aber er besann sich. Er hatte heute so wenig gearbeitet . . es mußte noch viel geschafft sein, bevor er an etwas andres denken durfte.

In fieberhafter Hast flog die Feder über das Papier. Sein Studium nahm ihn ausschließlich in Anspruch. —

Elisabeth aber war, in ihrem Zimmer angelangt, zu Boden gesunken.

Was ihr der heutige Tag an verheißendem Glück gebracht, er hatte es um so bitterer wieder genommen.

Jetzt erst fiel die Binde von ihren Augen . . jetzt erst wußte sie, wie es um ihren Mann und ihre Ehe stand.

Keine Enttäuschung überwindet eine Frau schwerer, keine läßt nachhaltiger ihren Stachel zurück als jene, die Elisabeth eben erlitten.

Sie wußte, daß sie ein unglückliches Weib war. — — —

Und da draußen die Adebare wußten es auch. Sie kannten die Welt . . alljährlich bereisten sie einen weiten Teil der Erde, . . und es war überall dasselbe . . dasselbe im heißen Delta des Nil wie in den kühleren Gauen Deutschlands, dasselbe im Herzen des rastlosen Beduinen wie des braunen Fellah . . des träumerischen Germanen wie des heißblütigen Südländers. Sie alle suchten es hungernden Herzens, . . sie jagten ihm nach über Länder und Meere . . in zehrendem Kampfe wie in hastendem Wetten wollten sie es ergreifen mit fiebernder Hand . . das falsche, trügerische Glück. Sie gaben dafür alles hin: den inneren Frieden, die Liebe der Herzen, die sie brachen, — die Ruhe des Gewissens und das Labsal des Schlafes. Und es narrte und hänselte sie wie die spröde Kokette den Geliebten . . Das falsche, trügerische Glück. Und wenn sie es ihnen brachten, die es zu seinen Gesandten erkoren, die weißgekleideten, rotgestiefelten Adebare, und es hatte den goldenen Flitterputz nicht um, die verführerische Schminke abgestreift, . . es nahte ihnen im bescheidenen Hauskleide, das anspruchslose Antlitz erfüllt von der stillen Weihe eines unscheinbaren Friedens . . dann erkannten sie es nicht, die thörichten, komischen Menschenkinder.

Sie wiesen die Hand von sich, die es ihnen reichte, und nur um so toller und ruheloser begannen sie die Jagd von neuem, nach Ruhm, nach Schätzen und Ehren . . die Jagd nach dem Glück.

Ja, sie wußten es, die Adebare. Sie waren weise Propheten. Sie sahen es auch heute wieder voraus. Darum standen sie so nachdenklich und sinnend mit dem erhobenen Beine auf dem Dache ihres Hauses, das nun fertig geworden war. Darum senkten sie so langsam und ernsthaft den langen Hals zur Erde und bliesen so bedächtig das dichte Halsgefieder von sich, daß es wie ein langwallender, weißer Kinnbart sich unter ihrem Haupte lagerte, und in den langwallenden, weißen Kinnbart murmelten und räsonnierten sie darum ärgerlich hinein und schüttelten das würdige Haupt und ließen über ihn hinweg die ernsten Augen traurig in die Weite schweifen; denn in das Pfarrhaus mochten sie nicht länger sehen, wo zwischen einem Wust von Büchern und Konzepten der Pfarrer

Digitized by Google

unaufhörlich schreibend saß, obwohl es Sonnabend Abend war und er an seine Predigt noch keinen Federstrich gesetzt, wo an dem Fenster kauernd eine junge Frau weinte . . blutige, brennende Thränen, obwohl sie das süßeste Glück unter dem unruhig hämmernden Herzen trug.

II. Der Tyrann.

6.

Manche Monde waren über das einsame Pfarrhaus dahingezogen und hatten es in Schnee und Winter gehüllt. Nun aber war es Frühling geworden. Laue April-Lüfte durchfächelten das Land und sprachen dem ersten Regen des Erwachens da draußen Mut zu. Als die Gewährer ungeduldiger Frühlingserwartung überall mit Jubel begrüßt, zogen sie truppweise ein . . die lieben Gäste aus Ägypten.

Es war an einem sonnigen Mittag . . da kam mit einer Reihe guter Bekannter auch Herr Adebar von seiner Reise aus dem fernen Süden an. Er kam allein . . seine Frau hatte er noch daheim gelassen. Es ist bei ihnen umgekehrt Sitte als bei uns. Das Quartier in Ordnung zu bringen, alles schön herzustellen und für einen würdigen Einzug auszurüsten . . das ist des Mannes Sache. Und Herr Adebar unterzog sich seiner Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit. Aber abends, wenn das Tagewerk vollendet, dann vermißte Herr Adebar die gemütlichen Plauderstündchen mit seiner Frau vor dem Einschlafen immer schmerzlicher. Einsam und in banger Sehnsucht saß er dann oben auf dem Neste an der alten Wetterstange, die immer schwächlicher und hinfälliger geworden war, und schaute suchenden Auges über die verrostete Taube hinfort, die den klappernden Flügel in den letzten Herbststürmen eingebüßt hatte und ein immer hilfloseres Dasein fristete, durch die weiter dunkelnden Himmelsräume hinüber zu dem weiten, dunkelnden Süden, wo sie weilte . . ebenso sehnsuchtsvoll, ebenso harrend gewiß als er.

Eines Tages aber — das Haus war mit peinlichem Fleiß und liebevollster Umsicht ausgebessert, die Wohnung mit aller Behaglichkeit eingerichtet — reckte sich Herrn Adebar's schlanker Hals forschender und unternehmender in die Höhe als sonst, laut wie eine Windmühle klapperten seine Flügel, einige Male hüpfte er freudig in seinen roten Juchtenstiefeln auf . . dann schwang er sich nach einem kurzen, prüfenden Rückblick hoch hinauf in jugendlichem Schwunge entgegen der geliebten Gattin hin zum fernen Süden.

Einige Tage später führte er sie in ihr Heim ein. Was war das für eine Freude, besonders auf Herrn Adebar's Seite, dem das einsame Junggesellenleben schon herzlich leid geworden war, und der sich nun gar nicht genug thun konnte an schnörkelhaften Komplimenten und geschwätzigem Geklapper. Was hatte er alles zu erzählen, zu fragen, zu besprechen!

Aber bald unterbrach die Gattin seinen ermüdenden Redeschwall. „Und dort?" fragte sie mit gespannter Miene, und der rote Schnabel wies auf das Pfarrhaus.

Digitized by Google

Da wurden die Augen des Gatten sehr ernst. Aber bald leuchteten sie hell auf. „Sieh dort selber," erwiderte er und zeigte statt jeder weiteren Antwort nach unten auf die Erde, die im ersten Frühlingsgrün prangte.

Die Thür des Pfarrhauses wurde gerade geöffnet. Ein Mädchen schob einen Kinderwagen mit größter Sorgfalt die kleinen Stufen herab. Ihr folgte eine Frauengestalt . . Jugendlich schön wie eine Elfe des Frühlings, anmutig behende wie eine Gazelle schwebte sie lachend und singend die Treppe hinab.

— „Das ist die jüngste Schwester der Frau Pfarrer," meinte Frau Adebar.

„Nein," lachte ihr Gatte, der sich schon lange auf diese Überraschung gefreut hatte, in seinen wallenden Bart, „das ist sie selber!"

„Unmöglich," entgegnete Frau Adebar mit festester Bestimmtheit. — Und sie hatte recht mit ihrem Staunen. Elisabeth hatte sich verjüngt, verändert bis zur Unkenntlichkeit. Der Schleier war von ihren Augen gewichen. Sie lachten wieder wie in der ersten, vollen Jugendlust, lachten so hoffnungsvoll und fröhlich, wie junge Mädchenaugen nur lachen können, die sorglos hinauständeln in die weiche Luft des ersten Frühlingsodems.

Frühling war es für sie geworden . . seit langer Zeit einmal wieder Frühling! Seine schönste, seine zarteste Blüte barg er dort in dem kleinen Wagen. Ach, ihrem wachsenden Entfalten, ihrem langsamen Gedeihen lauschte sie täglich mit dankbarer Andacht. Jede Pflege, jede Arbeit, die sie ihr zuwenden durfte, war ihr süßeste Herzenslust, jeder Fortschritt in der lieblichen Entwickelung die Quelle reinster Freuden.

Der holde Tag da draußen mit seinem Sonnenschein und seiner Lebenslust . . er log nicht.

Sie wußte es. Das Leben barg ein Glück, ein nie gekanntes, kaum geahntes . . aber ein Glück, welches das ganze Herz durchströmte, durchlohte mit heiligem Feuer . . . ein beseligendes, unermeßliches Glück. Sie beugte sich über den Wagen. Ihre Gestalt war geschmeidiger, ihre Bewegungen waren elastischer geworden. In dem dunklen Haare glänzten einige Silberfäden mehr als früher, aber sie machten sie nicht älter, . . wie neckend mischten sie sich unter die andern, wie scherzend glänzten sie aus dem jugendlichen Haupte hervor.

Jetzt hatte sie das Kind aus dem Wagen gehoben. Sie ging mit ihm herum, bald langsamer, bald schneller. Sie sprach zu ihm ernsthaft und heiter, aber immer mit leuchtendem Antlitz. Sie schmiegte ihre Stirn an den kleinen Kinderkopf . . sie lachte ihm zu mit Mund und Blicken. Und wenn sie das kleine Wesen zu einem unbeholfenen Lächeln gebracht hatte, dann jauchzte es in ihrer Seele auf, . . dann flog es über ihre Züge wie der Widerschein der Sonne da draußen, die heller und heller schien, gleich als konnte sie sich nicht satt sehen an dem lieblichen Bilde, das sich ihr bot. — — —

Nur einer sah es nicht.

Frau Adebar hatte ihn längst vermißt. „Und er?" fragte sie in ihrer kurzen Weise ihren Gatten. Eine lange Pause entstand.

Digitized by Google

Dann schob Herr Adebar das rechte Bein, das er so lange erhoben hatte, langsam vom Bauche fort und setzte es bedächtig zur Erde. Einige Male balancierte er den stattlichen Leib auf den hohen Stelzen hin und her in gemessenem Takte, das würdevolle Haupt dazu wiegend. Endlich blieb er dicht vor seiner Frau stehen; aus den schwarzen Brillenringen traf sie ein langsamer, trauriger Blick, und langsam und traurig erwiderte er: „Er? — — er sieht es immer noch nicht — das Glück."

Frau Adebar seufzte tief auf. „Er wird es erst sehen, wenn es fort ist."

„Wie alle Menschen," ergänzte ihr philosophischer Gatte und schaute tiefsinnig vor sich hin. — — —

Die junge Frau war mit ihrem Kinde an das Fenster der Arbeitsstube getreten. Die kleine, weiche Hand in die ihre nehmend, klopfte sie leise mit ihr an die Scheiben.

„Was willst du?"" rief eine kurze Stimme vom Schreibtisch her.

„Papa soll herauskommen — Hans ruft ihn," erwiderte sie.

„Ich kann nicht," gab er zur Antwort, öffnete aber das Fenster. Er sah sehr bleich und angegriffen aus. Die müden Augen lagen fast leblos in den tiefen Höhlen.

Elisabeth empfand bei seinem Anblicke einen stechenden Schmerz, der sich mit dumpfem Drucke auf ihr sonniges Glück legte. „Du solltest dir ein wenig Erholung gönnen. Es ist so schön heute hier draußen. Ach, komm' doch — ich bitte dich." So flehend, so eindringlich hatte sie es gesagt; ihre Hand hatte sich über die Fensterbrüstung mit zärtlichem Drucke auf die seine gelegt. Es war vergeblich.

„Du weißt, daß ich nicht kann," erwiderte er ärgerlich und erregt. „In vier Wochen soll meine Arbeit nach B. . . abgehen, — und ich habe noch viel an ihr zu thun."

— „Diese unselige Arbeit!"

Sie sagte es nur zu dem aufzuckenden Herzen, denn es laut zu äußern wagte sie seiner gereizten Empfindung gegenüber nicht.

Er warf einen langen Blick auf Mutter und Kind — — und doch sah er sie kaum. Sein Auge war abwesend, — es träumte bei seiner Schrift. Eine neue Idee tauchte in ihm auf. Er nickte Elisabeth flüchtig zu und schloß schnell das Fenster, jedem weiteren Gespräche den Weg sperrend.

Ein dunkler Schatten flog über die feuchten Augen Elisabeths . . . Da klapperte oben auf der Scheune voll ärgerlichen Unwillens Frau Adebar laut mit den Flügeln. Die Ohren des Kleinen auf ihrem Arme spitzten sich. Nachdenklich und voller ernster Spannung blickten die großen, grauen Kinderaugen empor nach der Stätte, von der das seltsame Geräusch gekommen war, und freundlich nickte ihm Frau Adebar mit dem langen, roten Schnabel zu.

Hell kreischte das Kind auf vor Vergnügen und Lust und streckte die kleinen Hände verlangend nach dem Storchneste aus.

Digitized by Google

Voller Entzücken preßte Elisabeth den Kleinen an ihr Herz. Der Schatten war von ihren Zügen gewichen . . es war wieder heller Sonnenschein, und einen Blick dankbarer Liebe sandte ihr Auge empor zu dem Hause der Adebare.

„Die langweiligen Störche" aber murmelte, tief über seine Arbeit gebeugt, ihr Gatte . . „sie sind nur gekommen, mich mit ihrem Lärm zu stören."

7.

Vergeblich bat Elisabeth nach dem Abendessen ihren Gatten, noch eine kurze Zeit bei ihr und dem Kinde zu verweilen.

Er wies sie ebenso kurz ab als am Nachmittag und ging mit der Lampe in sein Arbeitszimmer. Und dennoch — wir möchten von vornherein jeder Ungerechtigkeit vorbeugen, zu der unsre Schilderung unbeabsichtigt vielleicht Anlaß geben könnte — liebte er sein Kind. Ja, er liebte es — freilich auf seine Weise. Das kleine Wesen trug Elisabeths Züge, es hatte ihre Augen, wenn auch nicht der Farbe, so doch dem Ausdruck und der Form nach . . sein Lächeln war der Spiegel ihres Frohsinns, den er kaum in ihren Mädchenjahren so herzlich, so innerlich aufrichtig gefunden hatte als jetzt.

Hermanns Außenseite war rauher als ihr Kern. Nichts beglückte ihn mehr, als wenn er Elisabeth fröhlich sah. Dazu versetzte ihn das unbeholfene Wesen, das er langsam vor seinen Augen gedeihen sah, die Naivetät der kleinen, tierähnlichen Kreatur häufig in eine seltsame Stimmung, in der sich ein gewisses Mitleid und ein unbestimmtes Sehnsuchtsgefühl nach vergangenen Zeiten, da er selber noch freier, glücklicher, harmloser war, die Wage hielten. Oft inmitten der aufreibendsten Arbeit überkam ihn — er wußte selbst nicht, woher — das unwiderstehliche Verlangen, mit dem Kleinen zu spielen, es auf seinen Armen zu tragen, die weichen Glieder in seinen Händen zu fühlen. Er suchte es auf, er spielte, herzte mit ihm, wie es nur der zärtlichste Vater thun konnte.

Zwar vergingen diese Wallungen ebenso schnell wieder, wie sie gekommen waren, aber solche Augenblicke, da er ihnen Folge gab, waren die glücklichsten für Elisabeth.

Was ihn dann jedoch wieder von seinem Kinde fern hielt, das war etwas, in das er sich sehr schwer zu finden vermochte: Es raubte ihm seine Gattin.

Früher war diese, war ihre ängstliche Fürsorge sein ausschließliches Eigentum gewesen, dessen Anspruchnahme er nach allen Kräften ausnützte. Er war gewohnt, seine Arbeiten, alles, was ihn beschäftigte, mit ihr zu durchsprechen. Sie aber kannte keine wirtschaftliche Rücksicht, die sie hätte hindern können, sofort zu folgen, wenn er sie rief.

Das war anders geworden. Wohl kam sie auch jetzt noch, sowie er ihrer bedurfte, — aber sie kam nicht mehr so gern, kam oft mit schwerem Herzen. Er fand nicht mehr die aufmerksame Hörerin, die verständnisvolle Beurteilerin seiner Ideen — ihre Gedanken waren geteilt zwischen dem, was er las und sprach — und ihrem Kinde. Jeder Laut aus dessen Stube ließ sie aufspringen, . . sein Zürnen, sein Schelten half dann nichts . . seine Vorwürfe, daß ihre Sorgen

Digitized by Google

jenem mehr gälte als ihm, waren vergeblich. Sie leugnete ihre Richtigkeit nicht einmal ab.

Das erfüllte ihn, je länger er es wahrnahm, mit um so größerem Unwillen. Das Kind wurde ihm zum Störenfried.

„Er ist ein Tyrann, so klein er auch ist," sagte er zu Elisabeth, „ein Tyrann, der dich und das ganze Haus beherrscht."

Nachdem er diese Benennung einmal erfunden, dauerte es nur noch kurze Zeit, und er nannte sein Kind nie anders als — den „Tyrannen". Zuletzt schwand auch der Anflug von Scherz von ihr . . . es wurde ihm wirklich zum Tyrann.

Und dennoch liebte er es. Wie war dieser Zwiespalt möglich?

Wir, die wir Hermann kennen, werden ihn unschwer verstehen. Wir wissen es: Er kannte nur noch ein Ziel, ein Streben: Erfüllung seiner ehrgeizigen Träume, Verwirklichung der lockenden Hoffnung, die ihm ein süßes Glück vorgaukelte. Eine solche Verwirklichung aber lag weit außerhalb der Stätte, auf die ihn Gott verpflanzt hatte. Und wie der Träumer, befangen in seinen Wahnvorstellungen, nichts von dem sieht, was um ihn herum vorgeht, so blieb auch Hermann taub und blind gegen das traute Glück, das ihm in seinem Hause, in der Liebe Elisabeths erblühte, taub und blind gegen die Anhänglichkeit und Zuneigung seiner Gemeinde, die sie ihm trotz seiner Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, an die man sich allmählich gewöhnt hatte, aufrichtig und unverfälscht offenbarte.

Der Friede daheim ward ihm zur Langeweile, das Wirken in seiner kleinen Gemeinde befriedigte, füllte seine nach Bethätigung dürstenden Kräfte nicht aus.

Da sandte ihm der Himmel das kleine Wesen . . nach vierjähriger kinderloser Ehe ein blühendes, liebliches Kind, das Pfand eines neuen Lebens und Glückes. Er aber nahm es hin als etwas ganz Selbstverständliches . . freudlos, danklos. Er spielte mit ihm, wenn ihm danach zu Mute war . . aber er wurde zornig, wenn es ihn auch nur einmal in seiner Arbeit störte. Er hatte es gern als den Zeitvertreib müßiger Stunden . . aber Unannehmlichkeiten, Sorgen, Entbehrungen für es zu tragen . . dazu liebte er es nicht genug.

Seiner Arbeit opferte er willig Gesundheit, Schlaf und Freuden . . auch nur eine Minute seines wertvolleren Lebens dem kleinen, bedürftigen Wesen zu schenken . . das erschien ihm eine ungeheuerliche Zumutung Elisabeths. Es war ihm die Puppe, die man nach Gefallen nahm und beiseite legte, aber nicht das Vermächtnis eines gütigen, weisen Himmels, seinem Wirken eine reinere Quelle, seinem Streben ein selbstloseres Ziel zu weisen.

Arbeite nur weiter, vergrab' dich in deine Akten und Konzepte, träume den täuschenden Traum von Ehren und Glück, ziehe die dunkle Binde immer fester um die erblindeten Augen . . wir suchen das hellere, das schönere Bild, . . das Bild, das uns entgegen lacht aus jenem heimischen Zimmer, weitab von dem deinen, da Elisabeth behutsam über das Bett ihres Kleinen sich neigt, der

Digitized by Google

eben eingeschlafen, seinem ruhigen Atem lauscht, wie ein guter Engel wacht über seinem rosigen Schlummer.

Sie erstrebte, sie hoffte, sie wünschte nichts mehr. Sie nannte es ihr eigen . . das schönste Glück dieser Welt . . sie genoß es täglich und stündlich in vollen, dankbaren Zügen.

8.

Es war Hochsommer geworden, kein linder, sonniger Hochsommer, dem man es anmerkte, wie weh ihm das immer frühere Scheiden der Sonne that, wie ungern er dem Angriff des drohenden Herbstes wich . . ein fröstelnder, kränkelnder Hochsommer war es, dessen Miene, durch dichte Regenschauer und ächzende Stürme arg verstimmt, unwirsch und vergrämt auf die Erde sah, als wollte er ihr zeigen, wie langweilig ihm diese sonnenklaren, unendlichen Juli- und Augusttage geworden, wie freudig er dem Halbbruder über den grauen Luftgebirgen die Hand reichte — wie gern er starb. —

Bei Adebars dachte man stark an die Abreise. Herr Adebar hatte schon oft von ihr gesprochen. Ihm bekam das naßkalte Klima nicht. Sein Körper wie seine Stimmung litten unter diesen unausgesetzten, böswilligen Attaken des Wetters, . . er sah keine Veranlassung, bei einem so ungefälligen Wirte länger ein unwillkommener Gast zu bleiben, wo ihm jenseit des Meeres ein viel freundlicherer die gastlichen Arme zum freudigen Willkomm entgegenstreckte.

Frau Adebar hatte die Reisegelüste mit einiger Mühe niedergehalten. Es wurde ihr dieses Mal schwer, zu scheiden . . . nicht von dem gemütlichen Heim und dem stillgelegenen Pfarrgehöft . . aber von dem aufblühenden Kinde, das jetzt jedes Mal, sowie sie ihrer ansichtig wurde, die kleinen Ärmchen zappelnd emporstreckte, immer heller und jauchzender auflachte, wenn sie es mit ihrem fröhlichen Geklapper begrüßte.

Und noch mehr als des Kindes ausgelassene Freude hielt etwas Andres Frau Adebar hier fest: das war der wundersame, fast verklärte Widerschein, der in solchen Augenblicken die schönen Züge der Mutter durchleuchtete, den sie so gern an einem Menschenbilde sah und so selten gesehen hatte. — — —

Aber seit einigen Tagen hatte sie weder Mutter noch Kind erblickt. — Der Kleine war krank. Sie hatte es bald in Erfahrung gebracht. Nicht sehr krank, aber krank genug, von Elisabeths Zügen die Sonne zu scheuchen, . . krank genug, sie keine Sekunde von seinem Lager weichen zu lassen.

Der Arzt kam, betrachtete den kleinen, fiebernden Patienten, verschrieb ein Rezept und verhieß Besserung. Er ging, und die Besserung trat ein.

„Aber noch große Vorsicht," riet er bei dem nächsten Besuche, als die Wolken in Elisabeths Antlitz sich leise zu teilen begannen, „diese Krankheiten sind tückisch, und" — setzte er mit einem prüfenden Blicke auf das bleiche Kindergesichtchen hinzu, „zuviel Wehrkraft hat der kleine Mann noch nicht aufzubieten."

Vorsicht! Er hätte sie Elisabeth nicht zu raten brauchen. Sie hatte keine Zeit zum Essen und Schlafen . . keinen Gedanken, der nicht ihrem Lieblinge

Digitized by Google

galt. Sie ließ aus ihrem Abend- und Morgengebet alles fort, um was sie sonst zu bitten pflegte, nur um ihrem Gotte das Einzige um so nachdrücklicher, um so flehender in das Erbarmerherz hinein beten zu können: ihr Kind, ihr süßestes Glück. Sie schalt sich undankbar, warf sich vor, daß ihre Freude über des Kindes frühere Gesundheit und seinen Frohsinn nicht groß, nicht rein genug gewesen; . . ach, was würde sie jetzt geben für ein kurzes Lächeln von diesen ernst geschlossenen, kleinen Lippen.

Da wandte sich das Kind in seinem Bette um, und als hätte es den Wunsch der Mutter gehört, verzog es den zarten Mund zu einem matten Lächeln, das sein blasses Antlitz wundersam erhellte.

Elisabeth aber sank in ihre Knie nieder und weinte . . haltlos und unaufhörlich, so daß ihr ganzer, durch die vielen Nachtwachen erregter Körper flog. Aber sie war nie in ihrem Leben so selig gewesen als unter diesen Thränen. —

Und Hermann?

Er hatte sein neues Werk, an dem er mit schonungsloser Hingebung bis zu dem letzten Federstrich gearbeitet, beendet und an den Professor G . . in saubersster Abschrift zur Kritik abgesandt. Er fühlte sich, wenn auch die Anstrengungen eines bis auf seine Sekunden ausgekauften Jahres an seinem Körper merkbar wurden, in seinem Gemüt und Geist gehoben und erfrischt . . . er ahnte, er wußte es, daß sein Fleiß dieses Mal nicht vergeblich gewesen, daß er einen Grund gelegt, auf dem er zuversichtlich weiter bauen durfte.

Schon sah er sich dem heiß ersehnten Ziele näher, schon umspielte der Odem des neuen Glückes seine fiebernde Stirn . . da erkrankte sein Kind. Und es schien, als ob dieser plötzliche, ungeahnte Vorfall eine Veränderung in seinem Verhalten hervorriefe.

Die ersten Anzeichen der Krankheit, die wachsende Sorge seiner Frau, der Ernst des Arztes bei all' seiner ruhigen Zuversicht . . das alles machte ihn nachdenklich. Er vermißte nicht nur das lieb gewordene Spielzeug . . er fing an ernstlich darüber zu reflektieren, wie gebrechlich es war, wie zart sein Organismus. Es wurde ihm klar, daß er nicht nur die heitere Erholung seiner Mußestunden, daß Elisabeth ihren größten Schatz verlieren könnte, daß ein solcher Verlust ihr Herz brechen müßte.

Dunkle Empfindungen, seltsame Ahnungen durchzuckten sein Herz . . er suchte sie abzuschütteln wie einen lästigen Traum . . sie kamen wieder und wieder . . immer drohender, immer quälender. Er schlich — rücksichtsvoll, wie Elisabeth ihn niemals dem Kinde gegenüber gesehen — auf den Zehen an das kleine Krankenbettchen . . er sah mit ängstlich prüfender Miene in das veränderte Gesichtchen . . er rief seine Frau niemals von ihrem Platze ab . . er erlaubte ihr die Nacht unausgekleidet am Lager des Kindes Wache zu halten, er begann einen edlen Wetteifer, sie hierin abzulösen.

Eine seltsame Veränderung . . und doch nur eine scheinbare! Sie währte gerade drei Tage . . die ersten drei Tage, als die Krankheit nicht ohne Bedenken

Digitized by Google

war. Sowie der Arzt das erste Wort gesprochen, das diese zerstreute, — war sie geschwunden . . Ja, sie schlug in ihr Gegenteil um.

Das Kind war nicht ernstlich krank, war es vielleicht nie gewesen . . er aber bedurfte der Erholung, er sehnte sich nach einigen sorgenfreien, fröhlichen Stunden . . wahrlich, er hatte sie verdient. Aufatmen wollte er von der langen, mühevollen Arbeit, der dumpfigen Zimmerhaft, die wenigen schönen Tage, die der Spätsommer so spärlich gönnte, genießen!

Und Elisabeth hatte nie Zeit für ihn . . Elisabeth dachte nur noch an das Kind, lebte nur noch für dieses . . Elisabeth ging nicht mit ihm spazieren, wollte nicht einen der lange vernachlässigten Besuche in der Nachbarschaft machen . . Elisabeth scherzte nicht wie früher die Schatten von seiner Stirn, las nicht des Abends mit ihm, wie er es so gern hatte.

An aller Ungemütlichkeit, allem damit verbundenen Unfrieden des Hauses hatte nur das überängstlich verhätschelte Kind, . . nur der kleine, aber viel zu gewaltige Tyrann schuld. Er machte ihn krank und sie. Ihm selber aber fehlte so gut wie gar nichts . . ja ein quängelnder, durch allzu große Liebe verhätschelter Tyrann — das war und blieb er. — — Ach, Hermann sah es nicht, wie langsam, ja wie wenig das Kind sich erholte, er glaubte den heißen Thränen nicht, die Elisabeth weinte, als sie nach einigen Stunden quälenden Morgenschlafes an einem regnerischen Tage des Septembers erwachte und ihren Liebling weniger . . auffallend weniger wohl fand als in der letzten Zeit.

9.

In trübes Sinnen verloren saß sie an seinem Bette. Nach schwerer Mühewaltung war es ihr gelungen, ihn soeben in einen lindernden Schlaf gebracht zu haben, als ungestüm und laut die Thür der Kinderstube aufgerissen wurde und Hermann hineintrat.

Freude und Glück glänzten auf seinen hellen Zügen.

Vergeblich winkte sie ihm flehend mit der erhobenen Hand zu . . er dachte nicht an das kranke Kind . . ganz andre, viel wichtigere Gedanken wirbelten durch seinen Kopf.

„Denke dir an", rief er seiner Frau in lautem Eifer zu, „der Professor G . . . ist in unsrer nächsten Nähe, in D . . . Er schreibt mir eben, daß er mich heute Abend beim Präsidenten zu treffen hofft, wo er mir angenehme Mitteilungen zu machen habe.

„Und hier", fügte er triumphierend hinzu, auf einen zweiten Brief weisend, der in seiner linken Hand zitterte, „eine Einladung vom Präsidenten für heute zum Abendessen für uns beide."

Elisabeth entgegnete kein Wort. Sie hatte nicht Zeit dazu. Der Kleine, von dem lauten Lärm aus seinem ohnehin unruhigen Schlummer jäh emporgeschreckt, schrie mit ängstlicher Stimme.

Es war nicht das Schreien eines ungeduldigen Kindes . . . wie ein jammerndes Wimmern klang es in das Ohr der verzagten Mutter.

Digitized by Google

Ärgerlich und in seinem freudevollen Stolze durch dies gleichgültige Verhalten seiner Gattin tief gekränkt, verließ Hermann das Zimmer . . geräuschvoll wie er gekommen . . .

Kurze Zeit darauf trat Elisabeth, die das noch immer leise wimmernde Kind für wenige Augenblicke bei dem Mädchen gelassen, zu ihm.

„Glaube mir, Hermann", sagte sie zu ihm mit einer Stimme, durch die, so verschleiert sie war, eine innige Zärtlichkeit hindurch klang „ich freue mich herzlich mit dir . . ich gönne dir dein Glück von ganzer Seele, denn du hast es mühsam genug errungen . . . aber begleiten kann ich dich heute Abend nicht."

„Natürlich", gab er in heftiger Bitterkeit zur Antwort. „Du kannst nicht — der kleine Tyrann gestattet es nicht."

„Das Kind ist kränker, als du es wahr haben willst", gab sie sehr ruhig zur Antwort, aber eine dicke Thräne lief die abgehärmte Wange herunter, und die bleichen Lippen bebten auf einander. Er sah es nicht.

„Du weißt, wie viel mir heute an deinem Mitkommen gelegen ist", erwiderte er erregt; „diese Einladung vom Präsidenten ist eine große Zuvorkommenheit."

„Wenn du seiner Frau sagst, daß mein Kind krank ist, . . ernstlich krank . . so wird sie mein Ausbleiben entschuldigen."

„Das weiß ich nicht — nur soviel weiß ich, daß mir an einer engeren Verbindung mit diesem Hause viel gelegen ist. Der Präsident will mir wohl . . er hat es mir schon oft gezeigt. Und er ist nicht nur der einflußreichste Mann unsrer Provinz . . er hat auch zur Universität in B . . . die wichtigsten Beziehungen. — Deine Absage aber auf diese erste Einladung schneidet jeder weiteren den Weg ab."

Die Adern auf seiner hohen, weißen Stirn sprangen dunkel hervor und schwollen merkbar an. Er war in zorniger Erregung.

„Endlich", fügte er mit stickender Stimme hinzu, „öffnet sich mir die Bahn zum Glück, die ich so lange schmerzlich und vergeblich gesucht, und — wie ich mir's hätte vorher sagen können — dieser kleine Tyrann sperrt sie mir!"

Elisabeth kämpfte in innerster Qual.

„Wenn ich nur das neue Mädchen kennte, . . wenn er mir nicht gerade heute so leidend erschiene."

„So laß schnell den Arzt rufen . . er mag entscheiden."

Elisabeth atmete auf.

„Gut", sagte sie, „erlaubt er es, — so begleite ich dich."

„Er wird es nicht", sagte sie erleichtert zu sich selber. — — —

Der Arzt kam. Er stand ernster an dem Bett des Kleinen, als da er zum ersten Mal dorthin gerufen war.

„Ein Rückfall", sagte er nach eingehender Untersuchung.

Elisabeth erbleichte. Der Arzt sah es.

„Aber vorläufig", fuhr er beschwichtigend fort, „bei ängstlicher Vorsicht nicht bedenklich. — Und an der fehlt es hier ja nicht."

Digitized by Google

Elisabeth empfand es befreiend, wie ein schwerer, dumpfer Druck von ihrem Herzen wich.

Hermann aber hatte gierig nur die letzten Worte des Arztes aufgefangen.

„Nicht bedenklich!" wiederholte er in lautem, unverhohlenem Triumphe. „hörst du es, Elisabeth, — nicht bedenklich!"

„Ich sagte: — bei ängstlicher Vorsicht nicht bedenklich", fügte der Arzt mit ernster Bestimmtheit hinzu.

Da trug Hermann sein Anliegen vor.

Der Arzt zog die Brauen in die Höhe und wiegte sehr nachdenklich das Haupt. Zuletzt schüttelte er es langsam.

Aber Hermann wußte so eindringlich zu bitten, so lebhaft, so überzeugend darzustellen, daß der Arzt, zuletzt zu Elisabeth sich wendend, erklärte:

„Wenn Ihrem Herrn Gemahl an Ihrer Begleitung so sehr gelegen . . ja, wenn viel von dieser abhängt, dann, gnädige Frau, glaube ich, Sie können für wenige Stunden den kleinen Kranken verlassen, ohne daß Sie Gefahr zu befürchten hätten."

Durch Elisabeths Seele zuckte es . . sie litt unsäglich — aber sie gehorchte. — — —

Als sie mit ihrem Gatten in den Wagen stieg, um der nahegelegenen Stadt zuzufahren, schüttelte Frau Adebar, die oben auf ihrem Hause saß, sehr bedenklich das Haupt.

Sie dachte an ihre Kleinen — sie begriff die zärtliche Mutter nicht.

„Das hätte ich nicht gethan", sagte sie zu ihrem Manne, und durch ihre Worte klang es wie ein harter Vorwurf gegen die sonst so vergötterte Elisabeth.

Herr Adebar hatte etwas tiefer gesehen.

Er putzte wie in Gedanken verloren einige Male mit dem roten Schnabel an Rock und Brustlatz. Dann hob er langsam und gravitätisch den straffen Hals in die Höhe und sah seine Frau mit strengem, tadelndem Blicke eine Zeit lang an . . . aber er brach sein überlegsames Schweigen nicht.

10.

Kein Leben ist so kämpfereich und mühselig, daß es in ihm nicht Stunden eines Sonnenscheins gäbe, viel zu rein und ungetrübt, als daß er uns in den harten Rahmen des täglichen Daseins zu passen schien, . . . Stunden, in denen das Herz wie in himmlischem Fluge hinausgehoben ist über alles Zagen und Zweifeln seiner irdischen Entstammung, nichts sieht als die Erfüllung stillgeborgener Träume, deren Glück es um so gieriger trinkt, je heißer es vorher nach ihnen gedürstet; Stunden, deren holde Weihe nur ein kurzer, kalter Schauer der Erkenntnis stört: Sie können nicht bleiben — sie werden verfliegen wie ein blendender Dunst.

Aber gleichviel . . sie bleiben in der Erinnerung. Da zehrt, da baut das hungernde Herz an ihnen weiter, umgürtet sich mit ihnen in allem Kampfe, labt sich an ihnen inmitten von Mühsal und Entbehrung wie an dem Manna, welches der Wüste entsprießt.

Digitized by Google

Solch' eine Stunde schien Hermann heute geschlagen zu haben — heute, wo er sie noch sah, ungetrübt in ihrem Zauber durch spätere Ereignisse, welche selbst in das lichte Bild ihrer Erinnerung einen trüben, rückwirkenden Schatten trugen. —

In dem Hause des Präsidenten war eine kleine, aber auserwählte Gesellschaft versammelt.

Als Hermann mit seiner Gattin eintrat, kam ihm aus einer Gruppe plaudernder Herren ein älterer Mann entgegen mit grauem Haupte, scharfen, ausdrucksvollen Zügen und den blitzenden Augen eines Jünglings.

Es war der Professor G . . .

„Wie schön, daß wir uns hier treffen, lieber Herr Pfarrer", sagte er, und drückte Hermann herzlich die Hand, „ich wäre bestimmt zu Ihnen nach W . . . herausgekommen, wenn mich die Pflicht nicht morgen schon in aller Frühe weiterriefe. — Aber das Erfreuliche hat auch den Vorzug, daß es sich kurz sagen läßt. Kommen Sie!" Und er zog ihn mit sich in eine Nische, wo sie ungestört waren. „Ich gratuliere Ihnen", sagte er, so wie sie Platz genommen hatten, „Sie haben etwas Bedeutendes geschrieben — der Erfolg kann nicht ausbleiben."

Und vor den leuchtenden Augen seines Hörers entrollte er nun ein Zukunftsbild, so groß und lockend, daß auch das schönste Gemälde, in dem es Hermann so oft und so gerne gemalt, vor diesen Aussichten verblaßte.

„Wie gesagt", schloß der Professor die Unterredung, „versprechen kann ich Ihnen nichts . . aber der Rücktritt meines Kollegen zum Oktober ist Thatsache . . das Fach für Pädagogik wird frei . . seine Neubesetzung erfolgt schon in den nächsten Tagen, und nicht nur ich . . auch der Präsident hat mir noch eben versprochen, für Ihre Berufung alles zu thun, . . und er vermag bei meinen Freunden infolge seiner früheren, unvergessenen Thätigkeit als Unterrichtsminister sehr viel."

Nun trat der Präsident selber zu ihm heran, und es war fast zu viel für sein wildschlagendes Herz, als er aus seinen freundlichen Worten dieselbe Verheißung vernahm.

Jetzt war es kein Luftgebilde, kein Phantom mehr. Leibhaftig — körperlich schwebte es vor seinen Augen . . nur ein kühner Griff mit der ausgestreckten Hand, . . und er hielt es — fest und unentreißbar: das Glück!

Man war zu Tische gegangen. Hermanns Blicke suchten die seiner Frau. Sein Herz stand still in seinem raschen Gange. Dieses bleiche, angstdurchwühlte Antlitz, das ihm kalt . . steinern über dem zarten Blumenstrauße, den er ihr geschenkt und der zwanglos auf der Schulter lag, entgegenstarrte, . . diese schwarzgeränderten müden Augen, die, tief in ihren Höhlen brennend, Teilnahme zu erheucheln kämpften an dem, was um sie vorging, und sie doch nicht erheucheln konnten, . . dieser festzusammengepreßte Mund, um den es in verhaltenem Wehe zuckte . . diese qualvollen Anstrengungen, ihn zu einem Lächeln zu zwingen — es hatte etwas Unheimliches für ihn. Ihm war zu Mut, als streife eine kalte Hand dahin über das eben gewonnene aufkeimende Glück dieser Stunde — die kalte Hand des Todes. Er suchte Elisabeths Nähe, sowie man sich vom Tische

Digitized by Google

erhoben hatte, er ergriff ihre heißen Fingerspitzen, er flüsterte es ihr liebkosend, dankerfüllt ins Ohr, was ihm eben verheißen war, . . all' das unermeßliche Glück.

Da hob sie das müde Auge — der lichte Ausdruck, der aus seinem Schmerzensdunkel hervorleuchtete, hatte etwas Ergreifendes. Die Freude über sein Glück verscheuchte für einen Augenblick alle ihre Sorgen, all' ihre furchtbare Herzensangst.

„Wie schön für dich, Herrman", flüsterte sie ihm mit zärtlicher, wenn auch gebrochener Stimme zu, „wie gönne ich dir dein Glück."

Ein älterer Herr trat heran und nahm ihren Gatten in Beschlag.

Elisabeth aber war es nicht möglich, jetzt zu der Gesellschaft, die laut plaudernd in die Nebenzimmer sich ergoß, zurückzukehren. Sie würde ihnen nur noch abwesender, zerstreuter erscheinen als bei Tische. Ach, sie hatte es wohl gefühlt, wie das sanfte Auge der Präsidentin prüfend einige Male auf ihren Zügen geweilt, wie sie dann fragend mit dem feinen Haupte geschüttelt und ihrem Nachbarn, dem alten Medizinalrat, einige Worte zugeflüstert, auf die dieser dann die durchbohrenden Brillengläser auf sie geheftet und nun gleichfalls mit dem grauen Kopfe geschüttelt hatte. Sie wußte es wohl, daß sie auch der andern Gesellschaft, die so unbesorgt, so harmlos scherzen konnte, wie ein unlösbares Rätsel erschien. Was fragte sie danach, wenn sie nur . .

Ach, wo sie ging und stand, wohin sie den Blick auch richtete — nichts sah sie als ein liebes, schmerzdurchbebtes Kindergesichtchen . . zwei süße, kleine Arme, die sich sehnsuchtsvoll, suchend nach ihr ausstreckten . . einen kleinen, fiebergeschüttelten Körper . .

Und sie? . . .

Was war das?! Mit einem Male überflog es sie eiskalt . . ihr Atem stockte . . es war ihr, als preßte ihr eine unsichtbare Macht mit eiserner Faust das Herz zusammen. Eine schwindelnde, furchtbare Ahnung ergriff sie . . sie raffte ihre ganze Kraft zusammen . . sie wollte zu ihrem Manne, . . keinen Augenblick länger durfte sie hier bleiben. — Vergebens! Ihre Kniee wankten . . sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen . . kraftlos sank sie auf einem Sessel nieder, die großen, starren Augen leblos ins Leere gerichtet.

Da rauschte dicht hinter ihr ein seidenes Kleid.

Die Präsidentin stand vor ihr. Voll innigster Teilnahme ruhte ihr freundlich mildes Auge auf der gebrochenen Gestalt, ergriff sie die schlaff herabhängende Hand. „Was haben Sie, mein liebes Kind? . . ich weiß es, Sie sind unglücklich hier, . . was quält Sie?" sagte sie mit einer Stimme, die Elisabeth wohl that, wie die Sprache einer tröstenden Mutter.

Der Bann war von ihrer Seele gewichen, die fürchterliche Angst gelindert. Laut aufschluchzend öffnete sie der edlen Frau ihr ganzes Herz, klagte sie ihr ihr großes Leid.

Diese entgegnete kein Wort, als sie geendet. Nur ihre weiche Hand strich begütigend über Elisabeths dunkle Haare.

„Armes, armes Kind," sagte sie endlich nach einer längeren Pause. Dann klingelte sie.

Digitized by Google

„Der Wagen des Herrn Pfarrer soll sofort vorkommen . . hören Sie, sofort", sagte sie zu dem eintretenden Diener.

„Die Wagen sind erst um elf Uhr bestellt", entgegnete dieser, sich tief verneigend.

„So lassen Sie sogleich den unsern anspannen . . aber der Kutscher hat sich zu beeilen . . es duldet keinen Aufschub." Sie wehrte Elisabeths heißen Dank ab und führte sie in die Garderobe.

Dann ging sie zu Hermann, der sich soeben mit dem Professor und einigen andern Herren zu einem Glase Bier niedergesetzt hatte.

Die Unterhaltung, kaum begonnen, war in vollem Gange. Das Kommen der Präsidentin unterbrach sie.

„Ihre liebe Frau, Herr Pfarrer," sagte sie zu Hermann, „bangt sich nach dem Kleinen. Ich habe eben den Wagen vorfahren lassen."

Hermann hatte große Mühe, den leisen Schatten zu verbergen, den diese Worte auf seine Stirn gerufen hatten.

„Sein Sie unbesorgt", fuhr die Präsidentin fort — „was in unsern Kräften steht, ihre Berufung nach B . . . zu erwirken, das wird geschehen . . ich schreibe noch heute Abend an den Unterrichtsminister, der ein alter Freund unsers Hauses ist."

In Hermanns Seele jubelte es auf, jeder Schatten war von seinen Zügen gewichen. Ehrerbietig dankend führte er die Hand, welche die Präsidentin ihm reichte, an die Lippen.

Diese letzte, sicherste Verheißung hatte ihn so erhoben, daß er jeden Groll vergaß, den der vorzeitige Aufbruch Elisabeths in seinem Herzen hervorgerufen.

11.

In die lieblichsten Träume gewiegt, lag Hermann in den weichen Polstern des Wagens, der pfeilschnell durch die Nacht dahinflog.

Der Regen hatte aufgehört, der Sturm, der des Nachmittags gewütet, sich gelegt. Die Luft war weich und milde. Zwischen hochgezackten Wolkentürmen lachte, seines Sieges triumphierend, das breite Antlitz des Mondes hervor. Die Welt, vom Sturm und Regenguß der letzten Tage befreit, atmete auf in seiner Umarmung und trank dankbar sein versöhnendes Licht. Hier und da sang ein Vogel, dem die Nacht zu schön schien, sie zu verschlafen — leise — sehnsuchtsvoll. In den Bäumen rauschte es . . ihre Schatten streckten sich über die Erde wie schützende Riesen über ihrem Schlummer zu wachen. Die Wolken aber drängten sich von allen Seiten heran, dem goldgekrönten Herrscher die Siegesbahn zu sperren. Er trieb sie zurück und lachte nur um so heller. Ein kleines Wölkchen stahl sich über seinen Rücken und huschte lautlos über ihn dahin. Er ließ es geschehen. Als aber ein zweites, hierdurch ermutigt, dasselbe Wagnis unternahm, schüttelte er es ab und lachte von neuem.

Wie schön die Welt war, wie zauberhaft schön. So hatte sie Hermann nie gesehen. Ihm war zu Mute, als müßte er beide Arme ausstrecken, sie ans Herz zu drücken, an das überschwellende, glückberauschte Herz.

Digitized by Google

Er konnte es nicht fassen, daß dies dieselbe Erde war, die er noch gestern gesehen, die regendurchschauerte, sturmgepeitschte Erde von gestern! Was kümmerte es ihn, daß langsam schon die Blätter fielen, daß ihr welkender Tod hineintauchte in dieses Meer des Lichts?! In solchen Augenblicken giebt es keine Vergänglichkeit, das Sterben ist ein Märchen.

Er wandte sich zu Elisabeth. „Siehst du?" sagte er lächelnd — „ich hatte damals doch recht — sie haben nicht gelogen — die Störche. Sie haben uns das Glück gebracht."

„Ja", sagte Elisabeth mit schwerer Stimme, „sie haben es gebracht — aber es wird Herbst . . sie ziehen jetzt fort."

„Dann kommen sie wieder", sagte er zuversichtlich.

„Wer weiß?!" entgegnete Elisabeth unhörbar und grub das Haupt in die Kissen. — —

Da waren sie schon. Wie schnell der Kutscher gefahren war — für Hermann war es viel zu früh zu Ende.

Aber da grüßten die alten Eschen des Kirchhofes aus der Nacht empor, und sie weit überragend hob der Kirchturm das ehrwürdige Haupt zum gestirnten Himmel.

Elisabeth fuhr zusammen. Es war, als riefe jemand ihren Namen . . oder war es nur Frau Adebar, die beim Einfahren des Wagens sich schläfrig aus ihrem Bette erhob und leise wie im Traum mit den Flügeln klapperte?

Aber nein . . es war mehr . . . noch einmal und deutlicher hörte sie denselben Ton. Sie ließ den Kutscher halten, bevor sie an die Rampe des Hauses gekommen waren. Und sie hatte sich nicht geirrt.

Mit schnellen Schritten trat der alte Organist des Dorfes, dessen Haus ungefähr hundert Schritte vor dem Pfarrhause am Ausgange des Dorfes gelegen war, an den Wagen.

„Meine Frau hat mir aufgetragen, Frau Pfarrer", sagte er mit eigentümlich schleppender Stimme, „auf Sie hier zu warten . . Sie selber ist bei dem Kleinen . . es ist nicht zum Besten . ."

Elisabeth rang nach Atem. Sie wollte sprechen . . die Worte erstickten ihr in der Kehle.

„Wo ist das Mädchen?" rang es sich endlich mit gewaltsamer Anstrengung von ihren Lippen.

„Fort, Frau Pfarrer," sagte der Alte ruhig; „sie hat den Kleinen zwei Stunden allein liegen lassen."

„Himmel!" schrie Elisabeth und stürzte aus dem Wagen.

„Steht es schlimm mit dem Kinde?" fragte Hermann, der vergeblich versucht hatte, seine Frau zurückzuhalten.

„Nun ja, Herr Pfarrer," meinte dieser, „die Frau sagte es wohl — aber so schlimm wird es nicht sein."

Hermann war beruhigt. Er fertigte den Kutscher ab und trat in sein Arbeitszimmer. Er wollte ebenfalls sogleich zu seinem Kinde gehen . . aber der Brief eines Freundes, den er auf seinem Schreibtische fand, hielt ihn hier noch

Digitized by Google

fest. Er öffnete ihn . . jedoch er las nicht, was in ihm stand. Seine Gedanken wanderten zurück zu dem schön verlebten Abend, seinen berauschenden Ereignissen; die letzten Worte der Präsidentin umkosten sein Ohr . . verheißend und schmeichelnd. Er sah sich schon auf dem Lehrstuhl der berühmten Universität, gefeiert, geliebt, sah sich umgeben von tausenden von Hörern, die sein Auditorium bis in den letzten Winkel füllten, sah . . .

Doch jetzt das Kind! Er mußte zu dem Kinde! Eben wollte er an die Thür treten. Da wurde diese von der andern Seite geöffnet . . und herein wankte Elisabeth . . stieren Auges, schlotternden Kniees, nur ihr Gesicht verändert, entstellt bis zur Unkenntlichkeit.

„Hermann", sagte sie mit heiserer Stimme, „—schnell, komm' schnell! Es stirbt, — unser Kind stirbt!" — Sie war davon gestürzt.

Hermann starrte ihr nach wie einem Wahngebilde seiner Phantasie, unfähig das Gehörte zu begreifen. Mechanisch wiederholte er ihre Worte. Alles begann um ihn zu kreisen. Wahnsinnige Empfindungen durchbrausten sein Hirn. Er schlug sich mit der Hand an die brennende Stirn. Fort mit diesem lähmenden Alp. Er erdrückte, er vernichtete ihn!

Aber kalt und schneidend wie ein Schwert drang es durch seine Seele. Er hörte es laut, unabwendbar, wie er sich auch dagegen sträubte, durch seine Ohren donnern: „Es stirbt, — unser Kind stirbt!" —

Er hatte sich emporgerafft, . . er stand im Schlafzimmer — am Bette des scheidenden Kindes. — — —

Langsam, unruhig flackerte die Nachtlampe durch das trübe Gemach. Wie letzter Lebensodem huschte ihr Schein über das kleine Krankenlager . . Vor ihm kniete Elisabeth, die rechte Hand um den Leib des Lieblings geschlungen, als wollte sie die schwindende Seele mit Gewalt halten, das teure Leben dem Tode abtrotzen, dem es schon verfallen schien.

Er sah es nicht.

Feierliche Stille herrschte rings umher . . nur dann und wann seufzte das fiebernde Kind röchelnd auf, und schneidend verband sich dieses Seufzen mit dem unterdrückten Schluchzen der Mutter.

Er hörte es nicht.

Nur eins hörte er, hörte es immer lauter, immer drohender: „Es stirbt! Durch deine Schuld stirbt es," setzte das gefolterte Gewissen laut anklagend hinzu. Er beugte sich über das Bett nieder, einen Blick, . . einen letzten von seinem Kinde zu erhalten, . . einen Blick der Liebe und Vergebung.

Der Kleine schlug die Augen auf . . fremd, matt, wie abwesend blickten sie umher.

Aber ein Strahl süßester Hoffnung huschte durch das geängstete Herz des Vaters . . tiefer beugte er sich über sein Kind.

Da schrie dieses auf . . laut und herzzerbrechend . . abwehrend streckte es beide Arme gegen ihn aus . . von Angst geschüttelt wühlte es das glühende Gesichtchen von ihm fort tiefer in die Kissen.

Digitized by Google

Hermann trat zurück.

Da wandte sich der Kleine zum letzten Male. Flehend, suchend hoben sich die beiden Händchen, . . und leise, vorsichtig neigte Elisabeth das Haupt ihm zu.

Es war, als schwände das Fieber . . ein Schein ruhiger, seliger Verklärung senkte sich auf das stille Antlitz . . . Die kleine, erkaltende Hand berührte die Wange der Mutter . . noch einmal lächelte der schmerzlich verzogene Mund — dann fiel das Köpfchen zurück, — — und „Tot! Tot!" schrie Elisabeth auf.

Tiefe Bewußtlosigkeit breitete die lindernden Flügel über ihren Schmerz. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Licht der Lampe flackerte nicht mehr — in ruhigem, hellerem Lichte brannte es durch das Totenzimmer und goß seinen Schein auf das verloschene Leben. Noch immer hielt Ohnmacht Elisabeth in ihren versöhnenden Banden.

Am Bette des Kleinen aber hielt eine eingesunkene Gestalt die Wacht. Unverwandt waren die brennenden Augen auf den stillen Leichnam gerichtet, aber keine Thräne glänzte in ihnen.

Der Vater war allein mit seinem Kinde.

Wie still, wie friedlich er dalag . . der kleine Tyrann, nicht als habe der Todesengel sein Haupt berührt, . . als habe ein andrer Engel, mächtiger als jener, seine Lippen geküßt zu neuem Leben. Ein Bildnis, wie es keines Menschen Hand zu formen vermag . . der kleine Körper, über den ewige Sabbatsruhe die Schwingen breitete, mit dem herabhängenden Arme, dem selig, verklärt lächelnden Antlitz . . wie aus weißem Marmor geformt . . aber aus Marmor, durch den die Gewißheit des Lebens schimmert, der warme Hauch eines Lebens, das alle Formen überdauert, in die der schaffende Künstler es gebildet, dessen Wehen wir niemals so empfinden als an dem Sterbelager eines Kindes.

So lag er da . . . der kleine Tyrann . . ein Genius. . . ein Genius des entschwundenen Glückes. — — —

Draußen aber ruhte die Welt im Mondesschleier. Hell leuchteten aus ihm die weißen Leiber der Adebare hervor. Sie schliefen längst nicht mehr. Sie sprachen von dem kleinen Engel da drinnen, von Elisabeth . . von ihrer Abreise.

Sie wußten, daß sie nicht lange mehr hier weilen würden.

12.

Drei Tage später begrub Hermann sein Kind.

Der größere Teil der Gemeinde war auf dem Kirchhofe versammelt; sie hatten es alle lieb gehabt; die alten Friedhofseschen weinten früh ein welkes Blatt als Thräne in das frischgegrabene Grab, eine Amsel sang ihm das letzte Lied in langgezogenen, klagenden Tönen.

Oben aber auf dem Firste der Pfarrscheune standen Herr und Frau Adebar und senkten schwe.gend und trauernd das Haupt. — — —

Als Hermann in seine Arbeitsstube zurückkehrte, harrte dort der alte Postbote seiner.

Er steckte seine gewichtigste Miene auf, als er ihm ein großes, gesiegeltes Schreiben überreichte.

Hermann öffnete es. Dann legte er es gleichgültig beiseite.

Es enthielt seine Berufung auf den Lehrstuhl nach B . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das kleine Grab da draußen war zugeschüttet.

Da erhoben sich die beiden Adebare, die so lange unverwandt auf ihrem Posten verharrt hatten. Laut schlugen sie mit den Flügeln; ruderartig streckten sich die rotgestiefelten Füße nach hinten — noch einen letzten Blick warfen sie nach dem Kirchhofe und über ihn hinweg nach dem einsamen Pfarrhause.

Dann — mit einem kurzen, entschlossenen Rucke hatten sie sich emporgeschwungen, und fort ging es in eilendem, sausendem Zuge . . dem blühenden Delta des Nils zu.

Die Pfarrscheune blieb fortan verwaist mit dem leeren Neste.

Sie kehrten nie wieder zurück. — — —

Hermann ist seit Jahren Professor in B . . . Er wirkt mit großem Erfolge. Aber er hat auch die Schäden und Leiden des Dozentenlebens kennen gelernt. In seinen Gedanken hatte es sich ihm ganz anders gezeigt — voll befriedigt hat es ihn nie.

Elisabeth ist früh alt geworden. Das Lächeln ist von ihren Lippen geschwunden. Nur wenn sie ihren Mann, überanstrengt von den immer wachsenden Arbeiten seines Berufes und doch in stets gleicher Herzlichkeit und ängstlichster Sorge für ihr Wohl bedacht sieht, wenn sie seinen Blick in scheu fragendem Schmerze auf ihren ergrauenden Haaren weilen sieht, . . dann zaubert sie es aufs neue auf ihre Lippen, ihn zu erfreuen. Sie weiß, daß er genug leidet.

Ja . . er leidet genug.

In stillen Stunden — besonders in schlaflosen Nächten, wenn der Mond mit leisem Hauche die schlummernde Erde küßt, . . dann steigt es auf vor seinen inneren Augen — ein einsames Haus und ein stilles, unscheinbares Wirken — aber durchglänzt von einem süßen, einzigen Glücke . . von einem Glück, das er sein eigen genannt, das warm an seinem Herzen geschlagen, das er besessen und nie gekannt, das ihm geblüht — und das er zertreten hatte.

Digitized by Google

Briefe über wichtige Zeitfragen an den Herausgeber.

Frankreich und Deutschland.

Antwort auf den Brief des Baron von Courcel von einem früheren Diplomaten.

Sie wünschen meine Ansicht über den im Aprilheft erschienenen Brief des Baron von Courcel zu hören. Ich komme dem nach, weil ich den früheren französischen Botschafter für einen bedeutenden Mann halte, der Deutschland kennt wie wenige Franzosen, und dessen Abgang von Berlin ich deshalb lebhaft bedauert habe[1]). Dabei glaube ich keine Indiskretion zu begehen, wenn ich einige Stellen aus einem Briefe zitiere, welchen mir Courcel bereits im Oktober v. J. schrieb, da sie dasselbe Thema in gleichem Sinne behandeln: „Sie suchen die Mittel, um die Animosität zu beruhigen, welche zwei Nationen trennt, die geschaffen sind, um sich zu ergänzen und nicht um sich zu bekämpfen. Diese ernste Frage beschäftigt mich stets; ich halte sie für eine Angelegenheit ersten Ranges, nicht nur für Deutschland und Frankreich, sondern für ganz Europa und die gebildete Welt. Sie ist aus Mißverständnissen entsprungen, die schon anderthalb Jahrhunderte alt sind und die aufs neue anzufachen vielleicht nicht nötig war. Es scheint mir, daß zwischen zwei großen Völkern, die sich gegenseitig schätzen, eine verlorene oder gewonnene Schlacht nicht notwendig einen der Abgründe eröffnet, welche den Gang der Geschichte verändern. Das Schicksal des Krieges ist veränderlich und bringt der verletzten Eigenliebe Vergütungen. Aber was mir unendlich viel gefährlicher erscheint und zu verhängnisvollen Folgen führen kann, ist, wenn zwei Völker, die neben einander auf der Höhe der Zivilisation stehen, aufhören, sich geistig und moralisch zu verstehen, sich geringschätzen und eines für das andre wie Menschen einer verschiedenen Gattung werden, Barbaren im antiken Sinne des Wortes. Wenn dieses Trennungswerk, in dem persönlicher Ehrgeiz seine Rechnung finden kann, systematisch während mehrerer Geschlechter fortgesetzt wird, so ist zu befürchten, daß die dabei geschlagenen Wunden unheilbar werden, und es werden die zwei Völker, die ein ehrenvoller Wettstreit für einen Zweck vereinigen sollte, der jedem der beiden und auch der Menschheit vorteilhaft wäre, also ihrer providentiellen Bestimmung entsprechen würde, nur ihre Kräfte, ja ihre ganze Seele brauchen, um sich gegenseitig zu zerstören. Haben sich unsre Nationen nicht viel Unrecht in dieser Beziehung vorzuwerfen? Es scheint mir, daß so neue und furchtbare Fragen sich für das zwanzigste Jahrhundert vorbereiten, sowohl in sozialer als völkerrechtlicher oder interkontinentaler Beziehung, daß die Rheinfrage und die Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland, Fragen, die heute unlösbar scheinen, vielleicht, wenn viel größere Interessen auf dem Spiele stehen, eine leichtere Lösung finden werden,

[1]) Diese Bedeutung zeigt sich schon darin, daß er eben jetzt zum Präsidenten des Schiedsgerichts in der Behringsmeer-Frage gewählt ist.

Digitized by Google

als wir uns jetzt vorstellen können. Wiederholen wir inzwischen „Pax hominibus bonae voluntatis.“

Wer wollte diesen edlen und weisen Gedanken nicht zustimmen? Und dasselbe gilt von dem meisten in dem Briefe an Sie. Indes anderseits sind in demselben auch Äußerungen enthalten, die nicht ohne Widerspruch bleiben können. Baron Courcel meint, die tiefe Meinungsverschiedenheit zwischen beiden Ländern sei der Erfolg einer planmäßigen Arbeit, durch die man sie seit 150 Jahren mit Gewalt einander entfremdet hat, sodaß man sie als Erbfeinde dargestellt, ein Name, der zwischen christlichen Nationen gottlos sei. Letzteres zugegeben, so dürfen wir doch wohl ohne Pharisäismus fragen, ob Deutschland daran schuld ist? Denn seit Heinrich III. ist dasselbe fast ausschließlich der Teil gewesen, der die Schläge empfangen, nicht ausgeteilt hat. Von Richelieu's Intervention abgesehen, hat Ludwigs XIV. Politik Deutschland so tiefe Wunden geschlagen, daß sie schwer zu vergessen sind. Ich gebe recht wenig auf die Gemeinschaft der ältesten Geschichte unter den Karolingern, auf die Courcel Wert zu legen scheint; der Umstand, daß die regierenden Klassen normannischen Ursprungs waren, hat die jahrhundertlange Feindschaft Englands und Frankreichs nicht gehindert, aber der Raub des Elsaß, die Überrumpelung Straßburgs durch Verrat, die Reunionskammern, die Verwüstung der Pfalz, die Zerstörung Heidelbergs, die der König mit der Prägung einer Medaille Heidelberga deleta feierte, sind noch wenig mehr als 200 Jahre alt. Deutschland war hierbei lediglich der leidende Teil; denn man kann es doch nicht als Gegenteil bezeichnen, wenn Brandenburg und der Kaiser schließlich an den Koalitionen teilnahmen, welche die Vereinigung der Krone von Frankreich und Spanien verhinderten, als der große Kurfürst sagte: l'odeur du fleur de lys devient trop forte en Europe; ebenso wenig die Niederlage von Roßbach, durch die Friedrich der Große die Intervention im siebenjährigen Kriege zurückwies: Der Feldzug Preußens und Österreichs gegen die französische Revolution war gewiß eine große Thorheit, aber Frankreich hat dadurch nicht gelitten, sondern sich damals die Rheingrenze erobert. Nun aber die Schrecknisse der napoleonischen Zeit! Hunderttausende deutscher Soldaten der Rheinbundstaaten sind für lediglich französische Zwecke geopfert, in der bekannten Zusammenkunft mit Metternich in Dresden 1813 rühmte sich Napoleon dessen selbst in cynischer Weise „et encore la plupart du million que j'ai perdu étaient des Allemands,“ ebenso früher, daß er aus dem erschöpften, auf die ostelbischen Provinzen beschränkten Preußen eine Milliarde gezogen. Und wie haben seine Marschälle in deutschen Ländern gehaust! Ist dem irgend etwas zur Seite zu stellen, was die Deutschen 1814 und 1870 in Frankreich gethan? Und doch wußte nach den Siegen der Befreiungskriege die Schlauheit Talleyrand's Alexander I. zu bestimmen, Frankreich die Grenzen von 1791 zu lassen und ihm nur eine Kontribution aufzuerlegen, die für das reiche Land ein Nadelstich war. Nichtsdestoweniger und obwohl Karl X. ein geheimes Abkommen mit Nikolas I. geschlossen, welches Frankreich die Rheingrenze geben sollte, hat Deutschland bis 1870 nicht daran gedacht, das Elsaß zurückzufordern; in der

Digitized by Google

Bewegung von 1840, die rein defensiv gegen Thiers' Pläne war, ist davon nicht die Rede gewesen. Aber als wir 1870 angegriffen wurden und siegten, war es, wie Fürst Bismarck später sagte, ein Gebot der Selbsterhaltung, uns Straßburg, das Ausfallsthor, zu sichern, von dem alle neueren Angriffe auf Deutschland ausgegangen und das Süddeutschland stets bedrohte. Ich erinnere mich, daß, als bei der Einverleibung von Nizza und Savoyen und der Beunruhigung, welche diese Wiederaufnahme der Annexionspolitik hervorrief, eine deutsche Flugschrift erschien, „Elsaß-Lothringen deutsch", der die preußische Regierung ganz fern stand, St. Marc Girardin in der Revue des deux Mondes höhnend bemerkte, darauf gebe es nur eine Antwort „Venez les prendre". Das haben wir gethan, und der Einwand Jules Favre's in der Konferenz von Ferrières, daß eine Abtretung von Gebiet gegen die französische Ehre sei, hat Graf Bismarck treffend damit zurückgewiesen, daß diese Ehre von keinem andern Stoffe sei als die andrer Nationen. Völkerrechtlich betrachtet, kommt der Einwand darauf hinaus, daß auch der ungerechteste Angriff, wenn siegreich zurückgewiesen, für den Angreifer keine oder andre Folgen haben solle als eine Geldstrafe. Der Kanzler hat die Forderung der Abtretung sehr weise lediglich mit militärischen, nicht mit nationalen Gründen gerechtfertigt, aber wer wie ich lange im Elsaß gelebt, kann sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß der Kamm der Vogesen auch die natürliche nationale Grenze ist; rechts ist alles deutsch, sobald man das Gebirge überschreitet, hört man nur französisch, der elsässische Bauer unterscheidet sich in keinem wesentlichen Punkte vom Schwarzwälder, er nennt die Franzosen „die Walschen", höchstens daß er einige französische Wörter mit deutschen Endungen aufgenommen, mit Ausnahme von Straßburg wird in katholischen wie protestantischen Kirchen ausschließlich deutsch gepredigt. Französiert sind lediglich die höheren Klassen, und dies auch erst seit 50 Jahren, alte Elsässer haben mir gesagt, daß, wenn ihr Land 1815 wieder deutsch geworden, dieser Übergang sich ohne jeden Anstoß vollzogen haben würde. Erst seit 1833 Guizot überall französische Schulen einführte und das zweite Kaiserreich die Französierung mit Hochdruck fortsetzte, haben sich die Verhältnisse geändert, zumal die Mädchen vielfach in Pariser Pensionen geschickt wurden; aber noch heute spricht auch der gebildete Elsässer gern unter sich sein „Dietsch", französisch meist nur mit vernehmbarem Accent, weshalb er von seinen früheren Landsleuten aufgezogen wird. Was diesen Thatsachen gegenüber Baron Courcel's Bezugnahme auf die Schlacht von Zülpich (496) bedeuten soll, ist mir unklar geblieben. Zunächst möchte ich behaupten, daß dieselbe keineswegs in Frankreich auf demselben Fuß der Volkstümlichkeit steht wie die Sage von dem großen Paladin Karls, Roland, daß vielmehr nicht zehn unter hundert Franzosen von derselben überhaupt etwas wissen, welche Bedeutung aber auch für diese jener Sieg Chlodwigs über die Alamannen in Bezug auf das Elsaß haben soll, bleibt für mich ein Rätsel. Unbestreitbar ist, daß dasselbe bis in unsre Zeit ein integrierender Bestandteil der deutschen Kultur gewesen, es genügt, an Gottfried von

Digitized by Google

Straßburg, Geiler von Kaisersberg, Ökolampad, noch im 18. Jahrhundert an Pfeffel und in unserm an die Brüder Stöber zu erinnern.

Mit Lothringen verhält es sich anders. Metz war bereits im 15. Jahrhundert eine vollkommen französische Stadt, das Landgebiet ist es, mit Ausnahme einiger Grenzorte, wie Diedenhofen, Finstingen u. s. w. ebenso. Deutsch-Lothringen muß wie ein französisches Departement regiert werden, weil die Leute kein Deutsch verstehen, und ob dies sich durch altländische Einwanderung sehr ändern wird, ist mir zweifelhaft. Vor allem aber ist die Zusammenschweißung der beiden Reichslande, deren Bewohner sich sehr antipathisch gegenüberstehen, das größte Hindernis, daß Elsaß wieder rasch ganz deutsch werde, denn es muß bei jeder Maßregel auf Lothringen Rücksicht genommen werden. Fürst Bismarck hat denn auch in wiederholten Äußerungen angedeutet, daß ihm die Forderung der Abtretung Lothringens von militärischer Seite aufgenötigt sei. Aber gerade von militärischer Seite hörte man über diesen Punkt Zweifel; Feldmarschall von Manteuffel z. B. hat mir wiederholt gesagt, es wäre für uns viel wichtiger gewesen, Belfort zu gewinnen als Metz, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß Luxemburg wieder eine deutsche Festung ersten Ranges werde. Ob eine solche Rektifikation des Frankfurter Vertrags, wozu hinsichtlich Luxemburgs die Aufhebung des Londoner Vertrags von 1867 gehören würde, möglich wäre, steht dahin. Die Stimmung in Frankreich scheint nicht dafür zu sprechen, denn was wohl zu beachten, es ist keineswegs bloß der Verlust an Gebiet, welcher den Haß gegen Deutschland erzeugt, sondern vor allem der Verlust des französischen Prestige als mächtigste Nation. Daß Frankreich, welches bisher höchstens einer Koalition unterlegen war, von Deutschland geschlagen ist, wie es noch nie zuvor geschlagen war, das können die Franzosen nicht verwinden, die seiner Zeit schon den sinnlosen Ruf Revanche pour Sadowa erhoben, nur weil Deutschland Österreich schneller und zweifelloser besiegt hatte, als sie es 1859 vermochten.

Unzweifelhaft ist es wesentlich das gespannte Verhältnis dieser beiden Staaten, welches die Militärlasten stets steigert, die das beste Mark der Völker verzehren, aber wir liegen nun einmal nicht wie die Vereinigten Staaten zwischen zwei harmlosen Ländern wie Canada und Mexiko, und noch niemals ist eine Abrüstung durch Vertrag erfolgt, sondern lediglich aus gebieterischen wirtschaftlichen Gründen, wie nach 1815, wo die Kriegführenden erschöpft waren. Inzwischen gilt es, für die deutsche Politik dem Kriege mit zwei Fronten vorzubauen, wenn wir uns auch für denselben rüsten, der deutsch-russische Handelsvertrag und der Eindruck des Panama-Skandals, dem der Sturz des russenfreundlichsten französischen Ministers gefolgt ist, auf die maßgebenden Personen in St. Petersburg werden dazu ebenso sehr helfen als die wirtschaftliche Schwäche Rußlands, welche einen auswärtigen großen Krieg als bedenkliches Abenteuer erscheinen lassen muß. Frankreich gegenüber bleibt unsrer Politik nur die Aufgabe, mit fester Wahrung unsres Rechts freundliche Formen einzuhalten, übrigens gelassen zuzusehen, wie es in seinem Safte kocht. Je länger es gelingt, den Frieden zu erhalten, desto mehr tritt der Krieg in den Hintergrund, man hat auch 40 Jahre in Paris

Digitized by Google

gerufen revanche pour Waterloo, und was ist daraus geworden? Die unermeßliche Mehrheit des französischen Volkes, vor allem die Bauern, wollen nur Frieden und würden, wenn sie es könnten, jedes Ministerium stürzen, welches das Land in Krieg verwickeln wollte. Aber freilich hat diese große Masse nicht immer die Entscheidung im maßgebenden Augenblicke, sie hat auch nicht den Krieg gewollt, als die Straßen von Paris von dem Rufe „à Berlin“ widerhallten. Sollte es wirklich ehrgeizigen oder verblendeten Strebern gelingen, das Land in einen Krieg mit Deutschland hineinzureißen, was mir sehr unwahrscheinlich ist, so lange Frankreich hierfür keinen Verbündeten hat, was bis jetzt nicht der Fall ist, dann allerdings bliebe Deutschland nur übrig, ihm die Macht, uns zu schaden, für immer zu nehmen. Senex diplomaticus.

Die Verirrungen des Agrarismus.

Hochgeehrter Herr!

Der letzte Ansturm der Agrarier gegen die Caprivi'sche Handelspolitik hat Sie zu einer neuen Frage an mich veranlaßt. Unter Bezugnahme darauf, daß ich schon 1878 und 1884 vor der ersten Einführung und späteren Erhöhung der Getreidezölle gegen die letzteren in meinen Schriften mich ausgesprochen habe, stellen Sie an mich die Frage, ob ich heute noch dem Agrarismus ablehnend gegenüberstehe, und fordern mich auf, mich darüber zu äußern, ob denn nicht auch ohne hohe Agrarzölle die „wirklichen oder angeblichen“ Not- und Mißstände der Landwirtschaft sich heben ließen, ob nicht zum Frieden des Reiches, zur Versöhnung aller Klassen diejenige Hilfe, deren die deutsche Landwirtschaft bedarf, gebracht werden könne.

Nun, ich bin seit fünfzehn Jahren andrer Ansicht nicht geworden und bin mit unsern ersten, überaus landwirtschaftsfreundlichen Agrarökonomisten, Conrad und Paasche, der Meinung, daß die Agrarzölle auf die Dauer sich nicht werden aufrecht erhalten lassen, obwohl ich, nachdem sie einmal eingeführt und kaum erst ermäßigt sind, so unpraktisch nicht bin, den sofortigen und gänzlichen Abbruch derselben zu verlangen. Ich glaube aber, daß in der That der Ausweg zum Frieden sich finden läßt und deshalb auch gefunden werden wird, weil der Agrarismus mit hohen Agrarzöllen auf die Dauer der Landwirtschaft selbst am meisten schaden muß. Praktisch wie theoretisch halte ich wirklich den Agrarismus auch in seinem neuesten Ansturm für eine schwere Verirrung, deren weiterer Erfolg auf die Dauer am meisten am Grundbesitzerstand sich selbst rächen muß. Die Agrarier wälzen meines Erachtens einen Sisiphusstein, an welchem ihre Kraft sich erschöpfen wird. Daß sie das nun vom Berliner Tivoli aus titanenhaft thun wollen, begreife ich menschlich, allein meine Überzeugung bleibt unerschüttert die alte. Da diejenige Auffassung, von der ich nicht lassen kann, im Reichstage und meines Wissens auch in der Tagespresse noch kaum gestreift, geschweige zur vollen Darlegung für die öffentliche Meinung gekommen ist, so will ich nicht

Digitized by Google

unterlassen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Es ist ja politisch wie volkswirtschaftlich für unsre Nation eine der allereinschneidendsten Fragen, und sie ist nun brennend geworden.

Ich werde mich ohne Haß und Vorliebe aussprechen und dies sogleich dadurch beweisen, daß ich den ganzen Ernst der Getreidekonkurrenz von Rußland und den ganzen Ernst des neuesten Preissturzes auf den deutschen Getreidemärkten voraus hervorhebe. Zwar hätte die Maßlosigkeit der Forderung, daß die Reichsregierung vor Paragraphierung von Handelsverträgen diese Verträge den Interessentengruppen zuerst vorzulegen habe, das Blut auch mir in stärkeren Wellen zur Stirne getrieben, wenn ich mich in die Lage der verantwortlichen Leitung der Handelspolitik hineindenke; denn mit der Willfahrung gegen diese Überhebung der Sonderinteressen nicht bloß der Reichsregierung, sondern der genehmigenden Gesamtvertretung der Nation gegenüber, würde jede Handelspolitik, die ja vor Beginn der Negotiation sich über alle Interessen orientieren muß, überhaupt unmöglich. Gleichwohl kann ich nicht umhin, die Animosität der Agrarier gegen einen Handelsvertrag mit Rußland einigermaßen zu entschuldigen, wenigstens begreiflich zu finden und dieselbe nicht als schnöden Eigennutz auszulegen. Und beinahe will es mir scheinen, als ob der letzte Vorstoß des Agrarismus zu jenem Geist gehöre, der stets verneint, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft". Dieser Vorstoß kann nur dazu beitragen, gegen die Meistbegünstigung in der Korneinfuhr Rußland höheren Gegeneinräumungen an unsre Ausfuhr nach Rußland zugänglicher zu machen. Auch ich möchte wünschen, daß die Reichsregierung für die Einräumung des niedrigeren Zolles von $3\frac{1}{2}$ (statt 5) Mark an das russische Getreide den Negotiationspreis möglichst hoch halte.

Rußland ist in kurzer Zeit der Hauptimporteur von Getreide nach Deutschland geworden. Von der gesamten Getreideeinfuhr nach Deutschland lieferte Rußland: in Weizen 58,28 Proz. im Jahre 1889 gegen 22,76 Proz. im Jahre 1881, in Roggen 86,83 Proz. gegen 46,38 Proz., in Gerste 47,80 Proz. gegen 7,16 Proz. Es hat also Österreich weit überflügelt, welches uns 1889 nur 26,66 Proz. der Weizeneinfuhr, 1,49 Proz. der Roggeneinfuhr und 43,63 Proz. der Gersteneinfuhr (1881: 62,69 Proz.) geliefert hat. Rußland ist also schnell der Hauptkonkurrent des deutschen Getreidebaues geworden. Dies wird — Jahre russischer Mißernten ausgenommen — eher noch zu- als abnehmen. Nicht bloß infolge der Entwickelung des Transportwesens im europäischen Rußland, sondern auch und auf die Dauer vielleicht noch weit mehr infolge der Besiedelung und Eisenbahnerschließung Sibiriens. Es dürfte wohl alle Ihre Leser interessieren, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß nicht bloß das europäische, sondern auch das sibirische Rußland seine „schwarze Erde" besitzt, welche Rußlands Stärke als Kornkammer für Mittel- und Westeuropa vielleicht mehr als verdoppeln wird. Bis jetzt ist nur die „schwarze Erde" des europäischen Rußland dem Verkehr erschlossen und wird es immer mehr zu Wasser und per Bahn. Das sibirische Rußland, welches auf 10,8 Millionen □ Werst nur 4,3 Millionen Einwohner und im bestbesiedelten Teile (Tomsk) nur wenig über $1\frac{1}{2}$ Einwohner per □ Werst

Digitized by Google

besitzt, wird mit seiner Konkurrenz erst noch auftreten, aber nicht allzu spät. So viel steht nach dem Ausspruch des besten mir bekannten Kenners der russischen Produktionsfähigkeit[1]) fest, daß der südliche Teil Sibiriens auf sehr weite Strecken (nach russischem Maßstabe gemessen) fruchtbares Schwarzerdegebiet besitzt, welches eine Fortsetzung des Gebietes der schwarzen Erde Südrußlands ist. Zwar ist die Mächtigkeit der Erdschicht nicht so stark, und sie ist namentlich nicht so gleichmäßig wie der südrussische Schwarzerderayon. Doch das ändert nichts an ihrem Werte für den Anbau, namentlich von Getreide, denn selbst die tiefste Aufackerung des Bodens nutzt doch nur eine dünne obere Schicht aus, im Verhältnis zur Mächtigkeit der Humusschicht, wie sie z. B. in Südrußland sich findet, wo dieselbe mehrere Meter tief ist. Es kann aus diesen und vielen andern Gründen daher keinem Zweifel unterliegen, daß auch die sibirischen Ebenen, sobald sie in ausgedehntem Maße in Kultur genommen werden, einen großen Einfluß auf den europäischen Getreidemarkt auszuüben in der Lage sein werden. Rußland ist hiernach jetzt und wird noch für lange Zeit der Hauptkonkurrent unsres Getreidebaues bleiben. Ich werde aus dieser Thatsache nicht den Schluß ziehen, daß der hohe Agrarschutz von 5 Mark per 100 Kilo gegen Rußland festgehalten werde, vielmehr das Gegenteil daraus ableiten. Daß aber die Agrarier auf ihrem Standpunkt nicht eben behaglich der Erteilung der Meistbegünstigung an Rußland gegenüberstehen, das begreife ich, und die Forderung teile ich, daß die Reichsregierung dem an dieser Erteilung mächtig interessierten Nachbarreiche entsprechende Äquivalente im russischen Industrietarif abverlange. Wenn der Vorstoß der Agrarier den Reichskanzler in letzterer Hinsicht noch hartnäckiger gestimmt und Rußland gegenüber widerstandslustiger gemacht haben sollte, so hätte derselbe, wenn er auch vielleicht das Schlimme wollte, den jetzigen Reichskanzler zu stürzen, dennoch gutes geschaffen.

Auch nach einer weiteren Seite verstehe ich den Ansturm der Agrarier. Bei allen Schutzzoll-Agitationen, die ich in drei Jahrzehnten aufmerksamster Beobachtung der Handelspolitik erlebt und litterarisch-kritisch mitgemacht habe, konnte ich stets die Wahrnehmung machen, daß beide, der Freihändler und der Schutzzöllner, ein „Spiel von jedem Druck“ nicht der Luft, sondern der Preise sind. Die Agrarzölle von 1885 und 1887 wären sicherlich nicht so leicht zu stande gekommen, wenn nicht eben damals die Preise von Weizen und Roggen den tiefsten Stand erreicht gehabt hätten. Und ebenso wäre die jüngste Wiederermäßigung von 5 auf 3 ½ Mark ohne die Mißernte und Korneuerung des Jahres 1891 auch nicht so leicht durchgegangen, wie es im Reichstag geschehen ist. Und was ereignet sich nun sogleich im Jahre 1892? Das kaiserliche statistische Amt veröffentlicht soeben die Statistik der Getreide-, Mehl- und Brotpreise für die zwölf Monate des Jahres 1892. Hiernach fiel der Preis per 100 Kilo vom Januar bis Dezember 1892 für Roggen von 22,45 auf 13,68 Mark (für Roggenmehl von 30,21 auf 17,46, für Roggenbrot von 33,89 auf 22,45 Mark). Der

[1]) v. Mertens, in G. v. Mayr's „Stat. Archiv“. Tübingen, Laupp.

Digitized by Google

Roggen stand also im Dezember so niedrig, wie er seit 1886 und 1887, d. h. seit Einführung der unerhört hohen Getreidezölle, nicht mehr stand, und er ist seit Januar vorigen Jahres von einer Preishöhe herabgesunken, wie sie in den Jahresdurchschnittspreisen der preußischen Monarchie durch Jahrzehnte nie erreicht war. Das wird freilich auch nur vorübergehend sein, und die Quantität der guten Ernte von 1892 wird weithin für den Preissturz mehr oder weniger schadlos halten, aber ein so starker Preisumschwung hat soeben stattgefunden, daß man fast auf das zweite und dritte Jahrzehnt des Jahrhunderts zurückgehen muß, um eine noch stärkere Preisrevolution aufzufinden; hätte man 1891 die Getreidezölle ganz aufgehoben, so hätte man einen fast beispiellosen Preissturz vor sich. Dieser Preissturz macht es, menschlich betrachtet, völlig begreiflich, daß die 1891 geschlagenen Agrarier nun ihrerseits im Geiste der Agrartarife von 1885 und 1887 reagieren, daß sie angesichts der Unmöglichkeit, die Handelsverträge mit dem Zoll von 3,50 Mark vor dem Jahre 1903 zu stürzen, wenigstens den Grafen Caprivi zu stürzen suchen, wenn er — der „kein Ar Land" besitzt — sich erdreistet, auch noch den Russen wie den Amerikanern in Gegenwart und Zukunft die Meistbegünstigung der Verträge mit Österreich-Ungarn einzuräumen. Daher bin ich kritisch mild gestimmt gegen die Agrarier. Tout comprendre, c'est tout pardonner.

Nur zuzustimmen vermag ich ihnen nicht. Vielmehr meine ich, daß sie alle Veranlassung hätten, den Sisyphusstein nicht weiter zu wälzen, sondern die Irrtümer des Agrarismus, welche der deutschen Landwirtschaft auf die Dauer am meisten schaden müssen, endlich einmal einzusehen und so rasch als möglich zu jenen Traditionen zurückzukehren, welche den preußischen Großgrundbesitz und seine Presse bis zum Jahre 1876 handelspolitisch höchst liberal haben auftreten lassen. Diese Umkehr will ihnen ja durch plötzlichen Abbruch auch des restlichen Schutzzolles von 3,50 Mark nicht erschwert werden. Dieselbe soll ihnen vielmehr durch schützende Agrarrechts-Reformen außerhalb des Zolltarifs erleichtert werden. Letzteres hat wohl auch der Kaiser im Auge gehabt, als er der Deputation der Agrarier gegenüber von der Unmöglichkeit einer andern als nur sehr allmählichen Beseitigung der Mißstände in der Landwirtschaft den Zeitungen zufolge gesprochen hat.

Es sind meines Dafürhaltens zwei Grundverirrungen, welchen der zeitgenössische Agrarismus verfallen ist. Die eine stellt sich dar in einem Anspruch, welcher weder berechtigt noch erfüllbar noch auf die Dauer durchsetzbar ist, noch selbst im Falle der Durchführbarkeit etwas nützen könnte. Es ist der *Anspruch auf staatliche Gewährleistung* des ungeschmälerten Fortbezuges des zu Anfang der siebziger Jahre erreicht gewesenen *Höchststandes* der Gutserträge und *Grundrenten* mittelst hoher Zölle. Die zweite Grundverirrung besteht meines Dafürhaltens in grober *Vernachlässigung* der *richtigen Diagnose* für den angeblichen oder wirklichen *Notstand* der Landwirtschaft, einen Notstand, welcher durch hohe Agrarzölle eher gesteigert und verlängert als gemildert und gekürzt wird. Der erhebliche Notstand, welcher zweifellos vor-

Digitized by Google

handen ist, wird durch die unwirtschaftlich starke Verschuldung des Grundbesitzes bewirkt, und diese Verschuldung hat ihren eigentlichen Grund in der Eigentums- und Pachtüberzahlung der Güter, genauer gesprochen darin, daß unter dem bestehenden Rechte über Güter- und Pachterwerb die Gutsübernahme und die Pachtnutzung viel zu hohen Erbauschlägen, Kaufpreisen und Pachtschillingen, welche über die mittlere, dauernde Ertragsfähigkeit unnatürlich weit hinausgehen, stattfanden und stattfinden. Mäßige Schutzzölle gegen starke, aber vorübergehende Krisen, gegen nicht anhaltende Konkurrenzübermacht der ausländischen Landwirtschaft mögen ja anerkannt werden, allein der höchste Agrarschutz kann die aus fortgesetzter Güter- und Pachtüberzahlung hervorgehende, unproduktive Verschuldung nicht bannen, während ein gar nicht oder nur wirtschaftlich verschuldeter Grundbesitz auch die sieben mageren Jahre ohne oder bei mäßigem Schutzzoll zu überstehen, namentlich aber auch einem dauernden Preisdruck von den jungen Getreideländern aus durch entsprechende Betriebsänderungen auszuweichen und sich anzubequemen vermag. Sobald die Nation mit den Regierungen diese Diagnose als die richtige erkannt haben und im Kredit-, Erb-, Grundkaufs- und Pachtrecht danach handeln wird, muß der politische Alpdruck des agrarischen Zollschutzes im Laufe nicht zu langer Zeit aus unserem öffentlichen Leben verschwinden. Der den Grundverpflichtungen des privaten Bodeneigentums ins Gesicht schlagende Anspruch auf zolltarifarische Staatsgarantie eines erreicht gewesenen Grundrentenhöchststandes wird dann aufgegeben, der sogenannte Agrarschutz auf das Maß wirklichen Agrarschutzes, d. h. auf Zölle zurückgeführt werden, welche vorübergehend und mäßig zur Bestehung von Krisen und zur Emporbringung neuer Betriebsänderungen geeignet sind. Diesen eigentlichen, im früheren Sinne des Wortes aufgefaßten Zollschutz, welcher von der Staatsgarantie der in bisherigen Betriebsweisen erreicht gewesenen Bodenrenten-Höchststände himmelweit entfernt ist, ficht auch der Einsender dieses nicht an. Am wenigsten für den Augenblick bei einer Lage, welche für eine Masse durch Güter- und Pachtüberzahlung tief verschuldeter Landwirte trotz, ja wegen Agrarhochschutz es so schwierig und verfahren geworden ist.

Beim Agrarhochschutz handelt es sich, sei es gegenüber der ganzen Welt, sei es Rußland gegenüber, in der That darum, den Grundbesitzern den im Getreidebau erreichten Höchststand des Reinertrages (der Grundrente) mittelst künstlicher Verteuerung der Brotfrüchte zu gewährleisten. Indem für alles Getreide, für Vieh, für Nutzhölzer u. s. w. durch Schutzzölle die Preise allgemein, auch für die im Inland erzeugten Bodenprodukte, verteuert werden, konsumiert die Nation um einige hundert Millionen teurer, und diese Millionen fließen in die Taschen derjenigen Grundeigentümer, welche am meisten Getreide, Vieh, Holz auf den inländischen Markt liefern. Man sucht so durch die Zollschraube die Bodenrente auf einen erreicht gewesenen Höchststand als Minimalsatz für die Zukunft zu fixieren und möglichst zu stabilisieren. Zu stabilisieren? Natürlich nicht so, daß Jahr um Jahr und für jedes einzelne Gut die Rente stets und überall dieselbe bliebe, was ja unerreichbar ist und keine Diskussion erheischt. Aber doch so, daß

Digitized by Google

fette und magere Jahre, ineinander gerechnet, der mittlere Reinertrag nicht zurückgehe, nicht zurückgehe durch auswärtige Konkurrenz unter dem Preisfall der Bodenprodukte auf den Weltmärkten.

Die Bodenrente hatte nach den besten wissenschaftlichen Ermittelungen, die ich kenne, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre vor Beginn der Getreidekonkurrenz der Vereinigten Staaten, Rußlands und Indiens anscheinend den Höchststand erreicht. Verglichen mit 1770, hatte sich die Grundrente gemessen an nicht überzahlenden Grund- und Pachtverträgen bis 1870 um das Mehrfache gehoben und die Grundeigentümer entsprechend reicher und konsumfähiger gemacht. Im Durchschnitt der Märkte des ganzen preußischen Staates hatte im Zeitraum 1871—1875 der Weizen 225, Roggen 179 Mk. per 1000 Kilo gegolten und noch 1881 galt er 220, bezw. 202 Mark.

Setzt man die mittleren Weizen- und Roggenpreise der 20 Jahre von 1851 bis 1871 gleich hundert, so stiegen die Preise 1871 bis 1880 noch auf 107,4 bezw. für Roggen auf 108, um von 1881 bis 1885 auf 91,29, bezw. 100, für 1886 bis 1889 auf 82,73 bezw. 85,63 zu fallen.

Unter der Einwirkung des verwohlfeilerten Transports begann mit 1883 ein nicht dem Erntereichtum, sondern einer dauernd überlegenen Auslandkonkurrenz entspringender Preissturz, welcher in den Jahren der Einführung unsres Getreidehochschutzes (1885/1887) den tiefsten Stand erreichte mit 157 Mark p. T. für Weizen im Jahre 1886 und mit 125 Mark p. T. für Roggen im Jahre 1887. Auf die Reinerträge und die Grundrente hätte dieser Preisfall auf die Dauer selbst dann drückend wirken müssen, wenn nicht darin fortgefahren worden wäre, Güter und Pachtungen zu den alten, ja zu steigenden Preisen zu überzahlen. Daß aber alle diejenigen, welche in den Jahrzehnten zuvor Güter zu hohen Preisen und Pachtschillingen übernommen hatten, die Festhaltung des erreicht gewesen Grundrenten-, bezw. Getreidepreis-Höchststandes erstrebten. daß sie die Staatsgarantie der Grundrente durch Agrarhochschutz in Anspruch nahmen, ist viel zu menschlich, um dagegen gehässige Vorwürfe zu erheben. Etwas ganz andres aber ist es, ob diese zolltarifarische Staatsgarantie der Grundrente berechtigt ist, ob sie dauernd durchführbar erscheint, ob sie nicht für die ganze Nation, zuletzt und zumeist für die Landwirtschaft selbst schädlich wirken muß. Alle diese Fragen lassen sich bei unbefangener und uninteressierter Beantwortung meines Erachtens nur verneinen.

Der Agrarschutz als dauernde Grundrentengarantie des Staates ist vor allem nicht *berechtigt*. Der Anspruch auf diese Garantie kann nur als die schwerste Verirrung in Beziehung auf die *sozial-ökonomische Grundpflicht alles Privateigentums* angesehen werden. Das Privateigentum an den Produktionsmitteln hat durch Recht und Staat die feste Gewähr, daß ihm die günstige Konjunktur und der Nutzen aus allem technischen Fortschritt in höheren Reinerträgen und in der Bodenwertssteigerung zu gute komme. Es hat dafür die *Pflicht*, die ungünstigen Konjunkturen für die ganze Nation zu tragen und die Anpassungen der nationalen Produktion an neue Weltmarktlagen zu vollziehen, neue, rentablere Betriebe so rasch als möglich herbeizuführen. Das Privateigentum an den

Digitized by Google

Produktionsmitteln entschlägt sich dieser Pflicht, wenn es durch zolltarifarische Rentengarantie dieser seinem großen Rechte entsprechenden großen Aufgabe sich entzieht. Durch die Verletzung der sozialökonomischen Grundpflicht des Privateigentums kann nur der Sozialdemokratie vorgearbeitet werden. Wenn schon einmal die Gesamtheit alles Risiko übernehmen soll, was die Sozialdemokratie will, dann kann man für sie auch die Vorteile der günstigen Konjunktur, die Einheimsung der steigenden Grundrente und des steigenden Grundwertes in Anspruch nehmen. Es sägt sich daher mit dauerndem Agrarhochschutz das Privateigentum an Grund und Boden auch den Rechtsast, worauf es sitzt, mit eigener Hand ab. Der sozialdemokratischen Kritik wird es entsetzlich leicht gemacht, auch das grundbesitzliche Privateigentum bei allen, die entweder „kein Ar" oder höchstens die für das eigene Brot erforderliche Zahl von Aren besitzen, in Frage zu stellen. Den Anspruch auf Staatsgarantie einer einmal erreicht gewesenen Höchstrente erhebt gar keine andre Art von Privateigentum, von den großindustriellen Schutzzöllnern etwa abgesehen. Alles übrige Kapital muß die Verluste aus ungünstigen Marktkonjunkturen tragen. Es muß zu seinem eigensten Heil durch letztere zu Betriebsänderungen sich zwingen lassen, welche privatwirtschaftlich rentabler und volkswirtschaftlich lebensfähiger sind. Den Anspruch auf Garantie einer einmal erreichten Höchstrente als künftiger Minimalrente, unter Enthebung von Fortschrittsnötigungen hat die Masse des großindustriellen Kapitals, hat der ganze kleingewerbliche Besitz, hat das Handelskapital, haben die Aktionäre einer großen Masse des nicht landwirtschaftlichen Kapitals überhaupt nie erhoben. Das so viel geschmähte und viel beneidete, in nicht landwirtschaftlichen Unternehmungen beschäftigte Kapital, gegen welches der Grundbesitz Arm in Arm mit dem Antisemitismus zu Felde zieht, sucht sich in dieser Hinsicht der Pflichtenseite des Privateigentums gegen die Nation nicht entfernt so zu entziehen, wie der Agrarismus es thut. Der Agrarismus fordert durch die Zurücksetzung der Grundpflicht des Privateigentums gerade den agrarischen Sozialdemokratismus heraus. Er ruft mithin Geister, die er und die ganze auf Pflicht wie Recht des Privateigentums begründete Gesellschaftsordnung nicht so leicht wieder los werden wird. Mit der Zeit kann ein Antiagrarismus gegen die fruges consumere nati, die „arbeitslosen Rentner" des Großgrundbesitzes noch ganz anders als heute der Antisemitismus sich erheben, und zwar im Bunde mit der Masse der besser unterrichteten Bauern, welche an den Agrarzöllen, wenn man die durch Brotverteuerung veranlaßte Verteuerung der landwirtschaftlich konsumierten Industrieprodukte und andres daneben in die Wagschale wirft, an den Getreidezöllen nur ein geringes oder gar kein oder sogar ein negatives Interesse haben.

Man kann ja darüber streiten, ob die Konkurrenz Rußlands und der überseeischen Kornkammern des neuzeitlichen Westeuropa zur Zeit der ersten Einführung (1879) und der gewaltigen Steigerung unsrer Kornzölle (1885, 1887) nicht als eine vorübergehende Thatsache angesehen werden durfte, welche durch mäßige Getreide-, Vieh- und Fleischzölle für unsre Landwirtschaft konnte erträglicher gemacht werden. Ich habe zwar schon 1878 und dann wieder 1884 diese Auffassung be-

Digitized by Google

ſtritten und es für das Richtigere erklärt, durch Nichtgewährung des Agrarhochſchutzes auch die deutſche Landwirtſchaft zu jener Anpaſſung an die neuen Weltmarktverhältniſſe zu nötigen, welche ſeitdem die engliſche Landwirtſchaft (nach der ſchönen Arbeit Paaſche's) gegenüber der Weltgetreidekonkurrenz und welche die weſtöſterreichiſche gegenüber der ungariſchen Weizenkonkurrenz glücklich, jedenfalls ohne Untergang und eigentlichen Rückſchritt vollzogen haben. Ich will jedoch zugeben, daß ein mäßiger Getreidezoll für eine gewiſſe Übergangszeit als Schutzzoll — nicht als Grundrenten-Staatsgarantie ſich zur Not hätte rechtfertigen laſſen. Auch will ich, da die deutſche Landwirtſchaft weithin an unwirtſchaftlicher Verſchuldung leidet, einem jähen Abbruch des von den Caprivi'ſchen Handelsverträgen übrig gelaſſenen, noch ſtarken Agrarſchutzes ſchon deshalb zur Zeit das Wort nicht reden, weil das einen praktiſchen Zweck im laufenden Jahrhundert nicht haben würde. Allein heute kann niemand mehr der Anſicht ſein, daß die durch Rußland und durch die überſeeiſchen Getreideländer geſchaffene Konkurrenz eine vorübergehende Erſcheinung ſei, deren zwingenden Antrieb zur Anpaſſung an die neuen Weltmarktverhältniſſe die Landwirtſchaft irgend eines mittel- und weſteuropäiſchen Volkes ſich entziehen könnte. Von dem Hauptlieferanten in Getreide, von Rußland, iſt, wie es im Eingang beſcheinigt iſt, zweifellos eine noch lange dauernde und eine ſich wahrſcheinlich noch ſteigernde Konkurrenz ſeitens des verkehrsmäßig noch nicht erſchloſſenen Teiles der europäiſchen und ſeitens der kaum in den Anfängen der Erſchließung begriffenen ſibiriſchen „Schwarzerde" zu gewärtigen. Iſt dem aber wirklich ſo, ſo wird auch die deutſche Landwirtſchaft nicht umhin können, ſo weit es nur immer geht, teils durch intenſivere Wirtſchaft rentabel zu bleiben, ſogar rentabler als bisher zu werden, teils für den Boden, welcher nur im Getreidebau verwertet werden kann, die Güterpreiſe und Pachtſchillinge allmählich den neuen Weltmarktpreiſen anzupaſſen, ſtatt in ſteigender Überſchuldung vergeblich und zum ſicheren Untergang gegen den Strom der weltwirtſchaftlichen Nötigungen zu ſchwimmen. Der gewiß ehrliche und aus dem Geſichtspunkt des Standesgefühls ideale Enthuſiasmus der meiſten unter den „bis zum letzten Atemzug" agrartreuen Siebentauſende der jüngſten Berliner Tivoliverſammlung wird ſich am Widerſtand gegen dieſe Nötigungen nur den Kopf einrennen und den Beutel immer mehr ruinieren. Nein! Auf dauernde zolltariſiſche Staatsgarantie einer Minimalrente hat keinerlei der Produktion und dem Handel gewidmetes oder geliehenes Privateigentum irgend welchen berechtigten Anſpruch, das Grundeigentum ſo wenig als das gewerblich-kommerzielle Mobil- und als das Leihkapital, welches letztere den gewaltigſten Leihpreisänderungen der konvertierenden Finanzminiſter und Landſchuldner ſich einfach hat unterwerfen müſſen. Die Grundverirrung des Agrarismus beſteht in der völligen Verkennung der Grundpflicht des Privateigentums gegenüber der Nation. Mit dieſer Verirrung ſchadet es ſich ſelbſt und ſtellt es ſelbſt ſeine raison d'être in Frage, was in einer kommuniſtiſch ſo ſtark aufgeregten Zeit mindeſtens ſehr bedenklich erſcheint.

Der Agrarismus kann aber — ich will dies nur aphoriſtiſch andeuten — ſeinen Zweck der Stabiliſierung der Inlandpreiſe oder wenigſtens der Inlandgrund-

Digitized by Google

rente mit einiger Sicherheit gar nicht erreichen. Vorab haben jene Massen kleiner Grundbesitzer, die im mittleren, westlichen und südlichen Deutschland mehr Körner verbrauchen, als sie auf ihrem Gütchen ernten, gleich allen Nichtlandwirten nur Schaden von der Brotverteuerung. Eine große Masse andrer Bauern und Pächter, welche mehr Getreide zu Markt liefern, als sie direkt und im Tausch gegen Mehl verbrauchen, haben kaum einen Nutzen; denn die Verteuerung des Brots für die Industrie macht allen Fabrikatverbrauch der Landwirtschaft kostspieliger. Eine industriell gewordene Nation, wie es die deutsche ist und immer mehr wird, hat im Ausland einen schweren Stand gegen die ganz oder beinahe kornzollfreien Rivalen, gegen England, Belgien und die Schweiz, welche die Brotfrüchte um den Zoll von $3^1/_2$ bezw. was russisches Getreide betrifft, um 5 Mark — also um 20 und mehr Prozente billiger beziehen. Dies verringert die Zunahme der industriellen Inlandsbevölkerung, wenn es nicht deren Abnahme bewirkt. Der mittelbare Druck der Brotverteuerung auf die Exportindustrie muß also der Landwirtschaft auch für den inländischen Markt schaden und zwar nachhaltig schaden. Würde man im Agrarschutz so hoch greifen, daß, Mißjahre des Inlandes ausgenommen, nur inländisches Getreide auf unsre Getreidemärkte käme, so müßte unsre industrielle Nation in der Volkszahl gewaltig zurückgehen, was lediglich zu nachhaltiger Herabdrückung der Grundrente, auch derjenigen des Großgrundbesitzes, und zur Entwertung alles Bodens, zum Massenbankerott der verschuldeten Grundbesitzer hinführen würde. Das bekannte unsinnige Verlangen, daß Deutschland auf den selbstgenugsamen Ackerbaustaat sich zurückzubringen habe, würde niemand mehr als dem Getreide liefernden Großgrundbesitz in die Finger und in den Beutel schneiden.

Die Aufrechterhaltung des Fünfmarkzolles gegen Rußland, während alle andern Länder zu $3^1/_2$ Mark nach Deutschland einführen, kann meines Erachtens eine irgend belangreiche Wirkung, wenigstens für die mittel-, west- und südwestdeutschen Getreidebauern, nicht äußern. Die Getreidepreise eines mehr oder weniger der Getreidezufuhr bedürftigen Industrielandes regeln sich durchschnittlich und annähernd, was auch die Agarier dagegen sagen mögen, nach dem Preise der kornzollfreien Industrieländer mit Zuschlag von Fracht und Zoll. Russisches Getreide, welches in Deutschland $1^1/_2$ Mark Zollzuschlag zahlt, schwimmt sehr billig nach England, wo es — vom deutschen Markte abgehalten — vielleicht auch noch billiger ausgeboten wird, nachdem es in größeren Massen dorthin gedrängt wird. Der freie Weltmarktpreis sinkt in letzterem Falle, und mittelbar kommt dann russisches Getreide auf Umwegen oder gar in direkter Einfuhr nicht um volle anderthalb Mark per 100 Kilo teurer in Deutschland, als es bei Meistbegünstigung der Fall gewesen wäre. Wohl aber dauert der Zollkrieg mit unserm großen Ostnachbar zum unmittelbaren Schaden unsrer Industrie, also zum mittelbaren Schaden auch der Landwirtschaft, jedenfalls aber nicht zum Vorteil des politischen Friedens mit Rußland fort. Ich vermute, daß die Aufrechterhaltung des Fünfmarkzolles gegen Rußland der deutschen Volkswirtschaft im ganzen erheblich mehr schaden als der Landwirtschaft nützen wird. Dem Friedens-Interesse beider Nationen bliebe

Digitized by Google

der fortdauernde Zollkrieg mit Rußland in einem Maße abträglich, welches zu dem Vorteil des Anderthalbmark-Zuschlags für die deutsche Landwirtschaft kaum im Verhältnis stehen würde.

Noch größer ist freilich der politische Schaden, welchen der Agrarschutz auch am inneren Frieden der Nation anrichtet. Schon bezüglich der Aufhebung des Identitätsnachweises, Kontierung des Mühlengetreides für Mehlexport, der Staffeltarife erhoben sich und erheben sich bedeutende Gegensätze innerhalb der deutschen Landwirtschaft selbst. Die Zeit kann nicht ausbleiben, in welcher der Agrarschutz im Zoll- und Eisenbahntarif die Nation in zwei große Lager scheidet, deren eines alle Nichtgrundbesitzer mit der großen Masse kleinster und kleiner Grundbesitzer gegen die kleine Minderzahl der großen und größten Grundbesitzer vereinigt. Da die Agrarier so gerne mit ihrer Vaterlandsliebe sich brüsten, als wären wir andern Menschenkinder „ohne Ar" Patrioten von der lottrigsten Sorte, so darf hieran sehr wohl erinnert werden, wenn es gilt, die Versprechungen, welche der Agrarismus sich selbst sowie dem Kaiser und Reich macht, mit kühlem Verstande auf die wahrscheinliche Erfüllung oder Nichterfüllung voraus zu prüfen. Der Agrarismus droht auf die Dauer das deutsche Volk wieder einmal zu spalten.

Wenn es die Grundpflicht des Privateigentums ist, durch Übernahme der Produktions- und Handelsrisiken die Nation als Einheit, als Staat von Krisenverlusten zu entlasten und die Entwickelungswehen wie die Fortschrittskämpfe in der Landwirtschaft aus der Sphäre des politischen Nationallebens auszuschließen, so ist es umgekehrt die Sättigung aller Poren des nationalen Staatslebens mit haß- und neidvollen Interessenkämpfen, was die praktische Verleugnung der Grundpflicht alles privaten Eigentums auch des privaten Grundeigentums zu stande bringt. Die Grundverirrung des Agrarismus macht das ganze staatliche Leben der Nation notwendig eben auch so tief krank, wie das ein die Volkswirtschaft und den Staat ineinander mischender Kommunismus aus demselben Grunde ebenfalls sicher herbeiführen würde. Die etlichen 100 Millionen Mark, welche der Agrarhochschutz dem mittleren und großen Grundbesitz alljährlich auf Kosten der übrigen Nation in mißbräuchlicher, parasitischer Beeinflussung der Handelspolitik in die Tasche jagt, wäre nach meinem Gefühl fast noch eher zu verschmerzen als der politische Unsegen, welcher dem Agrarismus notwendig entquillt.

Die schlimmste Wirkung des Agrarismus ist aber die, daß er in der Heilung der schweren Schäden unsrer Landwirtschaft die richtige Diagnose verfehlt oder doch weit hintansetzt, daß er hiermit dem Grundübel der Landwirtschaft, der Überzahlung der Güter im Erbgang, im Kaufs- und im Pachtverkehr, Vorschub leistet, wodurch es weiterhin geschieht, daß die unwirtschaftliche Verschuldung eher begünstigt als gezügelt wird. Diese Verschuldung aber hat zur Folge, daß die Landwirtschaft gegen auswärtige Konkurrenz die Widerstandsfähigkeit verliert, indem ihr die kapitalkräftige Anpassung des Betriebes an neue und dauernde Verhältnisse der Weltmarkt-Konkurrenz in Bodenprodukten abhanden kommt. Und das letzte Ende des fehlerhaften Zirkels der vermeintlichen Bauern- und Boden-

Digitized by Google

befreiung, das Ende, wo der Agrarismus bei seinem dem Mobilkapital feindlichen Anfang, zerrissen wieder, ankommt! Das ist die Auffaugung eines großen Teils der agrarzöllnerisch hingehaltenen Rente durch das schwer angefeindete Leihkapital mittelst der steigenden Verschuldung bei eher wieder steigendem Zinsfuß, die Auffaugung auch des Grundbesitzes selbst durch das Leihkapital zu den Schleuderpreisen der Massenzwangsverkäufe. Es ist das nationalökonomische Hohngelächter der Hölle, was da dem Agrarismus und seinem Bunde mit dem Antisemitismus entgegentönt.

Der ländliche Grundbesitz ist wirklich immer noch in zunehmender Verschuldung begriffen. Nach der amtlichen Statistik haben, nachdem der Agrarhochschutz schon zehn Jahre wirksam gewesen war, in Preußen die Neueintragungen in die Hypothekenbücher während des Zeitraums 1887/1890 die Löschungen um 521 Millionen Mark überstiegen. Im Jahre 1889/90, für welches die Zwangsversteigerungen erstmals nachgewiesen sind, traf die Zwangsenteignung hauptsächlich den ländlichen Grundbesitz, vorzüglich in den Kreisen auf dem ural-baltischen Höhenrücken, wo „die Entlastung“ großenteils oder gar überwiegend „im Zwangsversteigerungsverfahren vor sich geht.“ Nun ist es nachgewiesen, daß noch lange nach dem Eintritt der Depression der Landwirtschaft in Norddeutschland, namentlich aber auch in West- und Süddeutschland, die Güterpreise und Pachtschillinge nicht nur nicht sanken, vielmehr gleich geblieben und teilweise sogar gestiegen sind; in Baden sind die Güterpreise 1868/1888 gestiegen für Äcker von 1639 auf 2069, für Wiesen von 2039 auf 2441, für Rebländer von 4231 auf 4673 Mark. Es ist zwar schwer zu sagen, wie weit das nicht auch ohne den Agrarhochschutz der Fall gewesen wäre. Allein das ist doch nicht zu leugnen, daß derselbe zu den zwei Grundursachen agrarischer Notstände, zur Besitzüberzahlung mit der Folge der Überschuldung und zum „Verharren im Schlendrian“, in erheblichem Maße zu verführen recht sehr geeignet ist. Im Vertrauen auf den Agrarschutz kommt die Landwirtschaft auch weit weniger dazu, den Regierungen und Volksvertretungen jene Kredit- und Agrarrechtsreformen abzuverlangen, welche die unwirtschaftliche Verschuldung hindern und so die Landwirtschaft der Auslandkonkurrenz gegenüber auch ohne Agrarschutz betriebskräftig und anpassungsfähig genug machen würden.

Die umfassende Statistik der landwirtschaftlichen Konkurse, welche in süddeutschen Staaten und in Österreich aufgenommen worden ist, hat zweifellos ergeben, daß die Grundursache der Gantungen wirklich in Erb- und Kaufsüberzahlung der Güter, bezw. in Pachtüberzahlung seitens der Zeitpächter zu suchen ist. Der etwaige Betriebsleichtsinn der verganteten Landwirte hat sich nicht als die Grundursache des Verkommens erwiesen. Auch in Preußen führen die Amtsgerichte eine zunehmende Belastung durch Eintragung von Erbteilen und Restkaufgeldern an. Und soweit häusliches Unglück, Hagelschlag, Viehsterben, Brand- und Wasserschaden u. s. w. zum Untergang bankerotter Landwirte geführt haben, ist dies mittelbar wieder mehr oder weniger als Wirkung der infolge der Güter- und Pachtüberzahlung eingetretenen Verschuldung und der dadurch geschaffenen Kapital- und Kreditarmut leicht zu erweisen. Es wird wohl niemandem, welcher die betreffenden

Digitized by Google

Erhebungen prüft, ein Zweifel darüber bestehen bleiben, daß unsre landwirtschaftlichen Mißstände in der unwirtschaftlichen Verschuldung, diese aber in der Güter- und Pachtüberzahlung ihre eigentliche Wurzel haben. Der höchste Agrarschutz beseitigt diese Wurzel des Übels nicht, sondern leistet eher ihrer Vergrößerung Vorschub. Er verzögert und schwächt das Zusammenwirken aller guten Kräfte der Nation unter Führung eines besser beratenen, von richtiger Agrardiagnose geleiteten Agrariertums, zum Zweck der Verstopfung der eigentlichen Quelle des Übels.

Ist es denn aber überhaupt möglich, die Preise im erb- und kaufweisen Übergang der Güter und die Pachtschillinge dahin zu beeinflussen, daß sie mit der mittleren Ertragsfähigkeit der Güter in Einklang bleiben? Ich glaube, auf Grund eingehenden und langjährigen Nachdenkens dies bejahen zu dürfen, obwohl ich im heutigen Briefe auf das Einzelne nicht eingehen, sondern vorläufig nur Andeutungen machen kann.

Das Wünschenswerteste wäre, daß in Zukunft die dem Ertragswert der Güter entsprechende Bewegung der Übernahms-, Kauf- und Pachtpreise lediglich aus freier Einsicht und Vorsicht hervorginge. Wahrscheinlich ist dies nicht, aber nahe liegt es, daß ohne die Erwartungen, die sich an dauernden Agrarschutz für die Landwirte knüpfen, die freie Ein- und Vorsicht ohne solchen Schutz früher und schärfer hätte zur Geltung kommen müssen.

Indessen ist es nicht unmöglich, Reformen im agrarischen Kredit-, Erb-, Kauf- und Pachtrecht aufzufinden, welche das Ziel der Schuldbefreiung des Grundbesitzes leichter erreichen lassen würden. Solche Reformen sind ja teilweise schon vollzogen, z. B. durch Höferolle und Anerbenrecht, und sind weiter in Anregung gebracht durch den aus edlem Sinne entsprungenen, leider und wahrscheinlich unpraktischen Antrag auf ein Heimstättengesetz, wie es bereits vor dem Reichstag liegt. Nur glaube ich, daß solche auf die Freiwilligkeit begründete Maßregeln in weiteren Kreisen, namentlich im ganzen Westen und Südwesten des Reiches, keine oder nur eine sehr geringe Wirkung, wenn überhaupt solche haben würden. Auch würde die Bekämpfung der zur unwirtschaftlichen Verschuldung führenden Überzahlung bloß im Erbrecht, nicht auch im Recht über Immobiliarverkehr unter Lebenden und im Pachtrecht, welches die Engländer seit Gladstone's irischer Landakte so kräftig in der Richtung auf die anständige Ertragswert-Rente reformiert haben, einen annähernd vollständigen Erfolg nicht erzielen. Allein mit dem fakultativen Anerbenrecht ist der Kreis der möglichen agrarrechtlichen Maßnahmen durchaus nicht abgeschlossen. Es sind weitere Maßregeln denkbar und teilweise schon vorgeschlagen, welche weiter im Justizrecht der unproduktiven Verschuldung durch besondere Maßnahmen bezüglich der Zwangsvollstreckung in landwirtschaftliche Grundstücke mittelbar Schranken setzen würden. Es sind ferner Maßregeln denkbar und zum Teil bereits vorgeschlagen, welche der Überzahlung der Güter durch Beschränkung der Eintragung von Erbteilen und Kaufrestgeldern in die Hypothekenbücher unmittelbar in der Richtung auf Bewertung nach der Ertragsfähigkeit zu Leibe gehen wollen. Es ist weiter eine korporative Organi-

Digitized by Google

sation des Hypothekarkredits, wenigstens des bäuerlichen Hypothekarkredits denkbar und in Vorschlag gebracht, welche zugleich der unwirtschaftlichen Verschuldung wehren und jedem wirtschaftlichen Kreditbedürfnis die volle und wohlfeilste Befriedigung schaffen würde, ohne daß dabei von der auf dem sozialpolitischen Kongreß jüngst behaupteten „fideikommissarischen Schließung" des Grundbuches auch nur im geringsten die Rede wäre.

Man kann über jeden dieser Lösungsversuche der verschiedensten Meinung sein, und Einsender ist weit entfernt, seine längst gemachten Vorschläge für die voraus richtigen, ganz und in einem Zuge zu verwirklichenden anzusehen. Das Nächste, was not thut, ist dies, die Aufmerksamkeit der Nation überhaupt auf dieses Gebiet zu lenken und dem Hochschutzagrarismus auf dem Boden dieser Fragen seinen Stachel zu nehmen, ihm auch zu zeigen, daß im Anschluß an die Maßregeln der Agrarrechts- und Agrarkredit-Reform auch die sogenannte ländliche Arbeiterfrage, in welcher doch nur durch Herstellung von kleinem Eigen- und Pachtgrundbesitz die freiwillige Fixierung von mehr Lohnarbeitern und Tagelöhnern erreicht werden kann, sich lösen lassen wird.

Je großartiger der Staat, zunächst der preußische Staat, den Hebel ansetzen würde, den Agrarismus auf diesem Boden zu fassen und zu fesseln, desto mehr wird er den hochschutzzöllnerischen Agrarismus innerlich überwinden und dem Frieden des Reiches dienen. Nun wäre aber hierzu die beste Gelegenheit dadurch gegeben, daß noch vor Verabschiedung des bürgerlichen Gesetzbuches gewisse landesgesetzliche Grundlinien einer Agrar- und Kreditrechts-Reform festgelegt und im Entwurf des Einführungsgesetzes zum bürgerlichen Gesetzbuche vorbehalten werden würden, damit jedem Bundesstaat für sich und für jede seiner Provinzen, wenn er deren mehrere hat, die Lösung möglich sei und möglich bleibe. Gewiß käme der Agrarismus selbst in ein besseres Geleise, und mit dem Agrarismus käme man auf einen gemeinsamen Boden der Verständigung.

Die ungeheure Tragweite der Wiederherstellung wirklichen, d. h. von unwirtschaftlicher Verschuldung und von wucherischer Ausbeutung freien Grundeigentums kann gar nicht genug gewürdigt werden. Die positive Agrarreform in der hier bezeichneten Richtung würde nicht bloß den parasitischen Agrarismus und seinen Bund mit dem Antisemitismus auflösen, den Bauernstand kräftigen und zufrieden machen. Die im Agrar- und Kreditrecht dauernd festgelegte Wiederherstellung wirklichen Grundeigentums würde, wie von selbst einleuchtet, auch das unübersteigbare Bollwerk gegen den Kommunismus bilden, welcher gegenwärtig seine Missionsstationen aufs Land verlegt. Der periodisch in den mageren Jahren stattfindenden Zwangsenteignung und Proletarisierung überschuldeter Landwirte wäre in machtvoller Weise vorgebeugt. Meines Dafürhaltens liegt in der positiven Lösung der Agrar- und Kreditrechts-Reform das Bedeutendste, was auf dem Rechtsgebiet zur Bekämpfung der Sozialdemokratie überhaupt geschehen kann. Ebenso große Bedeutung haben nicht einmal der Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung. Möchte diese Einsicht doch endlich durchdringen!

Digitized by Google

So ungefähr malt sich in meinem Vorstellungskreis der „Ausweg", nach welchem Sie in Ihrer Anfrage Verlangen getragen haben. Hoffentlich werden Sie mir wenigstens die Anerkennung nicht versagen, daß ich ohne Haß und Vorliebe den „Verirrungen des Agrarismus" nachgegangen bin. Vielleicht anerkennen dies auch einige Agrarier. Gestehen will ich, daß ich allerdings den Caprivifeindlichen Agrariern sehr verdächtig sein kann, weil ich mit dem Grafen Caprivi nicht bloß dies gemeinsam habe, am selben Tage wie er (24. Februar 1831) geboren zu sein, sondern auch das andre: „kein Ar" landwirtschaftlichen Grundbesitzes mein eigen nennen zu dürfen. Unparteiisch und uninteressiert meine Meinung vorgetragen zu haben, bin ich mir dennoch bewußt, indem ich mit

vorzüglicher Hochachtung zeichne Ihr ganz ergebener

Stuttgart, Ende Februar 1893. Dr. Schäffle.

Nachschrift. Kaum hatte ich Ihnen den vorstehenden Brief zugesendet, so kam mir das Gutachten zu Gesicht, welches Herr Ministerialrat von Buchenberger in Karlsruhe aus Anlaß des Antrages auf ein deutsches Heimstättengesetz an den deutschen Landwirtschaftsrat erstattet hat. Dieses Gutachten steht schon in Kenntnis aller bezüglich eines solchen Gesetzes bei den Landwirtschaftsgremien eingezogenen Ansichten und Urteile. Aus letzteren geht die erfreuliche Thatsache hervor, daß sich der Grundbesitz weithin in Deutschland gesund fühlt, wonach auch eine allgemeine Überschuldung nicht anzunehmen ist. Wo aber eine solche vorhanden, ist sie auch nach Buchenberger als die Hauptursache agrarischer Mißstände anzusehen. Auf ihre Beseitigung ist vor allem hinzuwirken.

Auch Buchenberger verlangt ausschließende Bekämpfung des Übels durch die Landesgesetzgebung, welche auch allein zuständig sein dürfte, da es sich wesentlich um Maßnahmen des öffentlichen wohlfahrtspolizeilichen Interesses handelt. Immerhin hätte der Bundesrat diese Kompetenzfrage zu zweifelloser Entscheidung zu bringen.

Als die materiellen Ziele für dasjenige, was zunächst in der Verwaltung und im öffentlichen Agrarrecht zu thun wäre, bezeichnet Buchenberger das Folgende:

grundsätzliche Durchführung des Ertragswertprinzips in Bezug auf den Liegenschaftsverkehr, zumal im Gebiete des Erbrechts;

Ausgestaltung des Anerbenrechtes (wo es in Deutschland Boden hat) im Sinne schonender Behandlung der Anerben;

grundsätzliche Zulassung auch der Rentenschuld;

Anbahnung (und Verallgemeinerung) der Annuitätenschuld im System der Verschuldung gegen Kapital; nötigenfalls Bedachtnahme auf Amortisationszwang bei den Anerbenrechtsgütern und Schaffung der für diese Kreditformen passendsten Krediteinrichtungen;

Verhütung der Verschuldung aus Anlaß von Unglücksfällen durch angemessene Versicherungsorganisation öffentlicher und sonstiger Art;

Digitized by Google

endlich Ausgestaltung des Rechts der Zwangsvollstreckung im humanen, der augenblicklichen unverschuldeten Notlage Rechnung tragenden Sinne mit zugleich krediteinengender Wirkung.

Alles dies in Verbindung mit einer fortgesetzten Pflege der bäuerlichen Interessen im Gebiete des Genossenschafts- (Personalkredit- und Konsumvereins-) wesens, im Gebiete der Betriebstechnik und im Gebiete der Bekämpfung von Schädlingen jeder Art!

Ich möchte mich diesem Programm und der dem letzteren beigefügten Meinung, weitergehende Vorschläge aus den Agrarprogrammen wenigstens der nächsten Zukunft auszuscheiden, anschließen. Auf dem Boden dieses Programms kann in verhältnismäßig kurzer Zeit auch da, wo die Landwirtschaft verschuldet ist, viel geschehen und ist daher Hoffnung, daß die noch fortbestehenden Agrarzölle binnen nicht zu langer Zeit schonend werden aufgehoben werden können. Bei der Verwirklichung dieses Programms wird es sich herausstellen, ob und wo weitere eingreifendere Maßregeln durch unmittelbare Beschränkung des unwirtschaftlichen Schuldenwesens erforderlich sind. Der Umstehende.

Brutpflege im Tierreich.

Von

Reinold von Hanstein.

(Schluß.)

Mannigfach sind die Formen der Brutpflege in der Gruppe der Bienen und Wespen. Die einen graben einfache oder verzweigte Röhren in die Erde, andre nagen Gänge in Holz oder Mauerwerk aus und teilen dieselben durch selbstgefertigte Deckel in einzelne Kammern oder Zellen, wieder andere fertigen aus Lehm oder zerkauten Holzstückchen selbständige kleine Gehäuse, welche an Zweigen oder auch an Mauern in entsprechender Weise befestigt werden. Die auf diese Weise eingeschlossenen fußlosen Maden, welche aus den Eiern ausschlüpfend als Gefangene geboren werden und das „Licht der Welt“ erst sehr viel später, als ausgebildete Tiere erblicken, werden je nach ihrer speziellen Geschmacksrichtung mit Futter versehen. Die einen erhalten einen aus Blütenstaub bestehenden Futterballen, die andern lebende Nahrung. Wunderbar ist es, daß die Mutter — als ob sie bedächte, daß die Opfertiere zwar dem Jungen lebend zur Verfügung stehen, dabei aber auch am Fliehen gehindert werden müssen, diese durch einen Stich lähmt, ohne dabei ihr Leben in Gefahr zu bringen. Ebenso wunderbar, wie dieselbe ihrer Brut die Rationen zuzutheilen weiß, die für ihre Entwickelung notwendig aber auch hinreichend sind. Die eine trägt vier Grillen, die sie in der angegebenen Weise lähmt, für jedes Ei ein, eine andre beschickt jede Zelle mit 10 kleinen

Digitized by Google

Spinnen, der „Bienenwolf" trägt 4 — 6 Honigbienen ein, die Larven der gemeinen Sandwespe erhalten je eine große Raupe, von verschiedenen Arten der Gattung Eumenes wird angegeben, daß die eine 10, die andre 15, eine dritte sogar 24 Raupen für jedes Ei einträgt; ja Lubbock giebt an, daß bei einer Art die Larven der kleinen männlichen Tiere 5, die der größeren Weibchen 10 Raupen erhalten. In Bezug auf diese letztere Angabe sei hier beiläufig daran erinnert, daß auch anderwärts im Tierreich durch knappere Nahrungszufuhr die Entwickelung männlicher Tiere begünstigt wird. Sollten wirklich von ein und derselben Art immer gleich viel Futtertiere eingetragen werden, so würde allerdings die Frage aufzuwerfen sein, wodurch das Tier eine Vorstellung von der Menge der einzelnen Futtertiere bekommt. Denn ob diesen Tieren schon die Fähigkeit des Zählens zugesprochen werden kann, ist zum mindesten zweifelhaft. Interessant ist auch die Thatsache, daß wenigstens einzelne der genannten Arten es nicht zu bemerken scheinen, wenn von den bereits eingetragenen Futtertieren eins oder mehrere entfernt werden.

In all' den bisher besprochenen Fällen handelt es sich um einen einzigen Akt elterlicher Fürsorge. Das Ei bezw. das junge Tier wird an einen geschützten Ort gelegt, auch mit hinlänglicher Nahrung versehen, dann aber sich selbst überlassen, und es kann dies nicht wohl anders sein bei all' den Tieren, welche nach erfolgter Eiablage alsbald sterben. Doch ist auch dies Gesetz nicht ohne Ausnahme. Die Schildläuse, welche von Pflanzensäften leben, senken behufs Gewinnung derselben ihren langen Saugrüssel tief in das Gewebe des Blattes oder Stengels, auf dem sie leben, und bleiben meist bis zu ihrem Tode unbeweglich an ein und derselben Stelle, ja sie werden durch den Rüssel auch nach dem Tode noch dort festgehalten. Indem sie nun vor ihrem Ende ihre Eier unter sich ablegen, dient ihr Körper auch nach dem Tode für die sich entwickelnde Brut noch als schützendes Dach. Es ist dies, wie wir sehen, ein Akt völlig unbeabsichtigter Brutpflege. Es passiert vielen Insekten, daß sie der Tod unmittelbar nach, selbst noch vor Vollendung des Fortpflanzungsgeschäftes überrascht. So trifft man die Weibchen des Borkenkäfers in den Gängen an, welche sie behufs Unterbringung ihrer Eier in der Baumrinde anlegen, manche Bohr- und Mauerwespen haben ein gleiches Schicksal. Nur die Lage der Eier unter dem Muttertier und die eigentümliche Art der Ernährung und Lebensweise der letzteren läßt den Körper derselben auch nach dem Tode noch zum Schutzdach für die junge Brut werden. Es bildet demnach das Verhalten der Schildläuse gewissermaßen den Übergang von der der Geburt vorhergehenden, ohne jede bewußte Handlung des Tieres ausgeübten Brutpflege zu den nun weiter zu behandelnden Fällen. Viele Tiere der verschiedensten Gruppen tragen ihre Nachkommenschaft, mag dieselbe in Eiern oder in „lebendigen" Jungen bestehen, noch nach der Geburt eine Zeit lang mit sich herum. Schon bei einigen Würmern finden wir diese Gewohnheit. So kann man in unsern süßen Gewässern in den ersten Sommermonaten kleine Egel finden, welche an der Unterseite ihres Leibes die Jungen, welche das Ei in sehr unentwickeltem Zustande verlassen, mit sich herumtragen. Bekannter dürfte auch dem

Digitized by Google

nicht naturkundigen Leser die Brutpflege unsres Flußkrebses sein, welcher seine Jungen an den Hinterleibsfüßen mit sich führt. Die Eier heften sich beim Austritt aus dem Körper mittelst eines ihnen anhaftenden Klebstoffes an die Haare der Hinterleibsfüße an, die nach einigen Wochen ausschlüpfenden Jungen klammern sich mittelst ihrer Scheeren dort fest und lassen sich noch eine Weile mit herumtragen, verlassen auch wohl einmal auf kurze Zeit die Mutter, um alsbald wieder zu ihr zurückzukehren, ein Schauspiel, welches schon der alte Rösel von Rosenhof in seiner gemütvollen Weise zu schildern wußte. Die ebenfalls in die Klasse der Krebse gehörigen Asseln, deren bekannteste unsre gewöhnlichen Keller- oder Mauerasseln („Kellerwürmer") sind, beherbergen ihre Jungen in eigenen Bruttaschen, welche sich an der Unterseite des Hinterleibes entwickeln, und in welchem die Jungen, wie neuere Untersuchungen zu bestätigen scheinen, auch Nährstoffe aus dem mütterlichen Körper beziehen. Die kleinen, auf dem Waldboden munter umherlaufenden Wolfsspinnen, welche keine Netze weben, sondern herumschweifend sich ihre Beute suchen, tragen ihre Eier in einem kugeligen, aus Spinnstoff gefertigten Cocon am Hinterleibe oder zwischen den Oberkiefern mit sich herum. Mehrfach finden wir ähnliches bei den Fischen. In den Flüssen Guianas lebt ein merkwürdiger Fisch, der Froschfisch (Aspredo batrachus), der seine Eier in dem schwammig aufgelockerten Gewebe der Bauchhaut bis zum Ausschlüpfen mit sich herumträgt. Bei den langgestreckten Seenadeln oder Nadelfischen, die an den europäischen Küsten allenthalben vertreten sind, sowie bei den zierlichen, den Besuchern der Aquarien in den größeren Städten hinlänglich bekannten Seepferdchen sind es die Männchen, welche die Brutpflege übernehmen. Bei diesen entwickelt sich an der Bauchseite eine eigene Bruttasche, welche die vom Weibchen abgelegten Eier aufnimmt und sie bis zum Ausschlüpfen beherbergt, während bei dem verwandten „Röhrenmund" wiederum das Weibchen die Eier in einer durch Verwachsung der Bauchflossen gebildeten Tasche herumträgt. Bei einigen andern Fischen dient die Rachenhöhle des Männchens den sich entwickelnden Eiern als Obdach. Auch bei den seltsam gestalteten Seehasen, deren Bauchflossen zu einer Saugscheibe umgebildet sind, mittelst deren die Tiere sich festsaugen können, ist es das Männchen, welches die Fürsorge für die Brut auf sich nimmt. Die Eier werden in einer vom Männchen ausgeschaufelten Grube abgelegt, die ausschlüpfenden Jungen saugen sich während der ersten Zeit am Körper des Männchens fest.

Wenden wir uns nun zur Klasse der Amphibien, so wäre zunächst die auch im westlichen Deutschland heimische Geburtshelferkröte wegen ihrer merkwürdigen Brutpflege zu erwähnen. Das Männchen wickelt sich den von dem Weibchen abgelegten schnurartigen Laich um die Hinterbeine, vergräbt sich mit demselben für 8—12 Tage in die Erde und geht dann ins Wasser, um die Eier abzustreifen, aus denen sofort die Larven ausschlüpfen. Die Eier einer in Chile lebenden Krötenart (Rhinoderma Darwini) entwickeln sich im Kehlsack des Männchens, während die Weibchen einiger andrer südamerikanischer Arten auf dem Rücken Bruttaschen besitzen. Die in Surinam heimische Pipa oder Wabenkröte trägt ihre Eier in maschigen Wucherungen der Rückenhaut bis zur Ent-

Digitized by Google

wickelung herum; hier sind beide Eltern bei der Brutpflege beteiligt: das Männchen streift dem Weibchen die Eier unmittelbar nach der Ablage auf den Rücken, das Weibchen trägt sie dann mit sich. Bei den Reptilien und Vögeln findet sich ein solches Tragen der jungen Brut nicht, wohl aber haben verschiedene Säugetiere, so z. B. die Affen und Beuteltiere, diese Gewohnheit. Bei den letztgenannten Tieren findet sich in der Regel eine Bruttasche, welche die in sehr unentwickeltem Zustande geborenen Jungen aufnimmt; doch ist eine solche nicht immer entwickelt, so z. B. bei der sogenannten Aneasratte aus Surinam, welche ihre Jungen auf dem Rücken trägt.

An diese Beispiele reihen sich eine Reihe von andern an, in welchen die Eltern oder wenigstens eins derselben, die Eier bezw. die Jungen noch eine Zeit lang bewachen. Schon von gewissen Seesternen wird angegeben, daß die Weibchen die abgelegten Eier mit dem eigenen Körper decken, indem sie sich auf die umgebogenen Arme stützen. Viele Spinnen halten neben dem Gespinst, welches ihre Eier oder ihre Jungen beherbergt, sorgfältig Wache. Manche Fische zeichnen sich ebenfalls durch die große Sorgfalt aus, die sie der Bewachung ihrer Jungen widmen. Das bekannteste Beispiel liefern die kleinen Stichlinge unsrer süßen Gewässer. Hier ist wieder der Vater der Schützer der Brut. Nachdem derselbe aus Wasserpflanzen ein zierliches Nest erbaut hat, veranlaßt er einige Weibchen, dasselbe mit Eiern zu belegen, und sorgt unausgesetzt dafür, daß niemand sich dem Neste nähert. Kleinere Tiere werden im Munde fortgetragen, größere zornig angegriffen, und da selbst größere Fische den Stichling wegen der scharfen Stacheln seiner Rückenflosse nicht leicht angreifen, so behauptet er in der Regel das Feld. Auch die Mütter dürfen nicht herangelassen werden, denn sie vergreifen sich nicht ungern an der eigenen Nachkommenschaft. Sind die kleinen Stichlinge ausgeschlüpft, so gilt es, sie bis zur vollen Entwickelung noch unter Aufsicht zu halten. Will sich einer derselben zu weit vom Nest entfernen, so trägt der Vater ihn im Munde zurück. So emsig betreibt dieser sein Wächteramt, daß er sich selbst nicht die Zeit zum Fressen nimmt. Auch von andern Fischen wissen wir ähnliches.

Unter den Reptilien sind es die Riesenschlangen und Krokodile, von denen angegeben wird, daß sie — wenigstens gewisse Arten — den Platz, auf dem ihre Eier abgelegt sind, noch eine Weile bewachen.

Es führt uns dies endlich zu jener höher entwickelten Brutpflege, wie sie uns bei den höchstorganisierten und intelligentesten Tieren entgegentritt, bei den Säugetieren, Vögeln und den gesellig in Staatsverbänden zusammenlebenden Insekten, den Bienen, Wespen, Ameisen und Termiten. Die letztgenannten Tiere unterscheiden sich von all' ihren Klassenverwandten durch das Zusammenleben in großen Gemeinschaften, welche nicht nur zusammen hausen, sondern auch infolge einer durch die verschiedene körperliche Ausbildung der einzelnen Mitglieder bedingten Arbeitsteilung zu einem wirklichen Gemeinwesen geworden sind. Es liegt auf der Hand, daß mit der Entwickelung solcher bewußter Arbeitsgenossenschaften auch die Fürsorge für die Brut und somit für die Erhaltung des Staates eine

Digitized by Google

andre werden mußte. Die Sandwespe, welche die Geburt ihres Kindes nicht erlebt, muß sich darauf beschränken, ihre Eier in sicheren Schlupfwinkeln zu verstecken und sie mit der erforderlichen Nahrung zu versehen. Die länger lebenden geselligen Wespen erreichen ihr Ziel in weit vollkommenerer Weise, indem sie die jungen Maden beständig unter ihrer Aufsicht behalten. In den kunstreich aus geknetetem Holzstoff hergestellten Zellen ihres Nestes sind die Eier der Mutter stets zugänglich und sichtbar, und die ausgeschlüpfte Made wird von ihr direkt gefüttert, bis sie sich zur Verpuppung anschickt und ihre Zelle mit einem selbstgesponnenen Deckel verschließt. Noch weiter aber ist die Pflege bei den Bienen vorgeschritten. Die Wespenmutter muß ihre erste Brut im Sommer allein aufziehen, erst später wird sie bei der Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten von den erstgeborenen Töchtern unterstützt. Viel günstiger gestalten sich die Verhältnisse bei den Honigbienen. Hier gründet nicht wie bei der Wespe ein einzelnes Weibchen den neuen Staat, sondern sobald in einem Bienenstock ein neues Weibchen, eine junge Königin geboren wird, verläßt die alte mit einem ansehnlichen Teil ihres Volkes den Bau, um sich anderwärts niederzulassen. So ist die Königin immer von zahlreichen „Arbeitern" umgeben, und den jungen Maden fehlt es vom ersten Tage an nicht an Abwartung und Pflege. Wie bereits oben erwähnt, beschränkt sich die Königin, deren stets nur eine im Bienenstock geduldet wird, einzig und allein auf die Sorge für die Vermehrung des Volkes, alle andern Geschäfte, also auch das der Brutpflege, ihren Arbeitern überlassend. Diese sind es, welche die Maden füttern, die Zellen der zur Verpuppung reifen Larven mit Wachsdeckeln verschließen und auch den die Puppenhülleab streifenden Tiere noch hierbei behilflich sind. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Ameisen. Nicht nur für die Ernährung, sondern auch für alle andern Bedürfnisse der heranwachsenden Generation, sorgen die Arbeiter. In besonderen Räumen des vielkammerigen Baues werden die Eier, in andern die Larven, in noch andern die Puppen aufbewahrt. Bei warmem, sonnigem Wetter werden die letzteren auch aus dem Bau herausgetragen und der Sonne ausgesetzt, eiligst aber wieder im Bau geborgen, wenn Gefahr naht.

Die Brutpflege der Vögel brauchen wir nicht ausführlich zu schildern: jeder unsrer Leser hat schon Gelegenheit gehabt, sie in ihren charakteristischen Zügen zu beobachten. Dreht sich doch im Sommer fast das ganze Vogelleben, soweit es uns in die Augen fällt, um die Sorge für die Nachkommenschaft, hängt mit dieser doch all' das zusammen, was sie vor allen ihren Mitgeschöpfen zu unsern Freunden, unsern Haustieren und Lieblingen gemacht hat! Die prächtigen Schmuckfarben, ihr Gesang und ihr Lockruf, dann, wenn die Gatten sich zu vorübergehender oder dauernder Ehe zusammengefunden haben, der Bau der mehr oder minder kunstvollen Nester, über deren Verschiedenheit nach Baustoff, Form und Konstruktion sich allein Bücher schreiben lassen, darauf das Brutgeschäft selbst, bald vom Weibchen allein, bald von beiden Gatten abwechselnd ausgeübt, das Füttern der Jungen und endlich die Unterweisung in den wichtigsten Künsten des Vogels, im Fliegen und im Aufsuchen der Nahrung — all' dieses sind ver-

Digitized by Google

schiedene Äußerungen des einen allgewaltigen Triebes der Stammeserhaltung, der sich hier in so anmutigen Formen darstellt, daß die Dichter aller Zungen bis heute nicht müde geworden sind, sie in Wort und Lied zu verherrlichen.

Wenden wir uns endlich der höchsten unter den Tierklassen zu, so deutet schon der Name „Säugetiere" auf die eigenartige Ernährung der jungen Sprößlinge, welche auch der zum Weltbeherrscher geborene menschliche Säugling gerade so wenig entbehren kann wie das Füllen, das ihn vielleicht später trägt oder das Kalb, das dereinst seinen Acker pflügt. Je nach dem Entwickelungszustande der Jungen ist im übrigen die Behandlung derselben eine verschiedene. Zahlreiche Nagetiere bauen Nester, die zum Teil — z. B. dasjenige der Zwergmaus — dem der Vögel an Zierlichkeit kaum nachstehen, andre fertigen Höhlen und Gruben, in denen sie ihren Jungen weiche Lager bereiten, u. s. f.

Die vorgeführten Thatsachen genügen, um uns die Überzeugung zu verschaffen, daß eine mehr oder minder weitgehende Fürsorge für die Entwickelung der erzeugten Nachkommenschaft sich bei Tieren verschiedenster Art findet. Gänzlich ausgeschlossen ist jede Möglichkeit einer solchen natürlich in den Fällen, in denen die Geburt der Nachkommen mit dem Tode des Erzeugers zusammenfällt, oder wo die Lebensbedingungen des jungen Tieres völlig verschieden sind von denen der Eltern. So ist es z. B. bei vielen Fischen, welche als erwachsene Tiere im Meere, beziehungsweise in großen Tiefen leben, während sie ihre Jugend im süßen Wasser oder an den Küsten zubringen, oder auch bei den Schmarotzern, welche in der Jugend frei leben, oder welche ihren Entwickelungskreis in verschiedenen Wohntieren durchmachen. Gerade bei diesen Tieren finden wir nun aber, wie schon in unsrer Eingangsbetrachtung erwähnt wurde, eine fast unbegrenzte Fruchtbarkeit, sodaß die mangelnde elterliche Fürsorge dadurch in gewisser Weise ersetzt wird. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei vielen festgehefteten lebenden Tieren, wie z. B. Schwämmen und Korallen, die durch ihre Lebensweise natürlich auch in der Brutpflege beschränkt sind.

Unsre Betrachtungen haben uns ferner gezeigt, daß die ersten Anfänge einer Brutpflege offenbar ganz unbeabsichtigt und unwillkürlich von den Tieren ausgeübt werden. Wir werden das Ankleben der Eier der kleinen Süßwasserpolypen nicht für einen bewußt ausgeführten Akt elterlicher Fürsorge halten, und wenn wir viele Tiere, wie z. B. die Krebse und Egel, ihre Jungen mit sich tragen sehen, so ist hierbei das Verhalten der Eltern offenbar meist ein mehr oder minder passives, die jungen, aus dem Ei geschlüpften Tiere haben in ihrem unbehilflichen Zustande das Bedürfnis sich festzuklammern, und klammern sich an den mütterlichen Körper, wie die jungen Kaulquappen sich an der schleimigen Umhüllung des Laichs festsaugen; und so wenig die Schildlaus, welche nach der Eiablage stirbt, aber vermöge ihrer eigentümlichen Lebensweise auch nach dem Tode noch ihre Jungen deckt, hiervon irgend etwas weiß, so wenig können z. B. die Gallwespen etwas von den wunderbaren Anschwellungen und Wucherungen ahnen, welche ihr Stich und die Entwickelung ihres Eies in dem angegriffenen Pflanzenteil hervorruft. Wollen wir eine klare Einsicht in das Naturleben gewinnen, so haben

Digitized by Google

wir uns vor keiner Vorstellung mehr zu hüten als vor derjenigen, daß jede von einem Tier willkürlich ausgeführte Handlung auch notwendigerweise aus denselben Motiven entspringen müßte, welche bei uns ähnliche Handlungen hervorrufen. Die uns beständig innewohnende Neigung, unsre eigenen Gedanken und Empfindungen auch andern Geschöpfen unterzuschieben, hat gerade früher nicht wenig dazu beigetragen, die wahre Einsicht in diese Verhältnisse zu erschweren. Konnte man sich dazu verstehen, den höheren Wirbeltieren, den Säugern und Vögeln, ein Maß von Intelligenz zuzugestehen, welches ihre Brutpflege verständlich erscheinen läßt, so schienen doch viele von Insekten, Würmern und andern niederen Tieren ausgeführte Handlungen so weit über das Maß der Urteilsfähigkeit dieser Tiere hinauszugehen, daß man sich veranlaßt sah, zu andern Erklärungen zu greifen. Man setzte nunmehr alle diese Handlungen gar nicht mehr auf Rechnung der eigenen tierischen Intelligenz, ja man glaubte sogar allen Tieren einen eigentlichen Verstand völlig absprechen zu dürfen, und es befestigte sich die Anschauung, daß die Tiere durch einen unbewußten Trieb, den „Instinkt", veranlaßt würden, unbewußt zweckmäßige Handlungen auszuführen, ja man ging soweit, diesen Instinkt für einen untrüglichen Wegweiser zu halten, der sogar dem menschlichen Verstande oft weit überlegen sei und deshalb als direkter Ausfluß einer höheren, weltordnenden Intelligenz aufgefaßt werden müsse. Um diese Annahme zu rechtfertigen, müßte zunächst der Nachweis geführt werden, daß ein solcher untrüglicher Instinkt wirklich existiert; indessen hat sich allenthalben, wo man genauer die Thatsachen prüfte, das gerade Gegenteil gezeigt, der „Instinkt" führt die Tiere recht häufig irre und läßt sie nicht nur ungeeignete Mittel zur Sicherung ihrer Nachkommenschaft ergreifen, sondern sich auch oft in recht plumper Weise täuschen. Mauerbienen, welche die Lehmzellen zur Aufnahme ihrer Eier in geschützten Hohlräumen, verlassenen Höhlen andrer Insekten u. s. w. anlegen, versuchen zuweilen auch in Schlüssellöchern zu bauen, es ist sogar beobachtet worden, daß eine derselben in einer auf einem Gartentische liegen gebliebenen Flöte eine Anzahl Zellen baute, und ähnliche Mißgriffe finden sich auch bei höheren Tieren. Lehrreich ist folgender kürzlich von Knauthe mitgeteilte Fall: In einen Teich waren infolge anhaltenden Regens durch einen Zuflußgraben große Mengen von Mistjauche eingeflossen. Die diesen Teich bevölkernden Schmerlen und Gründlinge befestigten nun ihre Eier fast ausschließlich an dem in der Mitte des Teiches zusammengetriebenen faulenden Heu, wo sie natürlich ausnahmslos zu Grunde gingen. Schon diese Beispiele zeigen uns, daß ein absolut zuverlässiger „Instinkt" im Sinne der älteren Naturbeobachter nicht existiert, sie zeigen aber auch, daß viele von Tieren ausgeführte Handlungen gar nicht so unbegreiflich sind, wie sie uns erscheinen, wenn wir versäumen, die älteren Angaben durch immer neue und wiederholte Beobachtung von neuem zu prüfen. Es wird sich dann zeigen, daß wir überhaupt geneigt sind, die „Elternliebe" der meisten Tiere sehr zu überschätzen und den Tieren Motive unterzulegen, die ihnen wahrscheinlich durchaus fremd sind. Die in den folgenden Zeilen angeführten Beobachtungen werden uns zeigen, daß eine ganze Reihe solcher Tiere, deren Brutpflege wir oben kennen gelernt haben, gar keine

Digitized by Google

Vorstellung von der eigentlichen Bedeutung ihrer Handlungen haben, daß sie oft an ihrer eigenen Brut, welcher dieselben zugute kommen, gar kein Interesse nehmen, ja daß sie dieselbe häufig genug gar nicht einmal kennen. Unter den Tieren, welche ihre Eier während der Entwickelungszeit derselben mit sich herumtragen, wurden oben die Wolfsspinnen erwähnt. Vor einiger Zeit hat Henking Versuche mit dieser Spinne angestellt, welche ergaben, daß diese nach einem ihr fortgenommenen oder von ihr verlorenen Cocon eine Weile sucht, daß sie sich aber leicht täuschen läßt, wenn man ihr eine Schrot- oder Papierkugel von etwa gleicher Größe dafür hinlegt, welche von einem Teil der Hülle des ursprünglichen Cocons umgeben ist. Eine solche Kugel wurde in derselben Weise wie der Cocon selbst umhergetragen, vorausgesetzt, daß sie auch ungefähr dasselbe Gewicht hatte. Es scheint, als ob die Spinnen nur die Hülle des Cocons erkennen, vielleicht am Geruch; auch fiel es dem genannten Beobachter auf, daß auch hüllenlose untergeschobene Kugeln, wenn sie eine Weile mit der Spinne in Berührung gewesen waren, angenommen und umhergetragen wurden, vielleicht weil sie durch diese Berührung einen ähnlichen Geruch angenommen hatten. Es würde dann also der Geruch von der Mutter, nicht von den Eiern herrühren. Henking's Versuche liefern unzweifelhaft den Beweis dafür, daß bei diesen Spinnen irgend ein Gefühl, welches als Elternliebe bezeichnet werden könnte, nicht vorhanden ist, ebensowenig wie ein Instinkt, der ihr unbewußt den richtigen Weg zur geeigneten Behandlung ihrer Jungen zeigt. Denn was sollten wir vor einem „Instinkt" für Respekt haben, der die Tiere veranlaßt, Schrot- und Papierkugeln statt ihrer Eier mit sich herumzutragen? Aber die Thatsache, daß sehr viele Tiere ihre eigenen Nachkommen gar nicht kennen, ist auch sonst vielfach bestätigt. Wir haben z. B. die Brutpflege des Stichlings kennen gelernt und gesehen, daß es hier das Männchen ist, welches die Jungen bewacht. Die Weibchen, welche sich um die von ihnen abgelegten Eier nicht mehr kümmern, stellen den ausgeschlüpften Jungen nach und fressen sie, wenn das Männchen sie nicht daran hindert. Und es ist ferner beobachtet worden, daß das Männchen, welches seine Jungen bis dahin mit unermüdlicher Sorgfalt bewacht hatte, diese nicht mehr erkannte, wenn es nach einer kurzen Trennung in einem andern Behälter wieder mit ihnen zusammengebracht wurde. Endlich aber ändert der Stichling sein Benehmen gegen die eigene Brut vollständig, sobald sie entwickelt ist. Von diesem Augenblicke an wendet er ihnen nicht nur keinerlei Teilnahme mehr zu, sondern er nimmt keinen Anstand, sie zu verzehren. Töten und Fressen der eigenen Brut durch die Eltern ist eine auch sonst in verschiedenen Tiergruppen, bis zu den Säugetieren hinauf, beobachtete Thatsache. Am wunderbarsten muß uns dies natürlich bei denjenigen Tieren erscheinen, welche, wie der Stichling, zuerst als sehr besorgte Eltern sich gezeigt haben. Ein ganz ähnliches Beispiel liefert uns jeder Wespenstaat. Während die Wespen ihre junge Brut während des Sommers in sorgfältigster Weise verpflegen, ändern sie ihr Verhalten gegen den Herbst vollständig; sie reißen dann die noch unentwickelten Larven aus ihren Zellen heraus und werfen sie fort. Offenbar hängt diese Handlungsweise mit dem im Herbst eintretenden Futtermangel zusammen, doch läßt auch

Digitized by Google

hierbei sich weder von „Elternliebe“ noch von einem sicher leitenden Instinkt reden, denn letzterer müßte dann überhaupt das Hervorbringen von Eiern hindern, die nicht mehr ernährt werden können. Bekannt ist ferner, daß auch Vögel sich vielfach täuschen lassen, daß viele Singvögel die untergeschobenen Kuckuckseier gleich ihren eigenen bebrüten, sowie die Henne das ihr statt des eigenen gegebene Entenei. Ja, die jungen Kuckucke werden auch weiterhin von ihren Pflegeeltern gefüttert, selbst wenn sie den rechten Kindern das Futter fortnehmen, diese wohl gar aus dem Neste werfen. In all' diesen Vorgängen spricht sich sicherlich weder bewußte Elternliebe noch ein unfehlbarer Instinkt aus. Aber selbst wenn man dies alles als Ausnahmsfälle ansehen wollte, wie wäre es mit einer Elternliebe zu vereinen, daß derselbe Vogel, der tagtäglich seine Brut mit Futter versorgt, der klagend das leere Nest umflattert, wenn ein loser Bube oder ein Raubtier ihm seine Jungen raubte, ohne jede Klage sich von den erwachsenen und entwickelten Jungen trennt und diese ihrem Schicksal überläßt, um seine Sorge früher oder später einer neueren Generation zuzuwenden?

Kommen wir angesichts der angeführten Thatsachen zu dem Ergebnis, daß selbst bis in die höchsten Tierklassen hinauf die Sorgfalt, welche die Tiere auf die Brutpflege verwenden, nicht von einer persönlichen Anteilnahme an dem betreffenden Individuum veranlaßt wird, so wirft sich die Frage auf, wie wir uns denn sonst alle die angeführten Fälle von Brutpflege zu erklären haben. Es handelt sich hier jedenfalls um eine der schwierigsten und verwickeltsten Fragen der Biologie, und von einer vollständigen Einsicht in die Gründe all' dieser Erscheinungen sind wir zur Zeit noch weit entfernt. Für den Zweck der gegenwärtigen flüchtigen Besprechung mögen einige Andeutungen genügen. Wir können die verschiedenen Erscheinungen der Brutpflege in drei Gruppen zusammenfassen: Ablegen der Eier an bestimmte günstige Plätze, Brüten und Füttern der Jungen, und endlich die Bewachung der Nachkommenschaft. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es schwer verständlich scheint, wodurch ein Schmetterling die Futterpflege für seine Raupen erkennt, während er selbst ganz anders sich nährt; schwer zu erklären scheint es auch, wie die Schlupfwespe, welche durch das Holz eines Baumstammes hindurch ihre Legeröhren in die innerhalb des Holzes bohrende Raupe senkt, die Gegenwart derselben bemerkt; wunderbar wäre es auch, wenn — wie Taschenberg angiebt — in der That eine Schlupfwespe ihre Eier immer nur in den Körper eines Tieres legte, welches noch nicht die Eier einer verwandten Art beherbergt. Aber — ganz abgesehen davon, daß die letztere Angabe denn doch wohl noch weiterer Bestätigung bedarf — wir dürfen nicht außer acht lassen, daß beispielsweise der Geruchssinn der Insekten oft außerordentlich fein ist. Auch weist Haeckel mit Recht bei Besprechung dieser Frage darauf hin, daß wir durchaus nicht berechtigt sind anzunehmen, daß bei andern Tieren sich nicht noch Sinneswahrnehmungen ganz andrer Art, als die unsern sind, finden könnten, von deren Natur wir uns natürlich, da sie uns eben fehlen, gar keine Vorstellung machen können, und die möglicher Weise gerade in solchen Fällen mitwirken. Vielleicht ist es aber auch erlaubt, für manche Fälle — so für das

Digitized by Google

Aufsuchen der Futterpflanze durch die Schmetterlinge — eine noch andre Deutung zu suchen. Sollte vielleicht in diesem Falle das eierlegende Tier durch irgend welche Eigenschaften der Futterpflanze angelockt werden, die ihm selbst angenehm sind, ohne daß es dabei an seine Eier zu denken brauchte? Und sollten im Kampfe ums Dasein vielleicht gerade die Arten wegen besserer Entwickelung ihrer Nachkommen erhalten geblieben sein, bei welchen die Vorliebe für irgend eine bestimmte Pflanze zusammentraf mit ihren vorteilhaften Eigenschaften als Futterpflanze für die junge Raupe? An anderweitigen Beispielen für ein derartiges Zusammentreffen zweier ganz verschiedener Leistungen fehlt es in der Natur nicht. So ist es seit lange bekannt, daß die große Mehrzahl unsrer Blütenpflanzen behufs kräftiger Samenentwickelung darauf angewiesen ist, daß ein Insekt, welches von einer Blüte zur andern fliegt, den Blütenstaub der einen Blüte auf die Narbe der andern überträgt. Selbstverständlich denkt das Insekt beim Besuch der Blüten nicht an diesen Dienst, den es den Pflanzen erweist, es wird vielmehr nur herangelockt durch die Begierde nach dem in der Blüte enthaltenen Honig. In diesem Falle ist das Motiv, welches das Insekt leitet, leicht zu erkennen; es wird niemand einfallen, hier von einer bewußten Fürsorge desselben für die Pflanze zu reden. Wenn aber ein solches „zufälliges" Zusammenfallen zweier Handlungen einmal möglich ist, so ist jedenfalls der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß eine solche Erklärung auch in andern Fällen einmal das Richtige treffen könnte. Ein ähnliches „zufälliges" Zusammentreffen zweier verschiedener Bedürfnisse dürfte bei dem Ausbrüten der Eier, z. B. bei den Vögeln, vorliegen. Das junge Ei braucht Wärme, der Vogel brütet jedoch nicht, weil er dies weiß, sondern weil er — wegen eines wohl infolge der Entwickelung und Ablage der Eier auftretenden Reizes — ein Bedürfnis dazu fühlt, dem er nicht widerstehen kann, ganz gleichgültig, ob ein Ei da ist oder nicht. Lehrreich ist folgende, von Pflüger in seiner kleinen Schrift über „die teleologische Mechanik in der lebendigen Natur" mitgeteilte Beobachtung. Ein Truthuhn, welches in einem mit hohen Mauern umgebenen Garten erzogen wurde und nicht befruchtet worden war, legte im Frühjahr 16 Eier, welcher ganz wie andre Eier mit Hüllen und Nahrungsdotter ausgestattet, jedoch — da eben keine Befruchtung stattgefunden hatte — nicht entwickelungsfähig waren. Trotzdem begann das Huhn dieselben emsig zu bebrüten und entfernte sich nur kurze Zeit vom Nest, um Nahrung zu sich zu nehmen. Ja, als ihm nach einer Woche die Eier aus dem Nest genommen wurden, fuhr es mit gleichem Eifer fort, den nackten Erdboden zu bebrüten, und trieb dies Geschäft mehrere Wochen hindurch mit solchem Eifer, daß es wegen der mangelhaften Ernährung sichtlich abmagerte. Gewaltsam entfernt und in entlegene Teile des Gartens gebracht, kehrte es immer eilig wieder zu dem leeren Neste zurück. Pflüger fügt hinzu, daß derselbe Versuch im nächsten Jahre mit völlig gleichem Erfolge an einem andern Vogel gleicher Art wiederholt wurde. Ohne die Beweiskraft einer solchen einzelnen Beobachtung zu überschätzen, wird man doch soviel zugeben müssen, daß dieselbe zeigt, wie der Trieb zum Brüten nicht an ein Bewußtsein des dadurch zu erreichenden Zweckes gebunden ist. Es

Digitized by Google

sei ferner hier an die jedem Vogelliebhaber bekannte Neigung gefangener Vögel erinnert, ganz zwecklos die Bewegungen des Fütterns auszuführen, und da auch dies bei ganz jungen Tieren vorkommt, welche noch niemals Junge gefüttert haben, so dürfte daraus hervorgehen, daß auch der Trieb zum Füttern der Jungen nicht notwendig das Vorhandensein solcher voraussetzt. Was nun endlich das Bewachen und Umhertragen der Jungen angeht, so liegen auch hierbei die Motive anderswo, als man zunächst annehmen möchte; es dürfte sich weniger um eine den Jungen zugewandte Sympathie als vielmehr um eine Art von Eigentumsgefühl handeln; die Jungen werden eben geschützt wie jeder andre Besitz. Wie die Ameisen ihre Puppen mit Sorgfalt pflegen, so verpflegen sie auch andre in ihrem Bau mit ihnen lebende Tiere, wie z. B. gewisse kleine Käfer und andre sogenannte „Ameisenfreunde", welche sie sogar bei einem Wohnungswechsel mit hinübertragen. Und daß ein gewisses Eigentumsgefühl sich bei Tieren verschiedenster Art findet, dafür sind die Belege zahlreich. Diese wenigen Andeutungen sollen, wie nochmals ausdrücklich hervorgehoben sei, in keiner Weise alles, was uns die Brutpflege der Tiere an wunderbaren Erscheinungen bietet, erklären. Sie sollen nur einige der Richtungen kurz bezeichnen, in denen wir die Erklärung für die eine oder andre der besprochenen Thatsachen zu suchen haben. Und es sollte gleichzeitig dem Leser der Gedanke näher gebracht werden, daß viele der den Nachkommen zu gute kommenden Handlungen vieler Tiere ihren Grund vielleicht in ganz andern, der Sorge für die Nachkommen ursprünglich ganz fremden Regungen haben können.

Seit einem halben Jahrhundert ist die Erkenntnis von der durch den Kampf ums Dasein herbeigeführten natürlichen Auslese der Lebensformen beherrschend geworden für unsre Auffassung der lebenden Natur. Wo man früher etwas allzurasch bereit war, jedes Geschehen in derselben auf vorbedachte Zwecke zurückzuführen, da fassen wir im Gegenteil jeden Organismus als das Produkt all' der zahlreichen Einflüsse auf, welche hemmend oder fördernd auf seine Entwickelung einwirkten. Die ältere Naturphilosophie sagte: dem Tier ist der Trieb zur Brutpflege eingepflanzt, *damit* die Art erhalten bleibt; die neuere Naturforschung sagt: die *Entstehung* der Brutpflege ist uns zur Zeit noch nicht erklärbar, doch konnten sich nur solche Arten dauernd auf der Erde erhalten, welche *entweder* durch außerordentliche Fruchtbarkeit *oder* durch eine die Entwickelung möglichst viele ihrer Nachkommen sichernde Brutpflege gegen das Aussterben geschützt sind. Alle andern — soviel ihrer auch bestanden haben mögen — sind im Kampfe ums Dasein den besser ausgerüsteten Mitbewerbern erlegen.

Digitized by Google

Herodes der Große.

Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus

von

A. Réville,

Professor am Collège de France.

(Fortsetzung.)

So hatte Herodes eine Stellung erlangt, die selbst seinen Vater Antipater erschreckt haben würde. Er als Idumäer, der es gestern noch als großes Glück betrachten durfte, wenn er Gelegenheit fand, den Launen eines siebzigjährigen geistesschwachen Mannes zu schmeicheln und dadurch etwas Einfluß zu gewinnen, als Fremder und ein Mann von unreinem Blute und Sohn einer besiegten Nation, war heute König des nationalstolzesten aller Völker und ein angesehener Gehilfe der Herrscher Roms, das ist der anerkannten Herrscher über die gesamte damalige gebildete Welt, und das alles ermöglicht durch die Gunst der Umstände, aber herbeigeführt durch seinen eigenen Geist, der diese Gunst der Umstände richtig auszunutzen verstand! Sein Reich war nicht sehr groß, aber zusammenliegend; es war gut bevölkert und wohlhabend, und dieses sicherte ihm die erste Stelle unter allen den vielen vorderasiatischen Fürsten zu, welche, so gut wie es ging, unter dem kostspieligen Schutze Roms ihr Leben fristeten. Die Schnelligkeit und das wunderbare Glück, womit er diesen großen Schritt gemacht hatte, erhöhten sein Vertrauen auf seinen guten Stern und erfüllten ihn mit neuem Ehrgeiz. Aber sein richtiges Gefühl sagte ihm, daß er jetzt allen Eifer und alle Kräfte auf die Befestigung des Erworbenen wenden müsse, um nicht durch unbesonnene neue Unternehmungen den Preis seiner vielen Bemühungen aufs Spiel zu setzen.

Er wußte ganz genau, daß sein Thron nicht auf einer tief eingewurzelten Anhänglichkeit seines Volkes aufgebaut war, sondern daß er alles dem mächtigen Schutze seiner Freunde in Rom verdankte. Um sich seiner Krone in Ruhe und Sicherheit erfreuen zu können, mußte er auch die Liebe seines Volkes gewinnen. Den Verständigsten seiner Unterthanen konnte er einigermaßen klar machen, daß sie bei der Wendung, die die Ereignisse genommen hatten, in letzter Linie nur zwischen zwei Dingen zu wählen hatten: entweder ihn als König zu dulden, oder jede Selbständigkeit aufzugeben und einem fremden, götzendienerischen Volke völlig unterthan zu werden. Er konnte ihnen die Aufrechterhaltung des Friedens und die Beibehaltung ihrer lieben alten Sitten sichern, wenn sie nur das eine Opfer brachten, daß sie sich um ihn scharten. Der Weg für seine Politik war somit genau gezogen. Er mußte einerseits um jeden Preis an dem Bunde mit den Römern festhalten und anderseits versuchen, sein Volk eben so zu verführen wie er bisher alle andern verführt hatte. Nur war es sehr schwer, diese beiden Grundsätze mit einander zu vereinigen; denn alles, was er den Römern zu Gefallen that,

Digitized by Google

erregte bei den Juden meistens Unzufriedenheit und umgekehrt. Aber das wichtigste Interesse war das, daß er nie die engen Beziehungen zwischen ihm und den Römern erschlaffen ließ. Auch durfte er das von seinen Schützern auf ihn gesetzte Vertrauen, daß er Land und Volk ganz im römischen Sinne lenken könne, unter keinen Umständen erschüttern lassen; denn in Rom war die große politische und strategische Bedeutung dieses Ländchens, welches zwischen Syrien, Mittelasien und Ägypten in der Mitte lag, im Laufe der Zeit genau bekannt geworden. Im Innern mußte er zugleich Furcht und Liebe zu erwecken suchen.

Zunächst trug er viel Wohlwollen für die Pharisäer zur Schau, welche ihrem oben dargestellten Grundsatze, in allen Dingen des bürgerlichen Lebens duldend und abwartend zu bleiben, noch immer treu blieben. Die Führer dieser Richtung waren zwei hochangesehene Lehrer, Abtalion (Pollion bei Josephus) und Schameas; und diese hatten auch jetzt den Rat gegeben, jeden bewaffneten Widerstand zu vermeiden und die neue Schickung, die der ewige Gott über sein Volk verhängt hätte, geduldig zu ertragen. Nur gegen diejenigen unter den Pharisäern, welche mit den Waffen in der Hand für Antigonus eingetreten waren, war Herodes unerbittlich und ließ fünfundvierzig von ihnen hinrichten.

Nun aber verlangten Antonius und seine Umgebung Geld, viel Geld, und Herodes drückte sein Volk aufs äußerste, um die Habsucht der Römer zu befriedigen.

Eine andre Frage machte Herodes viel zu schaffen. Man konnte den Söhnen Antipater's mit Recht zum Vorwurf machen, daß sie das makkabäische Königshaus, dem sie alles verdankten, mit einer geradezu cynischen Undankbarkeit gestürzt hatten; und Herodes kannte auch die Anhänglichkeit, die das Volk der Königsfamilie entgegen trug, und die noch gestiegen war, da sie die Schwächen und Laster der Mitglieder dieses Hauses nicht mehr täglich vor Augen hatten und in ihnen nur noch die Helden und Märtyrer der religiösen und nationalen Unabhängigkeit erblickten. Hierin lag für den König eine verborgene Gefahr, die bei geeigneter Gelegenheit zu sehr bedrohlichen Widerwärtigkeiten führen konnte. Ich glaube bestimmt, daß Herodes sich in den ersten Jahren seiner Regierung noch mit der Hoffnung getragen hat, daß er die beiden Familien bis zur Ununterscheidbarkeit verschmelzen und so dieser Gefahr begegnen könne. Seine Heirat mit Mariamne, die wegen ihrer wunderbaren Schönheit berühmt war, beruht ohne Zweifel auf Liebe zu ihr, aber die Politik hat dabei auch ihre Rechnung gefunden. Denn wenn er sich mit der Tochter des letzten legitimen Königs Aristobulus und der Enkelin des Hohenpriesters Hyrcanus, der letzten regierenden Fürsten aus dem Makkabäerhause, verheiratete, so wurde er dadurch gewissermaßen ein Mitglied des hoch gefeierten Hauses und konnte erwarten, daß auch dieses etwas dazu thun müsse, ihn und seine Nachkommen in der eingenommenen Stellung zu erhalten. Zudem hatte Herodes sich von seiner ersten Frau Doris, einer Araberin, obwohl er einen Sohn von ihr hatte, geschieden und sie verbannt, um die schöne Prinzessin heiraten zu können, und als Ehemann betete er sie an. Eine Zeit lang schien es, als wenn er auch diesmal mit seinem

Digitized by Google

Plane Glück haben sollte, der sowohl den Wünschen seines leidenschaftlich erregten Herzens als auch den Interessen seiner Herrscherpolitik entsprach.

Der alte Hyrcanus, welcher von den Parthern in Babylon eingeschlossen war und hier einen Gegenstand der tiefsten Verehrung für die jüdischen Gemeinden Chaldäas bildete, hatte nicht sobald von dem Umschwung der Dinge in Judäa und der Einsetzung Herodes' als König der Juden erfahren, als ihn der lebhafte Wunsch ergriff, die letzten Tage seines Lebens in seiner Geburtsstadt Jerusalem zuzubringen, unter dem Schutze des Königs, seines Schwiegerenkels, dessen Beschützer er selbst in dessen Jugendzeit gewesen war. Herodes selbst ermutigte ihn hierzu, denn es schien, daß er nichts von ihm zu befürchten habe. Verstümmelt, wie er war, seitdem ihm auf Antigonus' Befehl die Ohren abgeschnitten waren, konnte er selbst das Hoheprieſter-Amt nicht mehr verwalten, und seine Anwesenheit in Herodes' Umgebung und die freundschaftlichen Beziehungen, die vor aller Augen zwischen dem alten und dem neuen König unterhalten wurden, mußten die neue Lehre, daß die beiden Häuser sich zu einem einzigen verschmolzen hätten, bestätigen und unterstützen. Als Hyrcanus in Jerusalem ankam, wurde er von Herodes mit einem Aufwand von außerordentlichen Ehrenbezeugungen empfangen, durch die der kindische alte Mann sich völlig berücken ließ. Hätte er etwas Scharfsinn gehabt, so hätte die übertriebene Freundlichkeit ihn mißtrauisch machen müssen.

In Wahrheit aber gingen die Sachen nicht so gut, wie Herodes gehofft hatte. Alexandra, Mariamne's Mutter, und diese selbst wollten, stolz auf den Vorzug ihrer Geburt, nichts davon wissen, daß die beiden Familien einander gleichgestellt wurden, und in ihrer Eigenschaft als Prinzessinnen von Geblüt sahen sie mit Hochmut auf den frischgebackenen König und seine Verwandten herab, die in ihren Augen nichts weiter waren als Leute von niederer Herkunft. Da nun Mariamne einen jüngeren Bruder Aristobulus hatte, so setzten die beiden Frauen sich in den Kopf, sein junges Haupt durch den Glanz der Makkabäer-Erbschaft zu zieren, indem sie ihn zum Hohenprieſter ernennen ließen. Dieſer Plan war, da der junge Mann nur siebzehn Jahre zählte, sehr gewagt, aber Mariamne hatte auf ihren verliebten Gatten doch so viel Einfluß, daß sie durch ihre Bitten das Unerhörte durchsetzte; zu Hilfe kam ihr dabei der Umstand, daß Aristobulus ebenso schön war wie seine Schwester und daß Antonius ihn an seinen Hof zu ziehen versuchte, während Herodes unendlich viel mehr Interesse daran hatte, ihn in seiner Umgebung zurück zu behalten. Man konnte nicht wissen, was geschehen würde, wenn Aristobulus sich zu sehr in die Gunst Antonius' und Kleopatra's einschmeichelte. Es wurde also der gegenwärtige Hoheprieſter, ein Babylonier ohne jede Bedeutung mit Namen Ananel, abgesetzt, und Aristobulus kam an seine Stelle.

Aber Herodes wurde durch die Mißachtung, die Alexandra ihm zeigte, verletzt und durch die Kunde von verschiedenen Plänen, die man ihr zuschrieb, argwöhnisch gemacht und zeigte ihr sein Mißtrauen ohne Hehl. Dadurch bekam nun wieder diese Angst für sich und ihren Sohn. Sie setzte sich mit Kleopatra in

Digitized by Google

Verbindung und faßte endlich den Entschluß, sich mit dem Sohne zu ihr zu flüchten. Zur Ausführung dieses Planes bedurfte es aber der List, und Alexandra und Aristobulus kamen auf den Gedanken, sich auf zwei Bahren aus der Stadt tragen zu lassen, wie arme Leute, die beerdigt würden. Aber der Anschlag wurde verraten, und Herodes geriet in großen Zorn. Äußerlich verzieh er zwar den beiden, weil er Antonius und Kleopatra fürchtete, aber er fing an einzusehen, daß sein Traum von der Versöhnung der beiden Familien nie verwirklicht werden könne, und von nun an faßte er andere Entschlüsse.

Noch ein andrer Umstand beunruhigte ihn. Es entging ihm nicht, daß die Bevölkerung von Jerusalem ihm mit eisiger Kälte entgegen kam, während der Hoheprieſter Aristobulus, welcher sehr groß für sein Alter und, wie erwähnt, auffallend schön war, und der wahrscheinlich durch seine Abkunft und seine Erziehung jene Leichtigkeit und Anmut der Bewegungen hatte, welche man bei den Sprößlingen alter Familien regelmäßig beobachtet, trotz seiner Jugend mit einer immer mehr steigenden Begeisterung empfangen wurde. Daß dies der Fall war, ist nicht schwer zu begreifen. Das Volk sah eben das Haupt des junges Mannes mit dem Strahle seiner ruhmreichsten und heiligsten Erinnerungen umglänzt und es verehrte in dem letzten Sproß der Makkabäer-Familie zugleich seine eigenen früheren Heldenthaten, und wer konnte wissen, welche Thaten Gott dem jungen Manne aufgespart habe. Kurz, Herodes fand allen Grund auf ihn eifersüchtig zu sein, und er mußte sich täglich fragen, ob er nicht selber sein und der Seinen Verderben bereite, wenn er Aristobulus länger in der Hohenprieſterwürde beließe. Freilich konnte er ihn nicht einfach durch einen allerhöchsten Ukas absetzen, das wäre zu gefährlich gewesen, aber es kam ihm ein sehr gelegenes Ereignis zu Hilfe. Der junge Aristobulus liebte, obgleich er Hoherprieſter war, doch das Vergnügen, und an einem sehr heißen Tage ließ er sich von seinen Begleitern zu einem gemeinsamen Bade in den kühlen Fluten eines Teiches nahe der Stadt Jericho einladen, wo er sich damals gerade befand. Seine Gesellschaft bestand aus jungen Leuten seines Alters, war aber im übrigen gemischt, und auch einige Vertraute des Königs Herodes befanden sich unter ihnen. Die jungen Leute zogen sich aus, stiegen ins Wasser und gaben sich hier allerlei Spielen und Scherzen hin. Zuletzt kamen sie darauf, sich gegenseitig unterzutauchen, und hierbei zeigte es sich plötzlich, daß einige junge Leute den Hohenprieſter umstanden und seinen Kopf unvernünftig lange unter dem Wasser festhielten. Als sie mit dem Scherz aufgehört hatten, war Aristobulus eine Leiche.

Als Herodes davon hörte, zeigte er den größten Kummer über den traurigen Vorfall und ließ dem armen Aristobulus ein ganz besonders prächtiges Begräbnis herrichten, aber Alexandra ließ sich nicht täuschen, sondern verklagte ihren Schwiegersohn bei Kleopatra, welche von Empörung ergriffen wurde und sofort eine Anzeige an Antonius schickte, der sich damals in Laodicea befand. Dieser ließ Herodes voller Zorn vor sich berufen und verlangte Erklärungen, und Herodes mußte sich, so schwer es ihm auch fiel, darauf einlassen. Aber das war nur der Anfang eines schrecklichen Trauerspiels.

Digitized by Google

Wenn Herodes auch seine Auffassung von dieser Stellung zum Makkabäerhause geändert hatte, so blieb er doch nach wie vor leidenschaftlich verliebt in die schöne Mariamne. Wie er die Familie der Makkabäer fürchtete und um ihr altes Ansehen beneidete und sie zu vernichten suchte, wenn sie sich ihm nicht gänzlich ergeben wollte, so scheint es ihm ein ganz eigenes Vergnügen gemacht zu haben, die schöne und anmutige Vertreterin dieser Familie als Herr und Gemahl in seine Arme zu schließen. Aber er wollte sie nicht nur besitzen, sondern sie auch allein für sich haben. Als er sich nach Laodicea zu Antonius begab, wußte er nicht, ob er zurückkehren würde, denn Antonius war launenhaft, herrisch und zu Zeiten grausam, und Kleopatra haßte Herodes tödlich; er mußte daher seinem Schwager Joseph, dem Manne Salomes, die Sorge für sein Haus und besonders für seine Gemahlin Mariamne anvertrauen, aber in seiner Eifersucht gab er ihm noch den geheimen Auftrag, sie töten zu lassen, wenn er nicht wiederkäme. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein andrer nach ihm sie besitzen möchte, und er hatte besonders eine ungewisse Furcht, daß Antonius der Fürstin, deren Schönheit in ganz Asien berühmt war, im geheimen nachstellen könnte.

Ob Mariamne ihren finsteren Gemahl geliebt hat, ist schwer zu sagen; daß sie ihm die Hand reichte, geschah jedenfalls aus Klugheitsgründen im Interesse ihrer Familie, und es sieht im großen und ganzen nicht danach aus, als ob es von ihrer Seite eine Neigungsheirat gewesen wäre. Bei den Juden wurde zu jener Zeit auf die Wünsche eines jungen Mädchens bei ihrer Verheiratung sehr wenig Rücksicht genommen, und in fürstlichen Familien traten damals wie heute solche Rücksichten ganz zurück. Sie wird sich also in diese Verbindung, die von ihrem Großvater und ihrer Mutter gemacht war, ohne Widerstreben gefunden haben, aber auf der andern Seite lagen auch viele Gründe vor, welche es ihr leicht machten, sich darein zu finden; denn auch Herodes war seinerseits ein sehr schöner Mann und dazu trug er die Krone. Aber den Stolz auf ihre Herkunft hatte sie nicht verloren, sie fühlte sich nach wie vor unendlich höher stehend als den Emporkömmling, den sie hatte heiraten müssen; wenn die leidenschaftliche Verehrung, mit der ihr wilder Gemahl sie umgab, ihr das gebrachte Opfer auch anfangs leichter erscheinen ließ, so thaten der Einfluß ihrer Mutter Alexandra und der eigentümliche Tod ihres Bruders doch das ihre dazu, um die mühsam unterdrückte Abneigung wieder zu erwecken. Jedenfalls aber war sie zu stolz und zu edel, um sich von ihren traurigen Gedanken durch unerlaubte Freuden ablenken zu lassen, und ihre weibliche Ehre war über jeden Zweifel erhaben.

Joseph spielte als Verwalter von Herodes' Hause eine recht zweideutige Rolle. Sei es, daß er eigene Wünsche hegte, wenn dereinst Herodes' Tod einem Nachfolger Raum gäbe, sei es, daß er es mit Rücksicht auf Mariamnes großen Einfluß über Herodes für gut hielt, ihr Wohlwollen zu erwerben, kurz, er teilte ihr den geheimen Auftrag mit, den Herodes ihm gegeben hatte, worüber sie und ihre Mutter natürlich im höchsten Grade entrüstet waren. Als sich dann das

Digitized by Google

Gerücht von Herodes' Tod verbreitete, da dachten die beiden Frauen schon daran, zu Antonius zu flüchten und sich unter seinen Schutz zu stellen.

Nun gab es zwei Frauen, welche alle Vorgänge zwischen Herodes und Mariamne mit dem größten Interesse verfolgten, indem ihre Stellung ihnen die beste Gelegenheit zur Beobachtung gab und ihre Aufmerksamkeit noch durch den Haß geschärft wurde. Das waren Cypros, die Mutter des Königs, und seine Schwester Salome, die Frau Josephs. Salome war der böse Geist der Herodes'schen Familie, und alle Mordthaten, zu denen der Bruder sich hinreißen ließ, sind hauptsächlich auf ihre Anreizungen zurückzuführen. Salome mit ihrer Mutter konnten den Makkabäern den Stolz und den Hochmut, die sie ihnen gegenüber zur Schau trugen, nicht vergeben, und Salome selbst wurde noch von den Qualen der Eifersucht geplagt, obgleich sie nicht allzuviel Liebe für ihren Mann gehabt zu haben scheint.

Bald kamen Briefe, in denen Herodes seine baldige Ankunft meldete; er war von Antonius besser empfangen worden, als er erwartet hatte. Vielleicht hatte dieser schon das drohende Ungewitter im Westen vorausgesehen und wollte sich im Osten nicht durch Staatsstreiche schwächen, durch die er nur das niedergerissen hätte, was er selbst geschaffen hatte. Jedenfalls nahm er die Aufklärungen, mit denen Herodes den Tod des Hohenpriesters als unglücklichen Zufall darstellte, für genügend an und sagte ihm im übrigen, er wisse sehr wohl, daß die Könige ihre Länder und die ihrem Scepter unterworfenen Völker auf ihre Weise regierten, und Herodes kehrte mit gewonnenem Spiele zurück.

Als er ankam, hatten Cypros und Salome nichts Eiligeres zu thun, als ihm von übertriebenen Freundlichkeiten zu erzählen, die Mariamne ihrem bestellten Hüter erwiesen hätte. Wutentbrannt betrat er seine Wohnung. Mariamne widersprach seinen Vorwürfen mit aller Energie, und die Thränen, die der Unmut ihr entlockte, entwaffneten ihn. Als er sie dann wieder mit den zärtlichsten Beweisen seiner Liebe überschüttete, war sie unvorsichtig genug, ihn zu fragen, ob denn das auch die Liebe eines Mannes zu seiner Frau wäre, da er sie sterben lassen wollte, wenn sie Witwe würde. Daraus erkannte Herodes, daß Joseph sein Vertrauen mißbraucht hatte; er machte ihm kurzen Prozeß und ließ ihn töten; seine Schwiegermutter Alexandra warf er ins Gefängnis und Mariamne behielt er sich vor, scharf zu beobachten.

Überhaupt verdunkelte Herodes' Stern sich für einige Zeit. Kleopatra reiste über Judäa nach Ägypten zurück, und der schwache und launenhafte Antonius war mehr als je unter ihrem Joche. Die gekrönte Buhlerin hatte ihm wieder einige kostbare Geschenke abgeschmeichelt, unter anderm mehrere arabische Landschaften, die eigentlich Herodes gehörten, und insbesondere das reiche Gebiet von Jericho, das ihm durch den Balsamhandel den größten Teil seiner Einnahmen brachte. Herodes war von dem Römer vollkommen abhängig, er mußte daher gute Miene zum bösen Spiel machen und sich unterwerfen. Er empfing Kleopatra mit den größten Ehrenbezeugungen und bewirtete sie glänzend. Der Geschichtsschreiber Josephus behauptet, daß Kleopatra den Versuch gemacht hätte, auch Herodes

Digitized by Google

unter die Zahl ihrer Liebhaber einzureihen, daß dieser aber ihren Ermutigungen klug aus dem Wege gegangen sei, ja sogar Lust gezeigt habe, die Ägypterin wie ein schädliches Gewürm zu beseitigen. Aber er beherrschte sich, da die Ereignisse, die die nächste Zeit erwarten ließ, die äußerste Behutsamkeit und Überlegung von ihm verlangten.

In der That begann jetzt der Krieg zwischen Octavianus und Antonius. Herodes war durch die vorangegangenen Vorfälle eng an Antonius geknüpft und mochte wohl auch an dessen Sieg glauben, um so mehr, da das ganze Morgenland ihm mehr Wohlwollen entgegenbrachte als Octavian. Jedenfalls bereitete er sich darauf vor, ihm alle vorhandenen Streitmittel zur Verfügung zu stellen; aber sein guter Stern wollte, daß er sich die wirklichen Aufwendungen ersparen konnte. Die neuen arabischen Unterthanen Kleopatras verweigerten ihr die Steuern, was für die gierige Herrscherin ein sehr empfindlicher Schlag war. Sie bewog daher Antonius, daß er Herodes anwies, nicht zu ihm zu stoßen, sondern die widerspenstigen Araber zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Das war für den König von Judäa ein großes Glück, weil er auf diese Weise nicht nötig hatte, an dem großen Entscheidungskampfe Anteil zu nehmen. Sein Zug nach Arabien war anfangs siegreich, dann aber erlitt er eine blutige Niederlage, und zwar, wie Josephus sagt, durch die Treulosigkeit eines ägyptischen Heerführers, welcher ihm mit einer großen Abteilung folgte unter dem Vorwande, ihm zu Hilfe zu kommen. Aber mit seiner gewöhnlichen Energie und seinem Glücke verstand er diese Scharte wieder auszuwetzen.

Inzwischen wurde die Schlacht von Actium geschlagen, im Jahre 31 v. Chr., im 7. Jahre von Herodes' Regierung. Das Geschick der ganzen gebildeten Welt wurde dadurch entschieden, Octavianus wurde ihr alleiniges anerkanntes Haupt. Für Antonius und bald darauf für Kleopatra blieb nichts übrig, als den Tod zu suchen.

Trotzdem war Herodes' Lage sehr zweifelhaft. Im Innern war sie jetzt freilich befestigter geworden, weil man hier eine große Furcht vor den Einfällen der Araber hegte. Man hielt sie für die abscheulichsten Räuber der ganzen Welt, und selbst seine Feinde wußten ihm Dank, daß er sie an der Grenze unschädlich gemacht hatte. Aber was hatte er von Rom aus zu erwarten als Freund und Schützling von Antonius, nachdem er schon nahe daran gewesen war, unter seinen Bannern gegen Octavianus zu Felde zu ziehen? Octavianus stand nicht in dem Rufe, für seine Feinde sehr viel Mitleid zu haben. Da faßte Herodes den mutigen Entschluß, den Sieger von Actium selbst aufzusuchen und ihm die nötigen Aufklärungen zu geben. Alles in allem war er doch nichts andres gewesen als der treue Anhänger der römischen Politik, und er hatte den sehnlichsten Wunsch, es unter dem neuen Herrn zu bleiben. Es war doch nichts Wunderbares, daß er einem Mann, dem er so viel verdankte, auch Anhänglichkeit gezeigt hatte, und an dem Entscheidungskampfe hatte er ja nicht teilgenommen. Octavianus hatte auch allen Anlaß, auf seine Redlichkeit zu rechnen, da er schon seit den Tagen von Cäsar und Pompejus unter allen Wechseln der Ereignisse sich selbst treu geblieben

Digitized by Google

war und nie einen Widerspruch gezeigt hatte. Indessen hielt er es doch für besser, vor dem Antritt seiner Reise alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Zunächst mußte der alte Hyrcanus sterben, sein alter Beschützer, dem sein Vater und er ihr ungemeines Glück verdankt hatten. Herodes glaubte, daß sein Thron für ihn und seine Nachkommen niemals ganz sicher sein würde, so lange noch ein männlicher Makkabäer am Leben sei, wenn auch Hyrcanus selbst ihm niemals gefährlich gewesen war und es jetzt weniger sein konnte als je, da er achtzig Jahre alt und vollkommen kraftlos war. Indes Herodes behauptete einen Briefwechsel abgefangen zu haben, den Hyrcanus unter dem Einfluß Alexandras mit einem Araberhäuptling geführt habe, um sich zu ihm zu flüchten, da er es nicht länger aushalten könnte, unter dem Mißtrauen Herodes' leidend bei ihm zu leben. Herodes ließ ihn vor sich berufen, warf ihm das, was er seinen Verrat nannte, in heftigen Ausdrücken vor und ließ ihn ohne Urteil und Recht erdrosseln: eine abscheuliche und niederträchtige That, zugleich eine frevelhafte Undankbarkeit. Aber das war nicht alles. Die Sorge für seine Mutter und seine Schwester Salome vertraute er dem letzten ihm gebliebenen Bruder Pheroras an und ließ sie in der Festung Massada einschließen. Marianne und ihre Mutter Alexandra brachte er in der Festung Alexandrium unter, unter der Obhut des Ituräers Soemos, zu dem er ein sehr großes Vertrauen hatte, und dem er wie früher seinem Schwager Joseph den Befehl gab, die beiden Frauen zu töten, wenn er nicht wiederkäme.

Im übrigen wiederholte sich die alte Geschichte; er traf Octavianus, jetzt Augustus, auf Rhodos, und durch die Freimütigkeit seiner Erklärungen und durch die Aufwendung aller Verführungskünste, in denen er Meister war, und mit denen er schon so oft Erfolg gehabt hatte, erwarb er sich das Wohlwollen und die Zuneigung seines furchtbaren Gegners und wußte ihn geradezu für sich zu begeistern. Auch in der Umgebung des Kaisers hatte er weder mit Geld noch mit Geschenken und Gefälligkeiten gespart, um sich auch hier in Gunst zu setzen, und so wurde die Reise nach Rhodos ein wahrer Eroberungszug. Herodes begleitete dann Augustus nach Ägypten, erreichte die Bestätigung des Königstitels und bekam auch die Landschaften wieder zurück, die Antonius ihm um Kleopatra's schöner Augen willen abgenommen hatte. So zog er im Triumphe in Jerusalem ein, trotz der bangen Ahnungen, mit denen er fortgereist war. Aber zu Hause war ein neues Familiendrama im Werke.

Marianne und ihre Mutter waren über ihre Einschließung trostlos und wollten vor allen Dingen wissen, ob ihr Hüter denselben geheimen Befehl erhalten hätte wie früher Joseph. Soemos war zunächst ganz unzugänglich, aber endlich ließ er sich bereden und sagte den Frauen alles. Als Mariamne dies hörte, empfand sie eine so tiefgehende Entrüstung gegen ihren Mann, daß sie sich nicht mehr verstellen konnte, und als Herodes kam, empfing sie ihren ebenso verliebten wie argwöhnischen Gemahl mit einer verletzenden Kälte. Während des nächsten Jahres wurden die Beziehungen der beiden Gatten immer feindlicher gegen einander, um somehr da Herodes in beständigem schnellen Wechsel zwischen

Digitized by Google

den schmählichsten Verdächtigungen und den glühendsten Leidenschaftsansbrüchen blieb. Zum Unglück legte auch Salome ihre verhängnisvolle Hand dazwischen. Ein Hauseunuch Mariamne's wurde gefoltert und gestand, daß Soemos seiner Herrin alles verraten habe; die unglückliche Mariamne wurde vor ein Scheingericht gestellt und zum Tode verurteilt. Indessen zögerte Herodes noch mit der Vollstreckung des Urteils; da machte Salome ihn glauben, daß das Volk, das nach und nach von diesen Vorgängen Kenntnis erhalten habe, einen Aufstand machen würde, wenn er noch länger wartete. Dies gab den Ausschlag, und Mariamne wurde an die Richtstätte geführt.

Hier erzählt Josephus einen Zwischenfall, welcher dazu dient, das Grausige dieser Vorfälle noch zu erhöhen. Als Mariamne zum Tode geführt wurde, kam sie bei ihrer Mutter Alexandra vorbei, deren Einflüsterungen und deren Geburtsstolz zu dem traurigen Ausgang des Familienzwistes zweifellos viel beigetragen haben. Alexandra wurde von Schrecken ergriffen und empfand die begreifliche Furcht vor einem ähnlichen Schicksal. So gab sie einer Anwandlung von Feigheit nach, und indem sie hoffte, damit Herodes' Argwohn gegen ihre Person zu beseitigen, überhäufte sie ihre arme Tochter mit verletzenden Vorwürfen. Mariamne sah sich so von allen, selbst von ihrer Mutter verlassen und hörte ihre Reden mit verzweifelndem Schweigen an. Was läßt sich Schrecklicheres denken als dieser Todesweg?

Kaum hatte Mariamne geendet, als Herodes schon von Kummer und Gewissensbissen gefoltert wurde. Er verfluchte sich selbst, und seine alte Liebe erwachte mit neuer Kraft in ihm. Er irrte in den Gemächern seines großen Palastes umher und rief nach ihr, wie wenn sie noch am Leben wäre, und befahl seinen Dienern, seinen wahnartigen Vorstellungen nachzugeben. Da kam noch eine Pest über die Bevölkerung, die er als gerechte Strafe für seine Unthat empfand. Um seine Gedanken von seiner moralischen Vernichtung abzuwenden, stürzte er sich in wilde Vergnügungen und wurde so krank, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte. Alexandra wollte sich vor ihm vorsehen, aber zu früh. Sie gewann die Befehlshaber der beiden Befestigungen von Jerusalem dazu, sie ihr auszuliefern, aber Herodes erfuhr davon und ließ auch Alexandra zum Tode führen.

Um diese Zeit hat Herodes zweifellos schon den festen Entschluß gehabt, die Makkabäerfamilie bis auf den letzten Vertreter auszurotten. Was ihm Salome gesagt hatte, als er Mariamne hinrichten ließ, war vielleicht übertrieben, aber es war gewiß, daß die Makkabäer sich bei dem jüdischen Volke noch immer einer gewissen sentimentalen Vorliebe erfreuten, und sie bildeten eine ständige Quelle der Gefahr für ihn, alle ohne Ausnahme; er mußte daher den eingeschlagenen Weg bis zum Ziele fortsetzen.

Salome scheint den Tod ihres ersten Mannes, den Herodes nach seiner Rückreise von Laodicea hatte ermorden lassen, nicht sehr betrauert zu haben. Bald darauf hatte ihr Bruder ihr einen Idumäer, namens Kostobar, seinen Statthalter in Idumäa, zum Manne gegeben, und diese nahm ihn zuerst auch gern. Aber später wurde sie seiner aus Gründen, die wir nicht genau kennen, überdrüssig und

Digitized by Google

suchte ihn bei Herodes zu verderben. Sie kannte ihren Bruder genau und wußte, wie sie ihn nehmen mußte, um in ihm einen Argwohn zu erwecken, der für ihren Mann über kurz oder lang verhängnisvoll werden sollte. Sie beschuldigte ihn nämlich, er habe in der Zwischenzeit mit Kleopatra über die Loslösung Idumäas von Palästina und die Einverleibung in Ägypten verhandelt. Aber noch mehr. Es waren zwei Söhne eines gewissen Babas, der auf irgend eine Weise, wir wissen nicht wie, mit dem Makkabäerhause entfernt verwandt war. Herodes, welcher schon seit langer Zeit alle Sprößlinge dieses Geschlechtes kannte und beobachtete, hatte die Kinder nach seinem Einzuge in Jerusalem suchen lassen; sie waren aber nicht gefunden und galten für tot. Nun machte Salome dem König die überraschende Mitteilung, daß Kostobar sie als kleine Kinder zu sich genommen habe und sie an einer verborgenen und unbekannten Stelle auf seine Kosten heimlich erziehen lasse. Mehr brauchte Herodes nicht zu wissen: Kostobar mußte diese Handlung, mit der er von langer Hand eine Verräterei vorzubereiten schien, mit seinem Leben büßen, und Herodes schickte Leute aus, die die beiden Knaben aufsuchen und töten sollten. Auch mehrere Freunde Kostobar's wurden getötet, weil man behauptete, sie hätten sich an dem Werke beteiligt.

Nun war Herodes fertig. Der Makkabäeralp drückte ihn nicht mehr, Herodes hatte das ganze Haus, Männer, Frauen und Kinder ausrotten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahlreform in Preußen.

Von

L. Herrfurth.

Die Frage der Wahlreform in Preußen ist in dem preußischen Abgeordnetenhause durch die Beschlüsse, welche am 16. März und 11. April d. J. über den Gesetzentwurf wegen Abänderung des Wahlverfahrens mit einer verhältnismäßig geringen Majorität von kaum vierzig Stimmen gefaßt worden sind, zum Abschluß gelangt, — infolge der Koalition zwischen den Konservativen und dem Centrum, welcher alle übrigen Fraktionen des Hauses gegenüberstanden, allerdings in recht unerfreulicher Weise. Noch ist es keineswegs sicher, ob der durch diese Beschlüsse in sehr wesentlichen Punkten verschlechterte Gesetzentwurf in dem Herrenhause unveränderte Annahme finden wird. Die neue Fraktion wird gegen diesen Entwurf voraussichtlich einstimmigen Widerspruch erheben; insbesondere werden die Oberbürgermeister der größeren Städte von Rheinland und Westfalen die Einführung der Bestimmungen des neuen Wahlgesetzes, namentlich soweit dieselben die Kommunalwahlen betreffen und die Verwaltung jener Stadtgemeinden

Digitized by Google

den Ultramontanen auszuliefern geeignet und bestimmt sind, thunlichst zu verhindern bemüht sein, und wenngleich im Herrenhause die politischen Freunde der Koalitionsparteien die Majorität haben, so ist doch auch aus ihren Reihen schon in der Sitzung vom 18. März d. J. von dem hochkonservativen Grafen von Klinckowström dieses Wahlgesetz „als das verderblichste, was ihm je vorgekommen sei", bezeichnet worden. Immerhin erscheint es sehr zweifelhaft, ob die Majorität des Herrenhauses sich entschließen wird, die erforderlichen durchgreifenden Korrekturen an dieser Wahlgesetz-Novelle vorzunehmen, und ob sie an einem solchen Beschlusse auch in dem Falle festhalten würde, wenn sich demnächst in dem Abgeordnetenhause nicht die nötige Anzahl aus den Reihen der Majorität bereit finden lassen sollte, „umzufallen". — Daß aber im Falle der Zustimmung des Herrenhauses zu den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses vom 16. März und 11. April d. J. das Staatsministerium den Gesetzentwurf in der Gestalt, welche derselbe hierdurch erhalten hat, der Allerhöchsten Sanktion zu unterbreiten keinen Anstand nehmen wird, ist nach den bei der zweiten und dritten Beratung im Abgeordnetenhause abgegebenen Erklärungen des Ministerpräsidenten Grafen zu Eulenburg, welcher die Tragweite der beschlossenen Abänderungen möglichst abzuschwächen und dieselben als praktisch bedeutungslos hinzustellen versuchte, mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen.

Wenn hiernach der Versuch zu einer ausreichenden Abänderung der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses über die Wahlgesetz-Novelle wenig Aussicht auf Erfolg bietet, so liegt der Grund hierfür in der Verbindung zwischen der Wahlreform und der Steuerreform. Die Verschiebungen in dem politischen und kommunalen Wahlrecht, welche durch die Steuerreform teils schon eingetreten sind, teils in noch viel größerem Umfange nach der vollständigen Durchführung derselben eintreten werden, sind so erheblich, daß bei der ersten Beratung der Steuerreformgesetze auf allen Seiten des Abgeordnetenhauses die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Bestimmungen über Ausübung des Wahlrechts in Staat und Gemeinde, durch welche die aus jenen Verschiebungen entstehenden Unzuträglichkeiten beseitigt werden, anerkannt wurde. „Ohne Wahlreform keine Steuerreform" — das war eine Forderung, welche mit solcher Einmütigkeit gestellt wurde, daß die Staatsregierung der sofortigen Einbringung eines Gesetzentwurfs über Abänderung des Wahlverfahrens, dessen Zeitpunkt bei der Vorlegung der Steuergesetze noch in einer mehr oder minder unbestimmten Ferne zu liegen schien, sich nicht entziehen konnte. Anderseits mußten die Parteien, deren Interessen durch den in der Steuerreform geplanten Erlaß der Realsteuern in erster Linie berührt werden, darauf bedacht nehmen, diesen Gesetzentwurf baldigst mit einer sicheren Majorität zu stande zu bringen, damit ein Widerspruch gegen die Steuerreformgesetze nicht durch das Scheitern der Wahlreform hervorgerufen werden möchte. Da aber eine Abänderung des Gesetzentwurfs über das Wahlverfahren in einem der noch bevorstehenden Stadien wegen der durch die Verfassungsänderung bedingten zweimaligen Beratung in beiden Häusern des Landtages möglicherweise das Zustandekommen desselben in dieser Session überhaupt gefährden

Digitized by Google

würde, so ist zu befürchten, daß jede Bemühung, das Ergebnis des Kompromisses zwischen den Konservativen und dem Centrum, wie dasselbe in den Beschlüssen vom 16. März und 11. April d. J. seinen Ausdruck gefunden hat, zu ändern, nur „verlorene Liebesmüh" bleiben wird.

Was bedeutet nun diese Wahlreform? Ist sie geeignet, die von dem Ministerpräsidenten Grafen zu Eulenburg ausgesprochene Hoffnung zu erfüllen und die Standfestigkeit des in Preußen geltenden Dreiklassen-Wahlsystems für die Wahlen zum Abgeordnetenhause und für die Mehrzahl der Kommunalwahlen zu kräftigen und zu stärken, oder steht nicht vielmehr zu befürchten, daß sie die Fundamente dieses Gebäudes untergraben und in nicht ferner Zeit den gänzlichen Zusammensturz desselben herbeiführen werde?

I. Die Entstehung und die Grundgedanken des Dreiklassen-Wahlsystems.

Das Dreiklassen-Wahlsystems in Preußen beruht hinsichtlich der Wahlen zum Abgeordnetenhause auf der nach Art. 115 der Verfassungsurkunde bis zum Erlasse des in Art. 72 vorgesehenen Wahlgesetzes in Geltung verbliebenen Verordnung vom 30. Mai 1849, die Wahl der Abgeordneten zur zweiten Kammer betreffend (Ges.-Samm. S. 205), und auf Art. 71 a. a. O., hinsichtlich der Kommunalwahlen in der Provinz Westfalen und in der Rheinprovinz auf den Städte- und Landgemeinde-Ordnungen für diese Provinzen vom Jahre 1856, in den östlichen Provinzen auf der Städteordnung von 1853 und der Landgemeindeordnung von 1891. Dieses Wahlsystem ist jedoch keine Erfindung aus dem Jahre 1848, vielmehr bestand dasselbe auf Grund des § 50 der Gemeindeordnung für die Rheinprovinz vom 23. Juli 1845 (Ges.-Samml. S. 523) schon bei den Kommunalwahlen in dieser Provinz. Auch hat das Dreiklassen-Wahlsystem keineswegs von Anfang an für die Wahlen zum Abgeordnetenhause Geltung gehabt. Das unter Zustimmung des Vereinigten Landtags zu stande gekommenen Wahlgesetz vom 8. April 1848 für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung (Ges.-Samml. S. 89) statuierte das allgemeine, gleiche, geheime, jedoch indirekte Wahlrecht. Auch die oktroyierte Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 und das zugehörige oktroyierte Wahlgesetz vom 6. Dezember 1848 (Ges.-Samml. S. 599) behielten diesen Standpunkt im wesentlichen bei. Erst die oktroyierte Verordnung vom 30. Mai 1849, welche auf Grund des hierfür allerdings eine genügende Rechtsbasis nicht gewährenden Art. 105 der oktroyierten Verfassungsurkunde erlassen worden ist, führte das Dreiklassen-Wahlsystem mit öffentlicher Stimmgebung ein. Diese Verordnung vom 30. Mai 1849 beseitigte zwar das gleiche und geheime, behielt aber das allgemeine Wahlrecht bei, während durch die Ausführung des Art. 70 der preußischen Verfassungskunde auch das allgemeine Wahlrecht in Wegfall kommen und durch das beschränkte Censuswahlrecht ersetzt werden würde. Denn der Art. 70 a. a. O. will das Landtagswahlrecht von dem Besitze des Gemeindewahlrechts abhängig machen, und da in allen preußischen Gemeindeverfassungsgesetzen die Teilnahme an dem

Digitized by Google

Gemeindewahlrecht in irgend einer Form (Grund-, Gebäude-Besitz, Steuerleistung ꝛc.) von einem Census abhängig gemacht worden ist, so würde durch Ausführung des Art. 70 auch das allgemeine Wahlrecht beseitigt werden. Außerdem würden die 2 Millionen Einwohner der Gutsbezirke, bei denen von einem Gemeindewahlrecht überhaupt nicht die Rede sein kann, auch von dem Wahlrecht zum Landtage ausgeschlossen werden, was allerdings nicht in der Absicht des Art. 70 a. a. O. gelegen hat, da man bei Erlaß der Verfassung von der Auffassung der Notwendigkeit einer Aufhebung der Gutsbezirke als selbständiger kommunaler Bildungen und einer Inkommunalisierung derselben, durch welche auch deren Einwohnerschaft ein Gemeindewahlrecht erhalten haben würde, ausgegangen war. — Eine Ausführung des Art. 70 der Verfassungsurkunde in unveränderter Gestalt erscheint ausgeschlossen und wird wohl auch von keiner Seite in Anregung gebracht werden. Denn einerseits wird die Einführung des allgemeinen Wahlrechts ohne Census-Beschränkung für die Kommunalwahlen selbst von denjenigen, welche prinzipiell die Einführung des Reichstagswahlrechts auch für die Wahlen zum Abgeordnetenhause erstreben, perhorresziert, anderseits lassen die herrschend gewordenen Auffassungen über den Wert des politischen Wahlrechtes und die sozialen Anschauungen der neueren Zeit es ausgeschlossen erscheinen, die Entwickelung des Repräsentativsystems auf Grund allgemeiner Wahlen, wie sie in Preußen thatsächlich seit 44 Jahren stattgefunden hat, rückgängig zu machen und durch die Ausführung des Grundsatzes des Art. 70 a. a. O. eine große Zahl, vielleicht die Mehrzahl der im Besitze des politischen Wahlrechts befindlichen Staatsbürger, dieses wertvollsten Rechts wieder zu berauben.

Für die Ersetzung des gleichen und geheimen Wahlrechts durch das Dreiklassen-Wahlsystems mit öffentlicher Stimmgebung war nach Inhalt des von dem Staatsministerium unterm 30. Mai 1849 erstatteten Immediatberichts (Ministerialblatt d. V. S. 86) die Erwägung maßgebend, „daß der Staat durch Ausführung der Wahlen in der bisherigen Art nicht nochmals gefährlichen Schwankungen ausgesetzt werden dürfe, und daß es mittelst des neuen Wahlgesetzes gelingen werde, endlich zu geordneten Zuständen und vor allem zu einer Volksvertretung zu gelangen, welche den Anforderungen der Bevölkerung entspreche, indem sie auch innerhalb des Kreises der zweiten Kammer den einzelnen Volksschichten denjenigen Einfluß gestatte, welche zu ihrer wirklichen Bedeutung im Staatsleben im richtigen Verhältnis stehe." Die Gründe für die Einführung des Dreiklassen-Wahlsystems an stelle des allgemeinen Stimmrechts, welches das numerische Übergewicht als das Bestimmende darstelle und die Entscheidung der großen politischen und sozialen Fragen in die Hand aller zu gleichen Rechten lege, werden dahin präzisiert:

„daß bei Ausübung des Wahlrechts diejenigen zusammentreten sollen, welche gleiche Lebensweise und gleiche Bedürfnisse zu gleicher Anschauung und gleichem Wunsche verbinden,

daß die Teilnahme an dem Wahlrechte nach den gegenüberstehenden Pflichten bemessen werden müsse,

Digitized by Google

„daß dieses System der Forderung der verhältnismäßigen Vertretung der einzelnen Elemente des Staatslebens entspreche und verhindere, daß der Fleiß, der Besitz und die Intelligenz dem Übergewichte der Kopfzahl zum Opfer gebracht werde."

Aus diesen allerdings etwas phrasenhaften Darlegungen ergiebt sich, daß nicht ein einfacher, klarer und konsequent durchgebildeter Gedanke dem Dreiklassen-Wahlsystem zu Grunde liegt, daß dasselbe vielmehr auf einer Reihe verschiedener Erwägungen beruht. Wenn das Wahlrecht nach den gegenüberstehenden Pflichten, d. h. nach dem Umfange der thatsächlichen Steuerleistungen bemessen werden soll, so gilt dies doch nur für die Abstufung der drei Klassen, nicht aber für den einzelnen Wähler, da innerhalb jeder Klasse das Wahlrecht ein gleiches sein soll, und in der Mehrzahl der Fälle der Unterschied zwischen den Steuerbeträgen des ersten und letzten Wählers der ersten Klasse viel erheblicher zu sein pflegt als der Unterschied zwischen den Steuerbeträgen des letzten Wählers der ersten und des ersten Wählers der zweiten Klasse. Immerhin soll aber das Moment der thatsächlichen Steuerleistung für die Abgrenzung der Klassen und zwar auch im Hinblick darauf, daß dasselbe ein — allerdings in häufigen Fällen nicht zutreffendes Kriterium für den Fleiß und die Intelligenz der betreffenden Wähler bildet, insoweit maßgebend sein, daß mit dem Grundgedanken dieses Systems jede Nichtanrechnung thatsächlich gezahlter Steuern unvereinbar erscheint und eine Anrechnung thatsächlich nicht gezahlter Steuern nur insoweit zulässig sein würde, als es sich nicht um eine vollständige Fiktion, sondern nur um eine Schätzung von Leistungen zu öffentlichen Zwecken, welche den Steuerleistungen gleich zu achten ist, handelt. Wenn endlich bei Einführung des Dreiklassen-Wahlsystems der Gedanke in den Vordergrund gestellt worden ist, daß diejenigen, welche gleiche Lebensweise und gleiche Bedürfnisse zu gleicher Anschauung und gleichen Wünschen verbinden, bei Ausübung des Wahlrechtes zusammentreten, daß in jeder einzelnen Gemeinde je nach den besonderen Verhältnissen derselben drei Gruppen gebildet werden sollen, welche der sozialen Gliederung in höhere, mittlere und untere Klassen entsprechen, so folgt daraus einerseits, daß mit diesem Grundgedanken die Konzentrierung des Wahlrechts einer ganzen Klasse in der Hand eines einzelnen Wählers nicht wohl vereinbar ist, anderseits, daß die Festsetzung von Mindestzahlen für die Zugehörigkeit zur ersten und zweiten Klasse diesen Grundgedanken nicht verletzt, so lange jene Mindestzahlen so niedrig gegriffen sind, daß sie sich der durch das Dreiklassen-Wahlsystem im allgemeinen geschaffenen Gruppierung der Bevölkerungsklassen anschließen und nur die Entstehung von Auswüchsen und Mißbildungen verhindern.

So viele und nicht ungerechtfertigte Einwendungen sich nun auch gegen die Gründe, welche für die Einführung des Dreiklassen-Wahlsystems maßgebend gewesen sind, erheben lassen, so wird man doch zugeben müssen, daß sich dasselbe bisher im großen und ganzen bewährt hat.

Digitized by Google

II. Historische Entwickelung des Dreiklassen-Wahlsystems.

Bei der ersten praktischen Anwendung des Dreiklassen-Wahlsystems für die Wahlen zum Abgeordnetenhause ergab sich, daß durchschnittlich 5 Proz. der Wahlberechtigten in der ersten Klasse, 15 Proz. in der zweiten Klasse und 80 Proz. in der dritten Klasse zu wählen hatten, so daß das Wahlrecht eines Wählers der ersten Klasse das dreifache Gewicht des Wahlrechtes eines Wählers der zweiten Klasse, das sechszehnfache eines Wählers der dritten Klasse hatte. So erheblich sich hiernach die Begünstigung der Höchstbesteuerten, der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen bei Ausübung des Wahlrechts herausstellte, so entsprach dieselbe doch dem Grundgedanken des Dreiklassen-Wahlsystems und war auch in dem Volksbewußtsein Widerspruch hervorzurufen um so weniger geeignet, als die besonders krassen Fälle, in denen ein einziger Wahlberechtigter das gesamte Wahlrecht der ganzen Klasse in seine Hand vereinigte, in der ersten Klasse nur vereinzelt, in der zweiten aber überhaupt nicht vorkam. Der Grund hierfür lag in der zur Zeit der Einführung des Dreiklassen-Wahlsystems geltenden Gestaltung der direkten Staatssteuern, in dem Umstande, daß für die Personalsteuer, die Klassensteuer, ein Höchstbetrag von 432 M. (144 Thlr.) bestand, daß eine Gebäudesteuer nicht existierte, daß der Großgrundbesitz in den Ostprovinzen grundsteuerfrei war und nur mehr oder minder unerhebliche Realsteuern zu entrichten hatte, und daß der Mittelsatz der Gewerbesteuer selbst in der Handelsklasse nur 90 Mk. (30 Thlr.) betrug. —

Im Laufe der Zeit und zwar schon vor Einführung des Einkommensteuer-Gesetzes vom 24. Juni 1891 hatten sich aber die Verhältnisse wesentlich geändert und waren erhebliche Verschiebungen in dem Wahlrechte in Staat und Gemeinde eingetreten. Diese Veränderungen zeigten sich einerseits in der stetigen Verminderung der Zahl der Wähler I. und II. Klasse und der entsprechenden Vermehrung der Zahl der Wähler III. Klasse, anderseits in der fortdauernden erheblichen Zunahme der Fälle, in denen nur ein einziger Wähler das Wahlrecht in der I., ja sogar in der II. Klasse auszuüben hatte. —

Diese Veränderungen, welche beide sich in plutokratischer Richtung bewegten, das Wahlrecht der wohlhabenden Bevölkerungsklassen fortdauernd steigerten, das der minderwohlhabenden stetig verminderten, hatten, allerdings zum kleineren Teile, in der fortdauernden Zunahme des Volkswohlstandes, zum weitaus größeren Teile in der weiteren Ausbildung, welche das System der direkten Staatssteuern in Preußen, namentlich durch die Gesetzgebung von 1851, 1861 und 1873 gefunden hat, ihren Grund. Bei der Personalsteuer wurde durch das Gesetz vom 1. Mai 1851 (Ges.-Samml. S. 193) der bisherige Höchstbetrag der Klassensteuer von 432 Mk., unter Einführung einer wirklichen Einkommensteuer auf 21600 Mk. erhöht, durch das Gesetz vom 25. Mai 1873 (Ges.-Samml. S. 213) jede Maximalgrenze beseitigt, und eine illimitierte Einkommensteuer von 3 Proz. von jedem Einkommen festgesetzt, gleichzeitig aber wurden alle Personen mit einem Einkommen unter 420 Mk. (140 Thlr.) von der Steuer befreit. (Das Gesetz vom 26. März 1883 wegen Aufhebung der beiden untersten Stufen der Klassensteuer

Digitized by Google

Ges.-Samml. S. 37) ist ohne Rückwirkung auf das Wahlrecht geblieben, weil nach der ausdrücklichen Vorschrift im § 5 für dasselbe die bisherigen Klassensteuer-Sätze auch ferner maßgebend sein sollten). Bei der Gewerbesteuer wurden durch die Gesetze vom 19. Juli 1861 (Ges.-Samml. S. 697), vom 20. März 1861 (Ges.-Samml. S. 285), 5. Juni 1874 (Ges.-Samml. S. 219) und 3. Juli 1876 (Ges.-Samml. S 247) der Kreis der steuerpflichtigen Gewerbe erweitert und namentlich durch Umwandlung der beiden Steuerklassen A und B vom Handel in drei Klassen A I, A II und B unter Erhöhung des Mittelsatzes von 90 Mk. (30 Thlr.) auf 288 Mk. (96 Thlr.) eine stärkere Heranziehung der Großindustrie erzielt. Durch das Gebäudesteuergesetz vom 21. Mai 1861 (Ges.-Samml. S. 307) wurde eine Gebäudesteuer von 4 Proz. des Nutzungswertes für Wohngebäude, von 2 Proz. für die dem Gewerbebetriebe ausschließlich oder vorzugsweise dienenden Gebäude eingeführt, welche in Perioden von fünfzehn Jahren einer Revision unterzogen werden sollte und bei der ersten Revision im Jahre 1880 eine sehr erhebliche Steigerung erfahren hat. Durch das Grundsteuergesetz vom 21. Mai 1861 (Ges.-Samml. S. 153) sind endlich die früheren Grundsteuerbefreiungen der Privatpersonen aufgehoben, und bei der Ausgestaltung der Grundsteuer als Repartitionssteuer mit festem Jahreskontingente wurde dieselbe um mehr als 6 Millionen Mk. erhöht. —

Alle diese Gesetze hatten gleichmäßig die Wirkung, daß die wohlhabenderen Bevölkerungsklassen in viel höherem Maße als zur Zeit der Einführung des Dreiklassen-Wahlsystems zu den Staatssteuern herangezogen wurden, daß die vom Großkapital, Großgrundbesitz und der Großindustrie zu entrichtenden Steuerbeträge sich sehr erheblich steigerten, daß dadurch aber auch ihr nach Maßgabe dieser Steuerbeträge bemessenes Wahlrecht im Staate und in der Gemeinde fortdauernd an Gewicht zunahm, dagegen das Wahlrecht der minder wohlhabenden Klassen sich stetig und in großem Umfange verminderte. Diese Wirkung läßt sich ziffermäßig nachweisen. Das Prozentverhältnis der Wähler erster und zweiter Klasse ist von 1849 ab bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause ununterbrochen gesunken; bei der ersten Klasse von 5 Proz. auf 4,8 Proz. (1858), 4,7 Proz. (1861), 4,5 Proz. (1863), 4,2 Proz. (1866), bei der zweiten Klasse von 15 Proz. auf 13,9 Proz. (1855), 13,5 Proz. (1861), 12,8 Proz. (1863), 12,3 Proz. (1865). Bei den letzten Wahlen im Jahre 1888 entfielen auf die erste Klasse nur noch 3,6 Proz., auf die zweite 10,8 Proz., während die Zahl der Wähler der dritten Klasse stetig und zwar von 80 Proz. auf 85,6 Proz. (bei den Wahlen von 1888) gestiegen ist. Noch erheblicher und fast noch bedenklicher ist die starke Zunahme derjenigen Wahlbezirke, in denen die Zahl der Wähler der ersten und zweiten Klasse in solchem Umfange sich vermindert hat, daß nunmehr nur noch ein oder zwei Wähler zur Ausübung des Wahlrechts der ganzen Klasse berufen waren; ein Zustand, welcher nur als eine Mißbildung bezeichnet werden kann. Bei den letzten Wahlen zum Abgeordnetenhause waren in 2283 von 22 749 Urwahlbezirken (also 10 Proz. der Gesamtzahl) in der ersten Klasse nur ein Wahlberechtigter, bei weiteren 1764 Urwahlbezirken (= 7,8 Proz. der Gesamtzahl) nur

Digitized by Google

zwei Wahlberechtigte vorhanden. Selbst in der zweiten Abteilung stand das Wahlrecht in 96 Urwahlbezirken nur einem, in 164 Wahlbezirken nur zwei Wählern zu.

Diese plutokratische Entwickelung des Dreiklassen-Wahlsystems durch Verminderung des Wahlrechts der minder wohlhabenden Bevölkerungsklassen und durch Vermehrung der Zahl der Urwahlbezirke, in denen nur ein oder zwei Wähler die erste und zweite Klasse bilden, hat durch das Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891 (Ges.-Samml. S. 175) eine neue Steigerung erfahren. Infolge der Erhöhung des Steuerfußes bis auf 4 Proz. unter gleichzeitiger Heraufrückung der Grenze für die Degression des Tarifs bis zu dem Einkommen von 9500 Mk., sowie infolge der Einführung der Deklarationspflicht, welche ihre Wirkung nur bei den mittleren und namentlich den höheren Einkommen äußert, ist der Steuerbetrag und mit demselben das Gewicht des Wahlrechts der wohlhabenden Klassen von neuem erheblich gesteigert worden. Dieselbe Wirkung hat ferner auch das Gewerbesteuergesetz vom 24. Juni 1891 (Ges.-Samml. S. 205) für die Gewerbetreibenden gehabt. Denn wenngleich dieses Gesetz keine Vermehrung der Staatseinnahme, sondern nur eine gerechtere Verteilung der Steuerlast bezweckte, so bewegt sich doch die durch dieses Gesetz beabsichtigte und erreichte Entlastung der kleineren Gewerbebetriebe und die erhöhte Belastung der Großbetriebe in derselben Richtung. —

Daß diese durch das Einkommensteuer- und Gewerbesteuergesetz vom 24. Juni 1891 bedingten Verschiebungen des politischen und kommunalen Wahlrechts eine Abhilfe erheischten, hatte die Königl. Staatsregierung bei Vorlegung dieser Gesetze ausdrücklich anerkannt und zu diesem Behufe auch in den Abschnitt IX des Einkommensteuer-Gesetzentwurfs einige Bestimmungen eingefügt, welche jedoch von dem Hause der Abgeordneten nicht für ausreichend erachtet wurden. Vielmehr wurden auf den Antrag des Abgeordneten Freiherrn von Huene die in dieser Hinsicht für notwendig erachteten Kautelen in einen besonderen Gesetzentwurf, betreffend die Änderung des Wahlverfahrens, aufgenommen, welcher demnächst die Zustimmung sowohl der beiden Häusern des Landtags als der Staatsregierung gefunden und mit dem Einkommensteuer- und Gewerbesteuergesetz an demselben Tage, unterm 24. Juni 1891 (Ges.-Samml. S. 231) die Allerhöchste Sanktion erhalten hat. In diesem Gesetz wird in § 1 Absatz 1 im Anschluß an die Bestimmungen des Gesetzes vom 26. März 1883 die Anrechnung eines fingierten Steuersatzes von 3 Mk. für jede nicht veranlagte Person, und im Absatz 2 für Gemeinden, welche in mehrere Urwahlbezirke geteilt sind, die Aufstellung einer besonderen Abteilungsliste für jeden Urwahlbezirk vorgeschrieben. In dem Texte dieses Gesetzes und in allen Verhandlungen über dasselbe ist ausdrücklich hervorgehoben worden, daß es sich hierbei nur um eine provisorische Maßregel handele, und daß bei der Überweisung von Grund- und Gebäudesteuer eine anderweite definitive Regelung unabweislich erscheine. Hierüber wird ein Zweifel auch kaum obwalten können, wenn man erwägt, daß die Bestimmung in § 1 Absatz 1 dieses Gesetzes nur einen nicht sehr erheblichen

Digitized by Google

Effekt zu erzielen geeignet erscheint, die Vorschrift des § 1 Absatz 2 aber nur in den verhältnismäßig nicht zahlreichen Gemeinden mit mehr als 1750 Einwohnern, in etwa 7800 von 22749 Urwahlbezirken Anwendung finden kann.

Erscheint es hiernach schon mehr als zweifelhaft, ob die Bestimmungen dieses Gesetzes vom 24. Juni 1891 auch nur diejenigen Verschiebungen, welche infolge des neuen Einkommensteuer- und Gewerbesteuergesetzes in dem politischen und kommunalen Wahlrechte eintreten, zu beseitigen im stande sind, so ist es doch ausgeschlossen, daß dieselbe gegen die fernerweiten sehr erheblichen Verschiebungen, welche die notwendige Folge der Weiterführung der Steuerreform sein werden, auch nur einigermaßen Abhilfe schaffen können. Diese durch die neuen Steuerreformgesetze bedingten Verschiebungen im politischen und kommunalen Wahlrecht werden nach zwei Richtungen sich geltend machen. Einerseits wird durch die Einführung der Vermögenssteuer eine weitere Verschiebung in rein plutokratischer Richtung zu Gunsten der besitzenden Klassen stattfinden, und zwar nicht nur zum Nachteil des minder wohlhabenden Teils der Bevölkerung, sondern auch zum Nachteil des Mittelstandes, welcher durch die Mitanrechnung dieser neuen Steuer aus der ersten in die zweite und noch häufiger aus der zweiten in die dritte Wahlklasse verdrängt werden wird. Anderseits wird durch den Erlaß der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer innerhalb der besitzenden Klassen das bisher durch Mitanrechnung dieser Steuern bedingte Übergewicht der Grund- und Gebäudebesitzer und der Gewerbetreibenden gegenüber den Kapitalbesitzern beseitigt und somit das Wahlrecht der letzteren erheblich gestärkt werden. — Daß bei so erheblichen Verschiebungen das bisherige Wahlverfahren nicht unverändert würde beibehalten werden können, wurde, wie bereits oben hervorgehoben worden ist, von allen Fraktionen bei der ersten Beratung der Steuerreformgesetze unumwunden anerkannt, die Forderung, „ohne Wahlreform keine Steuerreform" fand so allgemeine Zustimmung, daß die Staatsregierung sich beeilte, während der Weihnachtsferien einen Gesetzentwurf über die Änderung des Wahlverfahrens fertig zu stellen und vorzulegen. (Drucksache des Abgeordnetenhauses Nr. 19.)

III. Die Regierungsvorlage von 1893.

Diese Regierungsvorlage enthält kein definitives Wahlgesetz, wie solches in Art. 72 der Verfassungsurkunde verheißen ist; dieselbe sollte nur eine Novelle sein, welche im übrigen nicht nur die Verordnung vom 30. Mai 1849, sondern sogar die Novelle vom 24. Juni 1891 bestehen ließ. So dringend auch das Bedürfnis zum Erlaß eines definitiven Wahlgesetzes erscheint, zumal schon jetzt eine Reihe von Bestimmungen der Verordnung vom 30. Mai 1849 nicht mehr zu Recht besteht — die §§ 2 und 3 und die Schlußworte des § 26 sind durch § 4 des Gesetzes vom 27. Juni 1860, der § 9 durch den § 49 Absatz 1 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 aufgehoben, die §§ 11 Absatz 1 bis 3 und 13 sind veraltet —, so ist doch davon abgesehen worden, das nunmehr seit 44 Jahren bestehende Provisorium zu beseitigen. Dieser Versuch konnte aber

Digitized by Google

allerdings auch nicht mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden, wenn man den Weg beschreitet, den diese Regierungsvorlage eingeschlagen hat.

Der von der Staatsregierung vorgelegte Gesetzentwurf enthält drei verschiedene Vorschläge, durch welche dem vorstehend geschilderten Bedürfnisse zu einer Abänderung des Wahlverfahrens Abhilfe geschaffen werden soll:

1. Die Bildung der drei Wahlabteilungen nach einem Anteil an der Gesamtsumme der Steuerbeträge soll nicht mehr wie bisher nach Dritteln, sondern in der Weise erfolgen, daß fünf Zwölftel auf die erste, vier Zwölfel auf die zweite und drei Zwölfel auf die dritte Klasse entfallen. (§ 1).

2. Bei dieser Verteilung sollen künftig nicht nur wie bisher die Staatssteuern, sondern auch die Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuern mit in Berechnung gezogen werden. (§ 1).

3. Wo Gemeindesteuern nicht erhoben werden, sollen an deren Stelle die vom Staate veranlagten Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern treten. (§ 2).

Von diesen drei Vorschlägen wollen der erste gegen die durch die Steuerreform eingetretenen und noch zu erwartenden Verschiebungen zu Ungunsten der minder wohlhabenden Bevölkerungsklassen, der zweite und dritte gegen die Verschiebungen zu Ungunsten der Grund- und Gebäudebesitzer und der Gewerbetreibenden Vorsorge treffen.

Der erste und zweite dieser Vorschläge werden als zweckmäßig, wenn auch zur Erreichung des angestrebten Ziels nicht als vollständig ausreichend zu erachten sein, während der dritte Vorschlag erhebliche Bedenken hervorzurufen geeignet ist. —

Es liegt auf der Hand und ist durch die in sechs Probebezirken veranlaßten Ermittelungen auch ziffernäßig nachgewiesen worden, daß, wenn die Anteile der drei Wahlabteilungen an der Gesamtsumme der Steuerbeträge nicht gleichmäßig auf $^1/_3$ (= 33$^1/_3$ Proz.), sondern für die erste auf $^5/_{12}$ (= 41$^2/_3$ Proz.) für die zweite auf $^4/_{12}$ (= 33$^1/_3$ Proz.) und für die dritte auf $^3/_{12}$ (= 25 Proz.) festgesetzt wird, eine Anzahl von Wählern aus der zweiten in die erste, aus der dritten in die zweite Klasse aufsteigen wird. Insoweit wird also dieser Vorschlag geeignet sein, gegen die plutokratische Einwirkung der Steuerreform auf das politische und kommunale Wahlrecht ein Gegengewicht zu schaffen. Zweifelhaft erscheint nur, ob diese Maßnahme zur Erreichung des bezeichneten Zieles genügt, und diese Frage wird man nach den ziffernäßigen Feststellungen nicht voll bejahen können, da letztere ergaben, daß hierdurch schon jetzt nicht allgemein, sondern nur in einer kleineren Anzahl von Fällen das Durchschnitts-Anteilverhältnis von 5 und 15 Proz. der Wahlberechtigten für die erste und zweite Klasse wieder erreicht werden wird, während durch die bevorstehende Einführung der Gewerbe- und Vermögenssteuer neue Verschiebungen in plutokratischer Richtung eintreten werden. Sobald man davon absieht, die Drittelung nach Dritteln zu bewirken, sondern eine andre Quotifierung substituiert, ist eine gewisse Willkür nicht zu vermeiden, und der Vorschlag des Freiherrn von Zedlitz, statt 41$^2/_3$, 33$^1/_3$ und 25 Proz., das Verhältnis von 45,33 und 22 Proz. zu wählen, wird auch von

Digitized by Google

denen, welche sich auf den Boden der Regierungsvorlage stellen, nicht mit Erfolg bekämpft werden können. Eine solche Erhöhung des Prozentsatzes erscheint aber um so zweckmäßiger, als der zweite Vorschlag neben der Ausgleichung der durch den Erlaß der Ertragssteuern bedingten Verschiebungen eine Benachteiligung des Wahlrechts der ein Kommunalsteuer-Privilegium genießenden mittelbaren und unmittelbaren Beamten, der Geistlichen und Elementarlehrer enthält. Im übrigen wird man diesen zweiten Vorschlag nur als sachgemäß und zutreffend bezeichnen können. Wenn, wie es die Absicht des Kommunalabgaben-Gesetzentwurfs ist, die vom Staate erlassenen Ertragssteuern zwar nicht der Gemeinde überwiesen aber doch in erster Linie und vorzugsweise mit zur Deckung der kommunalen Bedürfnisse in Gemeinde, Kreis und Provinz verwendet werden sollen, so entspricht es nur einer Forderung der Gerechtigkeit, wenn dieselben bei der Gesamtsumme der Steuerbeträge, nach welchen die Wahlabteilungen gebildet werden, mit in Anrechnung kommen. Nicht nur die eigentlichen Staatssteuern, sondern auch die Gemeinde-, Kreis- und Provinzialsteuern enthalten Leistungen für öffentlich-rechtliche Zwecke; solche thatsächlich gezahlte Steuerbeträge bei den Wahlen im Staat und in der Gemeinde mit in Betracht zu ziehen, erscheint durchaus billig und findet auch in der bestehenden Gesetzgebung bereits einen Anhalt. Denn für die Kommunalwahlen werden bei der Bildung der Wahlabteilungen nur in der Rheinprovinz lediglich die direkten Staatssteuern, in der Provinz Westfalen die Staats- und Gemeindesteuern, in den Ostprovinzen dagegen die Gemeinde-, Kreis-, Provinzial- und Staatssteuern in Ansatz gebracht; — ein Grundsatz, welcher noch neuerdings in § 50 der Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891 ausdrücklich Anerkennung gefunden hat. — Allerdings ist bei diesem zweiten Vorschlage noch zu berücksichtigen, daß, wenn das in der Steuer-Kommission hervorgetretene Bestreben, die Bestimmungen des Kommunalabgaben-Gesetzentwurfs über die obligatorische Mitheranziehung der Ertragssteuern abzuschwächen, von Erfolg sein sollte, der Zweck jenes Vorschlags nicht in vollem Umfange erreicht werden könnte. Vielmehr würden die Grund- und Gebäudebesitzer und die Gewerbetreibenden den ihnen aus jenen Bestrebungen erwachsenden finanziellen Vorteil mit dem teilweisen Verluste ihrer bisherigen Bevorzugung bei Abmessung ihres Wahlrechts erkaufen müssen.

Während hiernach der Inhalt des § 1 der Regierungsvorlage sich als zweckmäßig, wenn auch zur Erreichung des angestrebten Zieles nicht als vollständig genügend erweist, ist der im § 2 enthaltene dritte Vorschlag, überall da, wo Gemeindesteuern nicht erhoben werden, an deren Stelle die vom Staat veranlagte Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer treten zu lassen, erhebliche Bedenken hervorzurufen geeignet. Dieser Vorschlag ist wesentlich zu Gunsten der Besitzer von Gutsbezirken gemacht, denn der § 2 findet in etwa 16400 Gutsbezirken, dagegen nur in etwa 670 Gemeinden Anwendung. Auch läßt sich diesem Vorschlage hinsichtlich der Besitzer von Gutsbezirken eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Denn dieselben haben ebenso wie die Mitglieder von Gemeinden, welche ihre Bedürfnisse im Wege der Gemeindesteuer aufbringen, für öffentlich-rechtliche Zwecke,

Digitized by Google

für das Armen-, Schul-, Wegewesen ꝛc. Aufwendungen zu machen und die Ermittelungen, welche bei den Vorarbeiten zur Landgemeindeordnung von 1891 über die Höhe dieser Aufwendungen veranlaßt worden sind, haben ergeben, daß, wenngleich man sich bei der Vermischung jener Aufwendungen mit privatwirtschaftlichen Ausgaben der Gutsbesitzer nur mit einer mehr oder minder zutreffenden Schätzung begnügen muß, doch die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß der Gesamtbetrag der Leistungen der Gutsbesitzer für kommunale Zwecke die Summe der von ihnen zu entrichtenden Grund- bezw. Gebäude- und Gewerbesteuer erreicht, vielleicht noch übersteigt. Wenn man die veranlagten Beträge dieser Ertragssteuern bei den Gutsbesitzern den von Gemeindemitgliedern zu entrichtenden Gemeindesteuern substituiert, so handelt es sich dabei nicht um eine vollständige Fiktion, sondern nur um eine Schätzung thatsächlich vorhandener kommunaler Leistungen. Da Gutsbezirke bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause nur in dem Falle einen selbständigen Urwahlbezirk bilden, wenn ihre Einwohnerzahl 750 oder mehr beträgt, so werden von den 16400 Gutsbezirken fast 16000 mit andern Gutsbezirken und Landgemeinden zu einem Urwahlbezirke vereinigt. Im Hinblick darauf, daß den Mitgliedern der Gemeinden bei der Bildung der Wahlabteilungen die von ihnen zu entrichtenden Gemeindesteuern mit in Ansatz gebracht werden, erscheint es nur billig, daß auch bei den Gutsbesitzern der Wert ihrer kommunalen Leistungen mit in Anrechnung kommt. Immerhin ist es bedenklich, den im ganzen zutreffenden Durchschnittssatz nun auch in jedem einzelnen Falle gleichmäßig zur Anwendung zu bringen, obwohl er nur im Durchschnitt, nicht aber in jedem Einzelfalle zutrifft. — Um diese Inkongruenz zu beseitigen, kann man zwei Wege einschlagen. Zunächst kann man dem Gutsbesitzer denjenigen Prozentsatz der Ertragssteuern in Anrechnung bringen, welcher sich bei der Vergleichung der Höhe der Gemeindesteuern in derjenigen Gemeinde, mit welcher der Gutsbezirk zu einem Wahlbezirke vereinigt wird, mit der Höhe der in derselben veranlagten Ertragssteuern ergiebt, wobei man von der Erwägung ausgeht, daß die Aufwendungen zu kommunalen Zwecken in den in räumlicher Verbindung liegenden Gutsbezirken und Gemeinden in der Mehrzahl der Fälle die gleichen sein werden. — Den andern Weg hatte der von den Abgeordneten Freiherr von Zedlitz und Weber (Halberstadt) gestellte Antrag (Drucksachen des Abgeordnetenhauses Nr. 114) eingeschlagen, welche dahin lautete:

„Sind solche Gemeinden und Gutsbezirke (seil. in denen keine Erhebung von Gemeindesteuern stattfindet) mit andern Gemeinden, in welchen direkte Gemeindesteuern erhoben werden, zu einem gemeinsamen Urwahlbezirke vereinigt, so tritt auch in diesen Gemeinden an Stelle der direkten Gemeindesteuern die vom Staate veranlagte Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, sofern der Betrag der letzteren Steuern höher ist als der Betrag der direkten Gemeindesteuern."

Obwohl von keiner Seite bestritten wurde, daß dieser Antrag eine Forderung der Billigkeit enthält, wurde derselbe doch von der konservativ-klerikalen Majorität im Abgeordnetenhause abgelehnt.

Digitized by Google

Die Gründe, welche für die Bestimmung des § 2 der Regierungs-Vorlage (§ 3 der Beschlüsse vom 16. März. d. J.) zu Gunsten der Besitzer von Gutsbezirken angeführt werden können, treffen jedoch in keiner Weise hinsichtlich der Mitglieder steuerfreier Gemeinden und der Einsassen von Gutsbezirken zu. Bei diesen Personen handelt es sich nicht um eine Schätzung thatsächlich vorhandener, sondern um eine vollständige Fiktion thatsächlich nicht vorhandener kommunaler Leistungen. Eine solche Fiktion steht mit dem Grundgedanken des Dreiklassen-Wahlsystems, wie solche oben zu I dargelegt sind, in Widerspruch und enthält eine unbillige Bevorzugung von Wählern, welche thatsächlich keine kommunale Lasten tragen, ja welche, wie die Einsassen gemischter Gutsbezirke, rechtlich niemals in die Lage kommen können, solche Lasten — abgesehen von Beiträgen zu den Armenlasten — übernehmen zu müssen. Eine solche Vorschrift kann auch zu geradezu absurden Konsequenzen führen. Wird die Gemeinde A, in welcher die direkten Gemeindesteuern 50 Proz. der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer betragen, mit der Gemeinde B, deren kommunale Lasten nur auf etwa 10 Proz. der Ertragssteuern sich belaufen, zu einem gemeinsamen Urwahlbezirk vereinigt, so entspricht es nur dem Prinzipe des Dreiklassen-Wahlsystems, daß die stärker belasteten Mitglieder der Gemeinde A auch ein stärkeres Wahlrecht haben als die minder belasteten Mitglieder der Gemeinde B. Kommt nun aber die letztere Gemeinde infolge einer Aufbesserung ihrer Finanzverhältnisse in die glückliche Lage, Gemeindesteuern überhaupt nicht erheben zu müssen, so erhalten nun ihre steuerfreien Mitglieder ein stärkeres Wahlrecht als die steuerzahlenden Mitglieder der Gemeinde A. Innerhalb der Gemeinde B gewinnen aber durch den Wegfall der Gemeindesteuer die Grund- und Gebäudebesitzer und die Gewerbetreibenden bei den Kommunalwahlen ein erheblich stärkeres Wahlrecht, als sie vorher besaßen, so lange sie noch direkte Gemeindesteuern entrichten mußten.

Sind hiernach gegen die positiven Wirkungen der Vorschläge der Regierungs-Vorlage verschiedene gewichtige Einwendungen zu erheben, so ist insbesondere gegen dieselben auch noch das Bedenken geltend zu machen, daß sie die Auswüchse und Mißbildungen des Dreiklassen-Wahlsystems, welche durch die starke Zunahme der Zahl von Wahlbezirken mit nur einem oder zwei Wählern in der ersten und zweiten Wahlabteilung entstanden sind, nicht in genügender Weise zu beseitigen geeignet erscheinen. Allerdings wird eine Verminderung dieser Zahl dadurch eintreten, daß in Zukunft der ersten Klasse statt $^1/_3$ der Gesamtsteuerbeträge $^5/_{12}$ derselben zugerechnet werden sollen; aber eine sehr große Anzahl dieser Mißbildungen wird noch übrig bleiben, und es kann sogar infolge der Vorschriften in § 3 wegen der Anrechnung von 100 Proz. der Grund-, Gebäude und Gewerbesteuer für gemeindesteuerfreie Wähler noch eine Vermehrung derselben eintreten. Es muß aber hierbei noch ausdrücklich betont werden, daß die Existenz von Wahlbezirken, in denen sich in der ersten und zweiten Wahlklasse das gesamte Wahlrecht in der Hand eines einzigen Wählers konzentriert, mit dem oben zu I erörterten Grundgedanken des Dreiklassen-Wahlsystems, nach welchem eine Bildung

Digitized by Google

von drei Gruppen von Wahlberechtigten stattfinden soll, nicht vereinbar erscheint, daß in diesem Falle, wie auch König Friedrich Wilhelm IV. ausgesprochen hat, von einem Wahlrecht überhaupt nicht mehr die Rede sein kann, dasselbe vielmehr zu einem Ernennungsrecht, zu einer Art Privilstimmrecht ausartet. Die Ausübung des Wahlrechts in solchen Wahlbezirken führt zu einer Karikatur dieses Rechts und ist geeignet, das ganze Wahlsystem zu diskreditieren. Wenn ein solcher Wahlberechtigter mit monopolisiertem Wahlrechte sich selbst wählt, die Wahl ablehnt, und erst, nachdem er bei Wiederholung der Wahl sich nochmals die Stimme gegeben, das Mandat annimmt, „geehrt von dem Vertrauen seiner Mitbürger," wenn ein andrer, welcher zwei Wahlmänner zu ernennen hat, je einen aus jeder der beiden sich scharf gegenüberstehenden Parteien wählt, um als kluger Geschäftsmann es mit keiner derselben zu verderben, wenn zwei Wahlberechtigte entgegengesetzter Parteien, welche allein in der ersten Klasse wählen, um nicht das Los entscheiden lassen zu müssen, vorher auswürfeln, wer von beiden sich der Wahl enthalten soll, so sind dies Wahlscherze, welche das Ansehen des ganzen Wahlsystems zu gefährden geeignet sind und welche unmöglich zu machen im öffentlichen Interesse geboten erscheint.

IV. Die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses.

Waren nach den vorstehenden Ausführungen (zu III) schon die Vorschläge der Staatsregierung nur zum Teil als zweckmäßig, zum Teil dagegen als unvollständig und bedenklich zu bezeichnen, so tragen die Änderungen, welche die klerikal-konservative Koalition, die „Mehrheit des Zedlitz'schen Volksschulgesetz-Entwurfs" zunächst bei der durchaus ungewöhnlichen „dritten Lesung" in der Kommission und demnächst im Plenum des Abgeordnetenhauses beschlossen hat, den Charakter erheblicher Verschlechterungen der Regierungs-Vorlage. — Zwei neue Bestimmungen sind durch dieses Kompromiß zwischen den Konservativen und dem Zentrum dem Gesetze eingefügt worden:

1. § 1 Abs. 2. „Nicht zur Anrechnung gelangen hierbei (scil. bei Abgrenzung der drei Wahlabteilungen) die den Betrag von 2000 Mk. übersteigende Staats-Einkommensteuer, sowie die auf den Mehrbetrag dieser Steuer entfallenden Gemeindesteuerzuschläge."

2. § 2. „Urwähler, welche zu einer Staatssteuer nicht veranlagt sind, wählen in der dritten Abteilung.

„Verringert sich infolgedessen die auf die erste und zweite Abteilung entfallende Gesamtsteuersumme, so findet die Bildung dieser Abteilungen in der Art statt, daß von der überbleibenden Summe fünf Neuntel auf die erste Abteilung, vier Neuntel auf die zweite Abteilung entfallen!"

Der § 1 Absatz 2 enthält eine Konzession der Konservativen an das Zentrum, der § 2 eine Konzession des Zentrums an die Konservativen. Das bessere Geschäft hierbei hat das Zentrum gemacht. Nicht nur, weil die Tragweite des § 1 Absatz 2 — namentlich für die Kommunalwahlen in den größeren Stadtgemeinden der beiden westlichen Provinzen — eine größere ist als diejenige

Digitized by Google

des § 2, sondern weil diese Änderungen in ihren Endergebnissen der grundsätzlichen Stellung des Zentrums zu dem Dreiklassen-Wahlsystem entsprechen, mit der Stellung der Konservativen aber kaum vereinbar sind. Die Redner des Zentrums haben auch bei der Befürwortung der strikten Festhaltung des Kompromisses kein Hehl daraus gemacht, daß sie prinzipielle Anhänger des allgemeinen, gleichen und geheimen Reichstagswahlrechts, als dessen Gegner sich konservative Redner unumwunden erklärt haben, sind und die Einführung dieses Reichstagswahlrechts auch für die Wahlen zum Abgeordnetenhause erstreben. Nun liegt aber nicht nur die Änderung, welche durch § 1 Absatz 2 getroffen worden ist, in der Richtung dieses Zieles, sondern die ganze Reform des Wahlrechts, wie sie in der Gesamtheit der Beschlüsse vom 16. März d. J. in Erscheinung tritt, bedeutet für das Dreiklassen-Wahlsystem den Anfang des Endes, und zwar eines wohl kaum in weiter Ferne liegenden Endes, da ein so widerspruchsvolles, gekünsteltes und tendenziöses Wahlsystem keine Gewähr einer längeren Dauer bietet, sondern den Todeskeim in sich trägt.

Die Bestimmung des § 1 Absatz 2 wegen der Nichtanrechnungsfähigkeit der die Summe von 2000 Mk. übersteigenden Staats-Einkommensteuer und der auf den Mehrbetrag entfallenden Kommunal-Einkommensteuer-Zuschläge widerspricht dem Grundgedanken des Dreiklassen-Wahlsystems insoweit, als thatsächlich gezahlte — und zwar häufig gerade sehr große — Beträge bei der Abgrenzung der Wahl-Abteilungen außer Ansatz bleiben sollen. Diese Vorschrift enthält eine Benachteiligung des Groß-Kapitals zu Gunsten des Großgrundbesitzes und der Großindustrie, da für die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer eine gleiche Maximalgrenze nicht eingeführt wird, die Ertragssteuern vielmehr ohne Rücksicht auf ihre Höhe mit dem vollen Betrage in Ansatz gebracht werden sollen. Dieselbe wird ferner durchaus ungleichmäßig wirken, in dem einen Falle das Wahlrecht der betreffenden Wähler auf ein Minimum reduzieren, in dem andern kaum eine sichtbare Wirkung haben. In zwei Wahlbezirken derselben Gemeinde, in denen je ein Wahlberechtigter, der eine mit 25 000 Mk., der andre mit 2500 Mk. Staats-Einkommensteuer alleiniger Wähler erster Klasse ist, kann durch die Reduktion des anrechnungsfähigen Betrages bis auf 2000 Mk. der letztere sein ausschließliches Wahlrecht behalten, während der andre mit dem 10fachen Betrage der Staats-Einkommensteuer sein Wahlrecht in Zukunft mit einer großen Reihe von Wahlberechtigten teilen muß. Dabei ist der in § 1 Absatz 2 zum Ausdruck gekommene Gedanke nicht einmal zu Ende gedacht und konsequent durchgebildet. Nur die die Summe von 2000 Mk. übersteigenden Beträge der Staats-Einkommensteuer und die auf den Mehrbetrag entfallenden Gemeindesteuer-Zuschläge sollen außer Ansatz bleiben, dagegen werden die auf diesen Mehrbetrag entfallenden Kreis- und Provinzialsteuer-Zuschläge mit in Anrechnung gebracht werden müssen. Die Nichtanrechnung findet ferner nur bei der Gemeinde-Einkommensteuer, nicht auch bei der Mietssteuer statt, auch wenn letztere, wie z. B. in Berlin, ausdrücklich als eine auf das Einkommen gelegte Steuer anerkannt ist; — ein Kapitalist mit einem Staats-Einkommensteuerbetrag von mehr als 2000 Mk.,

Digitized by Google

welcher von Berlin nach Charlottenburg verzieht, erfährt hier, wo er 120 Proz. an Zuschlag zu entrichten hat, einen höheren Abzug als in Berlin, wo er neben dem Zuschlag von 85 Proz. noch eine Mietssteuer von $6^2/_3$ Proz. des Mietswertes, also einen höheren Betrag an Gemeindesteuern zu zahlen hatte. Ein andres Beispiel mag das Widersinnige dieser Bestimmung in noch helleres Licht stellen. Gesetztenfalls, ein Urwahlbezirk besteht aus einem großen Gutsbezirke, dessen tief verschuldeter, fast bankrotter Besitzer zwar eine Grundsteuer von ca. 5000 Mk., aber nur eine Anstands-Personalsteuer von 60 Mk. zahlt, und aus einem wohlhabenden Dorfe, in welchem ein mehrfacher Millionär mit einer Einkommensteuer von 12000 Mk. auf seiner Villa wohnt, während die Bauern und übrigen Einwohner etwa 4000 Mk. von Steuern zu entrichten haben, so wählt jetzt der Millionär als alleiniger Wähler in der ersten, der Gutsbesitzer in der zweiten Klasse. Durch die Steuerreform wird letzterem die Grundsteuer von 5000 Mk. erlassen, er hat in Zukunft nur noch die Einkommensteuer von 60 Mk. zu zahlen. Bei der Bildung der Wahl-Abteilungen kommt aber nach § 3 die Grundsteuer desselben mit 5000 Mk. voll in Anrechnung, während dem Millionär nach § 1, Abs. 2 nur 2000 Mk. angerechnet werden; er rückt in die zweite Wahlklasse, während sich das gesamte Wahlrecht der ersten Klasse in der Hand des Gutsbesitzers konzentriert, obwohl derselbe nur den 200. Teil des Steuerbetrages entrichtet, den sein depossedierter Vorgänger in dieser Klasse noch fortdauernd thatsächlich zu zahlen hat; außerdem wird dem Letzteren eine hohe Vermögenssteuer auferlegt, von welcher der verschuldete Gutsbesitzer fast gänzlich verschont bleibt.

Diese Bestimmung des § 1, Absatz 2 erschwert nicht nur die Aufstellung der Wahllisten im höchsten Grade, sondern sie ist so kraus und in sich widerspruchsvoll, daß „wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen." Das ist er aber keineswegs, denn eine vom Zentrum erstrebte Wirkung dieser Vorschrift des § 1, Absatz 2 ist allerdings sicher; diese Bestimmung wird nämlich die Kommunalverwaltung in einer Reihe größerer Städte in den Westprovinzen den Händen der ultramontanen Partei überliefern. In diesen Städten gehört die große Mehrzahl der Arbeiter, Dienstboten und kleineren Handwerker dieser Partei an, sie beherrscht die dritte Wahl-Abteilung vollständig. Dagegen sind die wohlhabenden Klassen, die Kapitalisten, Fabrikbesitzer, der höhere Mittelstand, welche die erste Wählerklasse bilden und auch in der zweiten zur Zeit noch die Mehrheit haben, entschiedene Gegner dieser Partei. Durch die Bestimmung in § 1 Absatz 2 wird nun voraussichtlich die Gesamtsumme der Steuerbeträge so weit herabgedrückt werden, daß eine hinreichende Anzahl von Wählern aus der zweiten in die erste und aus der dritten in die zweite Klasse aufrückt, um in letzterer dem Zentrum die Majorität zu sichern und zwei Drittteile der Stadtverordneten-Versammlungen unter die Herrschaft dieser Partei zu bringen.

Wenn übrigens der Ministerpräsident Graf zu Eulenburg in der Sitzung vom 13. März d. J. die Tragweite dieser Bestimmung als keine sehr erhebliche be-

Digitized by Google

zeichnet hat, weil dieselbe nur 4117 Censiten mit einer Einkommensteuer von mehr als 3000 Mk., also noch nicht 1 auf das Tausend der Gesamtzahl der Urwähler und etwa 2 auf das Hundert (der stenographische Bericht schreibt irrtümlich „auf das Tausend") der Wähler erster Klasse betreffe, so erscheint dieses Zahlenverhältnis hierfür nicht beweisend. Denn diese 4117 Höchstbesteuerten verteilen sich über eine große Anzahl von Gemeinden, sowie innerhalb dieser Gemeinden über verschiedene Urwahlbezirke, und da, wie auch seitens des Ministerpräsidenten anerkannt wurde, die in Rede stehende Bestimmung nicht bloß auf die erste, sondern auch auf die zweite und dritte Abteilung ihren Einfluß äußert, so wird dieselbe in mindestens 1800—2000 Urwahlbezirken, d. h. in 7—9 Prozent der Gesamtzahl von wesentlicher Bedeutung sein.

Als Äquivalent für diese Verschlechterung der Regierungs-Vorlage zu Gunsten des Zentrums hat letzteres dagegen die Einfügung des § 2 zugestanden, welche es verhindern soll, daß nicht etwa infolge der Anrechnung eines fingierten Steuersatzes von 3 Mk. für jeden steuerfreien Wähler einige derselben in eine höhere Klasse aufrücken könnten. Infolge dieser Vorschrift tritt nun das eigentümliche Verhältnis ein, daß für die steuerfreien Wahlberechtigten zwar ein fingierter Steuersatz in Anrechnung gebracht wird, daß diese Fiktion aber niemals denjenigen zugute kommen kann, bei denen der fingierte Betrag in Ansatz kommen soll, daß letztere vielmehr nur für die Abgrenzung der ersten und zweiten Wähler-Abteilung von Bedeutung ist, in welche jene Dreimarkmänner niemals aufrücken dürfen. — Es ist übrigens bezeichnend, daß diejenigen Parteien, welche die Festsetzung von Mindestzahlen für die Zugehörigkeit zur ersten und zweiten Wahl-Abteilung als einen Bruch mit dem die Steuerleistung als maßgebend hinstellenden Prinzipe des Dreiklassen-Wahlsystems perhorreszieren, keinen Anstand genommen haben, für die Zugehörigkeit zur dritten Wahlklasse eine Festsetzung ohne Rücksicht auf die Steuerleistung zu treffen.

Bei den Verhandlungen über die Wahlgesetz-Novelle hat sich deutlich gezeigt, daß die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses das Dreiklassen-Wahlsystem aufrecht zu erhalten bemüht und entschlossen ist. Für die Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Reichstags-Wahlrechts sind mit Entschiedenheit nur die Deutschfreisinnigen eingetreten; die Vorliebe des Zentrums für dieses System hatte mehr einen platonischen Charakter angenommen, alle andern Parteien standen auf dem Boden des Dreiklassen-Wahlsystems, welches die verfassungsmäßige Grundlage für die Zusammensetzung der Vertretung des preußischen Volkes bildet. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es nicht gelungen ist, durch ein Zusammenwirken dieser Parteien eine sachgemäße Reform dieses Systems zu erzielen und die Standfestigkeit dieses Gebäudes zu stärken und zu kräftigen, sondern daß mit Hilfe des Zentrums die Ausgestaltung des Dreiklassen-Wahlsystems in einer Weise erfolgt ist, welche demselben das Grab gegraben hat. — Bildung der drei Wahl-Abteilungen nicht nach Dritteln, sondern nach einem anderweiten willkürlich bestimmten Divisor, Nichtanrechnung thatsächlich gezahlter, die Höhe von 2000 Mk. übersteigenden Staats-Einkommensteuern und der auf den Mehr-

Digitized by Google

betrag entfallenden Gemeindesteuern, Anrechnung thatsächlich nicht gezahlter, fingierter Steuerbeträge, Beschränkung bestimmter Bevölkerungsklassen auf die dritte Wahl-Abteilung, das ist dieser konservativ-klerikalen Weisheit höchster Schluß.

Das Ziel, welches bei der Wahl-Reform in Preußen im Auge behalten werden muß, die Aufgabe, welche einer solchen Reform gestellt ist, läßt sich dahin zusammenfassen:

Beseitigung der Verschiebungen des politischen und kommunalen Wahlrechts, welche seit Einführung des Dreiklassen-Wahlsystems in plutokratischer Richtung durch die Änderung der Steuergesetzgebung, insbesondere durch die Steuerreform von 1891/93 teils schon eingetreten sind, teils mit Sicherheit zu erwarten stehen,

Beseitigung der Mißbildungen und Auswüchse des Dreiklassen-Wahlsystems durch Maßnahmen, welche verhindern, daß nicht das Wahlrecht einer ganzen Klasse durch einen oder zwei Wahlberechtigte ausgeübt werde,

Gewährung eines sachgemäßen Ersatzes für die durch den gänzlichen Erlaß der Staats- Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer eintretende Abschwächung des Wahlrechts der Grund-, und Gebäudebesitzer und Gewerbetreibenden, und endlich

Beseitigung des seit 44 Jahren bestehenden Provisoriums durch Erlaß eines definitiven Wahlgesetzes.

Dieses Ziel ist durch die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses nicht erreicht, die gestellte Aufgabe nicht gelöst worden.

Soweit es sich um die Gewährung eines Ersatzes für die Abschwächung des Wahlrechts der Grund- und Gebäudebesitzer und der Gewerbetreibenden, welche als Folge des Erlasses der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer eintreten wird, handelt, erscheint der von der Staats-Regierung im § 1 eingeschlagene Weg der Mitanrechnung der Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuer durchaus sachgemäß und auch im wesentlichen ausreichend; — dagegen geht die Bestimmung des § 3 wegen der Substituierung der veranlagten Beträge der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an Stelle nicht vorhandener Gemeindesteuern zu weit, und zwar unbedingt hinsichtlich der Mitglieder steuerfreier Gemeinden und der Einsassen von Gutsbezirken, bedingt und teilweise aber auch hinsichtlich der Gutsbesitzer. Allen übrigen der vorbezeichneten Anforderungen entsprechen aber die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses nicht, und die von demselben zu § 1 Absatz 2 und § 2 beschlossenen Zusätze stehen mit denselben sogar in direktem Widerspruch.

Diesen Anforderungen würde wohl auch kaum auf eine andre Weise entsprochen werden können als durch die Annahme des erst in der dritten Beratung gestellten, aber ohne Diskussion abgelehnten Antrags (Drucksachen Nr. 124), nach welchem die erste Wähler-Abteilung mindestens ein Zwanzigstel, die zweite mindestens drei Zwanzigstel aller Wahlberechtigten enthalten soll. Nur auf diese Weise werden die plutokratischen Verschiebungen, welche im Laufe der Zeit eingetreten sind, sowie jene Auswüchse beseitigt, ferneren künftigen Verschiebungen und der

Digitized by Google

Entstehung neuer Mißbildungen vorgebeugt, und zugleich wird die Möglichkeit geboten, auf dieser Grundlage schon jetzt ein definitives Wahlgesetz zu schaffen, das bisherige 44jährige Provisorium zu beseitigen und dadurch die Standfestigkeit des Dreiklassen-Wahlsystems wirklich neu zu stärken.

Soweit durch eine solche Bestimmung überhaupt eine Änderung herbeigeführt werden würde (bei den zahlreichen Urwahlbezirken, in denen schon jetzt die erste und zweite Abteilung 5 bezw. 15 Proz. der Wahlberechtigten und mehr umfaßte, wird eine Änderung überhaupt nicht eintreten), wird das Ergebnis derselben darin bestehen, daß der Einfluß der Höchstbesteuerten, etwas beschränkt, der des Mittelstandes, welcher in der zweiten, zum Teil auch in der ersten Klasse mit vertreten sein wird, gestärkt und die Entscheidung bei den Wahlen, namentlich in den größeren Städten, auf eine breitere Grundlage gestützt, und das Vorkommen von Abnormitäten, wie sie der Abgeordnete Franke (Tondern) aus dem II. Wahlbezirke Berlin hervorgehoben hat, vermieden werden wird. Wenn gegen diesen Vorschlag von konservativer Seite geltend gemacht worden ist, derselbe passe nicht für die ländlichen Verhältnisse des Ostens, so kann dies als zutreffend nicht anerkannt werden. Richtig ist, daß das ausschließliche Wahlrecht in der ersten Klasse für den Großgrundbesitzer ebenso wie für den Großindustriellen vielfach noch viel wertvoller ist als für den Großkapitalisten. Denn erstere beherrschen häufig durch ihren Einfluß bei der öffentlichen Stimmgebung des Dreiklassen-Wahlsystems auch noch die dritte Klasse, was bei den Großkapitalisten nicht der Fall zu sein pflegt, und während sie in der ersten Klasse zwei ihrer Beamten zu Wahlmännern ernennen, lassen sie sich selbst und ihren Inspektor oder Direktor in der dritten Klasse wählen. Wenn aber infolge der bezeichneten Bestimmung künftig außer dem Großgrundbesitzer noch einige Bauern in der ersten Klasse zu wählen haben, so schadet das nichts und wird namentlich von der Seite, welche stets die Identität der Interessen von Groß- und Klein-Grundbesitz betont, nicht füglich bemängelt werden können.

Es wird leider nicht zu vermeiden sein, daß ein Wahlgesetz, wie es aus den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses vom 16. März d. J. hervorgegangen ist, in den weitesten Kreisen lebhaften Widerspruch hervorrufen und zu dem Zweifel Anlaß geben wird, ob eine auf Grund desselben gewählte Volksvertretung diesen Namen noch zu beanspruchen berechtigt sei. Die Bevorzugung des Grundbesitzes auch in diesem Gesetze wird insbesondere, wie dies schon bei der Diskussion und zwar keineswegs nur von freisinniger Seite geschehen ist, zu einer erneuten Erörterung der Frage der Abgrenzung der Wahlkreise führen, da die seit der gesetzlichen Regelung der Wahlkreise in den Bevölkerungs-Verhältnissen eingetretenen Verschiebungen fast ausschließlich zu Gunsten der rein ländlichen Kreise und zum Nachteil der großen Städte und der Industrie-Bezirke stattgefunden haben. Diese Frage ist eine überaus heikle, ihre Erörterung muß notwendig zu einem bellum omnium contra omnes führen, weil es sich um eine Machtfrage handelt; diese Erörterung möglichst lange zu vermeiden, liegt im staatlichen Interesse.

Digitized by Google

Aber wenn die Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten, welche in der jetzigen Abgrenzung der Wahlkreise enthalten sind, durch das Wahlgesetz nicht gemildert, sondern geradezu gesteigert werden, so wird eine Vertagung desselben auf längere Zeit kaum möglich sein. Man braucht nicht nur auf die Stadt Berlin zu verweisen, deren 9 Abgeordnete mehr Wahlberechtigte vertreten als 36 Abgeordnete ländlicher Kreise, sondern ähnliche Verschiedenheiten finden sich auch in den Provinzen, ja innerhalb einer und derselben Provinz. In der Provinz Schlesien entfallen auf jeden der Abgeordneten in den Kreisen Rothenburg O. L. und Hoyerswerda (Liegnitz 9) 42 696, in den Kreisen Beuthen, Tarnowitz, Zabrze und Kattowitz nebst Landkreis Beuthen (Oppeln Nr. 5) 202 586, in der Provinz Westfalen auf jeden Abgeordneten in den Kreisen Warburg und Höxter (Minden Nr. 4) 42 794, in den Stadtkreisen Bochum und Dortmund, den gleichnamigen Landkreisen und den Kreisen Hattingen, Gelsenkirchen, Hörde (Arnsberg Nr. 5) 201 676 Seelen. Solche Verschiedenheiten sind nur erträglich, so lange das Wahlsystem rationell gestaltet ist; sie werden unerträglich, so bald auch das letztere in gekünstelter Weise zu Gunsten einzelner Bevölkerungsklassen ausgebildet wird.

Wenn, wie die Verhandlungen im Abgeordnetenhause ergeben haben, das Wahlgesetz von den Konservativen ebenso gut mit den Mittelparteien gegen das Centrum als mit dem Centrum gegen die Mittelparteien gemacht werden konnte, so liegt die Frage nahe, weshalb ist der letztere Weg gewählt worden? Von einzelnen Stimmen hört man die Antwort, es sei eine Art von Sport; es solle dem Hause und der Staatsregierung gezeigt werden, daß diejenigen Parteien, welche den Volksschulgesetzentwurf von 1892 nicht nur anzunehmen, sondern noch zu verschärfen bereit waren, noch jetzt über die Majorität verfügen und die Minorität zu erdrücken in der Lage sind. Mag auch bei Einzelnen diese Erwägung mitgespielt haben, so liegt der wahre Grund doch zweifellos in der oben erörterten Verbindung der Wahlreform und der Steuerreform. An dem Zustandekommen der Steuerreform, welche dem Großgrundbesitz in den Ostprovinzen den Erlaß der Grundsteuer ohne jede Gegenleistung bringt, ist in erster Linie die konservative Partei interessiert; für die Steuerreform sind aber die Freikonservativen und Nationalliberalen in ihrer großen Mehrheit gewonnen und haben sich für dieselbe fest engagiert. Anders das Centrum, welches sich die Politik der freien Hand wahrte und seine Zustimmung zur Steuerreform von einer seinen Wünschen entsprechenden Gestaltung der Wahlreform abhängig machen zu wollen erklärt hat. Das Centrum mußte daher gewonnen, den Wünschen desselben Rechnung getragen, ihm insbesondere die erstrebte Herrschaft in den großen Städten der Westprovinzen zugestanden werden, um dasselbe für die Steuerreform festzumachen.

Sollte die Wahlreform in der Gestalt der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses zum Gesetz werden, so würde man sie als die Tochter der Steuerreform bezeichnen können, welche auch die charakteristischen Züge derselben trägt: Begünstigung des Grund- und Gebäudebesitzes und Gewerbetriebs auf Kosten des Kapitalbesitzes,

Digitized by Google

besondere Bevorzugung des Großgrundbesitzes in den Ostprovinzen durch Beilegung von Rechten ohne entsprechende Leistungen, Ausschließung der minder wohlhabenden Bevölkerungsklassen von den Vorteilen der Reform — alsdann wird auch die Wahlreform eine „reformatio in pejus."

Berlin, Mitte April 1893.

Aus der möglichen in die wirkliche Welt.

Eine Unterhaltung über kosmische Fragen

von

A. Schmidt.

Nonne decem mundi sunt facti, ubi autem sunt novem?

I.

Die alte scholastische Unterscheidung der möglichen Welten und der wirklichen Welt ist nicht bloß ein unfruchtbares Produkt des Klosterwitzes, mönchischer Begriffsspalterei und der Auslegung des Kanons nach doppeltem Wortsinn, sie hat auch in der Leibnitz'schen Philosophie ihre Rolle nicht ausgespielt, sondern sie hat in der modernen Naturwissenschaft ihre volle Berechtigung. Man könnte, um dies zu zeigen, an die sogenannte Metamathematik erinnern, ein Forschungsgebiet, das selbst zwar nicht zu den Naturwissenschaften gezählt werden kann, dessen Verdienst aber ist, zu beweisen, daß es auch andere logische Beziehungen von Größen geben könnte als die in unserer Erfahrungswelt gebotenen, daß in sich widerspruchslose Welten, d. h. Größenbeziehungen, in mathematischen Formelsystemen darstellbar sind, welche unserer die Natur beherrschenden Arithmetik und Geometrie fremd sind. Die Metamathematik zeigt, daß die Mathematik keine aprioriſche Wissenschaft, sondern die oberste Naturwissenschaft selbst ist, die Wissenschaft von einer Erfahrungswelt, welcher eine unendliche Zahl möglicher Welten gegenübersteht.

Wir brauchen aber nicht einmal so tief zu gehen, um die Berechtigung der Unterscheidung der möglichen Welten und der wirklichen Welt zu beweisen. Knüpfen wir an irgend ein naturwissenschaftliches Problem an, etwa an die Erklärung der Erscheinungen an der Oberfläche des Planeten Mars, mit welcher der Verfasser sich im Oktoberhefte des vorigen Jahrgangs der Revue beschäftigt hat. „Nonne decem mundi sunt facti?" könnte der Mailänder Astronom ausrufen, wenn er die Hypothesen zusammenzählt, welche in Betreff dieses Problems seiner Beurteilung unterbreitet wurden. Hätten wir nur unter den vorhandenen zu wählen, so wäre die Sache wohl bald entschieden. Aber das „ubi autem sunt novem" läßt sich erst aussprechen, wenn das wissenschaftliche Gewissen seine volle Befriedigung in der Überzeugung gewonnen hat, daß keine neue Hypothese mehr möglich sei.

Digitized by Google

Würde die Wissenschaft nur das ökonomische Interesse haben, die „einfachste Beschreibung der Erscheinungen“ zu geben, so könnten wir uns am Ende mit der Beschreibung Schiaparelli's begnügen, welche ohne alle hypothetische Zuthat die Beobachtungsthatsachen wiedergiebt, oder wir könnten in Fällen, wo mehrere Hypothesen dem Zweck der Erklärung gleich gut genügen, die uns am einfachsten erscheinende herauslesen, so wie man aus den verschiedenen Formen des elektrodynamischen Grundgesetzes, welche von Weber, Riemann, Graßmann, Clausius, Helmholtz u. a. aufgestellt wurden und deren sich aus diesen unendlich viele bilden lassen, der einfachsten, der Maxwell'schen, den Vorzug zu geben geneigt ist. Allein dieser Vorzug ist vorerst nur ein ökonomischer, über die Richtigkeit der Hypothese können wir nur aus neuen Thatsachen, nicht aus der Einfachheit der mathematischen Formel die Entscheidung schöpfen. So lange die entscheidende Thatsache fehlt, ist es gut, wenn wir uns der ganzen Mannigfaltigkeit möglicher Hypothesen bewußt sind. In der Überzeugung, daß doch nur eine derselben die richtige sein könne, suchen wir dann nach den entscheidenden Thatsachen. Gewiß hätte Kirchhoff, der die obige Forderung der Einfachheit der Beschreibung als das Ziel der Wissenschaft hingestellt hat, sich nicht damit einverstanden erklärt, eine Hypothese wegen ihrer nur relativen Einfachheit für richtig zu halten; denn die Einfachheit der Erklärung einer Erscheinung oder Gruppe von Erscheinungen ist erst dann die vollkommenste, wenn alle Willkür ausgeschlossen, wenn die Erscheinung in allen ihren Zügen aus anerkannten Gesetzen anderer Erscheinungen erklärt ist.

Die Form der Kausalität, welche den Wissensstoff verbinden muß, entspringt einem Anthropomorphismus, aber dem allerberechtigtsten und vorsichtigsten Anthropomorphismus. Wie sich mein eigenes Thun durch die Identität des handelnden Subjekts zu einem ursächlichen Geschehen verknüpft, so suche und erkenne ich im Geschehen der Natur das alles beherrschende Subjekt, welchem ich in vorsichtiger Vermeidung jeder Gebietsüberschreitung, — weil dieses Subjekt sich mir als ein der Entwicklung und Veränderung ebenso wie der räumlichen Beschränkung entrücktes Subjekt zu erfahren giebt —, nicht den Namen des Schöpfers, sondern den der Ursache, nicht den des Gesetzgebers der Natur, sondern den des Naturgesetzes gebe. In den Zeiten Keppler's und Newton's war diese vorsichtige Beschränkung auf den sachlichen Namen noch nicht notwendig, und vielleicht kehrt einmal die Zeit wieder, wo wir in der wissenschaftlichen Thätigkeit des menschlichen Geistes, in der Bethätigung des Kausalitätstriebs die reinste Form des Monotheismus erkennend auf die ängstliche Gebietsscheidung von Naturwissenschaft und Religion wieder verzichten, welche wir heute zum Nutzen beider noch beibehalten.

Die kausale Verknüpfung der Erscheinungen ist die Aufgabe der Naturwissenschaft. Die Versuche dieser kausalen Verknüpfung sind die Hypothesen. In immer wechselnden Gestalten steigen sie heraus aus dem Kreis der möglichen Welten, kämpfen um ihr Dasein, um teils bald wieder zu verschwinden, teils um einige Zeit in der Menschheit eine Herrschaft zu üben, teils endlich, um

Digitized by Google

bleibende Bausteine des Tempels zu bilden, den der menschliche Geist seinem Gotte, der ewigen Ursache, errichtet.

Wenn Newton von sich sagt, hypotheses non fingo, so kann er das sagen, einmal als Mathematiker, der weder in die rein formalen Identitätssätze von der Form $a + b = b + a$, noch in die geometrischen Axiome einen Zweifel setzt, dann als Dynamiker, für welchen die galiläischen Grundgesetze der Bewegung über jeden Zweifel erhaben sind, dann endlich als gewissenhafter Naturforscher, der die Hypothesen nicht macht, sondern durch die Thatsachen sich aufzwingen läßt. Denn das ist das Kennzeichen einer guten Hypothese, daß sie die Willkür bei ihrer Aufstellung ausschließt.

In langsamer Entwicklung ist die große Hypothese Newton's, sein Gravitationsgesetz, in der Welt emporgewachsen. Das ptolemäische Weltsystem mit seinen 11 in einander steckenden Sphären, welche dem Sekunden-, Minuten- und Stundenrad einer Uhr vergleichbar die Träger der Bewegungen des Mondes, der Sonne, der Planeten, der Fixsterne, die Erreger der epicyklischen Bewegungen der Planeten und des Vorrückens der Nachtgleichen bildeten, trug dem kausalen Erkenntnistrieb mittelst des primum mobile der 11. Sphäre sehr unbestimmte Rechnung, aber es genügte für 14 Jahrhunderte dem Bedürfnis wissenschaftlicher Ökonomie, indem es eine für jene Zeit richtige Beschreibung verwickelter Thatsachen in verhältnismäßig einfacher geometrischer Vorstellung lieferte. Die bessere Hypothese des Kopernikus hatte den Vorzug noch größerer Einfachheit, ihr Hauptvorzug aber besteht darin, daß sie den Anfang einer kausalen Erklärung bildet. Es war in der ptolemäischen Anschauung ein Widerspruch mit dem enthalten, was die Erfahrungen an der Erdoberfläche die Menschen zu jeder Zeit als Bewegunggesetz gelehrt hatten, daß nämlich das Große nicht vom Kleinen abhängig sei und daß große Geschwindigkeiten um so unwahrscheinlicher sind, je größer sie angenommen werden müssen. Mit dem erwachenden Kausalitätstrieb war die Notwendigkeit der Anknüpfung an Aristarch's Gedanken verbunden, die kleine Erde mußte sich nach der großen Sonne richten, und die riesigen Geschwindigkeiten der Himmelskörper um die Erde mußten durch die mäßigere Geschwindigkeit der Erde um ihre Axe ersetzt werden. Geometrisch kommt es genau auf dasselbe hinaus, ob ich sage, die Erde dreht sich um ihre eigene Axe, oder die Welt dreht sich um die Erde, aber dem Kausalitätstrieb konnte nur durch die erstere Vorstellung genügt werden, welche die Bewegung der Himmelskörper im Einklang mit wenn auch noch so oberflächlich erkannten Bewegungsgesetzen brachte. Die geometrische Einfachheit der Vorstellung des Kopernikus eignete sich auch Tycho an, indem er die epicyklischen Bewegungen der Planeten als Bewegungen um die Sonne beibehielt, dagegen verfehlte er sich gegen die Pflicht ursächlicher Verknüpfung der Thatsachen, indem er die kleine Erde zum Mittelpunkt der Bewegung der großen Sonne machte.

Auch die Verbesserung der Kopernikanischen Lehre durch Keppler, welcher die Planetenbahnen als Ellipsen erkannte und für die Bewegungsgeschwindigkeiten die Gesetze erforschte, war zunächst wieder mehr ein Fortschritt im geometrisch-

Digitized by Google

ökonomischen Interesse der Wissenschaft als in demjenigen der ursächlichen Erkenntnis; denn Keppler war noch nicht im stande, in den Bewegungen der Himmelskörper dasselbe mathematische Gesetz nachzuweisen, das auch die Bewegungen der Körper an der Erdoberfläche beherrscht. Erst nachdem Galiläi die Gesetze des Falls ergründet hatte, war es Newton beschieden, die Planetenbewegungen und die Bewegung fallender Körper an der Erdoberfläche als Ausfluß ein und desselben Bewegungsgesetzes zu erkennen, eine Hypothese aufzustellen; der im Vergleich mit der Hypothese des Kopernikus, welche sie doch nur auf den Begriff brachte, zugleich eine ungemein größere Wahrscheinlichkeit zukam; denn das Kausalitätsbedürfnis hatte durch diese Hypothese die größte Befriedigung erhalten.

Wenn wir heute an der exakten Richtigkeit des Newton'schen Gesetzes zweifeln, weil es uns die Bewegung des Planeten Merkur nicht voll zu erklären im stande ist und weil es in der mathematischen Form dem weniger einfachen Ausdruck des elektrodynamischen Grundgesetzes nicht ganz gleichkommt, so verliert es dadurch nichts an dem höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, die wir ihm zuschreiben, sowenig als die Newton'sche Weltanschauung die Kopernikanische zerstörte. Aber mag die mathematische Form ihre einfache Vollkommenheit behaupten oder eine Ergänzung erfahren, das Bedürfnis der ursächlichen Erkenntnis wird sich auch damit nicht begnügen, eine Formel zu haben, welche Maß und Zahl der Abhängigkeit der Massen von einander feststellt, es treibt zu neuen Hypothesen über die Art und Weise, wie diese Abhängigkeit vermittelt wird, es wird erst Halt machen vor der Erkenntnis der letzten ewigen Ursache, die das einheitliche freie Subjekt aller Veränderungen bildet. Die geometrischen Gesetze, wohl auch einige Gesetze der Mechanik, wie das Gesetz der Trägheit, scheinen schon an der Grenze angelangt zu sein, wo die Frage nach der Ursache verstummt. Der Fortschritt, die Vertiefung der kausalen Erklärung, pflegt von fortschreitender Einfachheit begleitet zu sein, aber der Gewinn, welchen die Ökonomie des Denkens macht, und die Befriedigung, welche das Schönheitsgefühl empfindet, sind nur mehr ein Nebengewinn, welcher den Hauptgewinn, die Befriedigung des Kausalitätstriebs, begleitet.

Aus alledem leite ich die Berechtigung ab, Hypothesen zu bilden. Mögen die Fürsten der Wissenschaft sich derselben zu enthalten suchen; wenn der gewöhnliche Bürger Hypothesen bildet, so stellt er jenen bescheidene Fragen, die sie beantworten mögen. Hypotheses fingo.

II.

Am 8. September 1890 machte der Astronom Barnard auf der Lickstern-warte in Kalifornien die Beobachtung, daß der erste Jupitertrabant doppelt erschien. Diese Beobachtung, von seinem Kollegen Burnham bestätigt, wiederholte sich am 9. Juli 1891. „Der Satellit erschien so vollkommen verdoppelt, als je ein Doppelstern gesehen wurde." Zugleich mit dem vor der Jupiterscheibe stehenden dunklen Doppelmonde wurde aber dessen ungeteilter runder Schatten auf dieser Scheibe wahrgenommen.

Digitized by Google

Die nächstliegende, durch diese Beobachtung hervorgerufene Hypothese, daß der Trabant wirklich doppelt sei, wiesen die Beobachter ab, sie wird durch die Beobachtung des Schattens fast zur Unmöglichkeit und widerspricht dem sonst beobachteten einfachen Bilde des Trabanten, dessen Gestalt sich übrigens auch sonst durch sonderbare Regelwidrigkeiten auszeichnet. Als einzig mögliche zweite Hypothese giebt der Beobachter die, daß der Trabant durch einen weißen Strich seinem Äquator entlang halbiert worden sei, einen Streifen von derselben Lichtintensität wie die dahinter stehende Planetenscheibe. So allerdings konnten, da die Beobachtungen nur am 12 zölligen und 14 zölligen Refraktor gemacht wurden, nicht an dem 36 zölligen der Lickſternwarte, unter Hinzutritt der subjektiven Wirkung des Auges, die man Irradiation nennt, die zwei dunkeln Kreissegmente je als runde Scheibchen erscheinen.

Es wäre von seiten eines astronomischen Laien eine Anmaßung, Zweifel setzen zu wollen in die Richtigkeit derjenigen Erklärung der sonderbaren Erscheinung, welche der Beobachter selbst giebt, oder vielmehr darein mehr Zweifel setzen zu wollen als dieser selbst; denn dieser giebt seine Erklärung als die wahrscheinlichere von zwei möglichen Annahmen. Darin aber hat der Beobachter nicht ganz recht, daß er nur von zweierlei Möglichkeiten der Erklärung spricht, von denen die eine doch kaum der Erwähnung wert war.

Im Interesse der Vollständigkeit ist es vielleicht nicht ganz ungereimt, an der Stelle dieser ganz unmöglichen Hypothese eine andre, nach dem jetzigen Stande unsres physikalischen Wissens nicht unmögliche Hypothese hier zu entwickeln. Obgleich der Verfasser nicht an diese Hypothese glaubt, d. h. sie für weniger wahrscheinlich hält als die von Barnard gewählte, so müßte er doch auf dieselbe zurückkommen, sobald die weiteren Beobachtungen über den ersten Jupitertrabanten (man schlägt vor, den neuentdeckten innersten Trabanten als nullten zu bezeichnen) zur Annahme Barnard's nicht stimmen sollten. Auch falls die vom Verfasser gegebene Hypothese über die Verdoppelung der Marskanäle sich als unstichhaltig erweisen sollte, könnte man versuchen, bei der hier zu besprechenden möglichen Hypothese Rat zu holen. Unter allen Umständen werden wir einigen Nutzen aus der Hypothese zu ziehen Gelegenheit haben, mindestens den, die wahrscheinlichere Hypothese in um so helleres Licht zu setzen.

Außer einer reellen Doppelexistenz und einer Bildteilung durch die verschiedene Helligkeit der Teile der Satellitenscheibe über ihrem Hintergrund, der Planetenscheibe, läßt sich auch die Möglichkeit einer Bildverdoppelung erwägen durch irgend einen der verschiedenen Vorgänge in der Fortpflanzung des Lichtes, durch welche doppelte Bilder entstehen.

Eine derartige Erklärung brachten jüngst die Comptes rendus für die doppelte Erscheinung der Marskanäle von dem Franzosen Meunier. Dieser beschreibt den Versuch, wenn man auf eine spiegelnde Fläche einen schwarzen Strich mache und dann in einer Entfernung von einigen Millimetern ein feines, durchsichtiges Gewebe darüber spanne, so erzeuge der schwarze Strich bei schiefer Beleuchtung durch die Sonne einen Schatten auf dem Gewebe, so daß das Auge den Ein-

Digitized by Google

druck eines Doppelstrichs bekomme. Diesem Versuche entsprechend, glaubt Meunier, könnte durch einen über die Marsoberfläche gebreiteten Wolkenschleier die Kanalverdoppelung zu stande kommen.

Wir beobachten an der Erdoberfläche Wolken bis zu über 80 km Höhe. Welche Höhe müßten aber diese Wolkenschleier des Mars über der Planetenoberfläche haben, um das doppelte Bild eines Kanals in Entfernungen erscheinen zu lassen, welche in ihrer Projektion auf der Planetenoberfläche bis zu 700 km betragen? Wie müßte dieser Nebelschleier mit dem Stand der Sonne auf- und absteigen, um uns Menschenkindern den Eindruck gleichbleibender Entfernung der beiden Kanäle zu geben? Woher hätte die Marsoberfläche die spiegelblanke Politur, welche allein diese Nebelschatten erzeugen kann?

Mit der Erklärung einer Bildverdoppelung durch Reflexion kommen wir bei den Marskanälen nicht durch, noch weniger bei dem Jupitermonde. Auch der Gedanke an eine Refraktionswirkung nach Art der Bildverdoppelung bei den Luftspiegelungen ist ohne weiteres abzuweisen. Sollte aber nicht eine Art von Doppelbrechung im Spiele sein? Wenn ich auf eine Karte des Mars einen isländischen Doppelspat lege, dessen Dicke etwa gleich dem Halbmesser des Planetenbildes ist, dann kommt allerdings eine ganz täuschende Analogie mit der Zeichnung Schiaparelli's zu stande. Aber woher nehme ich nun im Weltraum zwischen meinem Auge und dem Jupitermonde oder dem Mars den Kalkspat von der Dicke des wirklichen Marsradius oder einen vollgültigen Ersatz eines so mächtigen Doppelspats? Ubi autem sunt novem? Die möglichen Welten haben ihren Sitz in den Lücken unsres Wissens, dort ist die unerschöpfliche Fundgrube neuer Hypothesen.

Nach Faraday's Entdeckung ist mehr oder weniger jedes durchsichtige Medium geeignet, doppelbrechend zu werden, wenn es in ein kräftiges magnetisches Feld getaucht, wenn es von magnetischen Kraftlinien durchzogen ist. So ist selbst unsre atmosphärische Luft doppelbrechend; denn die von einer Hemisphäre der Erde ausgehenden Kraftlinien, welche in Richtung der Inklinationsnadel vom Erdboden aufsteigen, durchsetzen in weiten Bogen die Luft und die weitere Umgebung der Erde, um sich in symmetrischem Bogen wieder gegen die andre Hemisphäre herabzusenken. Unbegrenzt rings um die Erde ist der Raum, den diese Phantasiegebilde durchschwärmen, durch welche wir uns ein sinnliches Bild der Ausbreitung der wirklichen magnetischen Kraft der Erde machen, einer Kraft, deren Betrag der Wirkung achtmal so vieler einpfündiger, kräftiger Stahlmagnete gleich kommt, als die Erde Kubikmeter Rauminhalt hat. Jeder leuchtende Punkt innerhalb dieses ungeheuren magnetischen Feldes, das die Erde umgiebt, sendet, streng genommen, zwei Strahlensysteme aus, die in Richtung der Kraftlinien mit ungleicher Geschwindigkeit, in dazu senkrechter Richtung unter allmählicher Richtungsänderung sich fortpflanzen, so als ob die zwei Systeme von zwei verschiedenen Punkten herrührten, deren scheinbare Entfernung mit der Länge der Strahlen zunimmt. Jeder dieses magnetische Feld durchschneidende Lichtstrahl,

Digitized by Google

um so mehr, je senkrechter er gegen die Kraftlinien verläuft, spaltet sich in zwei auseinandertretende Strahlen.

Freilich ist die doppelbrechende Eigenschaft unsrer Luft sehr klein, so klein, daß noch niemand, auch nicht mit den feinsten optischen Instrumenten, eine Bildverdoppelung wahrnehmen konnte. H. Becquerel hat die Drehung der Polarisationsebene des von einer Wolke reflektierten Lichtes in günstigstem Falle zu 6 Grad bestimmt. Dem würde eine Bildverdoppelung entsprechen, bei welcher die beiden Bilder um den 60. Teil einer Lichtwellenlänge in Richtung der Kraftlinien auseinandertreten. Setzen wir beispielsweise bei Becquerel's Messung die Entfernung der Wolke vom Auge gleich einem Kilometer, so brauchen wir eine Luftschicht von 60 km Dicke, um den Bildabstand von einer Lichtwellenlänge, von etwa 6 Zehntausendstel Millimeter, zu bewirken. Und wenn das magnetische Feld von der Erde bis zur Mondoberfläche die gleiche Stärke und der luftverdünnte und luftleere Raum die gleiche doppelbrechende Kraft behielte, so würden die Punkte der Mondoberfläche für uns doch erst auf 4 mm Entfernung der Bilder sich verdoppeln, einen Betrag, der, wenn er auch hundertmal größer wäre, noch jeder denkbaren Wahrnehmung von der Erde aus spottete. Was aber noch schlimmer für unsre Erklärung erscheint, ist der Umstand, daß diese Eigenschaft der sogenannten zirkularen Doppelbrechung bei den Gasen mit deren Dichte abnimmt.

Anderseits aber ist der Grad der Fähigkeit für dieses optische Verhalten bei den verschiedenen durchsichtigen Mitteln ein sehr verschiedener, insbesondere könnte unter Versuchsbedingungen, welche noch nicht hergestellt wurden, vielleicht gar nicht im Laboratorium zu verwirklichen sind, man denke an die hohe Verdünnung und die außerordentlich niedrige Temperatur der Weltraumgase, sich ein ganz neues Verhalten der durchsichtigen Substanzen herausstellen. Wächst ja doch auch das elektrische Leitungsvermögen der Gase mit zunehmender Verdünnung derselben, um bei einer gewissen Grenze plötzlich Null zu werden. Beobachten wir doch in den Crookes'schen Röhren ganz eigentümliche Strahlungserscheinungen, die bis heute ins Gebiet des Unerklärten gehören. Ist doch unter den vielleicht dreierlei verschiedenen Arten von Strahlen, welche die Versuche in den hochverdünnten Gasen bei elektrischen Entladungen unterscheiden lassen, eine Art der Kathodenstrahlen, welche in ihrem Verhalten sehr an die Besonderheiten des zirkular polarisierten Lichtes erinnert, und diese Kathodenstrahlen sind der Ablenkung im magnetischen Felde sehr stark ausgesetzt. Es ist durchaus nicht undenkbar, nach dem heutigen Stande unsres Wissens, daß unter günstigen Umständen der Weltraum die Eigenschaft einer magnetischen Doppelbrechung des Lichtes annehme, welche die doppelbrechende Kraft des Kalkspates übertrifft.

Nichts steht der Annahme im Wege, daß auch Mars und Jupiter je von einem magnetischen Felde umgeben seien wie die Erde, daß aber in jenen Feldern die Bedingungen insofern anders seien, vielleicht wegen der Anwesenheit oder Abwesenheit eines besonderen chemischen Körpers, daß die Doppelbrechung dort von andrer Größenordnung ist als zwischen Erde und Mond. Man könnte insbesondere den freien Sauerstoff der Erdatmosphäre in Verdacht nehmen, eine

Digitized by Google

solche Besonderheit zu verschulden, denn im Vergleich mit andern Gasen zeichnet er sich durch ein stark paramagnetisches Verhalten aus. Auch könnte die doppelbrechende Eigenschaft des Raumes in der Umgebung jener Planeten großen Veränderungen und Schwankungen periodischen und unregelmäßigen Charakters unterworfen sein, wie die magnetische Intensität der Erdoberfläche.

Von den Marskanälen würden diejenigen am deutlichsten verdoppelt, die unter Gebieten besonders dicht gedrängter Kraftlinien verlaufen und die in ihrer Richtung von der Richtung dieser Linien erheblich abweichen.

Immerhin aber, was den Mars betrifft, so hat die Annahme eines wesentlich andern magnetischen Verhaltens, als es die Erde zeigt, einen geringeren Wahrscheinlichkeitsgrad. Denn wenn wir geneigt sind, den Erdmagnetismus aus elektrischen Strömungen abzuleiten, welche infolge der Axendrehung der Erde entstehen, so liegt in der ungefähren Gleichheit der Rotationszeiten von Erde und Mars kein Anlaß, dort ein kräftigeres magnetisches Feld zu vermuten, wo die Planetenmasse zehnmal kleiner ist. Auch giebt die Spektralanalyse des vom Mars reflektierten Sonnenlichtes keine Anhaltspunkte für die Annahme qualitativer Verschiedenheit der Marsatmosphäre und der unsrigen. So lange wir eine Erklärung der Verdoppelung der Marskanäle haben, welche mit bekannten physikalischen Gesetzen im vollkommenen Einklang ist, welche der notwendig niedrigeren Temperatur Rechnung trägt, welche nicht bloß die Kanalverdoppelung, sondern den ganzen typischen Charakter der Oberflächengebilde in genetischer Weise erklärt, so lange wird uns eine aus dem teilweise dunkeln Gebiete des Magnetismus hergeholte Erklärung als eine künstliche erscheinen.

III.

Anders liegt die Sache bei Jupiter. Bei einer im Vergleich mit der Erde 309 mal so großen Masse und scheinbar 1300 mal größerem Volum hat er nicht ganz 10 Stunden Rotationszeit. Vielleicht könnten Elektrotechniker berechnen, in welchem Verhältnis, bei kurzem Schluß und unter Voraussetzung gleicher Qualität des Umwickelungsdrahtes, die Stärke der magnetischen Felder zweier Dynamomaschinen stehen müßten, von denen die eine ein 1300 mal größeres Volum, 309 mal größeres Gewicht besäße als die andre, dabei aber mehr als doppelt so rasch umgedreht würde. Wir können die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung nicht abweisen, daß die Feldstärke des Jupiterfeldes von höherer Größenordnung sei als diejenige des Erdfeldes.

Der fragliche erste Satellit befindet sich von der Mitte des Planeten in wenig größerer Entfernung als der Erdmond vom Erdmittelpunkt, nur etwa 5 scheinbare Jupiterradien von der scheinbaren Planetenoberfläche entfernt. Wir dürfen uns dem Verhalten paramagnetischer Körper entsprechend denken, daß er selbst aus solcher Substanz bestehend die Kraftlinien des Feldes gegen sich herziehe, in sich verdichte, so daß besonders an seinen Polen die Feldstärke des ihn umgebenden Raumes sich erheblich verstärken muß. Daraus könnten dann wunderbare optische Verzerrungen seines Bildes, bis zur Bilderverdoppelung in außerordent-

Digitized by Google

lichen Fällen, hervorgehen. In der That zeigt der Satellit für gewöhnlich eine höchst auffallende Regelwidrigkeit seiner Gestalt. Die Verlängerung seiner Scheibe gegen den Planeten hin könnten wir ihm verzeihen, unser Mond würde dieselbe in kleinerem Maße auch aufweisen, wenn wir ihn von der Seite sehen könnten, sie ist eine Folge der stets in derselben Richtung am Monde thätigen Flutwirkung des Hauptplaneten auf die Mondmasse, dem der Mond stets dieselbe Seite zukehrt, weil er sich genau bei jedem Umlauf einmal um seine Achse dreht. Aber eine Verlängerung seines der Umdrehungsachse des Jupiter parallelen Durchmessers, von welchem seine eigene Umdrehungsachse wohl nicht zuviel abweicht (sichtbar, wenn der Satellit mitten in der Planetenscheibe steht), erscheint vollkommen der Hausordnung der Natur zu widersprechen.[1]) Im Großen wenigstens stellen die Gestalten der Himmelskörper sogenannte Niveauflächen dar, Formen, wie sie die Gesetze der Mechanik rotirenden Flüssigkeitsmassen vorschreiben. Sollten wir hier den einzigen Himmelskörper vor uns haben, der das Gegenteil von einer Abplattung, von einer Verkürzung der Rotationsachse aufweist? Die analytische Mechanik zeigt, daß ein dreiachsiges Ellipsoid wohl um seine längste und um seine kürzeste Achse rotieren kann, selbst unter der Wirkung kleiner Störungen einer dieser Achsenrichtungen sie festzuhalten bestrebt ist, daß dagegen die mittlere der drei Hauptachsen keine stabile, sondern eine labile Rotationsachse ist, die der Körper bei der kleinsten Störung dieser Achsenrichtung aufgiebt. Sollte der erste Jupitertrabant sich um dieses Gesetz der Mechanik nicht kümmern? Die Versuchung liegt außerordentlich nahe, hier einen optischen Betrug zu vermuten, der wohl einzig durch magnetische Doppelbrechung erklärlich wäre. Die meridionale Richtung der Verlängerung, die Richtung der Verdoppelung, alles stimmt mit der anzunehmenden Richtung der Kraftlinien von Pol zu Pol des Planeten.

Der Verfasser verzichtet aber auf die magnetisch-optische Hypothese zu Gunsten der Erklärung, welche Barnard für die Satellitenverdoppelung gegeben hat, aber nur unter der Bedingung, daß es ihm erlaubt sei, soviel von seiner Hypothese zu retten, daß er die physikalische Möglichkeit der sonderbaren Gestalt des Satelliten daraus erkläre.

Wenn wir auf einem Uhrglas die Lösung eines Eisensalzes zwischen die Pole eines kräftigen Elektromagnets bringen, so wird der zuvor kreisförmige Rand der Flüssigkeit oval. Steht der erste Satellit des Jupiter unter der kräftigen magnetischen Einwirkung des Hauptplaneten, so unterliegt seine Masse, falls sie paramagnetisch ist, wie Eisen, einem Zuge in Richtung der Kraftlinien des Magnetfeldes und einem dazu senkrechten Druck. Diese Kräfte sind geeignet, ihm eine verlängerte Umdrehungsachse unter gleichzeitiger Stabilität dieser Achse zu erteilen.

Die Niveaufläche der freischwebenden Flüssigkeit ist die Kugel, die Flutwirkung eines nahen Himmelskörpers verwandelt sie in Eiform mit nach diesem

[1]) Über das Nähere dieser wunderbaren Thatsache, die wohl noch nicht so „klipp und klar" ist, sondern der Bestätigung durch längere Beobachtung bedarf, vergl. die Zeitschrift: „Himmel und Erde" 1892. 12. S. 559—568.

gekehrter Achse, der paramagnetische Zug und Druck verlängert die Kugel zugleich zum Ellipsoid. So weit erstreckt sich die Deformation der Kugel, bis in jedem Teile der Oberfläche des Körpers sich die störenden Kräfte mit der Hauptkraft, dem Gewicht der Teile gegen das Ganze, zu einer zur Oberfläche senkrechten Resultante verbunden haben.

Bei so subtilen Beobachtungen, wie denjenigen über die Gestalten der Jupitertrabanten, Beobachtungen, welche sich an der Grenze der Leistungsfähigkeit des besten Fernrohrs der Erde bewegen, ist es nicht zu vermeiden, daß die Objektivität der Beobachter durch ihre theoretischen Anschauungen beeinflußt werde. Es mag daher nicht ohne Wert sein, physikalische Bedingungen nachzuweisen, unter denen entweder zeitweilige Bilderzerrungen oder wirkliche normale Gestalten von Himmelskörpern erklärbar werden. Die Annahme eines kräftigen Magnetfeldes um jeden der großen Planeten hat aber noch andere Grundlagen als die vielleicht noch unbestätigte Gestalt des ersten Jupitersatelliten.

Ein Gedanke, der ein hundertjähriges Rätsel zu lösen geeignet ist, sei hier nur angedeutet: Der Bestand des Saturnringes läßt sich nur dann in befriedigender Weise erklären, wenn wir in diesem Ring das Gegenstück des ersten Jupitersatelliten erkennen. Wie dieser vielleicht aus schwerer paramagnetischer Substanz besteht, so ist jener ein aus leichter diamagnetischer Substanz bestehender Satellit. Dagegen muß hier zur Vervollständigung von Barnard's Erklärung darauf hingewiesen werden, daß die dem Äquator des Jupiter sowie des Saturn parallel gestreiften Wolkengebilde ebenfalls eine deutliche Sprache der Natur bilden, welche uns in diesen diamagnetischen Gebilden die unverkennbaren Zeichen kräftiger Magnetfelder aufzeigt. Die von beiden Polen abgestoßene diamagnetische Wolkensubstanz bewegt sich ohne Hindernis in Richtung der zu den Kraftlinien senkrechten magnetischen Niveauflächen und besitzt daher die Neigung, sich in Streifen parallel dem Äquator zu lagern. Die Analogie mit bei den Polarlichtern auftretenden Schichtungen ist schon von andern Seiten hervorgehoben worden. Auch die Satelliten des Jupiter und Saturn verraten die Anwesenheit solcher diamagnetischen Wolken an ihrer Oberfläche und zwar in einem mit der Entfernung von dem Planeten abnehmenden Maße. Unter Vergleichung der Lichtstärken und der Massen dieser Satelliten hat Struve für die Saturntrabanten dieselbe regelmäßige Abnahme der Albedo von innen nach außen gefunden wie für diejenige des Jupiter. Auf dem ersten Jupitersatelliten hat man insbesondere die Neigung der weißen Substanz zur Parallelstreifung erkannt, und eben diese diamagnetische Substanz ist es, welche in den beiden Fällen der Verdoppelung die Zweiteilung der Scheibe veranlaßte.

IV.

Die Art der Verteilung der erdmagnetischen Kraft nach Richtung und Stärke an der Erdoberfläche hat seit der berühmten Berechnung von Gauß die Physiker zur Überzeugung gebracht, daß der Sitz und Ausgangspunkt der magnetischen Wirkungen nicht in der Atmosphäre, auch nicht in den äußeren Schichten der

Digitized by Google

Erdrinde, sondern in der überwiegenden Hauptsache in der Tiefe des Erdinnern zu suchen sei. Damit steht im scheinbaren Widerspruch das Verhalten unsrer Magnete, welche beim Erhitzen ihren Magnetismus verlieren. Der Widerspruch kann nur scheinbar sein. Durch Erhitzen des permanenten Magnets nehmen wir ihm seine Koerzitivkraft. Damit erhöht sich notwendig die Magnetisierbarkeit. Je weicher der Kern eines Elektromagnets, um so größer ist seine magnetische Erregbarkeit durch die ihn umkreisenden Ströme. Die Abnahme der paramagnetischen Eigenschaften mit der Höhe der Temperatur ist kein allgemeines Gesetz, sie ist z. B. für Kobalt noch gar nicht nachgewiesen, und Stahl wird unmagnetisch beim Abkühlen auf — 100°.

Wir können daher wohl die Ursache des Erdmagnetismus in Strömen suchen, welche durch die Temperaturwechsel der Erdoberfläche und die Reibung der Luftströmungen in der Erdrinde, vielleicht auch in der Atmosphäre erzeugt werden, und verlegen doch den Hauptsitz der erdmagnetischen Kraft ins Erdinnere, in die Massen paramagnetischer Metalle, welche wohl den Hauptbestandteil derselben bilden. Wir erklären uns so zugleich die täglichen und jährlichen Schwankungen des Erdmagnetismus und die etwa 26tägige, der Sonnenrotation entsprechende Gewitterperiode als mittelbare Folge der wechselnden Wärmewirkungen der Sonne.

Aber es muß noch eine zweite Ursache des Erdmagnetismus bestehen. In der Gleichartigkeit der chemischen Zusammensetzung der Sonnenmasse mit derjenigen unsrer Erde, in dem Reichtum beider an Eisen haben wir eine Gewähr der stofflichen Gleichartigkeit des ganzen Planetensystems. Würde heute die Erde der einzige von einem Magnetfeld umgebene Himmelskörper sein, dieser eine müßte, indem er die Sonne umkreist und indem diese sich in seinem Magnetfelde dreht, die Sonne erregen. Deren einmal erweckte Polarität müßte rückwärts diejenige der Erde steigern und diejenige der andern Planeten entzünden bis zu einem von den Abständen und der Bewegungsenergie der einzelnen Teile abhängigen Maximum. Wir können nicht zweifeln, es muß im Sonnensystem außer der Gravitation nach dem Newton'schen Gesetze und außer der Vermittlung von Licht und Wärme nach den Gesetzen der Strahlung ein dritter großartiger Zusammenhang bestehen nach dem Gesetze der elektromagnetischen Fernwirkung. Unsre Erde als weicher paramagnetischer Körper steht nicht bloß unter dem induzierenden Einfluß elektrischer Oberflächenströme, sie steht auch unter der induzierenden Wirkung der Sonne und der Planeten.

Diese magnetische Wechselwirkung ist bedingt sowohl durch die Abstände der einzelnen Körper als besonders auch durch die Geschwindigkeit, mit welcher die einzelnen Teile ihre gegenseitige Entfernung ändern, sie muß sich so wohl auf die magnetischen Momente der einzelnen Körper selbst als auch auf die Stärke der diese Körper umgebenden Felder erstrecken und zwar derart, daß je nach dem Orte des Feldes die Feldstärke mit wachsendem Momente des Körpers wachsen oder abnehmen kann und umgekehrt. Bei der flach linsenförmigen Gestalt des ganzen Planetenraumes müssen sich die ungleichnamigen Pole der die einzelnen Körper ver-

Digitized by Google

bindenden Kraftlinien mehr in fächerförmigen Strahlenbüscheln ausbreiten und dadurch eine Verteilung der Feldstärken mehr nach den Gesetzen der ebenen zweidimensionalen als nach denen der räumlichen dreidimensionalen Ausbreitung veranlassen, wodurch der Einfluß der Entfernung auf die gegenseitige Einwirkung der Magnetfelder ungeheuer ermäßigt werden muß. Aus dem Kreislauf der Planetenbewegungen, aus den Wirbeln des Äthers, welche die Rotationen und Revolutionen der magnetischen Massen in dem linsenförmigen Raum erzeugen, muß ein Auf- und Abwogen der Feldstärke im ganzen Gebiete entstehen, das vom Magnetfeld der Sonne beherrscht wird. Bei der Vielseitigkeit der Einflüsse, der Massen, der Entfernungen, der Geschwindigkeiten, der Bewegungsrichtungen, der Bahnschiefen, der Excentricitäten, der Art der Polarität, der Schiefe der Axen muß ein Gewirr der Verstärkungen und Schwächungen der Feldstärken entstehen, das an Mannigfaltigkeit den Verdichtungen und Verdünnungen der Luft in einem Konzertsaal vergleichbar ist.

Wird unser Ohr die Akkorde vernehmen? Zum Glück für unser Verständnis herrscht im Konzert der Sphärenharmonie ein einzelnes Instrument so bedeutend vor, daß wir nicht umhin können, dasselbe herauszuhören und zu erkennen.

Es ist der gewaltige Jupiter mit seinem mächtigen Magnetfeld, der in seiner exzentrischen Bahn in 11,86 jähriger Periode seine Entfernungen von der Sonne im Verhältnis 10:11 verändernd gleichsam den Takt ausmißt. In den Jahren 1809,5, 1821,4, 1833,2, 1845,1, 1857,0, 1868,8, 1880,7 und 1892,6 hatte er jedesmal seine kleinste Entfernung von der Sonne. Nach der Statistik des Astronomen Wolf in Zürich fallen die Minima der Sonnenfleckenhäufigkeit übereinstimmend mit denen der erdmagnetischen Schwankungen ganz nahe auf dieselben Jahre, nämlich 1810,6, 1823,3, 1833,9, 1843,5, 1856,0, 1867,2, 1878,9 und 1889,6. Diese Gesetzmäßigkeit läßt sich infolge der fleißigen Sammlung von Berichten über Sonnenflecken aus früheren Jahrhunderten, welche Wolf die Jahre der Maxima und Minima zu ermitteln gestattete, bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts, die Zeit der ersten Sonnenfleckenbeobachtungen durch Pater Scheiner, zurückverfolgen. Das Gesetz erleidet nur eine Ausnahme mit der wachsenden Annäherung (vor und rückwärts) an das Jahr 1738. Hier greift eine andre astronomische Epoche ein; so wie eine Welle großer Wellenlänge Wellen kurzer Länge auf ihren Rücken nimmt, so treffen in diesem Jahre drei Wellen zusammen. Je fünf Jupiterjahre sind nämlich nahe gleich zwei Saturnjahren, und nahezu treffen je die fünfte Perihelstellung Jupiters und je die zweite Saturns zusammen in den Jahren:

Jupiter:	1619,7	1679,1	1738,36	1797,7	1857,0 u. s. f.
Saturn:	1620,5	1679,4	1738,30	1797,2	1856,2 u. s. f.

Im Jahre 1738 haben wir einen Wendepunkt, insofern zuvor die Saturnperihele denen Jupiters in der Zeit nachfolgten, von da ab ihnen vorhergehen. Gegen dieses Jahr hin ändert sich vor- und rückwärts die Fleckenhäufigkeit derart, daß die Perioden der Minima sich nach und nach um eine halbe Periode zusammendrängen, also zusammen genau um eine ganze Periode vermehren,

Digitized by Google

wobei auf das Jahr 1738,4 statt eines Minimums ein schwaches Maximum fällt. Der Statistiker muß daher, wenn er für zwei Jahrhunderte die mittlere Periodendauer sucht, für diese eine kleinere Größe als die Joviade (11,86 Jahre) finden. Wolf findet 11,18 Jahre. Innerhalb dieser Periode von 11,18 Jahren im Mittel vermutet Wolf selbst noch andre Perioden von längerer und kürzerer Dauer, er glaubt eine solche von $7\frac{1}{2}$ Monaten zu erkennen. Sie würde mit dem Jahr der Venus übereinstimmen. Auch eine Periode von 5 Jovialden gleich 60 Jahren ist erkennbar.

Nicht bloß in der Statistik der Sonnenflecken und in der Statistik der erdmagnetischen Variationen finden die Jovialden ihren Ausdruck, sondern (man vergleiche „H. Fritz, die wichtigsten periodischen Erscheinungen in Meteorologie und Kosmologie") vielleicht auch in den Klimaschwankungen und davon abhängigen Verhältnissen, z. B. in den guten Weinjahren. Daß in diesen 11 bis 12jährigen Perioden die Hand Jupiters im Spiele sei, wurde schon mehrfach [1]) vermutet und behauptet (Fritz, Seite 83, Dillmann, astronomische Briefe, Seite 157). Bei der sichtbaren Probe seiner magnetischen Kraft, welche uns Jupiter in seinem ersten Satelliten vor Augen hält, dürfen wir nicht mehr zweifeln, daß der Einfluß Jupiters magnetischer Natur sei.

Vielleicht darf man sich von dem Vorgange der Fleckenbildung auf der Sonne folgende nähere Vorstellungen bilden: Schwärme von Meteoriten umkreisen die Sonne in großer Zahl und werden in der Nähe der Sonne durch verschiedene Ursachen in ihrer Bewegung gehemmt. Außer möglichen Kollisionen der Körperchen untereinander dürfen wir an ein die Sonne umgebendes widerstehendes Mittel denken, welches die Körperchen in größter Nähe verzögert. Aber auch in weiterer Entfernung muß die verschiedene Stärke des Magnetfeldes, die Zunahme derselben mit der Annäherung, die Ungleichheit derselben auf verschiedenen Seiten der Sonne, veranlaßt hauptsächlich durch die nächsten Planeten, einen hemmenden Einfluß ausüben, so wie ein jeder Leiter der Elektrizität innerhalb eines Magnetfeldes wechselnder Stärke durch die Bildung von Faradayschen Strömen eine Bewegungshemmung erleidet. Eine solche Verzögerung könnte sich sogar bis auf den nächsten Planeten, den Merkur, erstrecken. Sie muß für die Meteorschwärme mit sehr exzentrischen Bahnen die Wirkung haben, daß sie ihr Perihel mit stets abnehmender Geschwindigkeit durchlaufen, dadurch mehr und mehr kreisförmige Bahnen um die Sonne beschreiben. Aber auch die Kreisradien

[1]) Im Anschluß an H. Fritz nimmt auch P. Reis die Periode der Sonnenflecken als übereinstimmend mit dem Jupiterjahre an und sucht die Ursache der Sonnenflecken in einer Flutwirkung des Jupiter auf die Sonne. Er vermutet daneben schon, es werde eine auch magnetische Einwirkung Jupiters im Spiele sein (vergl. P. Reis, die Sonne, Leipzig 1869, S. 89 u. fgde.). Die Flutwirkung Jupiters und Saturns mußte in früheren Epochen in der That eine große Rolle spielen, so lange der Sonnenball eine große Ausdehnung hatte. Wir können das Jahr 1738 als das gemeinsame Wiegenfest aller jüngeren Schwestern und Brüder der zwei größten Planeten betrachten. Heutzutage aber dürfte die magnetische Induktion dieser Körper auf die Sonne und deren Magnetfeld die hervorragendere Rolle spielen.

Digitized by Google

werden sich mehr und mehr verkleinern, bis die Körper der Atmosphäre der Sonne zur Beute werden, die sie in Metallwolken verwandelt und verschlingt. Sind diese Körper, wie wir aus dem Eisenreichtum der Meteorsteine vermuten dürfen, paramagnetischer Natur, so wirkt das Magnetfeld nicht nur verzögernd in der Bahnebene, sondern auch beschleunigend, sei es gegen den einen, sei es gegen den andern magnetischen Pol der Sonne. Obgleich daher die Perihele der Meteoritenbahnen in der Äquatorebene der Sonne liegen, fallen doch nur seltene Sonnenflecken in die Nähe des Äquators, die große Mehrzahl in größere Entfernungen nördlich und südlich von denselben. Jedesmal bei der Annäherung Jupiters erleidet das Magnetfeld der Sonne eine Schwächung, die Fleckenbildung vermindert sich, um kurz nach der Entfernung wieder zuzunehmen. Bei der Annäherung des Götterbesuchs vergißt Gott Helios seine Rinderherde, nach Entfernung derselben bringt er neue Hekatomben zum Opfer.

Saturn scheint die Wirkung Jupiters in der Art zu beeinflussen, daß seine gleichzeitigen Perihele denen Jupiters entgegenwirken, bei genauer Gleichzeitigkeit die Perihelwirkung Jupiters in die Aphelwirkung verkehren.

Aber nicht bloß mittelbar, indem die Veränderungen des Magnetfeldes der Sonne, das durch die Fleckenbildung selbst wieder Schwankungen erfahren muß, auch das der Erde in Mitleidenschaft ziehen, sei es direkt, sei es durch Vermittelung der ungleichmäßigen Strahlung der Sonnenoberfläche, wird uns auf der Erde die magnetische Kraft Jupiters fühlbar, auch eine direkte Einwirkung dürfte neuerdings erkannt worden sein. Die von der permanenten Kommission für internationale Erdmessung veranlaßten Beobachtungen auf den Sternwarten von Berlin, Prag und Straßburg und die gleichzeitigen auf Honolulu vorgenommenen Beobachtungen haben nach dem Berichte von Marcuse für die Zeit vom 1. Juni 1891 bis 18. Mai 1892 eine periodische Wanderung der Erdachse innerhalb des Erdkörpers ergeben, durch welche Veränderungen der Breite im Betrag von etwa einer halben Sekunde erzeugt werden. Die Länge der Periode ist auffallender Weise größer als ein Jahr, näher bei 400 als bei 365 Tagen.

Massenverschiebungen auf der Erde infolge der ungleichen Erwärmung der Hemisphären und des durch die Niederschläge bedingten Stoffwechsels hätten vielleicht die Erscheinungen erklären können, wenn die Periode 365 Tage umfaßte. Aber auch die europäischen Beobachtungen von 1889 und 1890, welche es noch im Zweifel ließen, ob es sich um eine Axenveränderung im Weltraum oder in der Erde handle, führten auf eine Periode von etwa 386 Tagen[1]).

[1]) Clerk Maxwell berechnet in seiner Abhandlung „on a dynamical top," daß die Störung der Lage der Hauptträgheitsaxe der Erde infolge einmaliger Gestaltsänderung, etwa durch die Hebung eines Kontinents, ein Schwanken der Umdrehungsaxe um die Hauptaxe zur Folge haben müßte mit einer Periode von 325·6 Tagen. Er findet aber, daß bei einem flüssigen Zustande des Erdinnern diese Schwankungen allmählich verschwinden müßten. Da nun die wirkliche Periode mit der Maxwell'schen nicht übereinstimmt, so können die Schwankungen der Umdrehungsachse nicht einen einmaligen Anstoß zur Ursache haben, sondern müssen durch eine periodisch wirkende Ursache hervorgebracht werden.

Digitized by Google

Nun kommt je nach 399 Tagen im Mittel, bald einige Tage früher, bald soviel später, die Erde wieder in dieselbe Stellung zu Jupiter und Sonne. Während dieser Periode läuft sie abwechselnd auf Jupiter zu mit einer größten Geschwindigkeit von gegen 30 km die Sekunde, und von demselben weg mit derselben Maximalgeschwindigkeit.

Sollte man da nicht für möglich halten, daß durch die veränderliche, von Jupiter ausgehende Induktion das magnetische Moment der Erde periodische Änderungen erleide, welche die Achsenverschiebung veranlassen und 399 tägige Schwankungen erzeuge, die sich vielleicht mit schwächeren 365 tägigen kombinieren? Als der große Newton die Abplattung der Erde als eine mechanische, aus der Rotation entspringende Notwendigkeit erkannt hatte, berechnete er unter Voraussetzung gleichförmiger Massenverteilung im Erdkörper die Abplattung des Rotationsellipsoids zu 1:229, Laplace fand unter derselben Voraussetzung 1:231·7. Wir wissen heute, daß die Erde in der Tiefe eine beträchtlich größere Dichte besitzen muß als in den äußeren Schichten und begreifen, daß die wirkliche Abplattung kleiner sein muß als jene theoretisch berechnete. Die Gradmessungen ergeben 1:300 und entsprechen dem Verhältnis, welches Laplace aus den Schwerewirkungen zwischen Erde und Mond berechnet hatte. Sollte aber die ganze Differenz nur auf die mit der Tiefe zunehmende Massendichte zurückzuführen sein? Müssen die paramagnetischen Massen der Erde nicht durch ihre Magnetisierung eine Streckung erfahren, so wie selbst ein starres Stück Eisen sich streckt, wenn es von einem Solenoidstrom umgeben wird? Bei geeigneter Verteilung einer magnetischen Streckung, deren Kraft einem Zug auf die Massen der Pole gleich dem 289. Teil von deren Gewicht gleich käme, müßte die Abplattung der Erde ganz verschwinden. Dem magnetischen Moment der Erde muß eine formbildende Kraft zukommen, welche die magnetische Achse der Erde zu verlängern sucht. Wenn die Erde heute noch plastisch ist, so müssen aus länger andauernden Verstärkungen und Schwächungen ihres magnetischen Moments Gestaltsänderungen und damit Verlegungen ihrer Hauptträgheitsachse hervorgehen.

Die magnetische Streckung der Erde muß zugleich ein Hindernis der Flutbewegung des flüssigen Magmas bilden, von welchem das diamagnetische Wasser der Oberfläche nicht betroffen wird, sie muß eine gegenseitige Beeinflussung innerer Massenverschiebungen und äußerer magnetischer Variationen zur Folge haben, wie sich dieselbe in einem thatsächlichen Zusammenhang der Erdbeben mit den magnetischen Variationen zu erkennen giebt.

Sollte nicht auch das Fehlen jeder Abplattung bei der Sonne aus einer paramagnetischen Streckung, die Anhäufung der Koronagase im Äquatorgürtel aus einem diamagnetischen Druck abzuleiten sein? Sollte nicht auch unser Zodiakallicht dem Saturnring vergleichbar ein Ring sein, der sich deswegen nicht zur dünnen Scheibe verdichtet, weil die magnetische Achse der Erde nicht in die Rotationsachse fällt und der Mond nicht in der Ebene des Erdäquators umläuft?

Digitized by Google

Saturn zeigt schon in der nur kleinen Abweichung seiner Satellitenbahnen von der Äquatorebene, daß er ein vorzüglich zentriertes System bildet. Wann wird die Astronomie und Physik im stande sein, alle die berührten Fragen nach Maß und Zahl zu beantworten?

Litterarische Revue

Von

Theodor von Sosnosky.

Inhalt: Emil Zola, Der Zusammenbruch. — O. Klaußmann, Pique-Aß. — Anton Freiherr von Perfall, Romanzero. — Baldwin Groller, Töte sie! — Ferdinand von Saar, Schloß Kostenitz. — Vincenz Chiavacci, Kleinbürger aus Groß-Wien. — Ludwig Ganghofer, Der Klosterjäger. — Ludwig Jacobowski, Werther der Jude. — Heinz Tovote, Mutter! — Julius Grosse, Am Walchensee. — Fritz Bley, Circe.

Emil Zola ist in seinem riesigen Romancyklus „Les Rougons-Macquarts" nun beim 19. Bande angelangt, der den Titel „La Débâcle" führt. Von diesem Werke hat die „Deutsche Verlagsanstalt" in Stuttgart unter dem Namen „Der Zusammenbruch" eine deutsche Ausgabe in 3 Bänden veröffentlicht, die sich durch eine treffliche Übersetzung und gefällige Ausstattung sehr vorteilhaft von den Ausgaben unterscheidet, die Zola's Werken sonst zu widerfahren pflegen.

Zola nimmt für seine Arbeiten meist große, soziale Vorwürfe; so hat er in „Nana" das Kokottentum gewählt, in „Germinal" das Arbeiterwesen, in „L'oeuvre" die Malerei, in „La Terre" das Bauerntum, in „La bête humaine" das Eisenbahnwesen, in „Le Rêve" die Kirche, in „L'Argent" das Börsenleben; in seinem jüngsten Werke endlich ist es der Krieg, und zwar natürlich der vom Jahre 1870/71.

Die deutsche Litteratur ist ja sicher nicht arm an Kriegsgeschichten, und gerade der letzte deutsch-französische Krieg ist fast bis zum Überdruß schon zu Romanen und Novellen verarbeitet worden: welche von diesen Erzählungen aber kann sich, was die Darstellung des Krieges betrifft, auch nur annähernd mit dem Buche Zola's messen! Die vielgelesenen politischen Romane des Allesswissers Samarow keineswegs ausgeschlossen; ja selbst der berühmte Tendenzroman der Baronin Suttner, „Die Waffen nieder!", der doch so sehr gepriesen wird, steht in dieser Hinsicht weit hinter dem Zola's zurück. Baronin Suttner hat die Greuel und die Verderblichkeit des Krieges mit überzeugender Kraft und Wahrheit schildern *wollen*: Zola aber hat sie in seinem Werke *thatsächlich* geschildert. Der Krieg mit seinen wilden, blutigen Greueln, mit seinen entsetzlichen Nachwehen: das ist das rechte Thema für die wilde, finstere, gewaltige Phantasie Zola's, für seine Liebe zum Gräßlichen, Ungeheuern. Die Kriegsbilder, die er in seinem jüngsten Buche entrollt, sind denn auch von einer so packenden Lebendigkeit und tragischen Wucht, daß sie in der gesamten Weltlitteratur kaum ihresgleichen haben. Sie erinnern an die ergreifenden, großartigen Panoramen der Schlachten von Rezonville und Champigny, diese Meisterwerke Alphonse de Neuville's und Edouard Détaille's.

Und Zola's Kunst ist um so mehr zu bewundern, als er in diesem Buche — seinem Prinzip entgegen — zumeist nicht Selbstgeschautes, Selbsterlebtes schildert, denn, so viel bekannt ist, hat er den Feldzug nicht mitgemacht, sicher nicht die Schlacht von Sedan, die ja den ganzen zweiten Band füllt und den Kern des ganzen Werkes bildet.

Erstaunlich ist auch der Bienenfleiß, mit dem er die zahlreichen „Documents" gesammelt, und die Sicherheit, mit der er sie geordnet hat und überblickt. Seiner Gewohnheit getreu hat er jedenfalls den Schauplatz, oder vielmehr die Schauplätze der Handlung dem gründlichsten

Digitized by Google

Augenschein unterzogen und sie sich auf das genaueste eingeprägt, denn er zeigt sich mit den Ortschaften, Flüssen, Bergen und Wäldern, mit dem ganzen Charakter der betreffenden Gegenden so innig vertraut, als ob er überall zu Hause wäre. Auch über die rein militärischen Daten und Vorgänge giebt er überaus umständlich Bescheid; freilich mögen da manche Versehen untergelaufen sein, wie der deutsche Generalstabs-Hauptmann Tanera ja nachgewiesen haben soll.

Weit schlimmer jedoch und mitunter sehr störend sind einige andre Fehler. Sie entspringen teils Zola's Nationalität, teils seiner Eigenart; jener ist die kindische chauvinistische Voreingenommenheit gegen alles Deutsche zuzuschreiben und die lächerliche Unkenntnis in allem, was die Deutschen betrifft. Er giebt sich offenbar große Mühe objektiv zu bleiben, den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, er ringt sich sogar wiederholt ein Maß der Anerkennung für sie ab: aber man merkt ihm an, wie sauer ihm das wird, und er kann sich's nicht versagen, ihnen bei jeder Gelegenheit eins am Zeuge zu flicken, sie Barbaren zu nennen und sie der Grausamkeit zu beschuldigen, wogegen er die Franzosen stets als Helden hinstellt, die einer gegen zehn kämpfen. In seinem Bemühen, die Niederlagen Frankreichs zu entschuldigen, wälzt er die ganze Schuld der schlechten Leitung auf den Kaiser, die Kaiserin und auf die Generale, wobei er zu weit geht, wie ihm der erwähnte Hauptmann Tanera vorgehalten hat. Daß sich Napoleon vor der Schlacht von Sedan rot geschminkt habe, dürfte auch eher die boshafte Erfindung seiner vielen Feinde als die Wahrheit sein; Zola hätte sich diese Bemerkung schenken können! Überaus läppisch und lächerlich ist es von ihm, daß er die Deutschen fast durchweg als ungeschlacht, struppig und rothaarig schildert; das zeigt nur, daß er sie nicht kennt. Er weiß ihnen nicht einmal passende Namen zu geben, so nennt er einen Goliath, — in ganz Deutschland giebt es vielleicht nicht drei Menschen, die so heißen — einen andern Gartlauben, wozu ihn muthmaßlich der Name Gartenlaube veranlaßt, von dem er als von einer deutschen Zeitschrift vielleicht einmal etwas läuten gehört hat. Recht sonderbar ist es auch, daß er keine andre deutsche Kavalleriegattung zu kennen scheint als Ulanen, denn so oft deutsche Reiter vorkommen, sind es Ulanen.

Alle diese Fehler entspringen lediglich seiner Nationalität, man darf sie ihm nicht allzuschwer anrechnen: er ist eben Franzose und als solcher in allem, was seine Nation betrifft, nicht ganz zurechnungsfähig.

Schwerer wiegen darum die Fehler, die seiner Eigenart entspringen. So vor allem die bombastischen und hyperbolischen Phrasen, mit denen er in seiner Sucht möglichst großartig zu wirken die Darstellung überlädt und vernüchtert; dann die ungeheure Umständlichkeit und Weitschweifigkeit, die Häufung von Einzelheiten, womit er den höchsten Grad Lebenswahrheit zu erzielen glaubt. So umfaßt die Schilderung der Vorgänge in und um Sedan am letzten August und ersten September nicht weniger als einen ganzen Band von nahezu 300 Seiten. Vielleicht will Zola durch diese umständliche Aufzählung aller Vorgänge auch seine Kenntnis des Materials zeigen, den Fleiß, mit dem er es gesammelt hat. Er erreicht es auch, außerdem aber auch etwas, was er gewiß nicht beabsichtigt hat, nämlich Ermüdung, wenn nicht gar Langeweile. Die zahlreichen militärischen Daten und Vorgänge in diesem Buche sind ja für den, der sich für derartiges interessiert, ganz lesenswert, nicht aber für die andern Leser, und namentlich nicht für Leserinnen. Keineswegs gehören sie in eine Erzählung hinein.

Die eigentliche Erzählung windet sich auch nur mühsam durch all' das Beiwerk, und Zola sieht sich wiederholt genötigt, den abgerissenen Faden künstlich zu knüpfen, um ihn fortführen zu können. Hierzu bedient er sich eines Mittels, das alle Romanschreiber anwenden, das auch sehr bequem ist, das aber dem Apostel des Realismus, als den sich Zola ausgiebt, sehr übel ansteht: des Zufalls nämlich. Die Zufälle, durch die er seine Personen zusammenführt, sind von einer Unwahrscheinlichkeit, die einem beim nächstbesten Familienblattschreiber vielleicht nicht auffiele, wohl aber bei einem Zola. Er hat damit aufs neue bewiesen, daß er nicht der Realist ist, der er sein möchte, und als der er allgemein gilt.

Der Zusammenhang dieses Romans mit dem Zyklus „Die Rougon-Macquarts" ist ganz äußerlich und besteht darin, daß eine der Hauptpersonen, der Korporal Jean, ein Macquart

Digitized by Google

ist. Er stellt den Vertreter des einfachen, ruhigen Bauerntums dar und bildet dadurch einen Gegensatz zum nervösen, revolutionären Pariser Maurice Levasseur. Diese beiden sind die Hauptpersonen, und ihre Schicksale bilden die eigentliche Handlung des Romans, die mit der Eröffnung der Feindseligkeiten beginnt und mit der Eroberung von Paris durch die Regierungstruppen schließt. Das brennende Paris bildet den Schlußeffekt des Zusammenbruchs von Thron, Armee und Reich.

Alles in allem ein interessantes, ein bedeutendes Buch, aber bei weitem kein Kunstwerk.

In demselben Verlage ist der Kriminal-Roman „Pique-Aß“ von A. Oskar Klaußmann erschienen. Der Schauplatz dieser Geschichte ist die oberschlesisch-russische Grenze, die Zeit das Jahr 1844. Die Handlung dreht sich um das Treiben der Schmuggler, die damals ihr dunkles Handwerk in großem Stile ausübten, da diese Gegend Preußens zu jener Zeit von der Regierung arg vernachlässigt wurde. Das Haupt einer dieser Schmugglerbanden ist unter dem Namen Pique-Aß der Schrecken der Zollwächter. Das geheimnisvolle Treiben und die Entlarvung dieser Persönlichkeit bildet den Kern der Handlung.

Die abenteuerlichen Verhältnisse jener Zeit und Gegend bieten dem Erzähler jedenfalls einen recht dankbaren Stoff; Klaußmann hat ihn auch nicht übel verwendet und eine nicht uninteressante, effektreiche Geschichte daraus gemacht, die solchen Lesern, die von einer Erzählung Spannung und Aufregung, aber ein gutes Ende verlangen, gewiß sehr zusagen dürfte. Höhern Ansprüchen genügt der Roman freilich durchaus nicht, denn die Personen und die Behandlung des Stoffes richten sich ganz nach der Schablone.

Eine dritte Veröffentlichung der deutschen Verlagsanstalt heißt: „Romanzero“. Erotische Novellen von Anton Freiherr von Perfall.

Der Titel dieses Buches ist insofern gut gewählt, als die sechs Geschichten, die es enthält, sehr romantisch sind. Spielte die Liebe darin nicht eine so große Rolle, so könnte man sie jener Kategorie von Erzählungen zuzählen, die als „Lektüre für die reifere Jugend“ bezeichnet zu werden pflegen. Sie spielen nämlich durchwegs im fernen Westen Nordamerikas unter Vaqueros, Desperados und sonstigen freundartigen Leuten und sind reich an Abenteuern verschiedener Art, selbst ein Indianerüberfall à la Lederstrumpf bleibt nicht aus. An Spannung fehlt es also wahrlich nicht in diesem Buche; mit dessen künstlerischem Wert ist es freilich eine andre Sache. Immerhin versteht Baron Perfall lebendig, wenn auch keineswegs eigenartig zu erzählen; daß er stets die Ich-Form gewählt hat, war aber keine besonders gute Idee, denn wenn er Leute und Schauplatz auch offenbar gut kennt, so hat er in Wahrheit doch sicher etwas weniger erlebt als in seinen Geschichten, in denen sich ihm die Novellenstoffe geradezu aufdrängen.

Der Verein der Bücherfreunde hat als zweiten Band seines zweiten Jahrganges den Roman „Töte sie!“ von Balduin Groller herausgegeben (Berlin, 1892.)

Der packende, auf tragische Vorgänge deutende Titel ist ziemlich weit herbeigeholt; er steht mit dem harmlosen Inhalt des Buches nur im losesten, künstlichen Zusammenhange. Es handelt sich in dem Buche um ein arges Mißverständnis zwischen Eheleuten, das durch einen tückischen, übrigens nicht allzu wahrscheinlichen Zufall herbeigeführt worden ist. Das Mißverständnis würde sich auch bald klären, wenn der Gatte rechtzeitig den Mund aufthäte, wie es ein vernünftiger Mensch im wirklichen Leben macht; im Roman und auf der Bühne aber hüllen sich die Leute in solchen Fällen stets in ein psychologisch ganz unbegründetes Schweigen und sprechen erst dann, wenn eine Katastrophe da ist oder doch schon unmittelbar bevorsteht. Und warum schweigen sie? Weil sonst die Geschichte oder das Drama gleich zu Ende, ja überhaupt gar nicht möglich wäre, da sie, beziehungsweise es, sich auf diesem Schweigen aufbaut, das ist auch hier der Fall. Zum Glück ist die Geschichte flott erzählt, und die vorkommenden Personen sprechen mit lobenswerter Natürlichkeit.

Eine eheliche Dissonanz bildet auch das Leitmotiv für die Novelle „Schloß Kostenitz“ von Ferdinand von Saar. (Heidelberg, Georg Weiß, 1893.)

Herrn von Saar's Muse ist zwar sorgfältig gekleidet und von vornehmer Sanftmut und Ruhe, aber ihre Züge entbehren der Individualität, sie macht den Eindruck des Schwächlichen,

Digitized by Google

Äußlichen, sie wandelt ziemlich ausgetretene Geleise, und ihre Stimme hat einen matten, kraftlosen Ton wie die eines alten Spinetts.

Mit dieser Stimme singt sie diesmal ein Wiegenlied, wenigstens wirkt ihre Geschichte wie ein solches: sie schläfert ein.

Und die Geschichte wird dadurch wahrlich nicht besser, daß die Heldin infolge ihrer großen Gemütsbewegungen an einer Gehirnentzündung erkrankt und stirbt; die Gehirnentzündung ist das Seitenstück zum gewissen unvermeidlichen Nervenfieber.

Die Weihnachtsgabe, die ein dritter österreichischer Autor, V. Chiavacci, auf den Büchermarkt gebracht hat, heißt „Klein-Bürger von Groß-Wien. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben." (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp., 1893.)

Nachdem Chiavacci drei Jahre hintereinander, 1887, 1888, 1889 das Lesepublikum mit einem „Christkindl" in Buchform beschenkt hat, ist er zwei Jahre ausgeblieben: zu Weihnachten 1892 hat er sich wieder eingestellt, und seine Gabe wird seinen zahlreichen Freunden gewiß Freude machen; für den freilich, der unbefangen und nüchtern urteilt, bleibt diese Freude nicht ungetrübt; in diesem Falle bewährt sich nämlich das Sprichwort „Alle guten Dinge sind drei". Nicht etwa, als ob das vierte Buch schlecht sei, beileibe nicht, so mancher Autor könnte sich zu einer solchen Leistung beglückwünschen: aber im Vergleich mit den drei ältern Büchern läßt es doch manches zu wünschen übrig. Unter den 32 Skizzen, die es enthält, sind höchstens ein Drittel auf der Höhe, auf der jene stehen. Das gilt namentlich von folgenden: „Nur net z'Haus gehn", „An Herrn zeig'n", „Der Waldmann", „Glück muß man hab'n", „Auch ein Standpunkt" und „Im politischen Friseursalon". Die sind aber auch köstlich und zeigen alle die großen Vorzüge dieses ausgezeichneten Humoristen. Die ernsten Geschichten, die er sonst gleichfalls so herzbewegend und natürlich zu erzählen weiß, sind ihm diesmal nicht recht gelungen, sie fallen oft in einen rührseligen Ton; man merkt, daß der Autor rühren will, und die Verstimmung bleibt nicht aus.

Die Ursache für diesen Rückgang ist wohl lediglich darin zu suchen, daß Chiavacci sich in den Dienst des Journalismus gestellt hat, dieses unersättlichen Polypen, der jedem, der sich ihm ergiebt, die Zeit raubt und das Talent aussaugt. So muß Chiavacci unter anderm jeden Sonntag für sein Blatt ein Feuilleton schreiben, das durchaus witzig sein soll, und in dem er als „Frau Sopherl" die Welt und Lokal-Ereignisse der Woche bespricht und kritisiert.

So giebt er sein großes Talent in kleiner Münze aus, die nur für einen Tag Geltung hat.

Es wäre ewig schade, wenn es zu Grunde ginge!

Wohl ist, um das bekannte gefügelte Wort zu gebrauchen, sein Genre klein, aber er ist groß in seinem Genre. Übrigens ist es noch sehr fraglich, ob sein Genre wirklich klein, ob er nicht zu größerem befähigt ist. Es mag ja sein, daß man sich irrt, aber es scheint, daß niemand so berufen ist den noch ungeschriebenen echten Wiener Volksroman zu schaffen als Chiavacci. Wird er ihn ungeschrieben lassen?

Ganz ähnlich wie mit Chiavacci verhält es sich mit seinem Freunde und Redaktionsgenossen Ludwig Ganghofer.

Sein jüngstes Werk, das in demselben Verlage erschienen ist, heißt „Der Klosterjäger", und ist mit Illustrationen von Hugo Engel versehen. Es ist zuerst in der „Gartenlaube" erschienen, und das ist gerade keine Empfehlung, denn die Muse dieser Zeitschrift geht bekanntlich in blauen Strümpfen und nährt sich von Zuckerwasser. Wer sich in ihren Bereich begiebt, muß sich daher dem anpassen. Das hat Ganghofer denn auch gethan; seine Geschichte ist so familienmäßig zahm, als wäre sie von einer Gartenlaubendame geschrieben worden. Die Braven werden darin nach Gebühr belohnt, die Schlimmen — ganz böse sind sie nicht — werden bestraft, aber so, daß sie darunter nicht allzuschwer leiden, und die Überflüssigen räumt wieder einmal der gefällige Zufall beiseite.

Ganghofer ist in dieser Geschichte der alte, insofern er sie wieder in die bairischen Alpen versetzt hat, in denen er und seine Muse zu Hause sind, und insofern er wieder die Dirndln und Buam vorführt, die man schon zur Genüge aus seinen ältern Büchern kennt: er ist aber anderseits nicht mehr der alte, als ihm die Frische und Unterhaltungsgabe fehlt, die er früher

Digitized by Google

besessen hat. Der Roman wird mit der Zeit herzlich langweilig, teils aus dem eben erwähnten Grunde, teils weil sein Umfang im Verhältnis zur Dürftigkeit seines Inhaltes entschieden zu groß ist, — die paar hübschen Stimmungsbilder können einen dafür nicht entschädigen. Das beste am ganzen Buche ist das einleitende Gedicht, das der Autor dem Andenken seines verstorbenen Kindes widmet, und das wirklich poetisch ist. Darin zeigt sich, daß Ganghofer ein echter Dichter ist, und anbetracht dessen ist es um so mehr zu bedauern, daß es mit seinen Leistungen so stark bergab geht. Wenn er es so forttreibt, so wird es noch dahin kommen, daß er auf eine Stufe sinkt mit tausend andern Erzählern, viel fehlt schon jetzt nicht mehr dazu!

Ein sehr beachtenswertes Buch ist „Werther der Jude", moderner Roman von Ludwig Jacobowski. (Berlin, Max Hoffschläger, 1892.)

Der Verfasser bezeichnet diesen Roman mit Recht als modern, denn er ist es im vollsten Maße, er behandelt ein Thema, das eben jetzt auf der sozialen Tagesordnung steht und auf die leidenschaftlichste Weise im öffentlichen wie im privaten Leben erörtert wird: nämlich die Judenfrage. Doch entwirft er in seinem Buche nicht etwa ein großes Bild des gewaltigen Kampfes zwischen Judentum und Antisemitismus: er beschränkt den Kampf auf einen einzelnen Fall, und auch da kommt er nicht so stark zur Geltung, als man vermuten sollte. Es scheint fast, als hab' es der Autor vermeiden wollen, seine Personen mitten ins Kampfgetümmel hineinzuversetzen, als habe er Furcht gehabt, dann seine Objektivität zu verlieren, die zu bewahren er augenscheinlich sehr bemüht ist. Und diese Mühe ist nicht ohne Erfolg, man muß es ihm lassen; obwohl er offenbar selbst jüdischer Herkunft ist, schont er seine Stammesgenossen durchaus nicht; er zeigt wohl seinen Groll gegen den Antisemitismus, er schildert die Seelenqualen, denen ein zartempfindender Jude ausgesetzt ist: aber trotzdem ist das Endergebnis seines Buches eine Anerkennung der Berechtigung des Antisemitismus, freilich keine direkte, mit Worten ausgesprochene, ja vielleicht nicht einmal eine beabsichtigte; aber da ist sie, das kann nur der leugnen, der sie nicht sehen will: oder spricht es etwa für das Judentum, daß alle drei Personen, die es in dem Buche vertreten, unsympathisch, und zwei davon, die der Verfasser als Typus jüdischer Geschäftsleute hinstellt, Betrüger sind? Das ist doch nur Wasser auf die Mühle des Antisemitismus, und dieses Ergebnis ist um so bemerkenswerter und wirksamer, als der Verfasser ja bei aller Zurückhaltung doch seine Abneigung gegen den Antisemitismus nicht verbergen kann und für das Judentum tiefe Teilnahme zeigt.

Nun, bei seinen Glaubensgenossen dürfte sich der Verfasser mit diesem Buche kaum viele Freunde gemacht haben, es sei denn, daß sie es ganz verkennen und darin lediglich eine Leidensgeschichte sehen, das Unglück ihres Volkes auf einen bestimmten Fall reduziert; der Titel scheint ja darauf hinzudeuten. Thatsächlich hat aber das Wertertum, das heißt die innere Zerfahrenheit bei dem Helden, Leo Wolff, keineswegs darin allein seinen Grund, daß er Jude ist und sich als solcher unglücklich fühlt; und sein tragisches Ende ist schon gar nicht die Folge dieses seelischen Zwistes, sondern vielmehr die einer Kette verhängnisvoller Umstände, die teils seine Charakterlosigkeit, teils der Zufall herbeigeführt hat.

Aber auch, wenn man von der Judenfrage ganz absieht und das Buch lediglich vom ästhetischen Standpunkt beurteilt, erweckt es Interesse. Es ist frei von Schablone, lebenswahr und in der Zeichnung der Charaktere vorzüglich. Es ist daher nicht nur dem zu empfehlen, der sich für die Judenfrage interessiert, sondern jedem, der von einem Buche mehr verlangt als bloß Unterhaltung.

Gleichfalls in Berlin spielt der Roman „Mutter!" von Heinz Tovote. (Berlin, F. Fontane, 1893.)

Es ist eine ergreifende Geschichte, die darin gipfelt, daß ein Sohn seine abgöttisch verehrte Mutter von dem erhabenen Piedestal stürzen sieht, auf das sie seine Liebe gehoben hat. Er erfährt nämlich, daß sie den Mann hintergangen hat, den sie ihren Gatten und er seinen Vater nennt, daß er selbst das Kind ihrer Sünde ist. Dieser tragische Konflikt wird noch dadurch geschärft, daß der junge Mann auch die grausige Entdeckung macht, daß das Mädchen seiner Liebe seine Schwester ist, die uneheliche Tochter des Mannes, der den Fehltritt seiner Mutter verschuldet hat.

Digitized by Google

Tovote zeigt sich indes den großen Konflikten, die er heraufbeschworen hat, nicht recht gewachsen. Er läßt die schuldige Mutter an einer Krankheit sterben, die jeden Arzt mit großem Mißtrauen erfüllen würde. Wollten die Dichter und Erzähler doch endlich einmal einsehen, daß man infolge großer Gemütsbewegungen nicht stirbt, es sei denn am Schlagfluß, sicher aber nicht an dem Nervenfieber, das in den Romanen mit entsetzlicher Beharrlichkeit immer wieder auftaucht. Nimmt Tovote also zur Lösung des einen Konfliktes den im Roman stets so gefälligen Tod zu Hilfe, so geht er dem andern ganz aus dem Wege und läßt den Leser völlig im Unklaren, wie sich das Verhältnis zwischen den einander nicht geschwisterlich liebenden Geschwistern gestalten werde.

Im Verlage von E. Pierson in Dresden sind jüngst folgende zwei Romane erschienen: „Am Walchensee" von Julius Grosse und „Circe" von Fritz Bley.

Grosse's Roman ist ganz im alten Stile gehalten. Zwei junge Leute sind einander von ihren Eltern zu Mann und Frau bestimmt. Sie sind davon wenig erbaut, denn ihre Herzen sind schon vergeben, aber wie sich im Laufe der Geschichte zeigt, an Unwürdige. Sie erkennen ihren Irrtum und werden schließlich doch ein Paar, aber nicht durch Zwang, sondern aus Liebe. Wie man sieht, ein nicht neues Thema. Daß sich die Geschichte in einem Badeorte abspielt, wo sich alle treffen, macht sie nicht gerade eigenartiger, denn diese Kurort-Rendezvous sind im deutschen Roman ja überaus beliebt. Aber immerhin liest sich dieser Roman nicht unangenehm und vermag ein paar müßige Stunden ganz leidlich auszufüllen. Die Schilderung des Walchensees und seiner Umgebung verdient sogar besondere Anerkennung, sie ist anschaulich und nicht ohne Schönheit.

Auffallend ist bei einem so alten Roman-Praktikus, wie Grosse es ist, daß er im Erzählen der Ereignisse sich so häufig unbeholfen, ja geradezu dilettantenhaft zeigt. Da heißt es z. B. S. 318: „Wir verzichten darauf, die heiteren Gespräche . . . zu berichten"; S. 138: „Wir müssen um einige Stunden zurückblicken, um . . . zu verstehen"; S. 155: „Eine halbe Stunde später fand . . . ein seltsames Ereignis statt, das wir hier nicht übergehen können"; S. 353: „Wir eilen zum Schluß."

Man ist versucht anzunehmen, dieser Roman verdanke seine Entstehung einem Sommeraufenthalte seines Verfassers am Walchensee.

Ebenso dürfte Fritz Bley die Anregung zu seinem Roman „Circe" durch seinen Aufenthalt in Afrika und durch die Eindrücke bei seiner Heimkehr empfangen haben. Auch sein Roman enthält dilettantenhafte Wendungen, doch ist es bei ihm begreiflicher als bei Grosse, denn er dürfte mit diesem Buche das erste Mal als Erzähler auftreten. Im übrigen enthält sein Roman gutes und minderwertiges bunt durcheinander. Das Beste darin sind jedenfalls die Landschafts-Schilderungen aus Preußisch-Litauen, sie haben einen poetischen Reiz und wecken das Interesse an diesem weltfernen Winkel Deutschlands, von dem man in der Welt draußen fast nichts weiß, und den zu unterschätzen man darum so leicht geneigt ist.

Litterarische Berichte.

Geschichte Katharina II. von Prof. B. v. Bilbassoff. Deutsch von P. v. R. Des Russ. Originals Bd. II. Vom Regierungsantritt Katharinas 1762 bis 1764. Berlin 1893. Verlag von Siegfried Cronbach.

Angesichts dieses Werkes haben wir mehrere Wünsche auf dem Herzen, vor allem aber den, daß der Verfasser ein recht hohes Alter in voller Frische und Kraft erreichen, daß der oder die Uebersetzer nicht ermüden, daß der Verleger einen ausreichenden Absatz des Buches erziele, um nicht vor der Zeit von dem Unternehmen zurückzustehen. Wenn diese Wünsche in Erfüllung gehen, dann haben wir die Hoffnung, das Werk zum Abschluß gebracht zu sehen, das seiner bisherigen Anlage nach etwa auf 25—30 starke Bände hinauskommen

Digitized by Google

würde. Denn die zwei starken Bände, welche vorliegen, insofern wir von den angehängten zwei ansehnlichen Bänden, „Forschungen und Dokumente“ absehen, umfassen die Vorgeschichte Katharinas und die zwei ersten Regierungsjahre derselben als Zarin. Man sieht: eine des großen Gegenstandes würdige Anlage. Es ist hier freilich nicht der Ort, darzulegen, inwiefern die historische Wissenschaft durch dieses umfassende Unternehmen gefördert wird. Wir müssen uns darauf beschränken, den Gesichtspunkt, von dem der Autor ausgeht, und das Ziel, welches er verfolgt, zu kennzeichnen. Ausgangspunkt und Ziel aber sind für den ganzen Charakter des Werkes entscheidend. Es hatte ja auch bisher an sehr namhaften Forschungen und fesselnden Darstellungen des Lebens der „nordischen Semiramis“ nicht gefehlt, aber die Schöpfer derselben waren Deutsche. Von Schlözer bis Hermann und Brückner, die große Zahl der Monographisten beiseite gelassen, sind nur Deutsche mit der Enthüllung der glänzenden und bedeutungsvollen Erscheinung auf dem Zarenthrone befaßt gewesen. Der Verfasser würde dadurch schon ein Maß von eigener Originalität gewinnen, wenn er, wie er es thut, einen Accent darauf legte, daß er als Russe an den Gegenstand herantritt. Aber er will noch mehr sein, nicht bloß Russe schlechthin, sondern der Russe von heute, aus den Tagen Alexanders III., d. i. ein Russe mit jenem Widerwillen gegen alles, was deutsch ist, der die Silhouette des modernsten Russen abzeichnet. Herr Bilbassoff findet, wie andre Chauvinisten, daß die Grenze der Vortrefflichkeit und Tugend genau mit der politischen und Sprachgrenze läuft; hüben ist alles groß und schön und hell, drüben ist alle Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit angelagert. Ist dergleichen aber schon für einen Historiker schlechthin eine bedenkliche Gefühlsweise, so wird sie nun gar anstößig gegenüber einer geschichtlichen Persönlichkeit, die doch nun einmal aus deutschem Blute entsprossen, in Deutschland erzogen, die deutsche Sprache ihre Muttersprache nannte. Ueber diese Thatsache, sollte man meinen, könnte doch auch der stärkste Chauvinismus nicht hinweg. Und doch ist das der Hauptgedanke unsres Autors. Er will zeigen, daß in Katharina sich alles, was mit ihrer Abkunft und ihrem ursprünglichen Religionsbekenntnis zusammenhängt, verflüchtigt habe vor den Eindrücken, die sie in Rußland empfangen. Nicht bloß ein neues Gepräge habe sie erhalten, sondern eine innere Metamorphose habe sie erfahren. Sie sei so russisch geworden, daß sie sogar das Bekenntnis der russischen Kirche mit voller Seelengewalt in sich aufgenommen und mit der innern Ueberzeugung von der Ueberlegenheit dieser christlichen Konfession gegen jede andre in sich gepflegt hätte. Kurz, daß Katharina eine Deutsche gewesen, ist ein unwesentliches, wirkungsloses, zufälliges, gleichgültiges Moment. Daß diese erstaunliche Verwandlung nicht ohne etwas gewaltsame Dialektik durchzuführen ist, wird der Leser leicht begreifen. Mit diesem patriotisch überspitzten Gesichtspunkt tritt der Autor in die Untersuchung ein, und daß dann die patriotische Verherrlichung das Ziel sein muß, ist selbstverständlich. Inzwischen haben die Deutschen feurige Kohlen auf dem Haupte des Autors gesammelt, sie haben ohne weitere Bemerkungen sein Buch der abendländischen Welt zugänglich gemacht. Wir danken es denen, die sich darum gemüht, denn solches Lernen auch von dem, der uns haßt, entspricht doch wohl einer höheren Anschauung von dem Wert der Geschichte, als Bilbassoff hat. Und lernen kann man viel aus seinem Buche, das sich auch vortrefflich liest. C.

Im Spiegel der Zeit. Ein heimatlicher Liederstrauß von Haus von Windeck. Stuttgart 1892. Verlag von Adolf Bonz u. Cie.

Mit Freude begrüßen wir in einer Zeit, deren litterarische Produkte zum großen Teile auf das vielseitigem Geschmack entsprechende Reale gerichtet sind, einen lyrischen Liederstrauß, der die tieferen und edleren Empfindungen des Menschenherzens zum Ausdruck bringt und auch in uns solche Gefühle erweckt. Durch die große Anzahl von Lyrikern aber, welche vor Jahrzehnten wahrhaft klassische Gedichte uns geboten haben, durch Männer wie Geibel, Gerok, durch Epiker wie Wolff, Bannbach, Scheffel u. a. sind wir in unsrer Beurteilung neu erscheinender Lieder zu hohen Ansprüchen angeregt und berechtigt worden, und wenn wir diesen Maßstab an die vorliegende Sammlung legen, so werden wir doch manches auszusetzen haben. Es soll kein schwerwiegender Tadel sein, daß die zuerst stehenden Lieder fast sämtlich nur Variationen der so häufig in der Lyrik angeschlagenen Töne sind, denn die Empfindungen des Menschenherzens bleiben ja doch ewig dieselben; im Gegensatz dazu müssen wir den darauf folgenden, welche so schön und innig das erhoffte und erlangte Familienglück schildern, unser unbedingtes Lob erteilen, da sie eine tiefe, ergreifende Empfindung bekunden. Zu vermeiden waren die mehrfach eingestreuten Gelegenheitsgedichte, welche, wenn sie nicht ganz besonders hervorragend sind, den Eindruck einer ganzen Sammlung nur beeinträchtigen, wie z. B. das Abschiedslied an Herrn von Thielen u. a. Ein zweites Bedenken erhebt sich bei der Beurteilung der Form. Daß der Dichter wohl im stande ist, nach Versbau, Reim und Rhythmus wohlklingende und ohne Anstoß zu lesende Verse zu bauen, hat er in mehreren, durchaus tadel- und fehlerfreien Gedichten bewiesen; wenn wir daher in vielen andern ganz mangelhaft gebaute, auch mit der schwebenden Betonung kaum geläufig zu lesende Verse finden, ja sogar solche, wo — doch nur

Digitized by Google

infolge von Unachtsamkeit — das Metrum plötzlich ein ganz andres wird, so können wir den Vorwurf nicht unterdrücken, daß der Verfasser mehr Mühe und Sorgfalt auf die Feilung und den Wohlklang der Verse verwenden mußte. Wenn dies geschieht, so wollen wir einer neuen Auflage dieser Gedichte oder einer neuen Folge andrer gern entgegensehen. C. S.

Das deutsche Sprachgebiet in Europa und die deutsche Sprache sonst und jetzt Von H. Rabert. Stuttgart 1893. Verlag von Strecker und Moser.

Das kleine Buch zerfällt in zwei Abteilungen. In der ersten sucht der Verfasser das deutsche Sprachgebiet in Europa sonst und jetzt zu schildern, in der zweiten eine Uebersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache zu geben. Das Buch will populär sein, steht auch mit den Bestrebungen des deutschen Sprachvereins in Zusammenhang. Aber es ist die Schrift eines Dilettanten nicht bloß in dem sprachlichen Teil, sondern auch in dem historischen, und fördert daher unsre Kenntnis weder, noch kann es als eine zuverlässige Einführung in das gegenwärtige Wissen von dem gelten, was es gern lehren möchte. Q.

Persia and the Persian Question by the Honourable George N. Curzon M. P. London 1892. Longmans Publishers.

Ein sehr bedeutendes Werk, welches höchst interessante Reiseschilderungen enthält und bei größter Ausführlichkeit nie ermüdend ist; es ist dem Verfasser durch lebendige Darstellungen gelungen, die Leser gewissermaßen mit auf die Reise zu nehmen. Zugleich enthält dieses Buch einen Warnungsruf für England gegen Rußlands immer mehr wachsenden Einfluß in Persien. Mr. Curzon, geboren 1859, als ältester Sohn des Barons Scarsdale, ist Mitglied des Parlaments für Southport und hat als Orientreisender einen großen Ruf. Während Lord Salisbury's letzter Regierung wurde er Unter-Staatssekretär für Indien. Man hält ihn für eins der befähigtsten jüngeren Mitglieder der konservativen Partei. Mr. Curzon fuhr mit der transkaspischen Eisenbahn nach Persien; nachdem er die nordische Grenze der Provinz Khorasan erforscht hatte, besuchte er Mesched, und nachher ging er nach Teheran, wo er vom Schah empfangen wurde und mit den Ministern verkehrte. Der Verfasser giebt eine Beschreibung des kolossalen Schatzes in Teheran, welcher eine Versuchung für Rußland ist, sobald die Zeit gekommen sein wird. Mr. Curzon schildert, wie Rußlands Gewalt über Mesched zunimmt, und wie sein Einfluß sich über ganz Khorasan erstreckt, welches die fruchtbarste, am besten bewässerte und die mildeste Provinz des Landes ist, dessen Ebenen und Tiefen einen großen Reichtum von Obst, Mineralen, und von Getreiden bergen. Er erzählt, wie Rußland glaubt, daß der Kaufmann dem Soldaten vorausgeschickt werden muß, und hält es für nötig, daß England auch seinen Handel durch Verbesserung der Wege vom Golf in das Innere und durch eine Eisenbahn bis Seistan belebt. Hätte England die Hälfte des Geldes, welches es in Afghanistan weggeworfen und verschwendet hat, bezahlt, um Persien zu versöhnen, so würde es ein sicheres und unschätzbares Bollwerk für sein indisches Reich gewonnen haben. R.

Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Von Carl Heine. Halle a. S. 1892. Verlag von Max Niemeyer.

Der Verfasser geht in seiner Schrift von dem Gedanken Eichendorff's aus, der in seinem bekannten Buche über den deutschen Roman des 18. Jahrhunderts als besten Spiegel der wechselnden Ideale einer Periode den Roman bezeichnet hat. So sucht denn Heine für die litterarisch, und besonders für Goethe wichtigen vier Jahre vom Erscheinen des Werther bis zu den Anfängen des Wilhelm Meister durch Vorführung der Romanlitteratur die bewegenden Strömungen des geistigen und sittlichen Lebens der Zeit zu schildern. Dabei werden nicht bloß die Meisterwerke, sondern auch die ästhetisch tiefer stehenden Werke, ebenso nicht bloß die Originalschriften, sondern auch die Uebersetzungen berücksichtigt. Nach einleitenden Kapiteln wird eine Einteilung der Romanmasse zunächst in zwei Gruppen versucht, nach dem Ideal der Gelassenheit und dem der Leidenschaft, und darin Unterabteilungen nach den Gesichtspunkten der Moral, der Empfindung und der Vernunft aufgestellt. In einem folgenden Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit der Beschreibung der in den Romanen auftretenden Personen nach ihrem Aeußeren, ihrem Wesen und ihrer Beschäftigung. Unter der Ueberschrift „Ideenkreis der Romane" stellt der Verfasser schließlich zusammen, was in diesen Schriften über Industrie und Handfertigkeit, Wissenschaft, Kunst, Natur, Religion und Sittlichkeit bemerkt wird. Ein zusammenhängendes, in großen Zügen, auf sicherer Erkenntnis beruhendes Bild über die Romanlitteratur jener vier Jahre erhält man in der ganz zerstückten Behandlungsweise des Verfassers durchaus nicht. Um über einen Schriftsteller, oder über dieses oder jenes seiner Werke die Ansicht des Verfassers zu gewinnen, muß man an den verschiedensten Stellen nachlesen, und hat man sich diese Mühe genommen, so fühlt man sich wenig befriedigt. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden,** bei **Magen-** und **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht,** u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung, in 1891 waren es über 671,000 Flaschen. Anfragen über das **Bad,** über Wohnungen im **Badelogierhause** und **Europäischen Hofe** erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.**

MEYERS

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

152 Chromotafeln.

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.

KONVERSATIONS-

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

LEXIKON

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau**

Theorie der optischen Instrumente

nach Abbe

von

DR. S. CZAPSKI

Wissenschaftlichem Mitarbeiter der optischen Werkstätte von Karl Zeiss in Jena

Mit 94 Illustrationen. In Leinenband geb. Mk. 9,60

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau**

Sprachsünden

Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungs-Litteratur

von

Theodor von Sosnosky

Geheftet. Preis 1 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau**

Mark Aurels

Meditationen

Aus dem Griechischen

von

F. C. Schneider

Vierte durchgesehene Auflage

Geheftet 2 Mk.

Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl.

Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Friederike von Sesenheim

im Lichte der Wahrheit.

Von **Heinrich Düntzer.**

Geheftet 3 Mark.

Froitzheims angeblich urkundliche Beweise der Sittenlosigkeit von Goethes Friederike finden in dieser Schrift eine wissenschaftliche, zugleich den weiten Kreis ihrer Verehrer berücksichtigende Widerlegung. Friederikens Beziehungen zu Goethe und zu Lenz und die Entstehung der erst in unserem Jahrhundert allmählich ausgebildeten verleumderischen Sage werden so gründlich und allseitig behandelt, daß das Läuterfeuer der Kritik von jenen schnöden Verdächtigungen nichts übrig läßt und Friederikens Bild wieder in reinem, ureigenem Glanze erstrahlt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Der Verein der **Bücher-freunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Uebersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsleitung

Verlagsbuchhandlung Schall & Grund,

Berlin W., Kurfürstenstr. 128.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg.**

Soeben erschien:

STUDIEN

zur

Litteraturgeschichte.

Michael Bernays

gewidmet

von

Schülern und Freunden.

Preis 8 Mk., in Halbfranzband 10 Mk.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von **Richard Fleischer**

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhandlung. 3 Terthefte bilden stets einen Band.

Breslau **Eduard Trewendt**

Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Digitized by Google

Achtzehnter Jahrgang — Preis vierteljährlich 6 Mark

COLLEGE
JUN 17 1893
LIBRARY

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1893 Juni

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauentzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Juni 1893.

Seite

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. XVII. 273

E. Merx: Erna Heine. Erzählung. I. 286

Alexander Woeikof: Klima und Volksdichtigkeit. 309

W. C. Tetley: Ein Ritt durch die Pampas von Argentinien 317

Heinrich von Poschinger: Lothar Bucher. I. 323

J. Frohschammer: Über den verderblichen Einfluß der Frauen-Bigotterie auf Religion und Kirche 339

Der Kriegslärm von 1875. Von Senex diplomaticus 348

Viceadmiral Batsch: Schiffahrts-Interessen und Marine 351

A. Réville: Herodes der Große Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus. III. 361

Berichte aus allen Wissenschaften 376

1. Kriegswissenschaft: **Albert von Forst,** Dänemark im nächsten Kriege.
2. Völkerkunde: **Th. Achelis,** Das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin.

Aus der Gelehrten-Welt 387

Professor Dr. Momerie.

Litterarische Berichte 392

Russische Zustände. Von E. B. Lanin. — Poetik. Von Dr. Ernst Kleinpaul. — Friedrich Nietzsche. Von Wilhelm Weigand. — Klaus Groth's Gesammelte Werke. — Schiller's Briefe. Herausgegeben von Fritz Jonas. — Fischer Menis. Von Hans Falke. — Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides. Von Dr. Erich Bußler. — Psychiatrische Vorlesungen. Von V. Magnan. — Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie. I. 1. — Entartung. Von Max Nordau. — Wolfseck. Von E. Vollbrecht.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 396

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Heft ist eine Beilage vom **Bibliographischen Institut in Leipzig** über **„Meyer's Konversations-Lexikon"** und eine Beilage von **Gustav Grimm in Budapest** über **„Zola's Die Rougon-Macquart"**, beigelegt.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
JUN 17 1943
LIBRARY

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

1869.

Das Jahr beginnt für den Fürsten unter dem Drucke der immer näher rückenden, kaum noch zu vermeidenden Kammerauflösung. Die Partei, welche sich in der Opposition gegen das Ministerium befindet, J. Bratianu und C. A. Rosetti an der Spitze, ist außerordentlich rege und erregt. Bei der Nachwahl (zur Kammer) für den Abgeordneten der Hauptstadt greift Bratianu in einer der Wahlversammlungen das Ministerium heftig an. Es heißt allgemein, die Opposition wolle dem Fürsten beweisen, daß er ohne ihr Mitwirken nicht regieren könne.

Fürst Karl will die bessere Stellung dem Auslande gegenüber, die Rumänien durch den Ministerwechsel gewonnen hat, benutzen und ernennt außer dem neuen diplomatischen Agenten für Paris auch einen solchen für Wien, in der Person des früheren Ministers Steege.

Während der rumänischen Weihnachtstage Empfang des griechischen General-Konsuls Manos und des Grafen Keyserling; letzterer ist jetzt vom Norddeutschen Bunde akkreditiert. Das preußische Konsulat in Jassy ist in ein Vizekonsulat des Norddeutschen Bundes umgewandelt, während das bisherige Vizekonsulat in Galatz zu einem Konsulat erhoben ist.

28. Dezember/9. Januar. In Paris tritt die Konferenz zur Beilegung der griechisch-türkischen Differenz zusammen. Dem türkischen Bevollmächtigten ist eine beratende und beschließende, dem griechischen dagegen nur eine beratende Stimme zuerkannt; infolgedessen nimmt der letztere an der Konferenz nicht weiter Teil.

29. Dezember/10. Januar. Bratianu ist lange beim Fürsten; er findet, daß alles schlecht gehe in der Verwaltung wie in der Regierung, und die allgemeine Stimmung sei höchst unzufrieden mit dem Lauf der Dinge. — Der Fürst sieht, daß in Bratianu die Leidenschaftlichkeit den Sieg davon getragen hat über die klare Einsicht, was ihm sehr leid thut.

Digitized by Google

31. Dezember/12. Januar. Wie üblich, großer Neujahrsball im Palais, und um Mitternacht Zapfenstreich. — Die feindlichen Parteien gewinnen es noch über sich, im Palast einander zu begegnen; viele freilich beginnen schon, den Fürsten mit dem Ministerium zu identifizieren und höher zu zielen, indem sie angeblich die Minister bekämpfen.

1./13. Januar. In einem Tagesbefehl an die Armee hebt der Fürst hervor, daß der für die Wohlfahrt des Landes so notwendige Friede sein erster Wunsch sei, daß aber eine treue, gutorganisierte Armee die beste Bedingung zur Erfüllung dieses Wunsches, wie der größte Ruhmestitel jedes Volkes sei. Es möge sich darum ein jeder in seinem Kreise bemühen, ein würdiges Mitglied dieser höchsten Volks-Institution, des Heeres, zu sein.

5./17. Januar. Cogalnitschano teilt dem Fürsten mit, daß die oppositionelle Partei anfängt, die Anwesenheit Krenski's gegen den Fürsten auszubeuten; man beschuldige ihn der Verpreußung der kleinen Armee und lege dem Oberstleutnant überall Steine in den Weg: heftige Zeitungsartikel verlangen gegenüber diesen Borussifizierungsplänen für die Rumänen das Selbstbestimmungsrecht — le Roumain est et restera latin — und wolle von Preußen nichts wissen und dulden.

6./18. Januar. Der Winter ist streng; die heutige Wasserweihe an der Dimbowitza, welcher der Fürst zu Pferde beiwohnt, findet bei 12 Grad Kälte statt. Nach dieser Zeremonie läßt der Fürst auf dem Theaterplatz die Garnison und die Bürgergarde in Revue passieren. Abends großes Diner im Palais.

Der Fürst schreibt im Interesse der Klostergüter-Frage an den Patriarchen in Konstantinopel. Er hätte in seiner Thronrede schon den Wunsch ausgesprochen, daß diese schwebende Frage erledigt werde, und hoffe, daß Se. Heiligkeit seinerseits das notwendige Entgegenkommen zeigen wolle.

8./20. Januar. Fürst Karl hat sich lange mit dem Gedanken getragen, ein ständiges Lager zur Ausbildung seiner Truppen zu errichten, jetzt tritt er dieser Idee näher und beschließt, sie möglichst bald zu verwirklichen. Auch in der Frage der Bischofs-Synode, die im Ministerrate besprochen wird, wünscht er eine baldige Entscheidung.

Auf Veranlassung C. A. Rosetti's ist von Bürgern der Hauptstadt ein großes Bankett für J. Bratianu veranstaltet, auf welchem er demonstrativ gefeiert und Toaste auf ihn als den Retter des Rumänentums ausgebracht werden. Dieses Gebahren, welchem ein Teil der Presse einen antidynastischen Anstrich zu geben sich bemüht, veranlaßt den Fürsten, Bratianu, den er so hoch geschätzt und in den er immer noch großes Vertrauen setzt, zu sich zu rufen und ihn um Erklärungen zu bitten. Bratianu versichert den Fürsten seiner unbegrenzten Ergebenheit, läßt aber durchblicken, daß nicht alle Mitglieder seiner zahlreichen Partei diese Gesinnungen teilten, und daß er jene menagieren müsse!

11./23. Januar. Der Moniteur widerruft sehr entschieden die von einigen fremden Zeitungen gebrachte Behauptung, in den letzten Wochen wäre eine bedeutende Anzahl von Kriegswaffen von Rumänien aus nach Bulgarien und Siebenbürgen eingeführt worden. Diese Angabe entbehre „jedes Schattens der Wahrheit."

Digitized by Google

Der rumänische Minister des Innern, Cogalnitschano, hatte unter dem 17. Januar einen Erlaß an die Präfekten des Donau-Grenzgebiets gesandt, in dem er denselben die größte Wachsamkeit anempfahl und ihnen mitteilte, daß er den alten rumänischen Gesetzen der Gastfreundschaft entsprechend die aus türkischem Gebiete ausgewanderten Griechen aufgenommen habe, jedoch nur unter einer Bedingung. Diese bestehe darin, daß die Griechen sich jeder Propaganda gegen die Türkei enthalten sollten. Bisher sei diese Bedingung strikt erfüllt worden, die Präfekten möchten aber darüber streng wachen, daß weder von Bulgaren noch Griechen irgend eine Beunruhigung des türkischen Reiches ausgehe. D. Sturdza berichtet aus Konstantinopel, daß Aali und Safvet Pascha sehr zufrieden mit diesen Maßregeln seien und großes Vertrauen zu dem jetzigen Kabinette hegten. — Doppelt erfreulich ist das, wenn man bedenkt, daß noch am 18. November v. J. Safvet Pascha in einem Zirkular an die türkischen Vertreter in Wien, Berlin, Paris und St. Petersburg in den bittersten Ausdrücken über die „moldo-walachische Regierung" Klage führte, weil Fürst Karl nicht selbst auf Aali Pascha's Note geantwortet und durch seinen Minister Golesku den Ton eines „Souveräns" angenommen hätte! In derselben Note wurden auch die armements qui ruinent le pays, ohne daß eine äußere oder innere Veranlassung für sie vorläge, an die große Glocke gehängt. — Heute liegt alles anders!

Der Patriarch übermittelt seine Wünsche zum neuen Jahr und zugleich den Dank der griechischen Gemeinde für die ihren Schulen zugewendeten tausend Dukaten.

14./26. Januar. Fürst Karl giebt sich der Hoffnung hin, daß schon im nächsten Jahre die Eisenbahn Czernowitz-Jassy vollendet sein wird.

Die Intriguen gegen Oberstleutnant von Krenski nehmen zu; derselbe beschließt daher, einen sechswöchentlichen Urlaub zu nehmen, und der Fürst willigt ein, da der Stärkere ja nachgeben darf.

Strat ist auf seiner Reise nach Paris auch in Wien und Düsseldorf gewesen. Aus Wien berichtet er, daß Österreich sogar daran dächte, Rumäniens Unabhängigkeit vorzuschlagen, wenn dasselbe sich nicht mehr par la propagande en Transylvanie in die ungarischen Angelegenheiten einmischen und sich außerdem vollständig von dem russischen Einflusse losmachen würde. — Marquis Pepoli, der mit Graf Andrassy befreundet ist, hat es offen vor Strat ausgesprochen, daß die einzige Gefahr, welche Rumänien bedrohe, von Rußland herrühre; denn Österreich-Ungarn habe ein Interesse daran, Rumänien zu kräftigen und einen Damm gegen den Panslavismus aus ihm zu machen. Dafür aber dürfe Rumänien nicht an Vergrößerung auf Kosten seiner Nachbarn denken. — Strat gab die feierliche Versicherung ab, daß der Fürst nie an irgend eine Eroberung gedacht habe, daß sich jedoch in Rumänien eine Strömung der Sympathie mit den transylvanischen Brüdern entwickelt hätte, welche ja von den Ungarn eine harte Behandlung erdulden müßten. — Graf Andrassy fordert nun eine detaillierte Denkschrift über diese Angelegenheit; denn bisher habe er nie erfahren können

Digitized by Google

worin die Verfolgung der Rumänen durch die Magyaren bestehe. Er werde dann sein Möglichstes thun, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen.

Außerdem hat man in Wien dem rumänischen Staatsmanne gesagt: Die Lösung der orientalischen Frage werde am besten durch einen Bund der Völker des Orients und durch Schaffung verschiedener unabhängiger Staaten geschehen, pour faire comprendre à l'Occident qu'une solution de la question est possible tout à fait en dehors de l'influence et des aspirations russes.

Aus Düsseldorf meldet Strat nur, wie unendlich die Sehnsucht der Eltern nach dem fernen Sohne sei, und wie notwendig alle ein persönliches Erscheinen des Fürsten zur Regelung der Heiratsfrage betonen.

15./27. Januar. Der Fürst empfängt heute die Antwort des Königs Wilhelm auf einen Brief vom Ende des Dezembers, in welchem er für Herrn von Krenski eine Urlaubsverlängerung erbeten hatte: In einem offiziellen Schreiben wird dem Oberstleutnant dieser Nachurlaub erteilt; privatim schreibt dann der König:

Berlin, 15. 1. 69.

Aus meinem officiellen Briefe siehst Du, daß ich Deinem Wunsche gemäß dem p. Krentzky bis Ende März den Urlaub verlängert habe. Eine Jahrelange Beurlaubung oder Stellung zur Disposition meiner Armée mit Uniform, kann ich nicht bewilligen, aus den Gründen, welche demselben schon früher mitgetheilt sind, da ich die größte Vorsicht gebrauchen muß, Deine und meine politische Stellung zu den jalousen Mächten nicht zu compromittiren. So ungereimt auch die Anschuldigungen gegen Dich seit Bratianu's Entfernung sind, ebenso unsinnig und lügenhaft sind die Beschuldigungen gegen mich, daß ich eine Anzahl von Officieren und 1000 von verkappten Soldaten als Eisenbahn-Arbeiter sendete, wenn auch sich unter Letzteren manche ehemaligen Soldaten befinden mögen, die als Reserven und Landwehrleute überall Verdienst suchen dürfen. Dennoch muß ich darüber wachen, daß das, was ich wirklich zu Deinem Besten militärisch thue, nicht Mißdeutungen erfahre, und das würde der Fall sein, wenn ich die Preußische Uniform Jahrelang in Deinem Dienste ließe. . . . . Sein Rücktritt bleibt ihm (Krenski) immer, nach wie vor, vorbehalten. —

Ich rathe Dir, die größte Vorsicht in den jetzigen türkisch-griechischen Wirren zu beobachten, wie bisher!

Dein treuer Vetter Wilhelm.

Die erwähnten türkisch-griechischen Wirren scheinen durch die Pariser Konferenz beigelegt zu werden. Ein Deligierter derselben überbringt dieser Tage die Deklaration nach Athen und erwartet innerhalb einer Woche die Antwort.

Der Fürst bekommt die offizielle Mitteilung von der Abberufung der französischen mission militaire.

18./30. Januar. Fürst Karl schreibt dem preußischen Kronprinzen u. a.:

Digitized by Google

„Ich kann Oberstlieutenant von Krenski nicht nach der Heimath zurückreisen lassen ohne ihm diese wenigen Zeilen mitzugeben, welche Dir, gleichzeitig mit meinen herzlichsten Grüßen, meine innigsten Glückwünsche zum Geburtsfeste des jungen Prinzen Wilhelm überbringen sollen, der nun bereits auch in die Reihen der glorreichen Preußischen Armee eingetreten ist. — Möge stets des Allmächtigen Schutz und Segen über ihm walten, damit er zur Freude seiner theuern Eltern und des ganzen Vaterlandes heranwachse und sich entwickle.

. . . . . Die französische Mission ist abberufen und Krenski begiebt sich deshalb auf kurze Zeit nach Berlin, um bei ihrer Abreise nicht zugegen zu sein. Er wird Dir ein klares Bild von der hiesigen Situation entwerfen können, die keineswegs rosig ist; Gefahr ist aber entschieden nicht vorhanden. . . Die Beziehungen Rumäniens zum Auslande haben sich seit dem Ministerwechsel bedeutend gebessert, nur die österreichische Presse fährt mit ihren systematisch feindlichen Artikeln fort. Mit Ungarn suche ich mich auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen."

Auch an König Wilhelm schreibt der Fürst gleich, um ihm für seinen liebenswürdigen Brief zu danken.

„Oberstlieutenant v. Krenski hat mir in den wenigen Monaten bereits viele Dienste erwiesen und einen großen Theil der Vorarbeiten zur Durchführung des neuen Militair-Gesetzes beendigt. In seinem Wirken begegnet er aber auch manchen Schwierigkeiten, denen französische Einflüsse wohl nicht fremd sind. Frankreich hatte hier leichtes Spiel durch seine Militair-Mission, welche jede Veränderung in nicht-französischem Sinne nur mit Mißfallen sehen konnte. — Die Abberufung ist aber jetzt ein fait accompli. Ich hoffe, daß nunmehr die gerechten politischen Bedenken, zu denen eine officielle Stellung des Oberstlieutenant v. Krenski zur Rumänischen Armee hätte Anlaß geben können, geschwunden sind. Demnächst soll der Kammer ein Gesetz vorgelegt werden, welches im Allgemeinen die Stellung derjenigen Officiere regelt, die berufen sind, die Reorganisation der Armee nach dem neuen Gesetz vom 11. Juni v. J. durchzuführen. Vorläufig habe ich Oberstlieutenant v. Krenski gebeten, damit er nicht beim Abgange der französischen Mission gegenwärtig ist, sich auf kurze Zeit nach Berlin zu begeben, um daselbst verschiedene nothwendige Angelegenheiten für meine Armee zu betreiben . . . Sollte sich zwischen der Türkei und Griechenland ein ernster Konflikt entwickeln, so können E. M. versichert sein, daß Rumänien nicht aus seiner neutralen Stellung heraustreten wird. Unsere Beziehungen zur Pforte sind gegenwärtig die besten, sie fanden noch einen besonderen Ausdruck in einem eigenhändigen Schreiben, welches der Sultan an mich richtete." — —

20. Januar/1. Februar. Der Fürst geht auf einige Tage zur Jagd nach Clejan zu Herrn Mischn Anostasievitsch.

Die geheimen Agenten Frankreichs und der Türkei behaupten, Rumänien wolle im Falle eines Krieges zwischen der Pforte und Griechenland in Bulgarien

Digitized by Google

einrücken und dort eine Schilderhebung hervorrufen. — In Bulgarien wird der Groll übrigens stets von neuem durch die immer wieder verschobene Trennung der Landeskirche vom griechischen Patriarchat genährt.

22. Januar/3. Februar. Der Fürst kehrt nach Bukarest zurück. In der Kammer schreiten die Budget-Debatten nicht vorwärts, unzählige Interpellationen und Amendements werden eingebracht und Bratianu ergreift jede Gelegenheit, um die Minister anzugreifen.

23. Januar/4. Februar. Der Fürst läßt Bratianu zu sich rufen und appelliert noch einmal und nicht umsonst an seinen Patriotismus.

Strat's erster Bericht aus Paris trifft ein. Vom Kaiser ist er noch nicht empfangen worden, aber der Prinz Napoleon hat ihm gleich eine Audienz erteilt. Strat mußte auch hier zuerst die Ansicht des Prinzen, daß Fürst Karl Eroberungspläne habe, widerlegen und beteuern, daß der Fürst an nichts andres denke als daran, sein Land gedeihlich zu entwickeln; für die Reden der Opposition könne man ihn doch unmöglich verantwortlich machen. — Prinz Napoleon fragte dann, ob der Fürst auch wisse, wie stark und wie „aventureuse" die rote Partei sei? — Strat entgegnete, das Faktum, daß der Fürst sein Kabinett gewechselt, spreche doch für ihn, und wenn die rote Partei so weit gehen sollte, das Land zu kompromittieren, würde Fürst Karl schon die Energie finden, dies zu verhindern.

In der Audienz beim französischen Minister des Äußern, Marquis de Lavalette, wurde dem rumänischen Agenten wiederholt, daß Frankreichs désaveur eine Folge der Befürchtung gewesen sei, daß Rumänien im russischen Fahrwasser segle. Noch jetzt, meinte der Minister, glaube er, daß eine entente secrète der Partei Rosetti-Bratianu und des Fürsten mit St. Petersburg bestünde. — Strat stellte das energisch in Abrede; auf den Vorwurf der Undankbarkeit Rumäniens gegen Frankreich ging er nicht weiter ein. Was den Fürsten anbelange, so könne derselbe als konstitutioneller Regent gezwungen sein, eine Partei ans Ruder kommen zu lassen, deren Programm er nicht ganz billige. — Die Frage der Mission militaire wurde ohne Schwierigkeit erledigt. Strat sagte, daß der Fürst, da er selbst eine preußisch-militärische Erziehung genossen habe, naturgemäß sein Heer nach preußischem Vorbild organisieren wolle, und da im vorigen Sommer jene Organisation durch die Kammer beschlossen sei, so bedürfe Rumänien der französischen Instruktoren nicht mehr und bitte um deren Abberufung.

24. Januar/5. Februar. Der Minister-Präsident D. Ghika teilt in der Kammer seinen Entschluß mit, sich zurückzuziehen; er und seine Kollegen fühlten sich der Lage nicht mehr gewachsen, da die Mitwirkung der Parteien ihnen nicht gesichert sei. — „Wir können die Rolle der Führer nicht übernehmen und wollen jene der Sklaven nicht erdulden," schließt er. — Der Fürst nimmt die Demission des Kabinetts aber nicht an und fordert D. Ghika auf, noch einmal die Vertrauensfrage in der Kammer zu stellen.

25. Januar/6. Februar. Das geforderte Vertrauensvotum wird dem Ministerium D. Ghika fast einstimmig erteilt, aber der Fürst kann sich der Hoffnung doch nicht mehr hingeben, daß die Kammer-Auflösung zu vermeiden sei.

Digitized by Google

Die französische Militär-Mission verabschiedet sich in feierlicher Audienz. Die Lage des Fürsten ist diesen Herren gegenüber etwas peinlich, und er braucht seinen ganzen Takt, um der Unterhaltung eine angenehme Wendung zu geben.

Bratianu interpelliert in der Kammer den Minister, warum die französische Militär-Mission sich zurückziehe, und giebt ein von der Mehrheit bekräftigtes Votum des Bedauerns über diesen Vorfall ab! — Dabei hat Bratianu im vorigen Jahre als Kriegsminister die Heeresorganisation nach preußischem Muster vor der Kammer vertreten und durch sie votieren lassen!

In Griechenland hat sich nach einigen Schwierigkeiten ein Ministerium gebildet, das die Deklaration der Pariser Konferenz annimmt. Diese Frage wäre also endlich erledigt.

26. Januar/7. Februar. Der Telegraph bringt die Nachricht vom Tode des Marquis de Moustier, der in letzter Zeit ein persönlicher Gegner der neuen Ordnung der Dinge in Rumänien war, bei dem alle antidynastischen rumänischen Wühler stets ein offenes Ohr gefunden hatten.

27. Januar/8. Februar. Heute erfolgt das immer hinausgeschobene Tadelsvotum in der Kammer. Ein großer Sturm erhob sich wegen einer Ernennung im Heer: der Minister hat einen bereits verabschiedeten General als Divisionär nach Bukarest berufen, und Bratianu erklärt, daß er solche Gesetzwidrigkeiten nicht dulde, und die Minister nicht mehr auf seine und der Kammer-Majorität Unterstützung rechnen dürften! Die Ernennung dieses Generals Macedonski wird in allen Tonarten kritisiert, und die gesetzgebende Kammer verlangt die Annullierung des vom Fürsten vollzogenen Ernennungs-Dekrets. Der Minister-Präsident erklärt Bratianu und seine Anhänger für Feinde des Vaterlandes, weil sie politischen Parteihader in die Armee trügen; kurz der Riß ist jetzt unüberbrückbar. Natürlich beschließt der Fürst nun die Auflösung der Kammer.

Am Vormittage hat er die Kavallerie-Kaserne inspiziert und dort bei den Offizieren gefrühstückt. Abends Diner zu Ehren der französischen Mission, dem auch Abgesandte einer schweizerischen Post-Mission beiwohnen. Nach dem Essen wird noch ein Ministerrat abgehalten, in welchem beschlossen wird, von der Kammer das Votum des Budgets en bloc zu verlangen, ehe das Auflösungs-Dekret verlesen wird.

28. Januar/10. Februar. Der Polizei-Präsident sagt dem Fürsten, die letzte Rede des Minister-Präsidenten habe Bratianu so verletzt, daß er ein erbitterter Feind geworden sei. — Das Budget wird en bloc votiert und darauf die Kammer aufgelöst.

In Bulgarien sollen große Rüstungen stattfinden, seitdem der Sultan einen neuen Kriegsminister ernannt hat. Man traut den Absichten Griechenlands noch immer nicht; die Redifs sind in ihren Distrikten konsigniert worden. Die Bewegungen im eigenen Lande haben zugenommen, seitdem der gefürchtete Midhat nach Bagdad versetzt ist; auch die Unsicherheit der Straßen und der Mangel an Ordnung, weil ein Teil der Beamten des Donau-Wilajets ihre Entlassung eingereicht, um

Digitized by Google

dem einstigen Gouverneur nach Bagdad zu folgen, den man aus Konstantinopel entfernt, weil seine Energie unbequem ist. —

Aus Wien telegraphiert Herr Steege, daß Graf Beust, der ihn das erste Mal wenig wohlwollend empfangen, ihn das zweite Mal viel entgegenkommender aufgenommen habe. Graf Andrassy sei ihm mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit begegnet und habe ihm in allem seine Beihilfe versprochen, unter der einen Bedingung: daß Rumänien sich jeder Einmischung in die siebenbürgischen Angelegenheiten enthalte!

Auf den Brief, welchen der Fürst gegen Ende des vorigen Jahres an den Grafen Bismarck gerichtet hatte, trifft eine vom 2. Februar datierte ausführliche Antwort ein.

Der Fürst hatte dem Grafen Bismarck für sein Interessere gedankt und ihm dann Mitteilung gemacht von der Andeutung des Marquis Pepoli, daß eine entente cordiale Rumäniens mit Ungarn auch preußischerseits angenehm berühren werde. Hieran hatte der Fürst die Versicherung geknüpft, daß er diesem Punkte seine ganze Aufmerksamkeit schenke. Wenn die Magyaren den Rumänen die Rechte zurückgeben wollten, welche sie unter Österreich besessen, dann würde es ihm gelingen, auch die liberale Partei zu Gunsten Ungarns umzustimmen. Schließlich hatte Fürst Karl mit aufrichtigem Gefühl der Dankbarkeit konstatiert, wie loyal die preußische Presse unter oft nicht ganz leichten Verhältnissen für Rumänien einträte, und die Hoffnung ausgesprochen, daß Rumänien für einige Zeit in den Hintergrund treten und im stande sein würde, sich ganz der Entwickelung seiner materiellen Interessen zu widmen.

Graf Bismarck schreibt in seiner bekannten höflichen Weise folgendes:

Berlin, 2. Februar 1869.

Durchlauchtigster Fürst, Gnädiger Herr,

Eurer Hoheit danke ich ehrerbietigst für Höchstdero Schreiben vom 23. Dezember und für die gnädigen Gesinnungen, welche Höchstdieselben darin für mich aussprechen. Eure Hoheit wollen überzeugt sein, daß es mir, unabhängig von jeder politischen Erwägung, stets am Herzen liegen wird, meine persönliche Ergebenheit für Sie Selbst und meine Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern zu bethätigen; es wird mir immer zur höchsten Freude gereichen, Eurer Hoheit dienen und nützen zu können, in soweit vaterländische Pflichten mir dieses irgend gestatten.

Ich halte es für eine sehr glückliche und geschickt herbeigeführte Wendung, daß Eurer Hoheit Beziehungen zur Pforte sich gebessert haben. Die letztere wird, meiner Ueberzeugung nach, sobald sie nicht glaubt für ihren Besitzstand von der rumänischen Regierung etwas zu fürchten zu haben, ein nützlicherer und vielleicht auch ein aufrichtigerer Freund für Ew. Hoheit sein, als die Mehrzahl der europäischen Mächte, und letztere können Eurer Hoheit kaum irgend etwas anhaben, so lange Sie mit der Pforte im Einvernehmen bleiben. Die Türkei hat von einer starken Regierung in Rumänien, wenn eine solche

Digitized by Google

Ruhe und Frieden hält, viel weniger zu fürchten, als von schwankenden und revolutionären Zuständen in den Fürstentümern. Ich halte deshalb, wenn Eure Hoheit mir gnädigst gestatten wollen, einer langjährigen und activen politischen Erfahrung Ausdruck zu geben, für das erste Bedürfniß der Politik Eurer Hoheit die Herstellung der fürstlichen Autorität im Innern; und auf dieser Basis die Erhaltung vertrauensvoller Beziehungen zur Pforte. Durch welche Mittel die letzteren im persönlichen Verkehr mit einflußreichen Männern in Constantinopel sich fördern lassen, darüber werden Eurer Hoheit dortige Agenten ohne Zweifel Auskunft geben. Die Befestigung der fürstlichen Autorität im Innern beruht in erster Linie auf dem Vorhandensein einer unbedingt *sichern* Truppe von einigen 1000 Mann, welche im stande ist überall da, wo sie zusammengezogen wird, Gehorsam zu *erzwingen*. Die Folge des Gehorsams wird dann die Möglichkeit geordneter Verwaltung und sicherer Rechtspflege sein. Erreichen Eure Hoheit diese, so wird der Ruhm und der praktische Erfolg Ihrer Regierung größer und dauernder sein, als er durch irgend welche Ausdehnung der rumänischen Herrschaft im Orient hergestellt werden könnte. Das Erreichbare für Rumänien scheint mir der Titel de la Belgique des bouches du Danube, für Eure Hoheit der Ruhm und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Die Rumänen sind, wie wir sie hier aus der Ferne beurtheilen, weder vorwiegend kriegerisch noch bestrebt über andre Nationen zu herrschen . . . . . .

. . . . . Jede expansive Politik bringt Eure Hoheit einerseits in Conflikt mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische Regierung berechtigt wäre, die Kräfte *dieses* Landes für die dynastischen Sympathien, die S. Majestät den König für Eure Hoheit beseelen, einzusetzen. Andrerseits schwächt jedes Streben nach außen die Autorität Eurer Hoheit im Innern. Eine rumänische Armee, welche zahlreich genug sein sollte, um für Geltung nach außen und im Kriege in's Gewicht zu fallen, würde nothwendig weniger fest gegliedert und weniger unbedingt in der Hand Eurer Hoheit sein, als eine weniger zahlreiche, besser disciplinirte und besoldete Truppe es sein könnte. Eure Hoheit würden die Autorität im Lande in dem Maße verlieren, als die Mittel für politische Wirkung nach außen gewonnen würden.

Wenn diese Auffassung die Billigung Eurer Hoheit finden sollte, so würde sich aus ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst entwickeln. Ich will in keiner Weise zureden, die Beziehungen zu Rußland abzukühlen; dieselben werden auch unter guten Beziehungen Rumäniens zu Ungarn nicht zu leiden brauchen, wenn es Eurer Hoheit nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum Kanzler zu pflegen, welche nicht durch den Kanal aufgeregter und aufregender Consular-Agenten gehn; die Kaiserliche Regierung selbst ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten . . . . .

. . . . . Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen, würde jeder preußische Minister gezwungen sein, sich durch alle Mittel zu verwahren. Ich zweifle nicht, daß Eure Hoheit

Digitized by Google

an den Ungarn ebenso wie an den Türken gute und ehrliche Freunde gewinnen können; denn der ungarischen Politik ist mit einem selbständigen, der Türkei befreundeten Regime der Fürstenthümer besser gedient als mit jedem andern; sie können die Annexion Rumäniens an Ungarn nicht erstreben, weil sie die Zahl der nicht-magyarischen Köpfe in ihrem Staatswesen ohne Gefahr nicht vermehren dürfen; ebenso wenig können sie das rumänische Nachbarland in den Händen irgend einer großen fremden Macht zu sehen wünschen. Ungarn scheint mir also wesentlich interessirt bei der Erhaltung und dem Gedeihen des jetzigen Zustandes und der Herrschaft Eurer Hoheit . . . . .

Ich hoffe, Eure Hoheit können wenigstens auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen schon jetzt für jede rechtmäßige Benutzung im Innern zählen, oder sehe doch voraus, daß Ihr Verhältniß zu den Truppen, daß die persönlichen Beziehungen Eurer Hoheit zu den Regimentern in Kurzem zu dieser Sicherheit gelangen. Wenn und sobald dieses der Fall ist, würde ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, auf Biegen oder Brechen berechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu verwickeln bemüht sind. Alle Nationen und die meisten Regierungen Europa's verlangen gegenwärtig dringend nach sichern Friedenszuständen, und alles, was Eure Hoheit zur Erhaltung und Befestigung derselben, unter offner Kundgebung, daß es für den Frieden geschieht, thun, wird den Beifall Europa's haben, wie auch die vermietheten Zeitungen der Kriegs-Intriganten zunächst dagegen schreiben mögen. Glauben Eure Hoheit aber nicht die Macht in Händen zu haben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einem Herrn von so hohem Hause wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine undankbare Aufgabe weiterzuführen.

Eure Hoheit wollen die Aufrichtigkeit meiner Sprache meiner warmen Theilnahme an Höchstdero Zukunft zu Gut halten und zugleich entschuldigen, wenn ich manche Dinge nur andeute, die ich mit sichern Leuten mündlich unumwundener besprechen würde.

In Ehrerbietung verharre ich mit aufrichtiger Anhänglichkeit

Eurer Hoheit gehorsamster Diener

von Bismarck.

Auch vom Fürsten Karl Anton trifft mit derselben Gelegenheit ein aus Düsseldorf, 26. Januar 1869, datierter Brief ein:

„Seit bald 3 Wochen liege ich an einer Schienbeinverletzung auf der chaiselongue — eine wahre Geduldsprobe . . . . .

Der Erfolg hat gezeigt, wie nothwendig der Ministerwechsel gewesen. In dem guten Effekt dieser Maßregel liegt ein großer Trost für den harten Kampf zwischen Kopf und Herz. — Br. scheint wirklich etwas Phantast-

Digitized by Google

Ideologe zu sein, denn sein jetziges Benehmen in der Kammer bleibt mir unverständlich . . . . . .

Dein Schreiben vom 18./30 Dezember wie das vom 3. Januar ist mir durch Strat richtig überbracht worden — ich danke vielmals dafür, es hat mich sehr interessirt. Strat hat mir einen sehr guten Eindruck gemacht — ich habe ihn nach Paris empfohlen. Wie Pepoli mir schreibt, ist er auch sehr kontentirt von Steege. Eine richtige Vertretung im Ausland ist sehr notwendig, und namentlich Wien und Paris sind Haupt-Brennpunkte für die Rumänisch-internationalen Verhältnisse.

Die Königin schickt Dir auf Dein Verlangen ihre Photographie, ich sende Dir dieselbe zu. — Der Tod des Kronprinzen von Belgien ist ein harter Schlag für Familie und Land . . . ."

30. Januar/11. Februar. Kaiser Napoleon empfängt Herrn Strat und drückt ihm im Laufe der Audienz sein altes Wohlwollen für Fürst und Land aus.

Graf Bismarck sendet dem Fürsten durch das Generalkonsulat einen Glückwunsch zur Kammerauflösung.

31. Januar/12. Februar. Noch ein Gegner Rumäniens, Fuad Pascha, ist gestorben.

2./14. Feburar. Der Fürst schreibt seinem Vater:

„Die letzte Woche war politisch eine sehr bewegte, und ich habe wieder manche schwere Augenblicke durchmachen müssen. Wohl hatte ich schon lange die Nothwendigkeit einer Kammerauflösung erkannt, nur mußte temporisirt werden . . . . . Das Demagogenthum kann dem Lande die größte Gefahr bringen. Es hat den Kopf zu sehr erhoben. . . . .

. . . . Der Konflikt, der zwischen Kammer und Ministerium ausgebrochen war — erstere suchte ihn in der Ernennung des Generals Macedonski zum Divisionär in Bukarest, — zeigte recht, wie die Kammer die Konsolidirung des heutigen Ministeriums zu verhindern suchte und jede Autorität untergraben wollte. — Ich sah darin eine große Gefahr, und je größer die Gefahr ist, desto schneller und energischer muß eingegriffen werden. Europa will den Frieden, und nicht wir, ein kleiner Staat, der noch so unendlich viel zu thun hat, um sich zu entwickeln, und noch bedeutend arbeiten muß, um zu erstarken, wir dürfen den Krieg nicht herbeiwünschen und herbeiführen. — Ich hoffe, daß in der nächsten Kammer das ruhige und besonnene Element des Landes vertreten sein wird, denn nur dieses kann seine Zukunft sichern. — Die Wahlkämpfe werden aber heftig werden, und die Opposition wird alle Mittel anwenden, um aus denselben siegreich hervorzugehen. Mit Bratianu hatte ich zwei Tage vor der Kammer-Auflösung eine fünfstündige Unterredung . . . . . Er meinte, daß die innere Situation sehr ernst wäre und eine Catastrophe zu befürchten stünde; ich erwiderte ihm, daß ich nichts befürchte: un Hohenzollern ne se laisse pas si facilement renverser comme un prince parvenu! . . . .

Digitized by Google

. . . . Am 10. April (29. März) werden die Wahlen zur neuen Kammer beendigt sein, die Eröffnung soll dann am 10. Mai (29. April) als dem spätesten Termin nach den konstitutionellen Vorschriften stattfinden. In diesen 4 Wochen könnte ich ohne Nachtheil das Land verlassen . . . .

Der Gedanke eines baldigen, wenn auch leider sehr kurzen Wiedersehens macht mich unendlich glücklich, und ich würde allein darin eine große Befriedigung finden, wenn auch die andern Pläne fehlschlagen — sie dürfen aber nicht fehlschlagen, denn es hängt davon die Zukunft meines ganzen Landes ab, das alle seine Hoffnungen auf mich gebaut . . . .

Oberstlieutenant von Krenski wird inzwischen in Düsseldorf gewesen sein und Dir interessante Mittheilungen gemacht haben. Er sieht etwas zu schwarz und ist zu ängstlich. Ich kenne jetzt Rumänien und seine Bewohner sehr genau und beurtheile sie ganz richtig . . . . . Der französischen Mission habe ich bereits die Abschiedsaudienz gegeben, die nicht angenehm war, aber sehr gut verlief; es ist mir gelungen, die Herren mit den besten Eindrücken zu entlassen, was mir der französische Vertreter versicherte. — Meine Beziehungen zu Frankreich sind wieder auf der alten Grundlage hergestellt, ich habe bereits an den Kaiser geschrieben, der Strat sehr liebenswürdig empfangen hat. Wie man in Paris von der Ministerkrisis und (durch) falsche Depeschen verleitet) von einem Wiedereintritt Bratianu's hörte, äußerte ein einflußreicher Diplomat: „C'est maintenant que la question d'Orient se pose.

Bei einer der letzten Jagden sahen wir 9 Wölfe auf einem Flecke, leider war die Entfernung zu groß, als daß wir mit Erfolg auf sie hätten schießen können" . . . .

Der Fürst dankt dem Kaiser Napoleon brieflich für den gracieux accueil, welchen derselbe dem rumänischen Agenten gemacht hat und setzt ihm die augenblickliche Lage auseinander. Zugleich ersucht er ihn um die moralische Unterstützung durch die Garantie-Mächte bei seinem Bestreben, durch eine neue Kammer zum apaisement général zu gelangen, das unumgänglich sei „pour les réformes intérieures et les améliorations de tout genre auxquelles j'aspire depuis longtemps. La principale difficulté de ma tâche, c'est l'extrême division qui règne dans les esprits." Zugleich dankt der Fürst für die ihm bisher durch die französische Militär-Mission geleisteten Dienste und für all' die Sympathien, welche der Kaiser dem Lande von neuem zugewendet habe. — Im Palais ist heute wieder ein großer Ball.

3./15. Februar. Der preußische Kronprinz telegraphiert dem Fürsten die dringende Bitte, nach Deutschland zu seiner Erholung zu kommen, wenn auch nur auf 14 Tage. In gleichem Sinne lautet eine Depesche des Fürsten von Hohenzollern. Fürst Karl antwortet, daß die große Erregung der Gemüter absolut seine Anwesenheit bis nach den Wahlen verlange, zumal da das Ministerium sich nicht immer im Einklang befinde.

Digitized by Google

Der Fürst fährt in der Richtung nach Plojeschti, um die Eisenbahnarbeiten zu besichtigen. Nun der Frühling naht, hofft er, daß alle Arbeiten mit verdoppeltem Eifer aufgenommen werden können. Die liberale Presse ist außerordentlich erbittert gegen den Fürsten und erlaubt sich täglich persönliche Angriffe.

5./17. Februar. Der Fürst empfängt Bratianu, der das jetzige Ministerium heftig angreift und über ungesetzliche Veränderungen in der Justiz klagt. Fürst Karl hat das Ziel, die Parteien auszusöhnen, und bemüht sich, Bratianu in diesem Sinne zu beeinflussen.

In der Stadt verbreitet sich das Gerücht, der Fürst wolle abdanken. Man droht ihm auch verschiedentlich mit Attentaten; wie wenig er davon glaubt, sucht er den Leuten durch tägliche lange Spazierritte in entfernte und einsame Gegenden zu beweisen. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Heere, arbeitet die Pläne für das Lager aus, inspiziert am 11./23 Februar die Kavallerie und frühstückt wieder mit den Offizieren in der Kaserne. — Die türkischen Häfen sind den griechischen Schiffen wieder geöffnet, der Orient hat sich beruhigt.

12./24. Februar. Fürst Karl nimmt Veranlassung von der wohlwollenden Aufnahme, die Herr Steege in Wien gefunden, um dem Kaiser Franz Joseph dafür brieflich zu danken, und giebt dem scheidenden österreichischen Generalkonsul Baron Eder diesen Brief mit, in welchem er dessen Abberufung bedauert. Der Fürst versichert dem Kaiser, daß er entschlossen ist, die Weiterentwicklung seines Landes en harmonie avec les intérêts généraux de l'Europe zu fördern, und daß er alles, was von ihm abhinge, gethan habe, um mit dem benachbarten Kaiserstaate und besonders mit Ungarn auf den Fuß einer entente cordiale zu gelangen. Er hätte stets die Freiheiten, welche man sich in Rumänien in Schrift und Wort gegen Österreich herausgenommen, bedauert, dafür verantwortlich zu machen sei er aber ebenso wenig wie das Wiener-Kabinett für die Gehässigkeiten, mit welchen österreichische und besonders magyarische Blätter ihn persönlich und Rumänien täglich verfolgten.

13./25. Februar. Das im vorigen Herbste türkischerseits konfiszierte Pulver ist in Rustschuk und soll jetzt den Rumänen ausgeliefert werden. Von dort sind auch tausend Arbeiter von einem der Eisenbahn-Unternehmer für die Strecke Galatz-Plojeschti geholt worden, so daß der Verkehr über die Donau besonders rege ist.

Herr Sturdza schreibt aus Konstantinopel, daß dort die vor der Kammerauflösung verbreitete Ansicht, der Fürst wolle Bratianu wiederum in ein Ministerium aufnehmen, einen schlechten Eindruck gemacht habe, daß aber seit der Kammerauflösung alles einen günstigen Verlauf nehme. Der Freipaß für die aus Amerika bestellten 25000 Peabody-Gewehre ebenso wie für eine neue Pulver-Lieferung sei ihm zugestellt worden. Auch in der Münzfrage werde Rumänien, von England und Frankreich unterstützt, mit seinen Forderungen bei der Pforte durchdringen.

Digitized by Google

In der Kirchenfrage — d. i. der Anerkennung einer unabhängigen rumänischen Synodalverfassung von seiten des ökumenischen Patriarchen — wäre auch alle Aussicht auf eine glückliche Lösung, wenn die kirchliche Organisation des Landes einmal auf christlicher und kanonischer Basis gemacht wäre.

Die bulgarische Geistlichkeit dagegen wird von der griechischen in Konstantinopel sehr schlecht behandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Erna Heine.

Erzählung

von

E. Merx.

Rosmarin und Myrte,
Dicht beisammen standen,
Einer weißen Lilie Kelch
Gleicherweis' mit Grün umwanden.

Erste Abteilung.

In dem Hintergebäude eines alten Hauses an wenig belebter Straße, dessen Schild verkündigte: „Gustav Löser, Korbmacher", saß an einem kalten, regnerischen Oktobermorgen in einer düsteren Stube zu ebener Erde eine Frau mit Korbflechtereiarbeit beschäftigt, neben ihr auf niedrigem Holzbänkchen saß ein kleines Mädchen, eifrig bemüht, dünne Rohrstäbe und Binsen zu glätten, welche zur Arbeit der Frau erforderlich sein mochten.

„Sind es jetzt genug, Mutter? Sieh nur her, der Kasten ist ganz voll, und die Hände thun mir auch schon wehe, und mich friert, Mütterchen, sprich doch zu mir." Es erfolgte keine Antwort. Das Kind richtete sich auf, und in das totenbleiche Gesicht der Mutter schauend schluchzte es erschrocken. „Ach, ach! wie siehst du aus? Hast du so arge Schmerzen? Du zitterst, Mütterchen, kannst du nicht sprechen, gar nicht?" „Erna", hauchten die blassen Lippen kaum verständlich, und die Hand, welche die Wange des Kindes liebkosend berührte, sank matt herab, mit geschlossenen Augen fiel der Kopf auf die Rücklehne ihres harten Stuhls. Angstvoll rief das Kind: „Mutter, ich will Frau Löser rufen, die kann dir helfen."

Frau Löser, die Hauswirtin, ging in diesem Augenblick an dem Stubenfenster ihrer Hofwohnung vorüber und, freundlichen Sinnes wie sie war, hatte sie nach ihrer armen kranken Mieterin sehen wollen. Sie trat rasch mit lautem Thürzumachen ein, und die Kranke erblickend, sie in ihre Arme fassend und nach dem in einer Ecke der Stube stehenden Bett führen, sie niederlegen und von ihrem Halse ein wollenes Tuch nehmen, damit die kalten Füße reiben, dies alles ohne

Digitized by Google

ein Wort dabei zu reden, war das Werk einiger Augenblicke. „Erna“, wandte sie sich dann an das Kind, „lauf hinüber in die Küche, an den Kohlen auf dem Herde steht ein Topf voll Milch, bringe ihn schnell hierher, auch die Semmeln vom Tische bringe mit. Großer Gott! sie wird nichts gegessen haben, es ist die blanke Schwäche. Ja ja“, sagte Frau Löser zu sich selbst, „es geht nicht mehr, wie ich schon gesagt habe.“

Erna brachte den Milchtopf und nahm einen Löffel aus der Schublade, Frau Löser hob den Kopf der Kranken vom Bettpfühl auf und sprach ihr jetzt zu. „Liebe gute Saletti, hören Sie mich, thun Sie Ihre Lippen von einander, Sie sollen jetzt warme Milch trinken, die wird Ihnen gut thun, und der Lehrbursche soll hier einheizen, ja, Frau Saletti, wir wollen Sie schon wieder aufbringen, das hat keine Not, aber später reden wir noch ein andres Wörtchen mit einander.“

„So — jetzt haben Sie getrunken und liegen auch bald warm. Nachher komme ich wieder; koche Ihnen indessen ein Fleischsüppchen mit Griesmehl. Bleib nur ruhig, kleines Ding du, und iß die Semmel, hungrig wirst du wohl sein.“ Und mit großen Tritten verließ die Hauswirtin das Zimmer, rief in die offen stehende Thür der Korbmacher-Werkstätte laut hinein: „Karl, komm' mal her, höre, nimm von dem alten trockenen Rohr vom Boden ein gut Teil, und mache damit ein Feuerchen in den Ofen bei Frau Saletti, aber spute dich, hörst du?“

„Ja, ja, Frau Meisterin, ich höre ganz gut.“ Frau Löser hatte das Mißgeschick, einen schwerhörigen Mann zu haben, sie hatte sich deshalb gewöhnt, sehr laut zu sprechen, und hinterdrein noch zu fragen, „hörst du?“ Des öfteren Fragens aber zuweilen müde, hatte sie die Gewohnheit angenommen, sich selbst die etwaige wahrscheinliche Antwort zu geben. In ihre Küche zurückgekehrt, sprach sie in die Stubenthür hinein zu ihrem Mann, der aber zufällig gar nicht darin war: „Löser, ich werde zur Frau Direktor Heine gehen und ihr den Notstand in unserm Hinterhause klar machen. Wir können doch nicht allein helfen.“ Da keine Antwort erfolgte — gab sie sich solche selbst. „Nein, Minchen, das können wir bei dem besten Willen dazu nicht. Gehe nur zur Frau Direktor.“ „Ja, das will ich auch gleich Nachmittags thun,“ sprach sie wieder in ihrem Namen, und ließ das Feuer unter dem Kochtopf hoch aufflackern — „daß es nur schnell kocht. —“ Und es kochte über und über und gab eine kräftige Brühe für die kranke Frau und das Kind, welche die gutmütige Hauswirtin selbst überbrachte und dem Essen eine Weile mit stiller Freude zusah.

„Jetzt nun, Frau Saletti, können Sie auch vernehmen, was ich Ihnen aus gutem Herzen sagen muß, und dringlicher noch als früher schon, es kann nicht mehr so weiter gehen, kann nicht, denn was nicht geht — geht nicht. Ihre Kräfte haben abgenommen, Kummer und Hunger zehrten daran, die kleine Korbarbeit — Sie wissen's selbst — bringt wenig ein, und selbst diese können Sie nicht mehr leisten — Frau Saletti seufzte leise. — Wir, mein Mann und ich, finden es ja ehrenvoll, daß Sie sich selbst helfen wollten, aber es ist ein Ding

Digitized by Google

der Unmöglichkeit, und kurz und gut — ich bin entschossen, die Nächstenliebe für Sie in Anspruch zu nehmen. Unverschuldete Armut ist keine Schande — nein, das ist sie nicht, und darum fassen Sie sich, weinen Sie nicht so sehr, vertrauen Sie Gott, der durch Menschenhand Hilfe schicken wird."

Thräne um Thräne schlich über die eingefallenen Wangen der Kranken, welche die roten Flecke, wie die Schwindsucht sie malt, zeigten; sie erhob ihre matte Hand und reichte sie der Frau Löser hin, die an ihrem Bette saß, dabei flüsternd: „Sie thaten uns um Gottes willen viel Gutes . . . er hat Ihr Herz gerührt . . . er weiß auch, wie dankbar ich dafür bin . . . und wird es vergelten . . ."

„Davon reden wir nicht, das war nichts," fiel Frau Löser ein, mit lautem und hartem Tone, zerdrückte aber dabei eine Thräne in ihren guten, großen Augen, „es muß besser für Sie und die Erna gesorgt werden, und ich weiß auch, wie ich es am besten angreife. Ich gehe zur Frau Direktor Heine, das ist eine liebe Seele, der man sich offenbaren kann, die hat Mitgefühl für Arme und Kranke, hat selbst viel Leid erfahren, ihre beiden Kinder in einer Woche am Scharlach sterben sehen und den Mann in seinen besten Jahren noch auch hergeben müssen, die wird schon Rat schaffen, seien Sie nur ganz still, ängstigen sich und das Kind nicht, das kleine Wurm soll es bald besser haben als hier in der niedrigen, feuchten Stube. Ich konnte es ja nicht besser geben. Doch was rede ich unnütz und verbringe die Zeit. Handle — und schwatze nicht, Mine, pflegte mein seliger Vater zu sagen, und hatte Recht damit. Adien zusammen."

Frau Löser erhob sich mit Geräusch, stopfte das Deckbett über die Füße fest, zog den verblichenen Vorhang vor das Fenster und sprach zu sich selbst, „vielleicht schläft sie ein," und zu Erna diesmal in gedämpftem Ton: „achte auf die Mutter, und wenn sie husten muß, dann gieb ihr eines von den braunen Brustbonbons aus der Tüte. Wenn du noch ein paar Binsen glätten kannst, dann thue es, mein Herzchen, wenn du aber nicht magst oder müde bist, dann schlafe nur, ich will dich nicht damit gequält wissen."

Nun ging sie mit freundlichem Nicken nach dem Bett hin aus der Thür. Frau Saletti schloß die Augen und legte ihre gefalteten Hände auf die schwer atmende Brust. Erna setzte sich auf ihr Bänkchen zur Arbeit nieder; bald aber sank das Köpfchen tief und tiefer herab, und, noch Thränen in den Augen, schlossen sie sich zum Schlummer. Die Mutter aber, die arme, unglückliche Mutter wachte — und betete für das Kind.

Frau Direktor Heine siegelte gerade ein Päckchen mit alten Kleidungsstücken zu, als ihr von ihrer Köchin die Korbmacherfrau Löser gemeldet wurde. „Laß sie eintreten, Liese, wer bei dem heutigen Wetter ausgeht, den muß was Wichtiges dazu treiben," erwiderte sie freundlich.

Frau Löser hatte die Worte vor der Thür stehend gehört, und schnell ihren nassen Mantel abwerfend, trat sie in das saubere Zimmer herein — aber auch

Digitized by Google

wieder zurück. „Die Schuhe konnte ich auch gleich draußen lassen, ich alte Gans“, strafte sie sich selbst.

Lachend fragte die Frau Direktor: „Nun, Frau Löser, was giebt es denn so Notwendiges? Setzen Sie sich zu mir her; nein, nicht an die Thüre und lassen Sie hören, was Sie zu mir führt.“

„Ach, gute Frau Direktor, recht was Schlimmes, und wenn es auch Spitzbuben geregnet hätte, ich wäre heute doch gekommen.“

Und nun folgte Mitteilung und Schilderung des am Morgen mit ihren Mietern Erlebten. Die Direktorin hörte aufmerksam zu und warf dann und wann eine Frage nach dem früheren Leben der Kranken dazwischen. „Augenblickliche Hilfe thut hier freilich Not, mag die Vergangenheit der Frau gewesen sein, welche immer sie wolle,“ entschied sie sich sodann. „Einen Arzt — und Geld, nicht wahr, Frau Löser, das ist zunächst das Wesentlichste, für das zu sorgen wäre. Und dies soll ungesäumt geschehen. Es freut mich, Frau Löser, daß Sie zu mir gekommen sind.“

„Ja, ich wußte, daß die Frau Direktor helfen würden mit Rat und That, und darum ging ich den geradesten Weg hierher, nicht erst zum Armen-Vorstand und Frauen-Vereins-Damen, die . . . machen erst viele Weitläuftigkeiten und“ —

Die Direktorin war aufgestanden und an ihren Schreibtisch getreten. „Die Damen müssen auch prüfen, lassen Sie das sein, sie verwalten fremde Gelder, anders ist es, wenn jemand aus eigenen Mitteln giebt.“ Während sie sprach, hatte sie aus einem Kästchen ein Goldstück genommen, „zehn Mark fürs erste, hier nehmen Sie, Frau Löser. Ich werde ein paar Zeilen an meinen Hausarzt, den Doktor Klein, schreiben, die geben Sie auf Ihrem Rückwege ab, der wird, so bald er kann, die kranke Frau besuchen — die Pflege für heute bleibt am besten in Ihren Händen, Morgen Vormittag komme ich selbst zu Ihnen, und dann wollen wir zusammen überlegen, was zu thun sei.“

Am Abend dieses Tages kam Doktor Klein zu seiner langjährigen Freundin, der Direktor Heine, um ihr Bericht über seinen Besuch bei Frau Saletti zu erstatten.

Er setzte sich behaglich in das Sofa zu ihr, nahm eine Cigarre aus seiner Brusttasche und brannte sie an der Lampe auf dem Tische an, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Als er sie in guten Brand gesetzt, bemerkte er nur: „Alte Gerechtsame! — eine Viertelstunde im warmen Zimmer, zwei Tassen Thee mit vier Theelöffel Arak, thun mir wirklich not. Ein abscheuliches Wetter: selbst für meine Amphibiennatur schwer zu ertragen.“

„Der Thee ist im Augenblick bereit, denn ich habe Sie eigentlich erwartet“, erwiderte Frau Direktor und ordnete Tassen und Zuckerschale auf dem Tische. Meine Gedanken waren den ganzen Tag bei der kranken Frau. Sagen Sie nun, lieber Doktor, was für sie geschehen muß. Ist sie schwer krank und woran leidet sie?“

„Sie leidet an der Schwindsucht und das bereits im letzten Stadium, ihr ist nicht mehr zu helfen, nur noch Erleichterung zu schaffen. Das arme Weib leidet

Digitized by Google

körperlich und seelisch zugleich. Man könnte sie als Prachtexemplar der „verschämten Armut" den Vätern der Stadt darstellen. Damit will ich aber keinen Vorwurf gegen diese erhoben haben, durchaus nicht, denn verschämte Armut ist eben „verschwiegene," — und darum die bitterste, Leib und Seele zugleich verzehrende. Das Auge des Arztes dringt tiefer ein als das des Laien." Ein starker Zug aus der Cigarre. „Eines gefühlvollen Arztes," schaltete Frau Direktor dazwischen ein, und er fuhr fort:

„Die Verhältnisse dieser Frau Saletti waren mir von früher her nicht ganz unbekannt, ich erinnere mich ihres Mannes, der vor einigen Jahren mit Frau und Kind hierher kam und sich als Sprachlehrer ankündigte. Man wußte von ihm, daß er Lehrer an einem Gymnasium in dem kleinen Fürstentum X. gewesen, sich mit revolutionären Ideen, Weltverbesserungsplänen getragen und solche in Flugschriften mit Hilfe seiner Gesinnungsgenossen verbreitet hatte. Er wurde des Hochverrats angeklagt, aus dem Staatsdienst entlassen und zu einer Festungsstrafe verurteilt. Nachdem er diese verbüßt, sollte er bereits schon in zwei Städtchen versucht haben, durch Unterricht in französischer und italienischer Sprache seinen Unterhalt zu gewinnen, aber seine Rechnung nicht gefunden haben. Er kam also hierher, und es ging auch so ziemlich, er gab Unterricht in einigen Privatinstituten und gewann noch mehrere der Schule bereits schon entwachsene junge Leute, Kaufmannsdiener und strebsame Handwerker, aber er hielt nicht stich, kam unpünktlich, zuweilen gar nicht, fing seine heimlichen Schreibereien wieder an, besuchte Kneipen und warb aufs neue für seine vertrackten Ideen, trank und spielte Karten. Die Frau arbeitete für ein Weißwaren-Magazin. Eines Tages war er aus der Stadt verschwunden, die arme Frau hielt sich mit Aufgebot aller ihrer Kräfte durch Handarbeiten, die sie Tag und Nacht verfertigte, über Wasser und sollte, wie mir heute die Korbmacher Löser sagte, immer die Rückkehr ihres Mannes erwartet haben, der sie brieflich auf bessere Zeiten vertröstete, die nicht kamen. Dagegen war eine Nachricht eingelaufen, die allem Hoffen und Erwarten ein jähes Ende machten. Irgend wo da und da hatte man eine männliche Leiche aus dem Wasser gezogen, die sich als der weilend Sprachlehrer Saletti erwies. Ob mit, ob ohne Absicht ertrunken, ist nicht aufgeklärt. Von da an geriet die Frau in immer größere Not; sie verkaufte nach gerade jedes nur irgend entbehrliche Stück ihres dürftigen Haushaltes, mietete das kleine Stübchen in der Hofwohnung von Löser, und da ihre Augen nicht mehr zu Nähereien taugen wollten, begann sie das Handwerk des Korbflechtens zu erlernen. Sehen Sie da, liebe Freundin, das Schicksal der armen Kranken! Die Frau Löser, eine kreuzbrave Person, hat seit geraumer Zeit schon die Mutter und das hübsche, etwa siebenjährige Kind mit Suppe und Brot unterhalten bis auf den letzten heutigen Tag, — und nun — thun wir das Unsrige."

Der Doktor trank seine Tasse aus, klopfte die Asche von seiner Cigarre und meinte: „Es ist genug für diesmal. Morgen mehr, meine Zeit ist um."

„Aber es regnet schrecklich," erlaubte sich Liese zu bemerken, als sie dem alten Herrn seinen Regenmantel anziehen half.

„Na ja, Liese, das thut's freilich, aber ich bin nicht von Zucker."

„Aber gut ist der Herr Doktor, wie nicht leicht einer," sprach sie hinter ihm her, indem sie die Hausthür schloß.

Am folgenden Morgen schon früh war Frau Direktor Heine im Hause des Korbmachers und ließ sich mit vieler Geduld von dem alten Meister alles erzählen, was er von den Leuten im Hinterhause wußte; es traf genau mit dem zusammen, was Doktor Klein ihr am gestrigen Abend mitgeteilt hatte. So vorbereitet betrat sie das niedrige Stübchen in der Hofwohnung. Sehr leise und freundlich näherte sie sich dem Bette der Kranken, nahm ihre fieberheißen Hände in die ihrigen und sprach ihr liebreich zu, nicht als eine Fremde, vielmehr als eine ihr wohl bekannte Person. Die trüben, müden Augen der Kranken hefteten sich eine ganze Weile auf die gewinnenden, sanften Gesichtszüge der zu ihr Redenden, sie zeigte keine Verwunderung über die Ansprache und Zusprache, als die Direktorin zu ihr sagte: „Liebe Frau Saletti, Sie sollen bei mir wohnen, heute Nachmittag werden Sie zu mir in einem bequemen Wagen fahren. Werden Sie auch gern zu mir kommen?" Frau Saletti gab mit einem Augenzuschlagen, einem Blick auf ihre Tochter hin und einem schwachen Druck der Hand ihre Zustimmung zu erkennen, und ohne weitere Reden herzte Frau Heine das blasse Kind, das mit verweinten Augen zu ihr aufschaute, und sagte nur „auf Wiedersehen in meinem Hause."

Es war ein freundliches, von der Morgensonne gesuchtes Zimmer, in dem Liese mit aller Sorgfalt die Vorbereitung für neue Bewohner traf. Seit einigen Wochen hatte es leer gestanden, die frühere Bewohnerin, eine alte, blind gewordene Schneiderin, war, wie Liese sich ausdrückte: „in die frohe Ewigkeit" abgerufen. Jahr und Tag hatte sie dieser die nötige Kost aus der Küche der Frau Direktor hinüber tragen müssen, und die alte Person hatte doch gar nichts weiter für sie gethan als ihr vor Zeiten das schwarze Konfirmationskleid und später das weiße seidene Brautkleid gearbeitet, welches doch gewiß reichlich bezahlt worden war. Nun war sie tot, Gott sei Dank! Liese hatte sich aber gleich gedacht, daß bald wieder ein Elendswurm aufgenommen werden würde — und es war schon richtig so, denn „ihre Frau" fand einmal ihr Vergnügen daran, armen Leuten wohl zu thun. Diese ihre Meinung teilte sie aus dem Stubenfenster in den Garten schauend bei dem Abstäuben eines Rückenkissens der neben ihr wohnenden Witwe Mahnert mit und setzte noch hinzu: „Diesmal kriegen wir aber gleich zwei, Mutter und Tochter, ach Gott, schwer krank, und, Mahnerten, da werden Sie wohl wieder nachts wachen helfen müssen."

Es soll hier keine Krankheitsgeschichte des weiteren erzählt werden. Die trüben, kurzen Novembertage mit ihren langen, schlaflosen Nächten schlichen an der leidenden Frau Saletti langsam vorüber; nach einem kurzen, scheinbaren Stillstand der Krankheit, vielleicht durch sorgfältige Pflege veranlaßt, trat das zehrende Fieber nur stärker wieder auf.

Doktor Klein berechnete die etwaige Dauer des Lebens auf zwei bis drei Wochen.

Digitized by Google

Wieder saß er im Wohnzimmer der Frau Heine neben ihr an seinem alten Platz im Sofa und nach einer längeren Pause im Gespräch sagte er, „Und nun? und dann das Kind, das anmutsvolle, liebe Kind, was soll mit dem werden? Ich frage, was soll mit dem werden?“ Er erhielt nur die Antwort: „Kommt Zeit, kommt Rat, lieber Freund, adieu für heute, guter Doktor.“

So freundlich entlassen griff er zu seinem Hut und ging mit leisem Kopfnicken, was bei ihm so viel hieß, „kann's mir denken,“ von dannen.

Frau Heine ging nachdem in ihr Schlafzimmer.

„Wenn du aber betest — das heißt, die Stimme Gottes in deinem Innern vernehmen willst — so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thür hinter dir zu, und deine Herzensthür auf, dann wirst du vernehmen, was Gottes heiliger Wille in der Sache ist, die du ihm vorträgst.“

So hatte Frau Heine ihr ganzes Leben hindurch gehandelt, und so trat sie nach empfangener göttlicher Zustimmung den Menschen und den Dingen in der Welt entschieden gegenüber: fest, sicher und zugleich mild und sanft.

Ihre Freunde sagten von ihr: „sie weiß immer ganz genau, was sie will,“ und sie wußte das auch wirklich, weil sie ihren eigenen Willen durch himmlisches Licht erleuchten ließ.

In den ersten Tagen nach der Aufnahme der Frau Saletti in ihrem Hause hatte sie die sehr schüchterne kleine Erna nur stundenweise bei sich im Zimmer gehabt. Das Kind war still und verschlossen, gegen Kinderart, hier war es aber ganz natürlich so gekommen — und Frau Heine warb förmlich um Vertrauen und Zuneigung. Sie ließ sich herbei mit dem Kinde zu spielen mit Würfeln und Dominosteinchen, zeigte ihm Bilder, schenkte Puppen, suchte sie selbst zu beschäftigen, that alles, was Kinder erfreuen und ihre Liebe erwecken kann — forderte diese aber nicht.

„Erst säen, dann ernten, auch auf geistigem Gebiet“, sagte sie sich. Erna gewöhnte sich aber sehr schwer an die „fremde Dame“, und die leise Mahnung der Mutter, freundlich und dankbar zu sein, schien fast keinen Eingang in ihr trauriges kleines Herzchen zu finden.

Frau Direktor war liebevoll bemüht, der Kranken Hoffnung und Lebensmut einzusprechen; sie verhinderte jede Aufregung und gestattete sich keine Fragen nach dem früheren Leben, welches sie ja auch in großen Umrissen schon kannte. Sie hatte in Frau Saletti eine gebildete, zartfühlende Frau erkannt, und das genügte ihr, diese jedoch fühlte das Verlangen, ihrer Wohlthäterin Mitteilungen zu machen, welche aber nur im wesentlichen bestätigten, was Doktor Klein bereits erkundigt und berichtet hatte, ausgenommen dasjenige, was sich ganz besonders auf Frau Saletti selbst bezog, und dies war einfach und wenig. Sie war früh elternlos geworden, in Häusern nicht wohlwollender Verwandten erzogen, hatte später darin Dienste geleistet und sich aus Herzensneigung mit dem jungen, interessanten Gymnasiallehrer Saletti verheiratet, mit den knappsten Geldmitteln einen Haushalt zu führen gehabt, mit Not und Sorgen zu kämpfen, am schwersten aber mit der steten Unzufriedenheit ihres Gatten, dessen ehrgeiziges, phantastisches

Digitized by Google

Wesen der Realität beschränkter Verhältnisse widerstrebte, und der mit seinen unklaren, weltbeglückenden Ideen sein eigenes Leben und das von Frau und Kind unglücklich gemacht hatte — und dem sie dennoch mit immer gleicher Liebe ergeben geblieben.

Das war der Inhalt des hier zu Ende gehenden Erdendaseins, das von dem warmen Herzen und weichen Händen der Frau Heine bis zum letzten Atemzuge getröstet und gepflegt wurde, und dem in der Zusicherung, daß sie dem verwaisten Kinde Erna eine Mutter werden wolle, die letzten Kämpfe in der Hoffnung auf Erlösung von lange getragenem geistigen Weh und körperlichen Schmerzen erleichtert wurden. Ruhig, und in manchen Stunden sogar heiter sah sie ihrem Tode entgegen.

Doktor Klein vertröstete durchschnittlich seine Patienten — aus angeborener Gutmütigkeit — wenn er weiter nichts zu sagen wußte, mit: „Wenn wir erst besseres, beständiges Wetter haben, wird es besser mit Ihnen gehen.“ Er that dies auch am Bett der Frau Saletti, als er den schwachen, zitternden Puls fühlte. Er saß neben ihr, erhob ihre Hand und betrachtete die blaurötlichen Nägel, blickte lange in die glänzenden, ausdrucksvollen Augen und wiederholte: „es wird bald besser werden, nur Geduld, liebe Frau.“ Sie lächelte schmerzlich und erwiderte: „Ja, ich fühle, daß es bald ganz gut mit mir werden wird . . . und ich danke Ihnen von Herzen für alles Gute, das Sie mir gethan haben . . . mehr kann ich Arme nicht. . .“

„Das ist übergenug,“ versicherte er mit angenommenem heitern Ton, „viel mehr, als ich zu empfangen gewohnt bin, oder auch verdiene.“

Der ersehnte Wetterumschlag war im Dezember eingetreten. Ein leichter Frost mit feinen Schneesternchen, die sanft und stetig aus grauen Wolken herabrieselten, webten der Erde ihr weißes Winterkleid. Frau Direktor Heine saß am Fenster in der Krankenstube und blickte schweren Sinnes in den Garten hinunter. Tief traurig dachte sie: „ein Leichentuch der Natur, das alles Verwelkte, Unschöne, Verkommene, Blumen und Sträucher schonend dem Auge verhüllt, analog dem Leichenkleide, mit dem man den toten, von Krankheit entstellten menschlichen Körper bedeckt und verhüllt.“ . . .

Die Kranke erwachte mit einem leisen Seufzer aus ihrem Schlummer und winkte mit der Hand Frau Heine zu sich heran, welche sich freundlich über das Bett hinbeugte, um die nur noch geflüsterten Worte vernehmen zu können.

„Ich möchte meine Tochter sehen; ich habe ihr Unvergeßliches in das Herz zu reden. Heißen Dank und ewige Liebe für Sie, das ist mein Vermächtnis.“

„Nicht jetzt, ruhen Sie erst aus,“ bat Frau Heine.

„Nein; ich habe nicht viel Zeit mehr, ich fühle, daß ich bald sterben werde.“

Die Direktorin vermochte im Blick auf die bleiche Stirn, der schon der Stempel des Todes aufgedrückt schien, nicht von Lebenshoffnung zu reden. „Erna wird zu Ihnen kommen,“ erwiderte sie nur und verließ das Zimmer.

Die Scene, die sich hier am Krankenbett gestaltete, wäre ein Vorwurf für einen gemütstiefen Maler gewesen, der sich darauf verstanden hätte, Seelenzu-

Digitized by Google

stände, wie sie sich im Auge einer fast sterbenden Mutter, die zu ihrem Kinde redet, abspiegeln.

Erna kniete am Bett und lauschte mit großen, erstaunten Augen, in denen Thränen perlten, auf die leisen Worte der Mutter.

„Sterben!" solche Gedanken können Kinder schwer fassen. —

„Höre mir zu, Erna, ich werde sterben — zu Gott kommen — und du wirst eine andere, engelgute Mutter haben. Frau Heine schließt dich an ihr Herz als ihre Tochter, du wirst sie lieben, wie du mich geliebt hast, dankbar und gehorsam sein, alles thun und erfüllen, was sie jemals von dir verlangen wird. Lege deine Hände in meine, gelobe dies mir und gelobe es Gott — der gegenwärtig ist. Willst du das, meine Erna?"

„O ich will es, Mutter, ich will es," schluchzte das Kind und drückte ihr Gesicht auf der Mutter Hände. Ermattet sank die Kranke in die Kissen zurück, aus denen sie sich zuvor erhoben hatte, aber ihr mächtiger Wille überwand nach einer Weile ihre Schwäche, und noch einmal ließ sie ihre Tochter das Gelübde der Liebe und des Gehorsams wiederholen und legte segnend ihre Hand auf des Kindes Haupt.

Das war ihre letzte Lebensäußerung.

Zweite Abteilung.

Die ersehnten Schulferien waren endlich da, der Abschluß mit Zeugnissen und einer mahnenden Schlußrede des Direktors der „höheren Töchterschule" erfolgt und vorüber. Die Flügelthüren der Schulanstalt nach der Straße waren geöffnet, und heraus stürmten im Gefühl der begonnenen Freiheit die hoffnungsvollen Scharen der jungen Mädchen. Zuerst munter die Kleinen, bedächtiger folgten die Größeren bis zur ersten Klasse der Selekta — der Studentinnen, wie sie in Scherz und Ernst von den Mitschülerinnen genannt wurden.

Schon geraume Zeit stand Doktor Klein an einer Ecke der Straße, den Blick auf das Schulhaus gerichtet. Es war dies ganz gegen seine Gewohnheit, denn er, der vielbeschäftigte Arzt, hatte keine Zeit übrig, und heute mußte etwas Besonderes ihn an die Stelle fesseln.

„Nun, da kommt sie! aber nicht fröhlich; das verdammte Rechnen — die Mathematik! — Unsinn für Mädchen!" murrte er vor sich hin — „Erna, liebes Kind, ich warte auf dich, komm doch schnell!"

Erna Heine, ein schlankes, blondes Mädchen, die Schulmappe und das Schulzeugnis in der Hand, näherte sich dem Doktor Klein mit einem ängstlichen, traurigen Lächeln auf dem bleichen, zarten Gesicht.

Er streckte ihr seine beiden Hände entgegen, und sie legte (und dabei traten Thränen in ihre Augen) — ihr Schulzeugnis hinein. „Ach Onkel, wieder nicht ohne Tadel", flüsterte sie ihm zu. „Ich bin so traurig ... im Rechnen wieder II."

„Laß sein, Kind, um den Wisch da sollst du nicht jammern, ich kümmere mich den Kuckuk nicht darum, das sind für mich ganz überflüssige Bemerkungen; die Lehrer, ja, die müssen sie machen ..."

Digitized by Google

„In allem übrigen habe ich „gut"", fiel Erna ein.

„Natürlich — und im „Betragen" wie immer „musterhaft"", scherzte der Doktor, „bist unser gutes, liebes Kind. Jetzt schnell weiter; ich will eine Viertelstunde bei euch bleiben. — Es ist Besuch gekommen; eine Überraschung war es für deine Mutter."

„Wer ist es," fragte Erna, ihren Schritt dem des eiligen Onkels anpassend.

„Rate einmal! Du weißt nicht? Nein? Könnte es nicht etwa der Vetter Gotthold sein?"

„Ach der!" entfuhr es Ernas Lippen wie eine Enttäuschung, und eine jähe Röte flog dabei über ihr Gesicht.

Der Doktor hatte den Ton überhört, aber die Röte wahrgenommen und lächelte ein wenig, „ja, gerade der ist es, — und sitzt schon neben der Tante Heine am Frühstückstisch in der Laube, und beide erwarten uns zur Schokolade — die am Schulschluß nie fehlt nach altem Brauch."

„Fräuleinchen, der Herr Gotthold sind ganz unerwartet angekommen," berichtete die Liese, indem sie die Hausthür öffnete, und bereits vernahm man von der Lindenlaube her, die dicht an des Hauses Rückseite grenzte, seine kräftige Baßstimme.

„Na endlich, kleine Cousine! Du nahmst dir gehörige Zeit; wir warteten mit dem Frühstück auf dich," so sprechend hatte sich der Vetter Gotthold erhoben, war auf Erna zugetreten und wollte sie mit einem Kuß begrüßen. Sie aber hatte das Gesicht abgewandt, und brennende Röte wechselte schnell darauf mit tiefer Blässe.

„Diese Nervosität kommt dem Mädchen von der verdammten Schultyrannei," meinte der Doktor, „jetzt soll es aber damit aus sein — Zeugnis gebe ich künftig allein — und dies letzte hier," er zeigte auf seine Brusttasche, lautet wie immer, „Frau Heine, es kann unbesehen bleiben." Und nun weiter im Text, Cigarren, Schokolade, die ich dem Tage zu Ehren annehmen will. Rauchen Sie, lieber Freund," fragte er Gotthold, der seine Hand von Ernas Schulter zurückgezogen hatte und, sie scharf betrachtend, zwischen Erstaunen und Verdruß lachend sagte:

„Sieh mal, bist ja eine große, spröde Dame geworden, willst nichts von dem alten, gutmütigen Vetter wissen — der sich auf das Wiedersehen gefreut hat. Das ist nicht hübsch von dir."

Erna hatte sich aus seiner Umarmung frei gemacht und beschäftigte sich mit den Tassen und Kuchentellern.

Der gute Doktor sagte mit einem listigen Lächeln zu Gotthold: „Ho, ho, guter Freund, man faßt ein zartes weißes Täubchen nicht so barsch an."

„Erscheine ich Ihnen als ein Habicht," entgegnete der Vetter Gotthold ärgerlich; „meines Wissens habe ich Prinzessin Erna nicht unsanft berührt, den Willkommensgruß glaubte ich fordern zu können."

„So meinten Sie, und Erna meinte es nicht; junge Mädchen haben auch ihren Kopf für sich; passen Sie auf, junger Pastor in spe, daß Sie den Ihrigen

Digitized by Google

nicht ganz anders zurecht gesetzt kriegen — Erna, gieb mir ein Stück von deinem Kuchen."

„Torte, lieber Onkel?"

„Ja, Sandtorte, du hast zu berichtigen, und dann weiter gieb mir die Streichholzbüchse und das Wachslichtchen."

„Sie rauchen also nicht," wandte sich der Doktor an Gotthold.

„Nein," erwiderte dieser. „Luther, mein Vorbild, hat auch das Rauchen nicht geübt."

„Gut für deinen Geldbeutel und für die weiße Wäsche in deinem künftigen Haushalt," fiel Frau Heine ein.

„Also Luther ist Ihr Vorbild! Das ist für einen evangelischen Theologen nur lobenswert, die Sprache aber, die dieser Ehrenmann zu seiner Zeit redete, in die jetzige wieder einzuführen, wie es die jungen Theologen teilweise versuchen, halte ich für verkehrt. Der weise Salomo, ein Bibelmann, wie Sie nicht in Abrede stellen können, that den Ausspruch: Alles hat seine Zeit."

„Was aber vom Geist durchtränkt ist — überdauert seine Zeit, und dahin dürfte Luther's Redestrom gehören, oder . . ."

„Gotthold, keine Expektorationen in der ersten Viertelstunde," unterbrach die Tante lachend, „jetzt frühstücken Sie erst, lieber Doktor, und nachher . . ."

„Ist meine Zeit abgelaufen. Überfluß daran wie manche andre Leute habe ich überhaupt nicht. Wo ist Erna? Beruhigen wir sie über die Nummer II. im Rechnen; das sensible Kind grämt sich . . ."

„Am besten," meinte Frau Heine, „wir lassen das auf sich beruhen" — und ablenkend fragte sie, „wann bist du abgereist?"

Gotthold ging darauf ein — und die Miseren einer Eisenbahnfahrt wurden weitläufig erörtert. Ein Zug von Mißmut verschwand aber nicht aus Gotthold's rotem, gutmütigem Gesicht, welches der Doktor mit Vergnügen wahrnahm, und sich zum Fortgehen rüstend, sprach er seinen angewöhnten Doktortrost „es wird sich schon machen".

Wo war Erna indessen?

Nicht in der Küche, wie die Tante meinte, um der Liese bei der festlichen Bewirtung des Gastes zu helfen, in ihr Stübchen war sie hinaufgestiegen, langsam, mit beengtem Atem, die Hand auf ihr heftig klopfendes Herz gedrückt, da stand sie jetzt, und aus den geschlossenen Augen rannen helle Thränen die Wangen hinab. „Ach Gott, ach Gott!" seufzte sie, „ach hilf mir, lieber Gott! Mir ist so bange, so schwer zu Mute." Sie barg den Kopf in die Kissen ihres kleinen Sofas und weinte schmerzlich — aber nicht lange, richtete sich wieder auf, faltete die Hände und sprach zu sich selbst. „Thörichtes Mädchen, was fürchtest du denn? Erfülle deine Pflicht, dann wird dir besser werden."

Der Leser aber soll Verständnis für den noch unverstandenen Gemütszustand des beängstigten jungen Mädchens gewinnen, indem ihm ein Rückblick in die verflossenen Jahre, welche Erna als Tochter im Hause der Frau Direktor Heine lebte, gestattet wird. Große Begebenheiten sind davon nicht zu berichten, den

Digitized by Google

Neigungen und Lebensgewohnheiten der Frau Heine gemäß ging es still und friedlich im Hause zu. Erna erwuchs in dieser reinen, von Liebe und religiösem Sinn durchhauchten Atmosphäre zu einer lieblichen Jungfrau heran, mit einer fast peinlichen Aufmerksamkeit auf die Wünsche ihrer Pflegemutter, mit unermüdlichem Bestreben ihre Zufriedenheit zu verdienen. Mit jedem Jahre waren ihr die letzten Worte und Mahnungen der sterbenden Mutter klarer zum Bewußtsein gekommen und verstand sie besser die Tragweite ihres kindlich gegebenen Gelübdes: Dank und Liebe der edlen Wohlthäterin zu zollen. Es war dies ja leicht und süß, durchaus natürlich in ihrem Verhältnis zu Frau Heine, von der sie mütterlich geliebt und gepflegt wurde. Ein leiser Vorwurf genügte schon, um etwa auftauchende Kinderunarten abzugewöhnen.

„Wenn das Mädchen nur einmal einen dummen, tollen Streich machen möchte," sagte der Hausfreund Doktor öfter mit ärgerlichem Lachen.

„Was zum Beispiel denn?" fragte Frau Heine gleichfalls lachend.

„Nun, etwa ein großes Loch in ein neues Kleid beim Klettern in einen Kirschbaum reißen, — eine Kanne, eine Tasse zerbrechen . . ."

„Damit wäre mir gerade nicht gedient . . ."

„Oder mit zerrissenen Schuhbändern umherlaufen, Schlittschuhlaufen mit Knaben um die Wette, und so weiter. Meinetwegen auch Geld verthun bei der Obsthändlerin an der Ecke. Aber nichts von alle dem, immer sauber, immer sanft, ein Lämmchen auf zwei Beinen, man möchte ihr geradezu ein rotes Bändchen um den Hals binden."

„Das haben Sie ja wirklich gethan, Doktor, mit Ihrem roten Korallenschmuck, Sie verwöhnen mir das Mädchen."

„Ich? Ich zanke ja mit ihr! Ich wollte sie munterer, geradezu unartig sehen, wie es ihrem Alter zukommt, und ich will das mit gutem Grund in meiner Eigenschaft als Doktor; durchaus gesunde Kinder sind lebhaft, fröhlich, — bei Gelegenheit auch eigensinnig, das ist Erna nicht."

„Eigensinnig!" wiederholte Frau Heine, „in einem Punkte ist sie das auch."

„Wie und wo so? Das möchte ich doch wissen," fragte der Doktor.

„Sie ist es in ihrem Verhalten zu meinem Neffen Gotthold, dafür kann ich Ihnen Beweise geben. Stellen Sie sich vor, daß sie neulich die Zuckerbrezeln, die er, in buntes Papier geschlagen, aus seiner Rocktasche zog und ihr schenken wollte, nicht annahm, bis ich es verlangte. Eine Weile darauf treffe ich sie in der Gartenstube am offenen Fenster stehend, die Brezeln zerbröckeln und den Sperlingen hinabwerfen."

„Sie liebt die Vögel, wollte ihnen etwas Gutes geben," entschuldigte der Doktor.

„Sie sind ein vortrefflicher Anwalt," entgegnete Frau Heine, „indes mußte ich ihr einen Verweis darüber geben, es war eine Unfreundlichkeit gegen Gotthold hinter seinem Rücken."

„Und Gotthold ist Ihr zweites Herzblättchen."

„Er ist der einzige Sohn meiner verstorbenen Schwester, wie Sie wissen — und seit einigen Jahren auch vaterlos! Außerdem ist er ein braver, strebsamer

Digitized by Google

Jüngling, der Liebe giebt und verdient und sich in meinem Hause heimisch fühlen soll so gut wie Erna."

„Sie haben recht, Frau Heine, wie immer, und — es wird sich schon machen." Wenn der Doktor damit eine größere Zuneigung Ernas zu dem Vetter Gotthold meinte, so war er damit im Irrtum.

Gotthold verbrachte im Laufe der Jahre nach Ernas Aufnahme im Hause darin seine Ferien als Gymnasiast und Student bei der Tante, er war etwa neun bis zehn Jahre älter als die kleine, zarte Cousine und behandelte sie demgemäß oft mit dem Übermut des reiferen Knaben, die gewöhnlich auf die kleinen Mädchen hochmütig herab sehen. Erna floh förmlich seine Nähe, sie flüchtete sich mit ihren Schularbeiten in ihr kleines Stübchen und verweigerte seine Hilfe dabei, namentlich bei den Rechenexempeln, die ihr viele Not machten.

„So laß dich doch von Gotthold belehren, kleiner Eigensinn," sagte Frau Heine. „Hier gleich, bleib', gieb die Schiefertafel, setze dich."

Fast zitternd folgte Erna dem Verlangen der Mutter, der Unterricht begann. „Sieh hier, Erna, liegt dein Fehler," dozierte Gotthold und bog sich über sie, nahm ihr den Schieferstift aus der Hand und verbesserte, „verstehst du jetzt die Aufgabe? Nein? Wie ist das möglich! Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen. Passe auf . . . du willst nicht? . . .

„Ich kann nicht — ach, ich kann nicht," versicherte das Kind, „laß mich los!" — er hatte ihre Hand gefaßt, fühlte, daß sie zitterte, und blickte von der Tafel auf in ihr bleiches Gesicht. Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn, und sie sank zur Seite an ihm nieder.

„Ihr ist unwohl, laß sie," sagte die Tante und nahm sie in die Arme.

„Nein, Tante, sie ist unerhört albern, eine kleine Gans, sie könnte, wenn sie wollte. Nun, meinetwegen, ich werde mich nicht weiter um sie bekümmern, zehn Jahre ist sie bereits alt und versteht noch keine Bruchrechnung . . ."

„Jetzt laß sie."

Erna brach in lautes Schluchzen aus. „Ach, ich kann es ja nicht ertragen."

Was sie nicht ertragen konnte, ahnte Mutter und Gotthold nicht, — es war seine Nähe. — Ihr wurde übel zu Mute, wenn er seine warme Hand auf ihre Schulter legte, sie vermied jeden Gegenstand zu berühren, den er erfaßt hatte, den Stuhl, auf dem er gesessen, schob sie von sich ab, den Handschuh, an den sie einen Knopf nähen sollte, faßte sie nur mit spitzen Fingern an und übergab ihn der Liese heimlich.

Woher kam, worauf beruhte der Widerwille, den sie gegen den frischen, gesunden, freundlichen, kräftigen Vetter empfand? Sie wußte es nicht, sie strafte sich selbst in Gedanken darüber, kämpfte dagegen an, faßte die besten Vorsätze abends vor dem Einschlafen, „morgen will ich anders sein," — und der folgende Morgen änderte nichts in ihrem Verhalten. Der Tag der Abreise nach abgelaufenen Ferien war ihr ein Freudentag — und so waren die Jahre vergangen — sie war bereits sechzehn Jahre alt geworden, besuchte aber noch, ein konfirmiertes Mädchen, die Selekta der höheren Töchterschule, als Vetter Gotthold nach

Digitized by Google

wohlbestandenem theologischen Examen als Kandidat mit Aussicht auf eine Hilfsprediger-Stellung unerwartet zum Besuch eintraf.

Am Abend dieses Tages, nachdem sie den Gutenachtkuß von Erna empfangen hatte, sagte Frau Heine freundlich, aber sehr ernst zu ihr . . . „Du hast dich heute nicht gut benommen gegen Gotthold, Erna, ich hatte erwartet, daß du in der längeren Zeit, in welcher er nicht bei uns war, verständiger geworden sein würdest in deinem Verhalten zu ihm, es schien aber heute nicht so, du hast mich dadurch betrübt, das konntest du wissen, denn du hast Gotthold gekränkt, den ich liebe — wie dich. Morgen wirst du dich freundlicher zeigen, ich erwarte dies . ."

„Ich will es, ja ich werde es, vergieb mir, liebe Mutter," bat Erna mit Thränen — und der alte Kampf erneuerte sich in der Brust des jungen Mädchens nicht nur, er wurde schwerer unter den Blicken des Vetter Gotthold, wie sie gewohnt war ihn zu nennen, die mit einem andern Ausdruck als vormals auf ihr ruhten. Er näherte sich ihr nicht mehr mit der früheren Dreistigkeit, begehrte keine Gefälligkeiten von ihr und schien überhaupt sie weniger zu beachten, ja sogar oft ihre Nähe zu meiden. Das Klavierspiel zu vier Händen war ganz aufgegeben. Tante Heine war unzufrieden damit, beklagte sich auch wohl darüber und erhielt von Gotthold ausweichende Antworten: „keine Luft, keine neuen Noten, keine Zeit." Oder auch: „Erna spielte ohne Takt, ohne die nötige Aufmerksamkeit, ihr Anschlag ist zu schwach, bitte Tante, zwinge sie nicht, ich kann dies zimperliche, nervöse Wesen nicht leiden, Doktor Klein sollte ihr eine Kaltwasserkur empfehlen, das könnte heilsam sein."

Doktor Klein bemerkte die Mißstimmungen im Hause seiner Freundin sehr wohl, wollte aber nicht hören und sehen, lachte zuweilen still vor sich hin, bei Gelegenheit, wenn Gotthold sich unbeachtet glaubte und seine Augen auf der Gestalt des lieblichen Mädchens ruhen ließ, mit mehr als flüchtigem Wohlgefallen — mit zärtlicher Bewunderung.

Zuweilen fühlte er den Puls seines Lieblings, wenn Bläße und Röte auf dem zarten Gesichte schnell wechselten, forderte „mehr Spazierengehen — mehr Essen" und verschrieb Chininpulver. „Das Kind fiebert ein wenig, das ist nicht gerade bedenklich bei so zarter Konstitution, wenn gemütliche Aufregungen vorhanden sind, wie hier —" sagte er zu sich selber, immer seine Meinung einer keimenden oder wachsenden Liebe in dem jungen Mädchenherzen fest haltend. „Es wird schon zum Durchbruch damit kommen." Aber Woche um Woche verging, und es blieb beim alten, es änderte sich scheinbar nichts in dem gespannten Verhältnis der jungen Leute. Frau Heine äußerte sich nicht mehr darüber, sie dachte ähnlich wie ihr Freund, „es wird sich schon machen." Was der Mensch wünscht, hofft er auch zugleich sehr leicht. Und was die gute Tante und Mutter für die Zukunft ihrer Kinder wünschte — ist dem Leser nicht erst zu sagen nötig. —

Gotthold war darüber im Klaren, und einige ältere Freundinnen Ernas zerstörten durch unzeitige Neckereien ihre bisherige Unbefangenheit, und sie verlor dadurch den letzten Rest kindlicher Fröhlichkeit, sie litt schwer — und verschloß

Digitized by Google

ihren Gemütszustand auch gegen ihre einzige vertrauteste Freundin, Lida Berger. „Ich weiß gar nicht, wie seltsam du bist," sagte diese bekümmert und doch dabei in einen leichten, neckenden Ton übergehend, „oder ich weiß es sehr gut, Gotthold . ."

„Nicht weiter, wenn du mich lieb hast," fiel Erna ein, „bitte, laß das sein, ich fühle mich nicht wohl, daher kommt meine Zurückhaltung, über welche du dich beklagst. Es wird wieder besser werden. Thue mir den Gefallen und sage es den andern, daß sie mich mit ihren Fragen nicht quälen."

Die andern, ihre Freundinnen von der Schule her, lachten hinter ihrem Rücken und meinten: „ja, sie bleibt die Sensitive — leicht verletzt, immer feiner als wir, jede ihrer Äußerungen wohl erwogen, mit einer hohen Mauer umzogen — lassen wir sie denn — die Zeit der Enthüllung ihres gegenwärtigen geheimnisvollen Zustandes wird ja auch kommen. Wir sind so einfältig nicht . . . inzwischen können wir uns durch allerlei hübsche Arbeiten auf kommende gewisse Feierlichkeiten vorbereiten."

Gottholds freie Zeit zum Besuch war abgelaufen, er sollte sein Amt als Kandidat und Hilfsprediger in einer Stadt in Pommern antreten.

Tante Heine hatte mütterlich sorgend eine neue Ausstattung an Wäsche und allerlei nötigen und hübschen Sachen angeschafft, es lag alles dies zum Einpacken bereit. Nur der Photograph hatte nicht Wort gehalten, die Bilder fehlten noch, und Erna war zu ihm geschickt um sie einzufordern. Gotthold machte Abschiedsbesuche in der Stadt. Vorsorglich wie immer hatte er, den trüben Himmel an dem schwülen Augustnachmittag betrachtend, einen Regenschirm mitgenommen und machte nach denen noch einen weiteren Spaziergang um die Stadt. Ein Bekannter gesellte sich zu ihm, an dessen Unterhaltung er, zerstreut wie er war, wenig Gefallen fand — wortkarg blieb und sich bald von ihm verabschiedete.

„Unser guter, phlegmatischer Gotthold ist von einer merkwürdigen Unruhe und Hast erfüllt; die neue Würde scheint ihm in den Kopf gestiegen zu sein," äußerte dieser zu andern Freunden, zu denen er sich in einem nahen Kaffeegarten niedersetzte.

„Er kann von seinem großen Phlegma ein gut Teil verlieren, ohne Schaden an seiner possierlichen Würde zu erleiden," wurde erwidert.

„Er war mir," bemerkte einer der Herren, „immer nicht sympathisch, aber jetzt — mit Erlaubnis zu sagen — ist er mir als steifer Altlutheraner, der er ist oder sich giebt, geradezu widerwärtig geworden. Diese Salbe, in welche er die gewöhnlichsten Dinge einwickelt, ekelt mich an, denkt euch, er mißbilligt das Rauchen" . . .

„Das Rauchen? Nun wahrhaftig, das treiben die Pastoren doch „ex fundamento", so viele ich kenne, rauchen alle und nicht die besten Cigarren — davon zeugt das penetrante Parfüm ihrer Röcke, sogar ihrer Amtskleidung. Übrigens hat der gute Gotthold Glück, sogleich in Reih und Glied gestellt zu werden. Da haben wir Juristen erst andere Nöte zu bestehen, ehe wir zur festen Amtsrichterwürde gelangen."

Digitized by Google

Während am Tische im Kaffeegarten dies und andres geredet wurde, hatte der Himmel sich immer dichter mit dunklen Wolken bedeckt, und ein leises, ernstes Grollen des Donners wurde hörbar. Gotthold hatte seinen Spaziergang, in Gedanken versunken, fortgesetzt und war so in die Nähe der Wohnung des Photographen gekommen, der sein Atelier außerhalb der Stadt hatte. Einige Augenblicke blieb er betrachtend an den ausgestellten Photographien im Glaskasten stehen. Der Photograph, der ihn von der früheren Sitzung her erkannte, trat aus der Hausthür auf ihn zu und sagte: „Die Bilder sind von dem Fräulein Heine vor einer kleinen Weile schon abgeholt. Ich machte die junge Dame aufmerksam auf das nahende Gewitter, sie wollte aber nicht hören, nahm auch den angebotenen Regenschirm nicht an und eilte fort. Ich fürchte, das Unwetter überfällt sie, es beginnt bereits zu regnen."

„Welchen Weg schlug sie ein?"

„Sie bog hier in die Allee ein, und wird demnach um die Stadt gehen. Es ist nicht lange her, sie wäre noch einzuholen."

Im Sturmschritt eilte Gotthold davon. Blitz und Donner folgten Schlag auf Schlag, und mit zäher Heftigkeit strömte der Regen hernieder. Dort an der Ecke bei einer Biegung der Allee flatterte ein helles, weibliches Gewand, es war das Ernas, Gotthold erkannte es. Er begann zu laufen, rief mit atemloser Stimme ihr zu: „Erna, warte!" — sie lief weiter — endlich erreichte er sie, faßte sie um die Schulter und zwang sie so, ihr den Schirm überhaltend, einige Augenblicke zum Stehenbleiben.

„Nun langsamer weiter, Erna, liebe Erna," flüsterte er atemlos und zog sie näher zu sich heran. Der Regen strömte stärker, aber stärker noch strömte ein wonniges Gefühl bei dieser Berührung des geliebten Mädchens durch seine Glieder, sanft aber fest legte er seinen freien Arm um ihre Taille, ihr Sträuben nahm er in seiner Aufregung gar nicht wahr, und unter den augenblicklich waltenden Zuständen — unter Blitz und Donner — ganz aus seiner nur immer mühsam behaupteten Zurückhaltung gerissen — beugte er seinen Kopf nach hinten zu ihr nieder und küßte die feinen, krausen Nackenhärchen, die Löckchen, die ihn bezaubert hatten, mit einer leidenschaftlichen Glut — einmal, zweimal — immer mehr und heftiger preßte er das erschrockene Mädchen an sich, an seine starke Brust — „Erna —!"

Willenlos lag sie in seinem Arm, er wandte ihr Gesicht sich zu, es war blaß — er sah es nicht — auf ihre zum Schrei geöffneten Lippen preßte er seinen Mund. — Ein Kuß! die Wonne des Liebenden — ein langer, nicht endender Kuß — ein konvulsivischer Schrei — und Erna hatte sich losgerissen aus dieser Umarmung. Sie stürzte davon, immer vorwärts, er folgte ihr — in der Nähe des Stadtthors hielt sie den stürmischen Lauf an und trat in das erste Haus ein.

Gotthold blieb vor der Thür stehen, ratlos, außer sich — was konnte er thun?

Digitized by Google

Da wurde ein Fenster geöffnet, ein alter Mann steckte seinen Kopf hinaus, schaute sich um und sagte in die Stube hinter sich sprechend: „Gestrenge Herren regieren nicht lange, Mutterchen, die Wolken teilen sich schon, der Regen hört bald ganz auf, du wirst die fertigen Schuhe noch austragen können."

Inzwischen hatte das Mutterchen — die Frau des alten Schuhmachers Bente — das Schutz gegen den Regen suchende, ihr wohlbekannte Fräulein Heine auf ihr altes Kanapee niedergelegt und begann unter bedauerndem Reden und Zureden bereits die nassen Schuhe und Strümpfe abzuziehen, dabei versichernd, daß sie gutes „Fußwerk" schaffen könne, und heute gerade noch der Liese bei Frau Direktor habe ein paar Lederstiefel bringen wollen, Fräulein solle nur ruhig sein — so was, wie verregnen, könne dem Besten passieren. Erna nahm die Hilfe schweigend mit Kopfnicken an, auch ein paar Tropfen von dem gebotenen Branntwein — zur Stärkung? Wie ihr zu Mute war, hätte sie selbst nicht zu sagen vermocht, sie hatte nur ein dumpfes Gefühl von etwas Schrecklichem, das ihr begegnet sei, ein Schauder durchflog sichtbar in Zuckungen ihren zarten Körper, von dem die Schuhmacherfrau, sie wahrnehmend, sagte: „Das kommt von dem Schrecken, vom Donner und von der Verkältung, Fräuleinchen, das wird sich schon geben. Der Herr Vetter von der Frau Direktor steht an der Thür, sagt mein Mann, er will eine Droschke holen."

So weit war Gotthold in der Überlegung des hier Nötigen gekommen. Die Droschke war gefunden und hielt vor der Thür an. Gotthold trat in die Stube und sagte mit beklemmter, leiser Stimme: „Erna, du wirst zurückfahren, bist du bereit dazu?" „Lassens noch ein bischen Zeit," erwiderte die Frau Bente, da Erna schwieg, „und wenn Sie keine haben, will ich das Fräulein schon gut hinbringen."

„Soll das geschehen, Erna?" fragte Gotthold, und sie bejahte mit Kopfnicken, ohne ihn dabei anzusehen. Traurig, gekränkt und geärgert blieb er noch eine Weile vor ihr stehen. Draußen mit zusammengekniffenen Lippen bezahlte er zuerst die Droschke und dann stürmte er den Weg zur Wohnung seiner Tante hin, teilte derselben mit wenigen Worten das Zusammentreffen mit Erna mit und entschuldigte sich, den Abend nicht bei ihr zubringen zu können, weil er einer Aufforderung von Bekannten, die letzten Stunden noch mit ihnen zu verbringen habe Folge geben müssen. Diese ihm gewissermaßen aufgezwungene Unwahrheit drückte auf seinem Gewissen, und in einer sehr unbehaglichen, unklaren Gemütsverfassung verließ er die Tante, welche ihm verwundert und unzufrieden nachblickte. Diesem Abend folgte für ihn eine fast ganz schlaflose Nacht, er war unzufrieden mit sich selbst, schämte sich seiner Leidenschaftlichkeit, und dennoch verweilten seine Gedanken mit Entzücken bei dem Augenblicke seiner Vergessenheit, in denen er das geliebte Mädchen in engster Nähe neben sich gefühlt, den langen, heißen Kuß auf ihre Lippen gedrückt hatte. O, es war so wonnig, so himmlisch süß gewesen, das Gefühl, das ihn durchrieselt hatte! Sein junges Herz klopfte stärker, seine kräftigen Arme kreuzten sich über der heftig atmenden Brust. — „O

Digitized by Google

Erna, daß du es wissen könntest, wie ich dich liebe!" seufzte er laut auf — „ich — den sie alle den ruhigen, kalten Verstandesmenschen nennen!"

Erna hatte still, matt und ruhig, ohne Bewegung die Nacht hindurch auf ihrem Bett gelegen, zuweilen flossen Thränen auf die Kissen nieder, sie trocknete sie nicht, aber sie wehrte ihnen auch nicht, sie thaten ihr wohl, sie erleichterten den Herzkrampf, den sie der Tante mit der Ursache desselben zugleich verschwiegen hatte.

Frau Heine war früher als gewöhnlich aufgestanden, Gotthold hatte den Neun-Uhrzug der Eisenbahn zu seiner Abreise benutzen wollen, und es gab doch noch einiges mit ihm zu besprechen. Schon mehrere Male war sie in ihrem kleinen grünen Reiche die Gänge auf und ab gewandelt, hatte die vom gestrigen Gewitterssturm und Regen geknickten Blumen und Blüten aufgerichtet und abgepflückt, dabei zwischen durch nach ihrer Uhr gesehen — und noch immer kam der Erwartete nicht. Das Frühstück war in der Gartenlaube hergerichtet, und Liese brachte zum zweiten Male die frische Milch für Erna. „Geh' Liese, klopfe an die Thür des jungen Herrn und sage nur „acht Uhr!" beauftragte Frau Direktor die Magd.

„Ich habe schon vorher die Stiefel vor die Thür gestellt und ein bischen gepoltert, Frau Direktor, denn ich wußte ja, daß Sie auf Herrn Gotthold hier unten warteten, der muß heute einen festen Schlaf haben."

Endlich erschien er dann mit noch feuchtem, eilig gebürstetem Haar, seinen Rock hastig zuknöpfend, indem er die Steintreppe von dem Hausflur zum Garten hinunter stieg.

„Nachsichtigste aller Tanten, bewahrheite deinen guten Ruf heute Morgen — verzeihe dem verzogenen Neffen, und vor allem gewähre die Bitte, behalte mich bis zum Abend bei dir, ich möchte diesen Tag noch hier verleben — bringe ihn auch für die Reise wieder ein, wenn ich den Nachtzug nehme." So sprechend hatte er sich der Tante genähert, legte seinen Arm um ihre Schulter; „und nun, guten Morgen! nicht wahr, du erlaubst?"

„Wem verdanken wir denn dies unerwartete Glück der längeren Nähe deiner holden Person," scherzte die Tante, „ich vermute deiner Nachtschwärmerei, mein alter Junge, du siehst gerade so aus, als hättest du nicht viel geschlafen."

„Daran ist etwas Wahres, Tantchen, aber lassen wir das auf sich beruhen, jetzt trinken wir in aller Ruhe Kaffe und nachdem lesen wir Zeitungen." Der Postbote überreichte sie gerade und noch einige Briefe dazu.

„Auch für dich ist einer dabei, hier Gotthold, nimm, großes Format — aber wir wollen zuvor frühstücken. Auf Erna dürfen wir dabei nicht rechnen, die Regenpartie hatte sie sehr angegriffen, ich fand, sie sah gestern Abend auffallend bleich aus," bemerkte Frau Heine, indem sie die Tassen füllte. Nachdem wurden Briefe und auch die Zeitungen gelesen. Gotthold hatte für beides wenig Aufmerksamkeit, seine Augen waren mehr auf die Fenster von Ernas Schlafzimmer als auf seine Lektüre gerichtet. Er stand auf, ging im Garten umher, blickte wieder auf die Fenster, an denen noch immer die Vorhänge hernieder hingen, ging in das

Digitized by Google

Haus, redete ein paar Worte in der Küche mit der alten Liese, trat in das Wohnzimmer und schlug einen Akkord auf dem Klavier an, alles dies Zeichen von Unruhe und Ungeduld, auch wohl einer peinlichen Erwartung.

Es wurde Mittag, und Erna erschien nicht.

„Unser Fräulein ist krank," berichtete Liese, „ich habe nur ganz leise die Thür aufgemacht, da winkte sie mir zu und sagte: „Ich möchte liegen bleiben, sag' es der Mutter — ich hoffe schlafen zu können. Schlafen ist ja auch besser als Essen, nach Umständen, sagt unser Herr Doktor Klein."

„Sehr wohl," bestätigte Gotthold, griff nach seinem Hut und rief der Tante zu: „Adieu, Tantchen, ich habe noch eine kleine Besorgung in der Stadt, komme in einer Stunde wieder."

„Wenn du dem Doktor begegnen solltest, so sage ihm, Erna sei unwohl," erwiderte sie. „Das wird ihn schon zu uns führen, ohne besondere Aufforderung dazu."

Und Gotthold begegnete dem Doktor, der ihm schon von ferne zurief: „Junger Freund, früh gesattelt und spät geritten." — „Erna ist nicht wohl," entgegnete Gotthold ohne weiteres, „die Tante erwartet Sie."

„So, also nicht wohl, das liebe Kind, ich komme Nachmittag, früher kann ich nicht, — wird sich schon bessern," fügte er für sich selbst mit leisem Lächeln hinzu, an seiner Meinung einer keimenden Liebe in Ernas Herzen für den Vetter festhaltend. „Adieu, Freund Gotthold, ja es bleibt wahr, Scheiden und Meiden thut weh — wie es in dem beliebten Abschiedsliede der Studenten heißt. — Wann reisen Sie?"

„Heute Abend."

„Und wann kommen Sie wieder?"

„Das kann ich nicht bestimmen; möglicher Weise wird das Jahr darüber zu Ende gehen."

„Wenn das Wort eine Brücke wäre, ich ginge nicht darüber," entgegnete der Doktor lachend, und bog in die nächste kleine Straße ein, wo arme Kranke ihn wie den Messias erwarteten und begrüßten.

Das war ein heißer, langer, langweiliger Tag für den heißblütigen, unruhigen jungen Kandidaten. Frau Heine hatte am Morgen briefliche Aufträge erhalten, die sofort erledigt werden mußten, sie schrieb mehrere Briefe, ging selbst zu Besorgungen in die Stadt, und Erna blieb allein, wie sie selbst es gewünscht hatte. Ein kurzer Schlaf hatte ihr wohlgethan, sie war ruhiger geworden und hatte auf freundliches Zureden auch etwas zu Mittag gegessen.

„Thue es, Erna, mir zu Liebe, zwinge dich nur ein wenig, es wird schon gehen," hatte Frau Heine freundlich ernst gesagt — und es war geschehen.

„Mir zu Liebe", wiederholte Erna die Worte; „ja, Mutter, dir zu Liebe — will ich — muß ich alles thun, was du wünschest — das ist mein Gelöbnis gewesen am Sterbebette meiner seligen rechten Mutter — es war bisher nicht schwer, nun aber . . . Ach Gott, es will mich erdrücken . . . ach meine Mutter im Himmel, hilf mir!" Sie preßte die Hände auf ihr Herz — „muß es denn sein,

Digitized by Google

was ist es denn nur, das mich so elend macht in seiner Nähe, ich weiß es nicht, ich fühle es nur . . . und er meint es doch gut, er ist gut . . . Ich weiß nun, was die Mutter wünscht . . ich will, ich muß gehorsam sein."

Es war wie ein Entschluß über sie gekommen, sie stand vom Bett auf und kleidete sich an, dann zog sie aus dem Fach eines Schrankes ein kleines Körbchen von geflochtenem Stroh hervor — es war die letzte Arbeit ihrer seligen Mutter gewesen — dahinein hatte sie einige Sachen aus dem kärglichen Nachlaß derselben gelegt, dessen Hauptstück der dünne goldene Trauring war, darauf lag ihr Konfirmationsschein, er lautete: Opfere Gott Dank und bezahle dem Herrn deine Gelübde. Sie nahm beides in die Hand und preßte es an ihre Lippen — ihre Thränen strömten darauf nieder, indem sie lange und inbrünstig betete. Ich will meine Gelübde halten, endete sie, und stellte den Korb wieder an seinen Ort.

Nach einem leisen Klopfen an der Thür fragte eine lustige Stimme draußen: „Darf ich hinein kommen zu dir?"

„Ja, komm', Lyda, komme!"

„Du hattest Kopfweh, sagte mir Liese, ist es jetzt besser? Aber es ist heiß hier, o sehr heiß." Lyda nahm ihren Hut und Shawl ab, zog ein Rouleaux auf und öffnete ein Fenster. „Im Garten ist's luftiger, und da geht auch der Vetter und schaut herauf, auch deine Mutter kommt eben aus der Hofthür, laß uns hinunter gehen, Erna, das wird dir gut thun."

Erna kühlte noch ein Weilchen mit frischem Wasser ihre vom Weinen erhitzten Augen, und dann gingen beide Mädchen Arm in Arm gefaßt in den Garten hinunter.

Das erste Zusammentreffen Gotthelds mit Erna seit der gestrigen Scene unter dem Regenschirm verlor durch die Dazwischenkunft Lydas etwas an seiner Peinlichkeit. Ein allgemeines Gespräch über den schwülen Sommertag und die schon verblühenden Rosen führte darüber hinweg. Doktor Klein kam hinzu, offenbar in sehr guter Laune, er neckte Gotthold mit seiner großen Pünktlichkeit in Bezug der Abreise, scherzte mit seinem verzogenen Nichtchen Erna, lächelte — verordnete — nicht und meinte nur: es wird sich schon machen.

Frau Heine hatte Selterwasser mit Zucker und Backwerk in die Laube bringen lassen und lud zum Genießen ein.

„Lassen Sie die Korken springen, die Becher schäumen, junger Herr," sagte der Doktor zu Gotthold und hielt ihm ein Glas hin — „so, dies ist für Erna, trinke, mein Herzchen; was die Liebe kredenzt, gedeihet besser als das, was der Apotheker zusammenrührt."

Erna nahm und trank und sah dabei entschlossen zu Gotthold hin. Das war das erste Mal überhaupt nach vielen Tagen.

„Siehst du wohl," redete Lyda zu ihr, „wie viel kühler und erquicklicher es hier ist!"

„In guter Gesellschaft zumal," fiel der Doktor ein, „ich, liebe Frau Heine, meine, daß es mir im Garten Eden nicht besser hätte gefallen können als in dem

Digitized by Google

Ihrigen hier, und Rosen, Rosen haben Sie darin gezogen, die denen von Saron und Jericho gewiß Konkurrenz machen können."

„Kinder, sucht einmal die schönste für den alten Schmeichler aus," sagte Frau Heine zu den Mädchen, und beide verließen die Laube um danach zu spähen, kamen auch, mit einer Handvoll — zur gefälligen Auswahl, sagte die muntere Lyda, — bald wieder zurück und boten sie dem Doktor dar.

„Hoh, hoh," sagte dieser, „all so selbstsüchtig bin ich nicht, andre Leute sollen auch etwas haben, hier, die schöne, Erna, gieb einmal dem Vetter zur Erinnerung mit auf die Reise, ich fürchte, er könnte uns sonst bald vergessen."

Der gute, rote Gotthold war noch etwas röter als gewöhnlich geworden, die Tante blickte gespannt auf Erna hin, als diese einige Schritte vortrat und mit leiser, freundlicher Handbewegung Gotthold eine Rose reichte. Dem künftigen Kanzelredner wollte kein Wort auf die Lippen kommen, schweigend nahm er und hielt er die Rose in der Hand.

„Man bedankt sich nicht," lachte der Doktor — „nun, liebe Freundin Heine, soll unsre Frau von Staël Recht behalten mit ihrem viel zitierten Ausspruch: Alles wissen — heißt alles verzeihen. Mir noch ein wenig Selter, bin heute sehr abstrappezíert; von sechs Uhr morgens bis abends sechs Uhr giebt Anwartschaft auch Trinken, Essen und Ruhen; noch dazu bei 20 Grad Reaumur, wie heute das Thermometer zeigt."

Liese meldete: „Der Dienstmann will die Sachen abholen."

„So ist denn Ihre Zeit um, Herr Pastor in spe. In der Weihnachtszeit sehen wir uns wieder? Ja — nein? Sie schütteln das junge, ehrwürdige, blonde Haupt?"

„Dann wird mich mein Amt noch mehr als gewöhnlich in Anspruch nehmen."

„Nun, dann predigen Sie nur in Gottes Namen immer darauf los — und für heute — leben Sie wohl." Der alte Hausfreund klopfte ihm dabei fest auf die Schulter und verließ die Laube.

So waren denn nun wirklich für Gotthold die letzten Augenblicke gekommen. Mit dem Doktor zugleich hatte sich zartfühlend Lyda entfernt, noch einen, wie sie meinte, verständnisvollen Blick auf Erna werfend.

Die Tante war in das Haus gegangen, um dem Handgepäck noch schnell etwas Obst beizufügen. —

Gotthold und Erna standen sich allein gegenüber.

Sie zitterte ein wenig und hielt die Augenlider gesenkt, als er ihr näher trat und die Hand zum Abschied reichte.

„Erna, willst du mich nicht ansehen," sagte er mit leisem, bittendem und doch vorwurfsvollem Ton. „Kannst du mir meine Heftigkeit nicht verzeihen?"

Sie bewegte die Lippen ohne Worte.

„Bist du mir nicht ein wenig . . . nur ein klein wenig gut, Erna?"

„Doch . . . ja . ." stammelte sie — und blickte jetzt auf in seine in diesem Augenblick vor Liebe freudig strahlenden Augen.

Digitized by Google

„Ach, ich liebe dich so sehr, so sehr! ich werde immer an dich denken . . . ich werde an dich schreiben — darf ich?"

„Ja," erwiderte sie, und ließ ihre Hand in der seinigen ruhen, aber die Hand wurde kalt und zitterte. Gotthold zog sie an seine heißen Lippen und küßte sie inbrünstig, legte seinen Arm zärtlich um ihre Schulter und wollte sie näher zu sich heran ziehen. Sie widerstrebte nicht, aber er fühlte ihre Gestalt schwanken und sah die Farbe aus ihrem Gesicht weichen. Erschrocken führte er sie zu dem Lehnstuhl in der Laube. „Erna! mein Gott, Erna! was ist dir?"

„Laß mich!" hauchte sie nur.

Die Tante kam, absichtlich hatte sie die beiden jungen Leute allein gelassen; sie sollten Abschied von einander nehmen ohne Zeugen. „Dieser unselige Brustkrampf schon wieder! Großer Gott, wie schwach ist mein Kind. Gotthold, hole den Äther von meiner Kommode, Herzchen, Erna, ermanne dich." Mit einem tiefen Seufzer schlug sie die Augen wieder auf und ließ sie müde auf Gotthold ruhen, der mit krampfhaft in einander geschlungenen Händen vor ihr stand.

Vor dem Schmerz und Schreck des Augenblickes wich seine frühere Zurückhaltung in der Gegenwart der Tante, er wandte sich dieser zu, und seinen Lippen entfuhren die Worte: „An ihrem Leben hängt mein Glück."

„Auch das meine," erwiderte Frau Heine, indem sie Ernas Haupt an ihre Brust legte und, sich darauf niederbeugend, das schöne, lockige Haar küßte. Dann sich ermannend sagte sie: „Gotthold, du mußt jetzt gehen." Er blieb unbeweglich vor Erna stehen. „Es ist die höchste Zeit, du verfehlst den Zug. . . ."

„Ich kann den nächsten benutzen, bitte, laß mich . . ."

„Nein, nein," fiel die Tante ein, „du mußt jetzt gehen, Erna hat sich erholt, hast du nicht, Kind?"

„Ja, ich bin . . . ich war . . . nur plötzlich so sehr schwach. Verzeiht mir."

Ein mattes Lächeln schlich über ihr bleiches Gesicht.

Sie bot Gotthold die Hand und sagte dabei freundlich: „Lebe wohl, reise glücklich!"

„Denke an mich, schone dich," erwiderte er mit gepreßter Stimme, seine andern Worte waren unverständlich.

Das war ein Abschied für lange Zeit.

Fast ein Jahr lag zwischen dem Wiedersehen. Amtspflichten fesselten Gotthold sowohl zur Weihnachts- als auch Osterzeit; ein älterer Prediger war schon erkrankt, er mußte vertreten werden, und dazu waren junge Kräfte mit doppelten Anstrengungen nötig. Als Gotthold nach Jahr und Tagen als junger ordinierter Geistlicher wieder in das Haus der Verwandten einkehrte, fand er die Verhältnisse darin im Äußern sowohl wie in den Herzen der Bewohner unverändert. Es hatte von seiner Seite ein häufiger Briefwechsel stattgefunden, indessen mehr von der Tante als von Erna unterhalten. Es waren keine sogenannten: „Liebesbriefe", welche der junge, heißliebende Pastor an Erna schrieb — ein fremdes

Digitized by Google

Auge würde darin kaum intimere Beziehungen gefunden haben, Erna durchlas sie, ohne erregt zu werden, und legte sie dann offen, oft mit dem Ausdruck von Mißmut, der Tante vor, welche sich auch nicht gerade zufrieden damit erklärte. Zuweilen sprach sie sich zu ihrem alten Freunde, dem Doktor Klein, darüber aus. „Nun, so lassen Sie mich einmal in diese kostbaren Dokumente Einsicht nehmen," sagte er, sich behaglich in seine Sofaecke niederlassend, brannte eine Cigarre an und setzte die Brille auf — „geben Sie her, Numero eins, großes Format und große, feste Handschrift, das gefällt mir eigentlich, ich gebe nämlich etwas darauf, daß man aus der Handschrift die Charaktereigentümlichkeit des Schreibers erkennen könne."

Er las; schüttelte ab und zu den Kopf und lächelte, las weiter und rief plötzlich ärgerlich: „Diese vertrackten alten, für unsre Zeit verleichnamten Ausdrücke und Worte . . . stund — flugs — Eheweib, fürbaß — und hier, meiner Seele, hier spukt gar der Teufel mit hinein, Frau Heine, hört, hört! Da rühre ich in Gedanken die Präsidentenklingel, das sind keine Sachen — die ein geschmackvoller Jüngling seiner Geliebten zu lesen zumuten kann. Das schmeckt nach Altlutheraner . . ."

„Er hat Stimmung und Farbe seiner Umgebung angenommen," meinte Frau Heine etwas kleinlaut, „es wird eine Durchgangsperiode für ihn sein — und übrigens steckt doch ein tüchtiger Kern in allem, was er sagt."

„Habe nichts dagegen, aber mit dem, wie er es sagt, werde ich niemals einverstanden sein, es zeigt von einer Verkennung der Bedürfnisse unsrer Zeit, Ein kleiner Teil der „kirchlich Gesinnten" hat die Parole ausgegeben: „Es liegt eine besondere Kraft in den alten lutherischen Ausdrücken" — das mag sein, aber ich meine doch: tempi passati; — wie ich Ihnen schon früher über diese moderne alte Richtung einiger jungen Kanzelredner mit den Worten des weisen Salomo sagte: alles hat seine Zeit."

Inzwischen hatte er einen zweiten Brief entfaltet, den er aber bald wieder aus der Hand legte, und sich zum Fenster wendend, an dem Erna gerade im Garten vorüberging, meinte er zu Frau Heine, diese Schreibart kann unserm lieben Kinde da draußen nicht gefallen; nehmen Sie es mir nicht übel, das hätten Sie dem jungen Manne bemerkbar machen sollen."

„O, mein alter Doktor, lesen Sie nur weiter in dem Briefe, wie schön und tief mein Neffe über die Liebe schreibt . . ."

„Über die himmlische etwa, das bezweifle ich nicht, aber den Ton für bräutliche Liebe versteht er nicht anzuschlagen."

„Ist nicht die Liebe in allen ihren Erscheinungen die einigende, beseligende Macht," warf Frau Heine gereizt ein. „Ich kann mir keine bräutliche Liebe anders als aus Gott kommend vorstellen; der sinnlichen Liebe war ich stets abhold — und dies habe ich auch bei Erna wahrgenommen, und bin zufrieden damit gewesen."

„Nun gut denn, Frau Heine, bleiben Sie dabei; so ein alter Doktor, wie ich einer bin, darf auch seine Meinung haben, — aber er soll sie klüglich für

sich behalten. Doch, erlauben Sie noch zu sagen: das wunderbare Menschengebilde besteht aus Seele und Leib, das ist nun nicht auseinander zu halten, und die Triebe und Neigungen — das Lieben und Hassen wurzelt in beiden, wo zumeist? Die Grenzen können wir nicht erkennen. Die Metaphysik hat da viel geschwindelt, aber „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist," diesem Ausspruch des seligen Haller müssen wir Ärzte vor allem beistimmen, und ich — bin nicht zum Zweifler veranlagt, wenn schon . . ."

„Lassen Sie sein, lieber Doktor, ich folge Ihnen nicht gern in Regionen. ."

„Sie meinen uebelhafte, unklare. . ."

„Ja wohl, ich bleibe lieber im Klaren in allem, was zu erkennen not thut — und möglich ist. Sprechen wir von andern Dingen. . ."

„Etwa vom Wetter," unterbrach der Doktor lachend.

„Ja, gerade vom Wetter, es lockt dazu, ist unerträglich warm. Die Rosen wollen noch getränkt sein."

„Erna ist schon dabei. Das gute Kind hat Mitleid mit allem was da dürstet," scherzte der Doktor, erhob sich und ging zum Fenster. „Erna!"

„Ja, Onkel, was denn?"

„Bringe mir einen frischen Trunk Wasser."

Es geschah, und er hielt die Hand fest, die es ihm bot, legte seinen Daumen auf die Pulsader und meinte, „in Anbetracht der heutigen Temperatur und des morgen zu erwartenden lieben Gastes geht er ja nicht zu schnell — fast regelmäßig. Du siehst gut aus, liebes Kind, die Kur auf dem alten Rigi ist dir wohlbekommen; hier nun wird weiter Ziegenmilch getrunken und spazieren gegangen außerhalb der Ringmauern der Stadt, das verordnet der Onkel Doktor. Adieu, Frau Heine. Adieu, meine Kleine." Mit diesem Reim verabschiedete er sich gern.

(Schluß folgt.)

Klima und Volksdichtigkeit.

Von

Alexander Woeikof.

Wie viel Platz ist noch für den Menschen auf Erden? ist eine oft aufgeworfene Frage und sie ist sehr verschieden beantwortet worden.

Da alle Nahrung für uns, direkt oder indirekt, vom Pflanzenreich stammt, und die Pflanzen zum Aufbau ihrer Gewebe des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme bedürfen, so ist die Frage angezeigt, wie das Licht und die Wärme unsrer Sonne auf Erden verteilt ist. Darüber sind viele Berechnungen angestellt worden, ich will nur die neueste und ausführlichste erwähnen (von Angot). Wenn wir annehmen (was richtig ist), daß nur 60% der Sonnenwärme zur Oberfläche

Digitized by Google

der Erde gelangt, der Rest von der Luft absorbiert wird, so erhalten die Breiten 20° N. u. S. 92%, die Breiten 40° N. u. S. 68%, die Breiten 60° N. u. S. 40%, und die Pole nur 17% der auf dem Äquator erhaltenen Sonnenwärme. Zwischen den Wendekreisen liegen also die Länder, welche durch die Menge der erhaltenen Sonnenwärme im stande sind, mehr Pflanzennahrung zu produzieren als höhere Breiten, freilich wenn die andere Bedingung für das pflanzliche Leben da ist, d. h. eine genügende Feuchtigkeit. In Europa ist man namentlich auf die Verhältnisse aufmerksam geworden, als Alexander von Humboldt von seiner amerikanischen Reise zurückkehrte und über die großen Mengen Nahrungsstoff berichtete, welche die Banane in tropischen Ländern giebt. Man konnte sich dann von dem Alp des Malthusianismus erlöst denken.

Später ist nachgewiesen worden, daß sich der berühmte Naturforscher geirrt hatte, erstens weil er eine zu hohe Produktivität der Banane annahm, und zweitens weil die Banane überhaupt nicht fähig ist, die Hauptnahrung von Kulturmenschen zu sein. Überall, wo in den Tropen die Kultur etwas fortgeschritten ist, werden Körnerfrüchte in Menge gebaut, so in den feuchteren Teilen Süd- und Ostasiens namentlich Reis, in den trockneren Teilen Indiens und dem größeren Teile des tropischen Afrika verschiedene Hirse- und Sagoarten, im tropischen Amerika hauptsächlich Mais. Die Banane ist noch weniger fähig als die Kartoffel, die Hauptnahrung zu bilden; als Zuthat zur Nahrung, wie in den wohlhabenderen Ländern Europas und Nordamerikas jetzt die Kartoffel, ist sie sehr wichtig.

Da ein dichte Bevölkerung nur bei einem ziemlich hohen Grade der Kultur möglich ist, so müssen wir den Verhältnissen, wie sie sich eben aus vielen tausend Jahren Erfahrung herausstellen, Rechnung tragen und Körnerfrüchte als die Basis der Ernährung nehmen. Ebenso ist es besser, von jetzt bestehenden Verhältnissen auszugehen.

Wo sind die jetzt dicht bevölkerten Tropenländer und in wiefern eignen sie sich zu solchen Überschlägen?

1. Die kleinen Antillen und Maskarenen. Dies sind Länder eines intensiven Plantagenbaues, welche viel Zucker ausführen und nicht nur Industrieprodukte, sondern auch Nahrungsstoffe massenhaft einführen. Der Boden ernährt also die Bevölkerung nicht direkt.

2. Einige Teile Indiens. Das Land führt Nahrungsstoffe aus, die verschiedenen Teile desselben sind sehr mannigfaltig, und über den sehr wichtigen inneren Handel mit Nahrungsstoffen giebt es keine verläßlichen Zahlen, da Zollschranken im Innern fehlen, selbst zwischen den britischen Besitzungen und den Vasallenstaaten.

3. Tonkin ist seit zu kurzer Zeit von Frankreich annektiert, um eine verläßliche Statistik zu besitzen.

4. Java mit Madura paßt allein zu der uns nötigen Berechnung. Das Land ist hinlänglich groß, es giebt eine gute Statistik des Ackerbaues und Handels, namentlich wird die Ein- und Ausfuhr sorgfältig registriert. Die Bevölkerung ist fast ebenso dicht wie in Belgien und dem Königreich Sachsen, in runden

Digitized by Google

Zahlen haben wir 132 Tausend Quadratkilometer Fläche, 23 Millionen Einwohner, also etwa 175 auf den Quadratkilometer. Diese Bevölkerung lebt aber in ganz andern Verhältnissen als diejenige Sachsens und Belgiens, welche Nahrungsstoffe ein- und Bergbau- und Industrieprodukte ausführt. Java führt eine verschwindend kleine Quantität Reis und etwas Salzfische ein und viel mehr Produkte des Landbaues aus. Dieser ernährt nicht nur die Bevölkerung, sondern giebt noch die Möglichkeit, Bergbau- und Industrieprodukte zu kaufen.

Man sollte denken, diese große Bevölkerung sei ziemlich gleichmäßig über die Insel verteilt, und entweder sei die Vermehrung sehr klein, wie in Frankreich und Belgien, oder es gäbe eine bedeutende Auswanderung, wie aus Großbritannien oder Deutschland. Mit nichten.

Eine Auswanderung ist kaum vorhanden, die Bevölkerung vermehrt sich durch den Überschuß der Geburten um mehr als 1% im Jahre, und die Verteilung der Bevölkerung ist so ungleich, daß in der östlichsten Residenz Banjuwangi nur 17 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen, also weniger als im sumpfigen Gouvernement Minsk in Rußland und in den zentralen Residenzen Kadu und Bagelen über 400, d. h. fast doppelt soviel als in Belgien und Sachsen. Und doch leben auch in diesen Teilen der Insel 80% der Bevölkerung vom Landbau!

Der Reis ist der Stapel der Ernährung der Bevölkerung, und die Statistik giebt den Verbrauch zu 238 Kilogramm pro Einwohner an. Nehmen wir rund 250 Kilogramm oder 2½ Meter-Zentner an.

Nur etwa 15% der Fläche der Insel sind dem Reisbau gewidmet, und während in der fruchtbarsten und am besten bewässerten Resid. Passuruan etwa 44 Meter-Zentner vom Hektar geerntet werden, geben diejenigen, wo wenig bewässerte Felder sind, noch nicht 12 Meter-Zentner vom Hektar. Die Reiskultur ist noch sehr primitiv, und in den letzten 25 Jahren hat sich die Regierung, welcher der Boden gehört, der Sache angenommen. Namentlich beschäftigte sich Herr Karl Holle damit, und was er riet, ist schon lange in China und Japan gethan (sorgfältige Auswahl der Samen, gute Düngung, häufiges Ablassen des Wassers ꝛc.). Jedenfalls kann und wird der Ertrag noch steigen, und in 40 oder 50 Jahren etwa 44, oder mit Abzug der Samen 43 Meter-Zentner pro Hektar erreichen.

Java ist ein gebirgiges Land, jedoch die Gebirge sind meistens nicht hoch, es giebt wenige dem Landbau nicht zugängliche Gegenden, die Regenmenge ist groß (überall mehr als 1 Meter pro Jahr, meistens über 1½, in den Gebirgen bis über 3), und Reis kann auf 30% der Fläche als erstes, auf 10% als zweites Gewächs leicht gebaut werden.

Wir hätten also eine leicht mögliche Ausdehnung der Reisfelder auf 3900 Tausend + 1300 Tausend Hektar = 5200 Tausend Hektar. Ein mittlerer Ertrag von 43 Meter-Zentner pro Hektar würde also 225 600 Tausend Meter-Zentner Reis liefern und genügend sein zur Ernährung von 90 Millionen Einwohnern.

Digitized by Google

Da Mais, Hirse und andere Brotfrüchte in dem Klima von Java keine künstliche Bewässerung brauchen, so könnten dieselben leicht $^1/_3$ der Reisfelder als zweite Saat einnehmen, also 1300 Tausend Hektar, und noch eine Fläche von 15 % der Insel, also rund 2050 Tausend Hektar, im ganzen also 3350 Tausend Hektar. Nehmen wir den Ertrag zu rund 15 Meter-Zentner pro Hektar an (Samen abgerechnet), so erhalten wir 49750 Tausend Meter-Zentner. Ein Teil dieses Getreides mag zur Fütterung der Zugtiere u. s. w. verwandt werden, und 40000 Tausend für die Menschen bleiben, also weitere 16 Millionen ernähren.

Daß die Zahlen für anderes Getreide als Reis nicht zu hoch gegriffen sind, kann schon aus den höheren Erträgen der natürlich viel weniger fruchtbaren Felder Zentral- und Westeuropa's gesehen werden. Dann ist auch zu bedenken, daß, wo es sich um Brotfrüchte ohne künstliche Bewässerung handelt, viel mehr als 2 Ernten pro Jahr auf Java möglich sind. In Sindaglaya, Res. Preanger, 1400 Meter über Meeresniveau, d. h. in einem viel kälteren Klima als in den Niederungen, ist eine Experimentalfarm, wo jährlich 4 Buchweizenernten eingebracht werden.

Auf der von Reis und anderen Brotfrüchten nicht das ganze Jahr benutzten Fläche von 5950 Tausend Hektar könnten teilweise Gemüse, teilweise Handelsgewächse gebaut werden (Tabak, Indigo ꝛc.)

Java ist ein Land ohne Bergbau und Eisenindustrie, auch Gewebe werden hauptsächlich aus dem Ausland eingeführt, und aus dem Ertrage der Ausfuhrprodukte, namentlich Kaffee und Zucker, bezahlt. Eine Ausdehnung der Textilindustrie (Baumwoll- und Seidenstoffe) ist leicht möglich, Kohle, Eisen und andre Metalle müssen aber doch eingeführt werden. Steigt die Bevölkerung erheblich, so muß sie auch mehr ausführen, um die nötigen Bergbau- und Industrieprodukte zu bezahlen. Jetzt sind etwa $1^1/_2$ % der Fläche der Insel Kaffee- und Theepflanzungen gewidmet. Nehmen wir an, daß bei einer so großen Zunahme der Bevölkerung, wie sie möglich ist, bis 8 % der Fläche diesen beiden Produkten gewidmet werden, also 1040 Tausend Hektar. Das Zuckerrohr nimmt noch nicht 0·4 % der Fläche ein und könnte unschwer 2 % einnehmen.

Wir hätten also die folgende Verteilung:

30 % der Fläche bewässert, als erstes Gewächs Reis, als zweites $^1/_3$ Reis, $^2/_3$ Handelsgewächse, Gemüse und Brotfrüchte erzeugend.

15 % unbewässert, Brotfrüchte und Handelsgewächse erzeugend.

8 % Kaffee- und Theegärten, unbewässert.

2 % Zuckerrohr, bewässert.

Es blieben also noch 45 % für Wälder, Gärten, Weiden, Gewässer, Wege, Wohnungen und Unland. Die Milch und das Fleisch des Hornviehes gäben einen bedeutenden Zuwachs zu dem Reis, den andern Brotfrüchten, Hülsenfrüchten und Gemüsen.

Die Bevölkerung von Java wäre also nicht zu einer ausschließlichen Reisdiät verurteilt. Sehr wichtig und der Gesundheit förderlich sind die Früchte. Junghuhn zählt in seinem Buche „Java" bis zu 100 Arten Fruchtbäume auf,

Digitized by Google

welche in den Gärten (Kampongs) der Javaner wachsen. Auch die animalische Nahrung würde sich keineswegs auf das Fleisch und die Milch des Rindviehes beschränken. Fische und Federvieh geben dem Menschen die Möglichkeit, das in den Tropen so überaus reiche Leben der Wasserpflanzen, Insekten, Würmer, Larven für seine Nahrung auszunutzen; namentlich die Fischzucht giebt die Möglichkeit, von einer gegebenen Fläche soviel stickstoffhaltige Nahrung zu gewinnen, wie sie weder Reis noch andre Pflanzen direkt für den menschlichen Konsum geben können.

Ein Anfang ist auch in Java gemacht. Bei der Stadt Garut allein sah ich 200 Hektar Fischteiche. Die junge Brut wird von den Bauern gekauft und auf die unter Wasser gesetzten Felder vor der Reissaat gebracht, wo sie rasch wachsen und fett werden, so daß, wenn der Kaufpreis 2—3 Gulden beträgt, in 1 ½ Monaten die Fische für 30—40 Gulden verkauft werden.

Den 106 Millionen Menschen, welche hier leben könnten, würde es also an Mannigfaltigkeit der Nahrung nicht fehlen. Bei diesen Ziffern kommen wir auf eine mittlere Dichtigkeit der Bevölkerung von 800 Menschen auf den Quadratkilometer, oder mehr als vierfach mehr als jetzt auf Java, fast vierfach der jetzigen Dichtigkeit der Bevölkerung in Belgien und Sachsen und doppelt der jetzigen Dichtigkeit in den Bezirken von Kadu und Bagelen in Mitteljava.

Eine solche Dichtigkeit ist möglich in einem fruchtbaren, gut bewässerten Tropenlande, selbst unter Verhältnissen einer Technik des Landbaues, wie sie schon lange in China und Japan erreicht ist.

Und die Erhaltung dieser Fruchtbarkeit, wie ist sie möglich? kann gefragt werden. Es muß sorgfältig gedüngt werden, wie in China und Japan, und womöglich aller Stickstoff und Mineralsalze dem Boden zurückgegeben werden. Das Wenige, was verloren geht oder exportiert wird, wird im Übermaße durch die Verwitterung der Gesteine, die in dem Wasser der Kanäle gelösten und von ihnen mechanisch bewegten Stoffe und die Stickstoffverbindungen produzierende Thätigkeit der Leguminosen gedeckt.

Was auf Java möglich ist und, wenn geordnete Zustände fortdauern, in vielleicht zwei Jahrhunderten erreicht werden wird, ist auch in manchen andern Tropenländern möglich, jedoch bei weitem nicht in allen. Die Wärme genügt dazu in den meisten, denn Gebirge und Plateaus mit kaltem Klima nehmen nur eine relativ unbedeutende Fläche ein. Anders ist es mit dem Wasser bestellt, und Wassermangel ist es, welcher viele Tropenländer, ja auch Länder mittlerer Breiten, bis über 45° N. und S. und darüber zum Ackerbau entweder untauglich macht, oder wenigstens eine intensive Bewirtschaftung des Bodens nur auf kleinen Strecken (Oasen) erlaubt. So in der Sahara. Teile dieser Wüste, viel größer als Java, sind zum Leben der Menschen ganz untauglich, denn sie geben ihm und seinen Haustieren keine Nahrung.

Wohl giebt es Oasen, wo Quellen, gewöhnliche oder artesische Brunnen vorhanden sind. In diesen ist die Wirtschaft intensiv, die Bevölkerung dicht, außerhalb derselben können kaum Nomaden bestehen, und das Wasser der Gebirgsbäche

Digitized by Google

wird oft bis auf den letzten Tropfen zur Bewässerung gebraucht. Jedoch auch die Oasen eingerechnet, kann die Sahara auf demselben Flächenraume auch nicht $^1/_{100}$ der Bevölkerung ernähren, welche in gut bewässerten Tropenländern leben können.

Wichtiger ist die Frage, wie ausgedehnt die tropischen Länder sind, welche ebensoviel oder noch mehr Nahrung von einer gegebenen Fläche geben können als Java. Die Frage läßt sich einstweilen nicht leicht beantworten. Am besten sind Ebenen am Fuße regen- und wasserreicher Gegenden dazu geeignet, welche die nötige Wassermenge zur Bewässerung der Felder leicht und billig liefern.

Wie ist es aber mit ausgedehnten Ebenen, wie am Amazonas, oder niederen Plateauländern, wie am Kongo? Jetzt sind sie sehr feucht und regenreich, auf großen Strecken, namentlich am Amazonas, von den dichtesten Wäldern bedeckt. Wie wird es aber mit der Kultur sein? Auf Ebenen und Plateaus, fern von Gebirgen, läßt sich nicht so leicht künstlich bewässern. Dann fragt es sich: wird der Wasserreichtum nicht durch die Kultur des Bodens vermindert, ebenso auch die Regenmenge? Dies ist sehr wahrscheinlich[1]). Es werden die großen tropischen Ebenen, namentlich am Amazonas, vielleicht durch die in diesem Falle weniger ergiebigen Regen ebenso viel verlieren im Vergleich zu gebirgigen Gegenden wie Java, als sie durch die topographische Lage gewinnen.

Auch in mittleren Breiten giebt es viele trockene Länder, wo Ackerbau ohne künstliche Bewässerung unmöglich ist. Auch dort giebt es ebenso scharfe Scheiden zwischen Wüste und Oase wie in der Sahara. In vielen dieser Länder werden doch nur kleinere Flüsse und Bäche benutzt, daneben fließen oft größere fast unbenutzt vorbei, so die meisten Flüsse des nördlichen Indien, der Tarims in Centralasien, der Amu Syr in Turkestan, der Jordan in Palästina, der Tigris und Euphrat in Mesopotamien, die Kura und der Arales in Transkaukasien, die oberen Zuflüsse des Missuri und Arkansas, der Colorado und Gila, viele Flüsse der pazifischen Abdachung in Nordamerika.

Die Wissenschaft und Technik haben noch viele Triumphe zu feiern, bis die Gewässer in warmen, trockenen Ländern alle bis auf den äußersten Grad für die Bodenkultur ausgenutzt sind, bis sie dem Menschen das geben, wozu sie fähig sind.

Es ist zuweilen bemerkt worden, daß, wenn die Flüsse solcher trockenen Länder zur Bewässerung bis zum Äußersten ausgenutzt sind, dies auch schlechte Folgen haben könnte: der Gebrauch der Gewässer des Amu und Syr zu einer Bewässerung im großen würde mit der Zeit zur Austrocknung des Aral führen, und der Abgang der großen Verdunstung von einem so ausgedehnten Areale würde den umliegenden Gegenden schaden, dort die Luftfeuchtigkeit und die Regen vermindern.

Einigen Gegenden würde es jedenfalls schaden, jedoch die Verdunstung würde durch den Gebrauch des Flußwassers zur künstlichen Bewässerung nicht

[1]) In meinem Buche „Klimate der Erde", Jena, Costenoble 1887, finden sich viele Belege dafür.

Digitized by Google

vermindert werden; denn es ist bekannt, daß die Pflanzen etwa 300mal soviel Wasser verdunsten, als die von ihnen gebildete Trockensubstanz beträgt. Ob also ein Quantum Wasser von einem Landsee oder von Pflanzen verdunstet wird, die Luft wird dadurch ebenso sehr an Wasserdampf bereichert, nur hat diese Verdunstung im letzten Falle eine nützliche Arbeit außerdem geleistet, in ersterem aber nicht.

Je mehr Wasser unbenutzt in die Weltmeere oder Seen abläuft, desto schlechter für den Menschen, es ist, in warmen, trockenen Ländern wenigstens, für ihn ein Testimonium paupertatis, eine Quelle des Reichtums, welche er unbenutzt fließen läßt.

Es giebt eine andre Kategorie Länder niederer mittlerer Breiten, wo die Natur üppiger ist, weil hier Wärme und ergiebiger Regenfall zusammen vorhanden sind, und letzterer meistens in den wärmeren Monaten ergiebiger ist als in den kälteren. Dies sind Südbrasilien, die Südstaaten der amerikanischen Union vom atlantischen Ozean bis zum östlichen Texas, die südlichen und mittleren Teile von Japan und China, die Südküste des kaspischen Meeres, die Ebenen und niederen Bergländer der Ostküste des schwarzen Meeres (Mingrelien, Imeretien). Hier ist künstliche Bewässerung nur für wenige Pflanzen nötig, für die meisten ist eher zu viel Wasser. Im wilden Zustande ist die Natur zu üppig, es ist schwer sie zu bändigen. So giebt es denn in den ersten beiden und letzten der genannten Regionen noch massenhaft dichten Wald und Gestrüpp. Wenn jedoch die Natur gebändigt und die Bodenkultur tüchtig betrieben wird, so können solche Länder eine sehr dichte Bevölkerung nähren, wie China und Japan beweisen.

Ich wage es nicht, eine Berechnung aufzustellen, wie viel Menschen solche, von der Natur üppig ausgestatteten wärmeren Länder mittlerer Breiten, wie auch solche, welche von Natur trocken, aber sich bewässern lassen, in der Zukunft ernähren könnten. Alle zivilisierten Tropenvölker haben relativ kleine Bedürfnisse, sehr mannigfaltig sind die Verhältnisse bei den zivilisierten Völkern, welche die gemäßigte Zone bewohnen. Japaner und Chinesen nähern sich darin den Bewohnern der Tropen, die Amerikaner und Australier haben große und immer noch steigende Bedürfnisse. Man sagt in Kalifornien, daß drei Chinesen gut leben und sparen können mit dem Gelde, welches nicht ausreicht, um einen weißen Arbeiter standesgemäß zu unterhalten. Nur die Nahrung allein zu erwähnen, muß ein weißer Arbeiter in den Vereinigten Staaten und Australien dreimal am Tage Fleisch und Thee oder Kaffee genießen.

Kältere Länder sind natürlich viel weniger fähig, eine dichte Bevölkerung zu unterhalten, als wärmere, und in jenen giebt es nicht so scharfe Kontraste von Wüste und Oase wie in diesen. Der Mensch hat im großen viel weniger Kontrole über die Temperatur als über das Wasser. Hunderte Millionen von Menschen leben von künstlich bewässerten Feldern und Gärten, welche Milliarden von Tonnen der verschiedensten Produkte erzeugen, während die Produkte der Orangerien und Glashäuser verhältnismäßig unbedeutend sind und sich auch künftig, trotz aller Fortschritte der Technik, mit den Produkten, welche durch

Digitized by Google

künstliche Bewässerung erzeugt werden, nicht werden messen können. Jedoch bei großen Fortschritten der Technik der Glaserzeugung wie des Gartenbaues haben solche Länder die größte Zukunft, welche im Winter Kälte mit viel Sonnenschein besitzen, namentlich das südliche Ostsibirien, die Mongolei und Mandschurei, die Länder am oberen Missuri in den Vereinigten Staaten und die benachbarten Teile von Kanada.

Es handelt sich weiter um die Frage: wie verhalten sich die kälteren Teile der gemäßigten Zone zur möglichen Volksdichtigkeit, namentlich darum, was vorteilhafter ist, ein großer oder kleiner Unterschied von Winter und Sommer, oder kontinentales oder ozeanisches Klima?

In diesen Breiten ist die mittlere Temperatur höher am Meere als im Innern des Kontinents, jedoch sind darin die Küsten sehr verschieden. Die Ostküsten sind viel kälter als die Westküsten.

Jedoch auch die Wärme der Westküsten ist, je weiter nach Norden, desto weniger günstig für eine dichte, vom Ackerbau lebende Bevölkerung; denn der Sommer wird zu kalt und zu feucht, die Brotfrüchte reifen immer schwerer. Unter dem 62° N. haben wir Mitteltemperaturen.

	des Jahres	des Januar	des Juli
Thorshavn, Faröer-Insel	6,3	3,4	10,9
Jakutsk, Ostsibirien	— 11,1	— 42,7	— 18,8

In Thorshavn reift selbst die Gerste nicht mehr, der Sommer ist zu kühl und zu feucht dazu, in Jakutsk, wo nur die obersten Bodenlagen im Sommer auftauen, reift noch Roggen und sogar Weizen, und es giebt hochstämmige Wälder.

Wenn wir Gegenden mit gleicher Jahrestemperatur vergleichen, bei genügender Regenmenge, so sind bei Jahrestemperaturen von 10° und darunter Gegenden mit kontinentalem Klima fähiger, eine dichte Bevölkerung zu ernähren, als solche mit ozeanischem. Unter kontinentalem Klima verstehe ich ein solches, wo der Unterschied der Temperatur von Sommer und Winter groß ist.

Einige Beispiele mögen genügen. Der beste Sommer-Weizen Amerikas wird in den Staaten Minnesota und Dakota und der Provinz Manitoba erzeugt, wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 0 und 6° beträgt, auch in Rußland wird Sommerweizen massenhaft erzeugt und ausgeführt in Regionen ähnlicher mittlerer Jahrestemperatur, vom Gouvernement Woronesch im Westen bis an den Fuß des Altai im Osten. Dubuque in Jowa, Jahrestemperatur 8,7, liegt in der Region des ergiebigsten Maisbaues, und das Land produziert ohne Dünger solche Mengen pro Hektar, welche in Europa fabelhaft erscheinen würden. Ganz England mit Jahrestemperaturen bis 11° und die Bretagne bis 12° sind außerhalb der Region des Maisbaues für Korn, ebenso außerhalb der Region des Weinbaues; am mittleren Don, bei Jahrestemperaturen von 7°—9°, giebt es guten Wein. Die Oase Chiwa, Mitteltemperatur des Jahres 11° bis 12°, giebt gute Ernten von Baumwolle, selbst bei Lissabon, Jahrestemperatur 15,6, reift sie nicht mehr ganz.

Digitized by Google

Ganz anders sind die Verhältnisse, wenn es sich um Fischfang am Meere und Jagd auf Meerestiere handelt, d. h. Beschäftigungen, welche den Menschen in den höchsten von ihnen bewohnten Breiten einen Unterhalt geben. Hier sind ozeanische Klimate mit kleinem Unterschiede von Winter und Sommer viel günstiger, und das nördliche Norwegen steht in dieser Hinsicht unerreicht da. Das nie gefrierende Meer erlaubt es ihnen, Fischfang und Jagd auf Seetiere auch jenseits des Polarkreises unter den günstigsten Bedingungen zu betreiben.

Ein Ritt durch die Pampas von Argentinien.

Von

W. C. Tetley.

Wer niemals außerhalb Europas gewesen ist, kann sich von einem Ritt durch die Pampas von Süd-Amerika schwer eine Vorstellung machen: Galoppieren vom frühesten Morgen bis zum Abend, ohne Unterbrechung, über eine endlose Ebene, die hier und da mit Büscheln von schlechtem Grase besetzt ist. Wenn man jemals außerhalb des Bereichs der Zivilisation sein kann, so ist man es hier: kein Haus, kein Baum, keine Spur einer menschlichen Niederlassung. Diese Ebenen erstrecken sich von der Küste des Atlantischen Meeres bis zu den Anden. Die ersten 125 km von der Küste ins Innere sieht man noch reiche Weideplätze zwischen dem Büschelgrase, welche eine wertvolle Weide für Schafe und Rinder abgeben, aber je weiter man nach Westen kommt, desto sandiger wird der Boden, und damit wird auch der Pflanzenwuchs immer schwächer.

Vor wenigen Jahren wanderten noch rastlose Indianerstämme über diese Ebenen. Seitdem diese aber teils ausgerottet, teils nach den Anden zu gedrängt worden sind, traten die eingeborenen Gauchos von Argentinien an ihre Stelle, fast reine Spanier mit etwas Indianerblut, und mit den Gauchos kamen die unternehmenden weißen Ansiedler, welche sich immer weiter westlich ins Land hinein ausdehnen. Der Gaucho bringt sein ganzes Leben zu Pferde zu und führt seine halbwilden Herden von Rindern und Pferden weidend und hütend mit sich herum.

Als ich mich in Argentinien aufhielt, machte ich vor meiner Rückkehr nach Europa noch im Spätsommer einen Ritt, um das Land westlich von den Alsina-Seen zu besichtigen, welches mehr oder weniger eine terra incognita war, und von wo die wilden Indianer erst kürzlich vertrieben worden sind. Ich fuhr von Buenos-Ayres auf der großen Südbahn nach Curumalan und nahm dort ein paar Gauchos an, von denen der eine mit dem Lande, welches ich durchreisen wollte, gut Bescheid wußte, und mit ihnen mietete ich auch neun Hengste und

Digitized by Google

eine Stute. Die letztere war grau, beinahe weiß. Von den Hengsten waren fünf Braune und vier Füchse. Die Pferde wurden ausschließlich mit Gras gefüttert: hauptsächlich weideten sie das Büschelgras, während wir uns ausruhten. Die Tiere gehörten sämtlich der kleinen einheimischen Rasse an, sie waren niemals in ihrem Leben beschlagen gewesen. Aber es waren alles ausgesuchte Tiere, und ihr Wert mag auf achtzig bis hundert Mark für jedes angenommen werden.

Ich beabsichtigte, reichlich 250 km geradeaus ins Inland zu reiten und dann auf demselben Wege wieder zurückzukehren, also insgesamt einen Weg von reichlich 500 km zu machen, indem ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf dem Marsche war und in der Nacht die Pferde weiden ließ und mich selber ausruhte.

Wir brachen in Curumalan gegen sechs Uhr vormittags auf, indem wir drei von den Hengsten sattelten und die übrigen mit der Stute vor uns hertrieben. Beim Aufbruche nahm ich mit meinem Taschenkompaß die Himmelsrichtung auf und steuerte damit unsre Karawane, gerade wie ein Kapitän sein Schiff auf See. Wenn man bei Nacht reist, so pflegt man zwei Sterne hinter einander am Himmel zu suchen, nach denen man sich richtet. In Südamerika reitet niemand auf Stuten, da diese nur der Nachzucht dienen. Wenn man mit einem Trupp oder Trüppchen Hengsten reist, so ist immer eine Stute dabei, welche die Bezeichnung „Mütterchen" des Truppes führt. Sie hat eine unumschränkte Gewalt über die Hengste; sie führt sie an, indem jene ihr unmittelbar auf dem Fuße folgen; sie läuft den ganzen Tag in der Richtung, in der sie am Morgen angetrieben ist, und weicht niemals zur rechten oder zur linken aus. Am Halfe trägt sie stets ein Glöckchen, welches bei jedem Schritte lustig klingelt und so die Hengste nach sich zieht; bei Nacht dient die Glocke auch zum Zusammenhalten der weidenden Tiere; denn die Hengste entfernen sich niemals weiter, als daß sie das Läuten des Glöckchens hören können. Die einheimischen Pferde Süd-Amerikas sind, wie wohl allgemein bekannt ist, aber hier kurz in Erinnerung gebracht werden darf, reine Nachkommen der von den ersten spanischen Ansiedlern mit eingeführten Araber. Sie sind nicht groß, ihre Höhe übersteigt selten vierzehn Fäuste (56 englische Zoll), aber sie galoppieren sehr schnell und sind sehr klug und treu und haben Glieder von Stahl. Sie müssen zwischen Sonnenaufgang- und -Untergang oft 125 km galoppieren, und das an heißen Sommertagen, wo das Laufen sie doch noch besonders anstrengen muß; aber die Gauchos behandeln sie immer freundlich und gehen nur dann von ihrer gewohnten Sanftmut ab, wenn sie es in keiner Weise anders können. Hängt doch von ihren Pferden, auf deren Rücken sie ihre Lassojagden und alle andern Beschäftigungen ausführen, ihr ganzes Leben ab.

Die Gewöhnung der Hengste an die Stuten geschieht in folgender Weise. Wenn ein junger Hengst so weit angebändigt ist, daß er einem Trupp Pferde zugeteilt werden soll, so wird er eine Zeit von etwa drei Wochen hindurch an die Stute angebunden, so daß er mit ihr auf die Weide gehen und überall mit muß, wohin sie geht. So gewöhnt er sich an völlige Nachgiebigkeit, und wenn

Digitized by Google

er dann von der Stute befreit wird, so verläßt er sie auch später niemals von selbst, und es sieht aus, als wenn er ihren leisesten Winken gehorchte. Darauf wird ein zweiter Hengst an dieselbe Stute gewöhnt und so weiter, bis ein kleiner Trupp von angemessener Stärke beisammen ist. Wenn dann die Tiere des Nachts zum Weiden losgelassen werden, so braucht man des Morgens nur nach der Stute zu suchen und kann dann sicher sein, alle Hengste in ihrer Nähe zu finden. Wenn die Hengste irre gehen oder ausreißen wollen, so läuft die Stute mit weit aufgesperrtem Maule hinter ihnen her, zeigt ihnen ihre Hufe und bringt sie so wieder zur Ordnung. Ihre Gewalt ist unwiderstehlich, sie herrscht mit eisernem Scepter.

Die Stute selbst wird, so lange sie jung ist, dahin dressiert, immer geradeaus zu laufen. Und dies thut sie im scharfen Trabe, indem sie in einer Stunde 11—13 km zurücklegt. Wenn man während des Rittes das Pferd wechseln will, so galoppiert einer der Gauchos etwas zur Seite und biegt dann in einem scharfen Winkel um, so daß er gerade vor dem Trupp zu stehen kommt. Sobald die Stute dies sieht, hält sie und steht ganz still. Die Hengste schließen auf und rücken so dicht heran, daß sie sich mit Kopf und Hals auf den Rücken der Stute lehnen. Dann kann man einen von ihnen fangen, dem bisher gerittenen Hengste den Sattel abnehmen, der sich dann den andern gewöhnlich mit einem freudigen, kurzen Wiehern anschließt, das neue Pferd satteln und so weiter reiten. Dies geschieht gemeiniglich alle vier Stunden. Die gerittenen Pferde laufen immer im Galopp, die frei mitgeführten in einem scharfen Trabe. In dieser Gangart und durch die Befreiung vom Sattel erholen sie sich, und wenn sie dann nachher wieder an die Reihe kommen, sind sie immer frisch. So kann man, wenn es not thut, 125 km am Tage zurücklegen und hat immer ein gut ausgeruhtes Pferd unter sich.

Während der ersten achtzig Kilometer unsrer Reise zeigten sich noch einige Spuren der Zivilisation. Hier und da grasten einige Schafherden in aller Ruhe, dort zeigten einige gekappte Eukalyptusbäume die Stelle, wo früher eine Ansiedelung gestanden hatte, und in verschiedenen Richtungen waren auch Rinder- und Pferdeherden auf der Weide zu sehen.

Am späten Nachmittage kamen wir bei den großen Binnenseen Alsina vorbei, welche zusammen 11 Kilometer lang und 5 Kilometer breit sind. Das Wasser ist brackig und mit zahllosen Wasservögeln bedeckt: mit Wildgänsen, Schwänen, Enten, weißen Reihern und endlich zu meinem großen Entzücken auch mit Flamingos, welche ganz unbeschreiblich schön aussahen, wenn sie mit ihren großen, hellroten Schwingen in Völkern von zweihundert und mehr der sinkenden Sonne entgegenflogen.

In der Nähe dieser Stelle brachten wir die Nacht zu. Wir schliefen auf unsern Recados, den einheimischen Sätteln, und den groben, dicken Wollachen, die ein recht bequemes Lager boten, natürlich unter freiem Himmel. In der Nähe war eine der bekannten Süßwassergruben der Indianer: darüber freuten unsre Pferde sich unbeschreiblich und wir auch. Um unser Abendmahl zu bereiten,

Digitized by Google

wurde ein kleines Loch gegraben, was bei der losen Erde nur geringe Mühe verursachte. Darüber wurde eine dünne Eisenstange gelegt, welche den Kessel stützte. Unser Brennstoff war das wilde Gras der Pampa, das beständig nachgelegt wurde. In kurzer Zeit kochte das Wasser, und dann setzten wir uns alle herum und schlürften Mate, einen Aufguß von Yerba oder Paraguay-Thee aus einem hohlen Kürbis (Mate) vermittelst eines silbernen Röhrchens (Bombilla). Das Getränk wird von Hand zu Hand gereicht: so ist es Sitte in allen La Platastaaten. Zu essen bekamen wir geröstetes Fleisch (Asado), welches wir mitgenommen und über einem Feuer von Distelstengeln gar gemacht hatten. Dieses Fleisch, etwas harter Zwieback, Yerba und etwas Zucker und Salz war alles, was wir mit uns hatten. Nach dem Essen rauchten wir noch eine kurze Weile, ich meine Pfeife und die Eingeborenen ihre Cigaretten, die sie selbst aus starkem, schwarzen Brasiltabak rollten. Die Stute wurde gekoppelt und mit den Hengsten auf die Weide gelassen. Nur drei Hengste behielten wir bei uns, indem wir sie mit einem langen Riemen von roher Haut anbanden, dessen andres Ende wir in unsrer Nähe mit einem Pflock in den Boden schlugen. Auf diese Weise waren wir im stande, sie im Notfalle sofort zu satteln.

Ich verfiel bald in einen erquickenden Schlaf, bis mich die Morgenluft weckte, die kurz vor dem Aufgange der Sonne ganz außerordentlich kalt ist. Meine Gauchos waren schon auf. Einer von ihnen hatte gesattelt, um an die andern Pferde heranzureiten und sie herzutreiben, während die andern das Wasser für den Morgenkaffee kochten. Aber dies war bald besorgt, und gerade mit Sonnenaufgang waren wir schon wieder auf dem Wege, nachdem ich mit meinem Taschenkompaß eine fast genau westliche Richtung angegeben hatte.

Wir ritten ununterbrochen weiter bis Mittag. Dann machten wir anderthalb Stunden Pause, da die Sonne uns zu sehr brannte. Nichts war zu sehen als der blaue, unbewölkte Himmel über uns und unter uns die öde Prairie, die sich ins Unendliche zu erstrecken schien. Kein Baum verstreute Schatten, keine Hütte zeigte sich, keine Rinder- oder Pferdeherden oder irgend welche Spuren menschlicher Wirksamkeit nach irgend einer Seite hin, nur zuweilen eine Herde von Damhirschen und öfters große Rudel von Nandus (amerikanischen Straußen).

Überall waltete eine herrliche Stille, wir hörten kaum das Singen eines Vogels oder das Schwirren eines Insekts. Wir aßen die Reste unsres Bratens von gestern Abend, welche wir mitgenommen hatten. Während des Nachmittags schoß ich mit meiner leichten Vogelflinte ein Stück Damwild, welches fett und sehr gut genährt war. Ich kam auch bei einem Straußennest vorbei, in welchem sieben Eier lagen. Wir brachen ein Ei auf, und als wir es frisch fanden, nahmen wir zwei andre mit uns. Gegen Abend schoß ich ein paar von den kleinen Prairiewachteln und ebenso einen Vogel, der unter dem Namen „großes Rebhuhn" bekannt ist, von der Größe und dem Aussehen einer Fasanhenne, so hatten wir reichlich zu essen. Die Wachteln und diese Rebhühner sind auf den Pampas sehr häufig; es ist wunderschön anzuhören, wenn die Rebhühner beim Hereinbrechen des Abends einander mit lauter Stimme zurufen; des Tags

Digitized by Google

über liegen sie dicht bei einander still, besonders wenn es sehr heiß ist. Wir gewahrten auch viele Eulen, welche uns mit blinzelnden Augen ansahen, und ebenso die sogenannten Prairiehunde (Wollmäuse, Biskachas), niedliche kleine Nagetiere, welche ungeheure Höhlungen in die Erde graben. An Raubtieren giebt es auf der Prairie außer Pumas und Jaguaren nur noch den kleinen grauen Silberfuchs, welcher überall vorkommt. Die Pumas sind sehr blutdürstig und gierig nach jungen Kälbern und nach Lämmern, dem Menschen gegenüber zeigen sie keinen Mut, sie machen nie einen Angriff und ergeben sich widerstandslos in ihr Schicksal.

Dagegen ist der Jaguar sehr mutig und geht auch zum Angriff über; wenn er bedroht wird, verteidigt er sein Leben aufs äußerste, aber zum Glück sind diese Tiere nicht sehr zahlreich. Sie liegen meistens in der Nähe von frischem Wasser auf der Lauer. Die Pferde haben eine unglaubliche Furcht vor ihnen. Einer meiner Freunde kam einmal auf der Reise bei einem großen Jaguar vorbei. Sein Pferd schrak plötzlich zurück und schlug dann so heftig mit allen Vieren aus, daß mein Freund in großer Gefahr schwebte, heruntergeworfen zu werden. Er hatte einen großen Revolver bei sich, konnte aber nicht damit zielen, weil er zu unruhig saß. Er gab trotzdem ein paar Schüsse ab, die vorbeitrafen, während sein Pferd sich herumwarf und in Karriere davon sprengte, der Jaguar hinterher. Endlich gelang es meinem Freunde zu treffen, der Schuß ging auf den Nacken, durchbohrte das Rückenmarck des Raubtieres und machte seinem Leben sofort ein Ende. Die schöne Haut des Tieres nahm mein Freund mit sich und betrachtet sie mit Recht als eine sehr wertvolle Trophäe.

Am späten Abend, nach Sonnenuntergang, kamen wir nach einem Ritte von 100 Kilometern wieder an eine Wasserstelle, wo wir uns als Abendessen etwas von dem Fleische des Damhirsches und das große Rebhuhn brieten. Dazu buken wir das eine Straußenei in einer kleinen Pfanne, die wir hatten, und machten so ein reichliches und leckeres Mahl.

Am nächsten Tage ritten wir wieder einen langen Galopp, welcher uns über die Prairie hinüber in die Nähe der hügeligen Gelände brachte, welche den Übergang zu den Abdachungen der Anden bildeten. Der Widerschein der Sonne vor uns auf dem hellen Sande, der Staub und der Sommernebel, der über dem Horizonte lagerte, hinderten uns daran, weit vor uns zu sehen, aber wir merkten an vielen Umständen, daß wir uns einer andern Gegend näherten. Die letzten vier Stunden ritten wir durch eine reine Sandwüste, welche nur an wenigen Stellen einige Fleckchen mit dürrgebranntem Grasbestande aufzuweisen hatte. Während dieser ganzen Zeit zeigte sich weder ein Vogel noch irgend ein andres lebendes Wesen unsern Augen.

Die nächste Nacht hatten wir mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wir hatten etwas Wasser mitgenommen, aber nicht soviel, wie wir brauchten. Die armen Pferde hatten seit Mittag, wo wir die letzte Wasserstelle gefunden hatten, nichts bekommen, um ihren Durst zu löschen, und ebensowenig hatten wir Futter für sie. Für uns selbst hatten wir noch etwas Damhirschfleisch und die beiden

Digitized by Google

Wachteln, und wir brieten sie und aßen sie, so gut es ging, aber das Brennmaterial war knapp, und wir sollten außerdem die ganze Nacht hindurch Wache halten und auf die Pferde passen, daß sie sich auf der Suche nach Futter nicht zu weit von uns entfernten. Ich wußte auch, wie sehr die Tiere Wasser nötig hatten, und obwohl die Stute gut gekoppelt war, so fürchtete ich doch, die Tiere möchten sich weiter von uns entfernen, als wünschenswert war.

Am nächsten Morgen ritten wir zurück und fanden bald eine Wasserstelle, an der wir kurze Rast machten. Von da ab gingen wir denselben Weg, den wir gekommen waren, und es gelang uns, so viel Wild zu schießen, daß wir keine Sorge um unsern Lebensunterhalt zu haben brauchten. Am fünften Abend nach Beginn unsres Rittes schlugen wir wieder unser Lager bei den Alfinaseen auf, bei derselben Wassergrube, neben der wir zum ersten Male biwakiert hatten. Hier hatten wir zwei Gürteltiere und auch eine von mir erlegte wilde Gans zum Abendessen.

Die Gürteltiere sind wunderliche kleine Geschöpfe, die von Gras, Eidechsen und Insekten leben und sich vor ihren Feinden durch einen geriefelten Gürtel oder Panzer schützen, den sie auf ihrem Rücken tragen. Ihr Fleisch ist sehr saftig und zart. Wenn sie in ihrem Panzer geröstet werden, so schmecken sie ungefähr wie Spanferkel.

Am nächsten Morgen waren wir mit Sonnenaufgang wieder im Sattel, und unsre Pferde liefen, zweifellos im Vorgefühle der Heimat, so schnell, daß wir schon um vier Uhr nachmittags in Curumalan ankamen, und damit war mein Ritt über die Pampas beendet.

Wir hatten etwas weniger als sechs Tage vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergange gebraucht, um etwa 500 Kilometer zurückzulegen. Es kommen also auf den Tag im Durchschnitt ungefähr 85 Kilometer, wobei noch zu beachten ist, daß die nötigen Pausen von der angegebenen Zeit nicht in Abzug gebracht worden sind und daß der größte Teil des Geländes, das wir durchzogen und beobachteten, verhältnismäßig unbekannt war, so daß wir uns mit einer Menge von Dingen belasten mußten, die wir unter andern Umständen nicht nötig gehabt hätten.

Keines der Pferde ist zu Schaden gekommen oder auch nur verletzt, und ich bin überzeugt, daß sie alle ohne Ausnahme nach kurzer Rast denselben Weg unter denselben Umständen in derselben Zeit noch ein Mal gemacht hätten.

Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

I.

Vor dem Eintritt in das öffentliche Leben.

Über die Jugendzeit Lothar Bucher's ist im ersten Bande meiner über ihn erschienenen Biographie[1]) nur wenig berichtet. Die Lücke soll jetzt nachträglich ausgefüllt werden durch eine Anzahl Briefe, die derselbe in den Jahren 1836 bis 1847 an seine Eltern gerichtet hat.

Die Jugendbriefe Bucher's sind zumeist mit der Beschreibung der Reisen ausgefüllt, die derselbe von der Zeit seiner Studentenschaft bis zum Jahre 1847 unternahm. Sie sind flott geschrieben und verraten eine gute Erzählungsgabe und einen scharf ausgeprägten Beobachtungssinn. Die ziemlich ausgedehnten Reisen des jungen Mannes lassen ersehen, daß er seine Jugend keineswegs unter so kümmerlichen Verhältnissen hingebracht hat, wie ab und zu behauptet worden ist. Mit Luxus konnte er freilich nicht auftreten, aber an dem Nötigen ließen es ihm seine Eltern nicht fehlen. Vierzig Thaler für das Vierteljahr Oktober bis Weihnachten, die der Studiosus Bucher in Berlin verbrauchen durfte, waren für damalige Verhältnisse gewiß so viel als heute 300 Mark. Der Hang zur Einsamkeit läßt sich bis in die Studienzeit Bucher's verfolgen. Er bittet den Vater, den Bekannten die Berliner Wohnung nicht zu verraten, aus Furcht, von Cöslin sonst ungebetene Einquartierung zu erhalten.

Die erste Reise (1836) führt den achtzehn Jahre alten Studierenden der Rechte über Wittenberg, Leipzig, Meißen, Dresden, die sächsische Schweiz nach Prag; die zweite im Herbst 1837 über Dessau, den Harz, Göttingen, Kassel, Köln, Königswinter, Koblenz, Bingen, Mainz, München, Heidelberg, Würzburg, die fränkische Schweiz und Koburg. Der letzte Teil der Reise wurde fast ganz zu Fuß zurückgelegt, drei paar Sohlen hatte er unter den Füßen durchgelaufen. In Berlin mietet er eine Studenten-Wohnung, drei Treppen hoch mit der Aussicht auf Dächer und Schornsteine.

Lassen wir ihn nunmehr selbst sprechen.

Der nachstehende Brief trägt weder die Ortsangabe noch ein Datum. Der Inhalt läßt aber ersehen, daß er in Berlin geschrieben ist und zwar Oktober 1837. Auf dem Kopfe des Briefbogens ist das Goethehaus in Weimar abgebildet. Die Schriftzüge Bucher's sind in dieser Zeit auffallend klein, oft nur mit größter Schwierigkeit zu entziffern. Er hat, wie mancher andere, erst dann deutlich zu schreiben angefangen, als er erfahren, ein wie guter Empfehlungsbrief in einer gefälligen Handschrift liegt.

[1]) Ein Achtundvierziger, Lothar Bucher's Leben und Werke von Heinrich von Poschinger, I. u. II. Band, Berlin 1890. 1891. Carl Heymann's Verlag. Der II. Band schließt mit dem Eintritt Bucher's in das auswärtige Amt Dezember 1864.

Digitized by Google

Lieber Vater!

Am Sonnabend früh fand ich eine Wohnung, die mir zusagte, und nahm gleich am Nachmittag Besitz davon. Freilich liegt sie drei Treppen hoch und meine Aussicht geht auf Dächer und Schornsteine, wie sie die Dichter in Paris haben, dafür sehe ich aber auch ein Stück freien Himmel, unter dem ich so manchen Tag gewandert bin, und fühle mich über alles Irdische, besonders über das Geräusch in der Gasse und den Geruch der Rinnen erhaben. Außerdem liegt die Stube nach Süden und wird sich hoffentlich gut heizen lassen. Hat es mir jemals schlecht in Berlin gefallen, so war es in den letzten Tagen; nichts war mir recht, am wenigsten aber der Tisch; denn ich war durch die rheinische Küche, bekanntlich die beste der Welt, gar sehr verwöhnt. Doch jetzt bin ich schon ganz einheimisch geworden und werde mich um Nichts als das corpus juris kümmern.[1])

Dabei wird mir die Ausarbeitung meiner Reise eine Quelle des besten und reichsten Vergnügens sein. Ich habe sie schon angefangen; weil ich aber nur die Sonntage darauf verwenden will, so werde ich schwerlich vor Ende des Winters damit fertig werden. —

Die Cholera ist so gut als verschwunden und muß vor mir gewiß Respekt haben, weil die Tante Uber mich mit einer Leibbinde und einem ganzen Haufen Krausemünzenthee versehen hat, mit welchem alle meine Sachen parfümiert sind.

Was meine Kasse betrifft, so würde ich Dich für das Vierteljahr bis Weihnachten um 40 Thlr. bitten, eingerechnet die 10 Thlr., welche Du mir im ersten Vierteljahr jedes Semesters wegen der Collegia im Voraus zu geben pflegtest.

Ich weiß augenblicklich Nichts weiter zu schreiben und schließe daher mit dem innigen Wunsche, daß dieser Brief Euch Alle bei bester Gesundheit finden möge.

Dein gehorsamer Sohn

Lothar.

Papenstraße Nr. 3, 3 Treppen.

P. S. Noch bitte ich Dich, Köhnen[2]) und andern Bekannten, die etwa noch in Cöslin sind, meine Wohnung nicht zu sagen, weil ich sonst gewiß auf einige Tage eine mir gar nicht angenehme Einquartierung bekommen würde.

[1]) Ein Kenner und Freund L. Bucher's hat berichtet, daß derselbe als Knabe den Wunsch äußerte, nicht die gelehrte, sondern die technische Laufbahn zu ergreifen. Sein Vater, Professor Bucher, trat diesem Wunsche nicht ohne weiteres entgegen, stellte vielmehr den Versuch an, Lothar bei einem Geometer in die Lehre zu geben; technologische Lehranstalten waren im Zeitalter Friedrich Wilhelms III. für Vermögenslose nicht vorhanden oder nicht erreichbar. Der von Professor Bucher zu Rate gezogene Geometer wies den ihm gemachten Antrag zurück, weil er den schmächtigen Knaben für „auf der Brust schwach" ansah und der Meinung huldigte, Jünger der Feldmeßkunst müßten vor allem robuste Menschen sein. Beiläufig bemerkt, besaß der spätere Geheime Legationsrat ein so ausgesprochenes Talent für Ingenieur- und Maschinenwesen, daß sein berühmter Freund Werner von Siemens ihm zuweilen scherzweise sagte, daß er seinen eigentlichen Beruf verfehlt habe, und daß Bucher, wenn er davon erzählte, lächelnd hinzufügte, mit diesem Ausspruche dürfe es seine Richtigkeit haben. (N. Fr. Presse v. 20. Okt. 1892.)

[2]) Entfernte Verwandte Bucher's.

Digitized by Google

Im nächsten Jahre (1838) bestand Bucher in Köslin das Auskultatorexamen und trat darauf in die Praxis ein. In diese Zeit fällt auch sein erster litterarischer Versuch. Er hatte eine Abhandlung über einen im dortigen Gerichtssprengel vorgekommenen interessanten Rechtsfall veröffentlicht und hörte in der nächsten Sitzung, wie der Präsident der nur mit einem B gezeichneten Arbeit großes Lob erteilte, sie aber einem älteren Juristen in einer Nachbarstadt, der denselben Anfangsbuchstaben hatte, zuschrieb.

In Stolp, wohin er 1843 versetzt wurde, hatte er als Patrimonialrichter und Stadtverordneter hinlänglich Gelegenheit, Beobachtungen über die Mangelhaftigkeit der damaligen Verwaltungszustände zu machen, und von dort stammte seine Begeisterung für die Selbstverwaltung, seine Abneigung gegen die Büreaukratie, das Mandarinentum, wie er sich gern ausdrückte.[1])

Im Sommer 1845 unternahm Bucher eine nordische Reise von Stolpmünde per Segel nach Kopenhagen, Kiel, Hamburg und Helgoland. Bucher machte bei dieser Gelegenheit die erfreuliche Wahrnehmung, daß er „von Natur seefest" sei. „Ich stieg dadurch sehr in den Augen der Mannschaft, die vermeinte, ich hätte große Gaben zum Seemann."

Gern hätte er von dieser Reise den Seinigen kleine Erinnerungen mitgebracht; aber die Kasse reichte nicht aus. „Ich selbst habe weiter kein Andenken als einen in der Kopenhagener Börse gekauften Staubkamm (dessen ich nothwendig bedurfte), ein Stück Felsen von Helgoland und ein Paar Zwirnhandschuh von Altona." Auf die Reise nach Helgoland machte Bucher in seiner Londoner Korrespondenz eine Anspielung. Am 7. Februar 1855 klagt er über die außerordentliche Schwierigkeit, sich zu einem Urteil über die englische Kolonialverwaltung das Material zu sammeln. „Was die Londoner Blätter darüber bringen, stimmt, trotz aller Verschiedenheit der Standpunkte und der Interessen, überein in einer großen Einseitigkeit. Wenn auch dieses und jenes Blatt sich einer bestimmten Kolonie gegen einen bestimmten Übelstand annimmt: das Ganze verräth die Parteinahme für das Mutterland. Die Blätter der 40 Kolonien, und zwar die unabhängigen darunter, lieber Himmel, wer hat die Zeit und nur die Gelegenheit, sie zu lesen! Eigene Beobachtungen habe ich nur von Helgoland gemacht, und sie waren von Umfang sehr mäßig, wenn auch dem Inhalte nach sehr befriedigend. Ich fragte in der Bindfadenallee einen eingeborenen Staatsbürger, wie er's denn mache, wenn er mit seinem Nachbarn einen Rechtshandel habe? „Dann gehen wir vor die Ältesten." — „Und wenn einer mit deren Ausspruch nicht zufrieden ist?" — „Dann geht er zu dem Gouverneur." — „Und was macht der?" — „Der sagt: das geht mich nichts an." — „Und dann?" — „Dann ist's aus." Die Registratur über Helgoland kann nicht sehr groß sein."

Eine im Sommer 1847 unternommene dritte Reise führte Bucher nach Helsingör, Christiania, Stockholm. Die See- und Bergluft war ihm sehr gut bekommen. Politische Anspielungen kommen in den Briefen nicht vor. Nur in Stolpmünde kann er es wirklich „vor Junkertum nicht aushalten."

[1]) Mitteilung von Bucher's Bruder in den Grenzboten, 1892, Nr. 48.

Digitized by Google

II.

Eintritt in die politische Arena.

Mit dem Jahre 1848 treten wir in die Sturm- und Drangperiode L. Bucher's ein. Die hervorragenden Eigenschaften, die bei seinem Auftreten in der preußischen Nationalversammlung und in der zweiten Kammer zu Tage traten, machten ihn bald zu einer parlamentarischen Größe. Sein Bild drang besonders in Pommern in manche niederen Hütten ein, und darunter standen die bezeichnenden Worte aus seiner Rede vom 18. Juli 1848: „Wir sollten keinen Tag hingehen lassen, ohne ein Bruchstück der überwundenen Vergangenheit zu zertrümmern." Später hat er sich selbst vorgeworfen, 1848 die Dinge in der Nationalversammlung zu sehr „als Jurist nach Lage der Akten" beurteilt zu haben.

In Bezug auf seine Thätigkeit als Abgeordneter in der Nationalversammlung darf auf meine frühere Schilderung (Ein Achtundvierziger, Bd. I, Seite 17—72) Bezug genommen werden.

Von den wenigen „Achtundvierzigern", denen Bucher näher stand, lebt noch einer, der Reichstagsabgeordnete, Justizrat Dr. Horwitz, welcher auf den glücklichen Gedanken kam, während des Tagens der Nationalversammlung eine Art Parlaments-Korrespondenz herauszugeben, betitelt „Preußische-Parlaments-Zeitung" Verlag von M. Simon Berlin. Nr. 1—90 vom 25. Mai bis 26. Oktober 1848. Zweiter Jahrgang Verlag von C. Lindow. Nr. 1—30 vom 26. Februar 1849 bis 4. April 1849. Horwitz war mit Bucher entfernt verwandt, stand ihm damals auch politisch nahe und bat ihn, für seine Parlaments-Korrespondenz einen Artikel zu schreiben. Bucher kam diesem Ersuchen gern nach und überschickte Horwitz sein Elaborat mit nachfolgenden Zeilen:

„Die Sache ist mir unter den Händen humoristisch geworden. Sehen Sie, was Sie daraus machen können; nur verrathen Sie mich nicht. Die Fortsetzung folgt.

Zu einem gediegenen Artikel gehört mehr Zeit und Nachdenken.

Ihr Bucher.

Zur Geschichte der Parteien in der preußischen National-Versammlung.

Am 20. Mai knüpfte sich auf Eisenbahnen und Poststationen manche Bekanntschaft an. „Sie sind auch wohl Deputierter, wenn ich fragen darf? Und woher?" — „Ich bin hart an der russischen Grenze zu Hause." — „Ei, was! ich habe nur eine halbe Stunde ins Belgische." Und sie beobachten sich neugierig einander den Schnitt der Kleider und des Gesichts und wie sie mit Messer und Gabel hantieren. Nachdem sie beide ein Salzfaß gebraucht haben, rücken sie sich näher. „Wie lange, meinen Sie, daß wir hier bleiben werden? Wie ist bei Ihnen die Stimmung? Haben Sie im März auch Krawall gehabt?"

In Berlin angekommen, wußte niemand, wohin er sich wenden, wo er Gleichgesinnte finden, wie er sie erkennen sollte. In den Gasthöfen bestellten die

Digitized by Google

Portiers, man möge sich ins Hotel de la Russie begeben. Von wem die Bestellung kam, wurde nicht gesagt. Und so fanden sich denn die Abgeordneten zum ersten Male in dem Saale zusammen, in dem die Opposition des vereinigten Landtags ihren Sitz gehabt hatte, eine der sonderbarsten Gesellschaften, die es je gegeben hat; wenig bekannte Namen, kaum ein Dutzend persönlich einander bekannt; jeder bemüht, in der Physiognomie des andern zu lesen, wes Geistes Kind er sei. Nur die Berliner Deputierten machten sich selbst bemerklich; sie schienen es als natürlich anzunehmen, daß die Provinzialen sich um sie scharen würden.

Uhlich mit der klangvollen Stimme führte die Rednerliste, Kirchmann, bekannt durch die Referate der Vossischen über die öffentlichen Gerichts-Sitzungen, den Vorsitz, abwechselnd mit Bauer, der sich inzwischen bei den übrigen Bauern liebes Kind zu machen suchte. Hier war es, wo in der Debatte über den weißen Saal viel Pulver zu früh verschossen wurde, wo die ominöse Antwort Camphausen's einging, die Eröffnung könne nicht in der Singakademie erfolgen, weil der Thron dort keinen Platz habe, wo sich Jung zuweilen zum Sprechen herabließ, voll der Triumphe des Mehlhauses. Um die Tribüne, auf der die Volkssouveränität, die Sparkassen, die indirekten Wahlen, die Soldaten in Tegel bunt durcheinander behandelt wurden, drängte sich die Versammlung, eine trübe Masse der fremdartigsten Elemente. Was Wunder, daß ihre Klärung und Kryställisierung so lange Zeit erfordert hat! Die Landleute aber betrachteten ruhig den vergoldeten Plafond. Einige Tage später durchlief ein Gerücht den Sitzungssaal, nachmittags werde eine Versammlung im Rheinischen Hof sein. Als die ehrsamen Westfalen, die hier in Gottesfurcht des Leibes Notdurft pflegten, vom Tische aufgestanden waren, schlug die Stunde, von der die Rechte ihre Geburt datieren sollte.

Vor allem bedürfen wir eines Präsidenten — leitete jemand die Sache ein; — ich nenne Ihnen einen Namen, der von dem vereinigten Landtage her einen guten Klang hat, Milde! Wer voriges Jahr die stenographischen Berichte gelesen hatte, reckte den Hals, rief „Hurra, Milde!“ und der Mann mit der Morgenrot verkündenden Stimme ergriff den Hammer. Er gab zuerst das Wort Herrn Pinder. Herr Pinder eröffnete der Versammlung, ein inniges Zusammenhalten, eine Taktik sei notwendig; er habe das von den Schlesischen Demokraten gelernt, welche durch geschickte Taktik Wahlen durchgesetzt, die keineswegs als Ausdruck des Majoritätswillens zu betrachten wären. Man versprach, sich das ad notam zu nehmen, beschloß, sich künftig bei Mielenz zu versammeln, translocierte sich aber einige Tage später, der Jahreszeit zu Liebe, ins Odeum, Odëum, wie Herr Milde hartnäckig accentuierte und damit bewies, daß das Griechische sich keineswegs von selbst findet.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging die Sache einen Schritt weiter. Herr Milde brachte die Notwendigkeit eines Programms zur Sprache. Der Standpunkt, von dem man auszugehen habe, sei die Vereinbarung. Beifälliges Gemurmel lohnte ihm, und eben wollten die Vereinbarer in schöner Begeisterung zur Abstimmung schreiten, als ein pommerscher Deputierter die trockne Bemerkung

Digitized by Google

machte: Bei einer beabsichtigten Vereinbarung müsse man doch auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß die beiden Willen nicht eins würden. Er beantrage zuvor die Debatte über die Eventualitätsfrage. Da gab es den ersten Versuch der unharmonischen Tonkunst, die sich später in der Singakademie zu solcher Meisterschaft entwickelt hat; zehn Redner verlangten zugleich das Wort, Herr Milde bedeutete den Antragstellern: „Die Frage sei allerdings sehr wichtig, könne aber erst erörtert werden, wenn man sich gegenseitig genauer kenne." Eine greise Figur hielt das Wahlgesetz empor und rief zitternd: „Was steht denn da?" — Es war der Abgeordnete für Münster, der Geh. Regierungsrat Herr Hüffer.

Nestor wars, der alte Hüffer, der drei Menschenalter sah!

Etwa ein Dutzend verließen den Saal. Den Tumult übertönte endlich das Schlachtgeschrei des Salamoniers Blum. Er habe eine Erklärung aufgesetzt, wer es wohl meine mit dem Vaterlande, der solle unterschreiben. Und was enthielt denn die Erklärung? Die Unterzeichner wollten „ein starkes und unverkümmertes Königtum." Das war selbst den Vereinbarern zu stark. Man verwarf das Programm, unterschrieb endlich nur eine Erklärung, daß man sich künftig wieder bei Mielenz versammeln und 50 Pfg. pro Haupt bezahlen wolle, und die Rechte war fertig, der Genius der Freiheit zerdrückte eine Thräne im Auge.

Die Geheimräte, die Kapitalisten, die geistlichen Herren, die Autoritäten des vereinigten Landtags streichelten zufrieden ihre Köpfe. Nun war ja eine Partei geschaffen, für die Ordnung zu sorgen. Die Ausgetretenen — raunten sie den Landleuten zu — wollten die Republik und die Republik sei vom Teufel.

Nach Auflösung der Nationalversammlung entbrannte im Januar 1849 ein neuer Kampf um die Wahlen in die zweite Kammer, aus dem Bucher wiederum siegreich hervorging. Seine Tüchtigkeit als Abgeordneter der zweiten Kammer mit dem tragischen Abschlusse, dem Steuerverweigerungsprozeß, ist im I. Bande meiner Biographie S. 73—156 so ausführlich geschildert worden, daß hier nichts nachzutragen bleibt.

Über die Stellung Bucher's nach seiner Verurteilung durch die Geschworenen hat einer seiner ältesten Freunde berichtet.

Als die Geschworenen sich zur Beratung zurückzogen, trat ein Bekannter, der den schlimmen Ausgang des Prozesses voraussah, an die Anklagebank heran und flüsterte dem dort gelassen Sitzenden die Worte zu: „Sie verurteilen dich!" Kurz entschlossen bat Lothar Bucher, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, auf einen Augenblick wegen eines vorübergehenden Unwohlseins aus dem Gerichtssaal treten zu dürfen. Vor dem verschwiegenen Orte, den er aufsuchte, nahm zwar ein Gefängnisaufseher Stellung, wurde aber alsbald von einem Freund Bucher's ins Gespräch gezogen. Bucher selbst ging unbemerkt vorüber, zog sich einen im Korridor hängenden Sommerüberrock an, stülpte sich einen fremden Hut ins Gesicht, nahm ein großes Aktenbündel, das er auf dem Wege fand, unter den Arm, ging unbelästigt bei den Wachen, die ihn für einen Gerichtsherrn hielten, zum Justiz-

Digitized by Google

gebäude hinaus, warf sich in einen Wagen und verschwand. Als oben das Urteil verkündet wurde, war der Angeklagte bereits glücklich entflohen.

L. Bucher wurde in dem Steuerverweigerungsprozeß nicht nur verurteilt, sondern nach seiner Flucht noch steckbrieflich verfolgt. Er steht in einer unter dem 7. Juni 1851 von dem Regierungs-Chef-Präsidenten von Fritsche gezeichneten „Nachweisung der politischen Flüchtlinge, welche dem Regierungsbezirk Cöslin angehören" an der Spitze mit folgendem Signalement.

Name: Adolph Lothar Bucher. Stand oder Gewerbe: Königlicher Amts-Gerichts-Assessor. Wohnort: zuletzt Stolp. Verbrechen: Aufruhr. Alter: 33 Jahre. Größe 5′ 1—2″. Haare: hellbraun. Stirn: frei. Augenbrauen: blaugrau. Nase: groß. Mund: gewöhnlich. Bart: blond. Kinn: oval. Gesicht: oval. Farbe: bleich. Statur: klein. Besondere Kennzeichen: Kurzsichtig und trägt daher gewöhnlich eine Brille. „Kurzsichtigkeit" — als besonderes Kennzeichen Bucher's ist nicht übel. Er hat später gezeigt, daß er einen sehr weiten Blick hatte, jedenfalls einen viel politischeren als diejenigen, die ihn wegen politischer Extravaganzen in sturmbewegter Zeit auf die Anklagebank gebracht hatten.

Daß Bucher sich der Vollstreckung des Urteils entzog, wurde ihm damals von manchem verdacht.

Aber die Erwägung lag nahe, daß ihm nach fünfzehn auf einer Festung verlorenen Monaten doch kaum etwas Andres übrig bleiben würde, als auszuwandern, da er der Ehrenrechte verlustig erklärt worden war und unzweifelhaft allen in jener Zeit beliebten polizeilichen Vexationen ausgesetzt geblieben wäre. Er selbst legte dabei Gewicht auf den Umstand, daß der Gerichtshof ihm wie seinen Gefährten Berg und Schulze-Delitzsch, die im Auftrag aller Angeklagten das letzte Wort der Verteidigung sprechen sollten, dies verwehrt hatte.[1])

Mir selbst hat Bucher seinen Schritt mit den lakonischen Worten motiviert: „Ich fühlte, ich war zum Sitzen nicht geboren; ich wäre dabei zu Grunde gegangen . . ."

Bucher war in seinen jungen Jahren, wie sein Bruder Bruno bestätigte[2]), ein guter Gesellschafter, ohne die später so oft erwähnte Schweigsamkeit, um deretwillen er noch in der Sylvesternacht von 1882 im Freundeskreise in heitern Reimen nach der Melodie des Dessauer Marsches angesungen wurde: „So schweigen wir, so schweigen wir, so schweigen wir alle Tage in der allerhöchsten Dippelomatie" mit dem schließlichen Rate, zur Abwechslung einmal zu pfeifen, nämlich auf die ganze auswärtige Politik: „denn ohne Sorge sehn wir dich gern auch mal." Die Schweigsamkeit war ihm erst während des einsamen Lebens in London zur Gewohnheit, nachher zur Pflicht geworden. In der ersten Zeit seines vertrauten Verhältnisses zum Kanzler des Norddeutschen Bundes wurde einmal lustig geschildert, wie er in Gesellschaften von Berliner Damen umringt wurde, die aus ihm Geheimnisse der hohen Politik herauszulocken hofften.

---

[1]) Bruno Bucher a. a. O., S. 425.

[2]) a. a. O.

Digitized by Google

III.

Die Londoner Lehrjahre 1850—1860.

Die Lehrjahre Bucher's — so kann man füglich die Zeit seines Aufenthalts in London und Paris bezeichnen, erstrecken sich vom Jahre 1850 bis 1860.

Es ist in den ersten beiden Bänden meiner Biographie[1]) der Versuch gemacht worden, einen Überblick, nicht in seine Korrespondenz, wohl aber in die Art und Weise zu geben, wie er die Personen und Dinge ansah, und in welch' fesselnder Weise er darüber nach Hause zu berichten wußte. Wir lernten den Exilierten als „Journalisten" kennen; wie es ihm als „Menschen" erging, darüber geben die nachstehenden Briefe Aufschluß, welche derselbe in der zweiten Zeit seines Londoner Aufenthalts an die Seinigen gerichtet hat. Sie eröffnen den Blick in eine Seele voll Kraft, Vornehmheit und kindlicher Dankbarkeit. Es ist rührend die Sehnsucht zu beobachten, die ihn nach den Seinen erfaßt. „Je länger ich von der Heimat entfernt bin, desto lebendiger werden mir die Erinnerungen; ich denke täglich nach Hause." Um das Gefühl der Sehnsucht zu überwinden, arbeitet er „Tage und Wochen lang, ohne andre Unterbrechung als beim Essen." „Der Wunsch Euch zu sehen, muß alle andern Rücksichten zu Schweigen bringen."

Im Jahre 1856 schien es, als ob die Sehnsucht des Exilierten gestillt werden würde; es war die Rede von einer allgemeinen Amnestie, und angesehene Männer, darunter Gneist und Humboldt, wollten sich für Bucher verwenden. Für eine dauernde Niederlassung in Deutschland schien ihm jedoch die Lage insolange noch nicht geeignet, als ihm der Aufenthalt in Berlin untersagt blieb. Wie sollte er sich in Cöslin beschäftigen? Aber selbst die Erlaubnis zu kurzem Besuche der Eltern wäre ihm hoch willkommen gewesen. Die Ablehnung auch der mit dieser Einschränkung vorgebrachten Bitte wunderte Bucher, als die österreichische Amnestie bekannt geworden war, nicht. „Man will zeigen, daß man nicht nötig hat, versöhnlich zu sein und man muß nur das Gegenteil von Österreich thun, um die Welt, die über den Punkt sehr zweifelhaft geworden ist, zu überzeugen, daß man Großmacht sei."

Später (1858) zeigte er sich resigniert: „Ich will von Deutschland nichts, als noch einmal einen Besuch machen. Nach allem, was ich sehe und höre, weiß ich nicht, ob ich nicht unter irgend welchen Umständen dort auf die Dauer wieder gefallen würde. Das ganze Volk scheint im Verheulen zu sein. Ich wurzle mich hier immer fester." Die Absicht, ganz Engländer zu werden, lag ihm gleichwohl fern, und er lehnte um deswillen auch das Anerbieten seines Freundes Theodor Goldstücker, Professor des Sanskrit an der Universität London, ihn gleichfalls in die akademische Laufbahn zu bringen, ab; sympathischer schien ihm noch der Gedanke einer Übersiedelung nach Amerika.

Das Hinscheiden seiner Mutter beklagt er in einem rührenden Briefe. „Ich habe es mir seit Jahren sagen müssen, daß ich sie nicht wieder sehen würde, und nun der Schlag gekommen ist, ist es mir doch, als sei es unmöglich."

[1]) Vergl. Bd. I. S. 159—308, Bd. II. S. 1—177.

Digitized by Google

Seine Vorliebe für die Pflanzenwelt läßt sich schon in dieser Zeit verfolgen: Zum Geburtstagsgruße hofft er seiner Mutter vor Briefschluß noch unterwegs ein Veilchen aufzutreiben „zur Gesellschaft für ein Stückchen Seegras, das ich vom Strande mitgebracht und dessen Schönheit freilich erst unter dem Mikroskop zum Vorschein kommt."

Die Bemühungen, dem Vater eine Freude zu bereiten, sind rührend. Einmal schickt er ihm eine Plumpudding mit genauer Beschreibung der besten Zubereitung. „Ich wollte noch einige Sachen beilegen, wußte aber keine Wahl zu treffen und lege daher lieber etwas Geld bei." Seit sich der Erwerb Bucher's in London günstiger gestaltete, fehlt fast keinem Briefe irgend eine Einlage für die Seinen, bald ist es ein sinniges Geschenk, bald die Avisierung von einer neuen Geldzahlung von seiten der National-Zeitung. Er selbst ist aber die personifizierte Uneigennützigkeit. Während seines Pariser Aufenthaltes hatten sie ihm aus Köslin zwei Spickgänse dorthin geschickt. Sogleich bittet er den Vater, künftig nicht solche Ausgaben sich zu machen. „Ich bedarf keiner äußeren Erinnerung, um mit meinen Gedanken in der Heimat zu sein." Daß sie ihm aus der Heimat „Silberzeug" geschickt, war ihm noch unlieber. „Warum habt Ihr Euch von den Sachen getrennt und sie mir Vagabunden aufzuheben gegeben?"

Seine Korrespondenz nach Hause vollzieht sich nur in langen Intervallen. „Mir fehlt die Sammlung. Sobald ich mich zum Schreiben nach Hause niedersetzen will, kommen so viel Jugenderinnerungen, aus unserm Garten, aus unsern verschiedenen Wohnungen, vom Strande, von unsern Wiesen über mich, alle jetzt mit einer so traurigen Färbung, daß ich für den Rest des Tages zu nichts zu brauchen bin." Gewiß litt die Korrespondenz noch unter dem widerwärtigen Gefühle, daß die der Post anvertrauten Briefe erbrochen, unter Umständen sogar kopiert würden.

Sein Mißtrauen gegen die Post ging soweit, daß er einem Briefe niemals eine Banknote beilegte, ohne sich ihre Nummer notiert zu haben.

Um einen Beweis zu haben, daß seine Briefe abgegangen, verschließt und trägt er dieselben in Gegenwart eines Zeugen zur Post. Die Nummer jedes Briefes notiert er sich.

Von der Londoner Zeit datiert ferner bereits seine Neigung, sich mit Heimlichkeit zu umgeben, seine Reisen nur anzudeuten und gewissermaßen mit sich selbst Versteck zu spielen. „Mit demjenigen —" so schreibt er in einem Briefe, „von dessen einem Briefe der Vater mir eine Abschrift geschickt, habe ich seit längerer Zeit eine Berührung, von der er wahrscheinlich nichts weiß. Ich besuche zwar nicht sein Haus, aber ein benachbartes, gehe auch nicht in die untere Etage, sondern in die obere, und nicht aus eigenem Antrieb, sondern eingeladen."

„Wenn meine Beschäftigung mich nicht glücklicherweise zwänge, täglich nach der Stadt zu gehen, so würde ich bald ebenso eingezogen leben, wie Du, liebe Mutter, zu thun pflegst."

Digitized by Google

Erst in den letzten Jahren seines Londoner Aufenthalts (seit 1857) schüttelte er die schlechte Gewohnheit ab, nicht unter Leute zu gehen, und fühlte täglich mehr, wie gut es ihm that.

Der Aufenthalt in Paris — von wo er Ende 1855 Weltausstellungs-Berichte schrieb [1]), — hatte Bucher die angenehmsten Erinnerungen zurückgelassen; trotzdem fühlte er bei der Rückkehr nach England, „daß es doch schon halb und halb mein Vaterland geworden ist."

Seine Gesundheit war schon in England nicht die festeste. Er hatte kein spezielles Leiden, aber seine Nerven hatten unter den mancherlei Aufregungen der letzten Jahre stark gelitten. Daneben stellten sich die Vorboten der Gicht ein, zu deren Überwindung er sich zeitweilig zu einem Arzte in der Nähe von London begab. Der Erfolg der Wasserkur war ein befriedigender: „Außer dem Ziehen am Arm bin ich los erstens den Flanell, zweitens die Brille und drittens den Tabak [2])."

Um die Kosten seines Unterhalts zu bestreiten, verschmähte er nicht, in der Familie des ihn behandelnden Arztes deutschen Unterricht zu geben, „wozu ich zuvörderst selbst erst habe die deutsche Grammatik lernen müssen." Später hatte er die Genugthuung zu beobachten, wie sich seine Stellung in England mehr und mehr befestigte.

Seit dem Jahre 1856 fand er auch in der Arbeit für die deutschen Blätter mehr Befriedigung, weil es sich zeigte, daß er doch in einigen Punkten Recht gehabt, derentwegen er heftig angegriffen worden war. Neben der alten Beschäftigung ergab sich demnächst auch Gelegenheit, englisch zu schreiben. „Englisch schreibe ich jetzt (Juli 1857) wie deutsch, wahrscheinlich bedeutend besser. Es trägt viermal so viel wie deutsch."

Einzelne Stellen seiner Briefe erinnern mich ganz an Heine!

„Zu Deinem Geburtstag, liebe Mutter, schickte ich Dir am liebsten eine Schachtel voll des herrlichen Frühlingswetters, das wir hier haben. — Englands Natur bietet unendliche Genüsse, aber das Leben ist ein ruheloser Kampf und verlangt Augen hinten und vorn. Der Mond macht sich bemerklich; Adieu! — Entschuldige das Gekritzel, das erste Bad, das ich heute genommen, wirkt immer wie eine halbe Flasche Champagner."

Wie wehmütig ernst klingt nicht nachstehender Anfang eines an den Vater gerichteten Briefes:

„Was Du in Deinem letzten Briefe sagst, das habe ich mir oft zum Trost gesagt, ich habe oft an die Griechen gedacht, die in gelbem Einband in deinen Bücherschränken stehen."

Mochten seine äußeren Verhältnisse mitunter auch unerfreulich sein — an innerer Befriedigung hat es ihm nicht gefehlt: „Ich will das Schwabenalter

[1]) Vergl. Bd. II. S. 3—25.

[2]) Über Bucher's Aufenthalt im Kaffe „Divan" vergl. den Aufsatz von Ferdinand Wolff in der „Neuen Zeit", Jahrg. I. Bd. I. 1891—1892. Nr. 15.

Digitized by Google

nicht umsonst erreicht haben. Es ist manches versäumt, oder verloren in meinem Leben, aber es bleibt immer noch genug, um zufrieden zu sein."

Den Sonntag in England hatte Bucher nicht so schlimm gefunden; ihm hatte er immer sehr wohlgethan mit seiner Stille nach dem Gewühl und Geräusch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel schon früh losging.

Hier einige der Briefe:

London, 22. Oktober 1856.
Molesworth Place Kentish Town Road.

Meine liebe Mutter!

Ich weiß nicht, ob es mir gelingen würde, Dir den Zustand zu schildern, in dem Wochen auf Wochen, zuletzt Jahre hingegangen sind, ohne daß ich einen längeren Brief an Euch geschrieben habe; und es ist wohl am besten, daß ich es garnicht unternehme. Ich habe neben meiner alten Beschäftigung, die ich als das Sichere festhalte, und die für das Notwendigste ausreicht, dieses und jenes versucht, um mir reichere Mittel zu verschaffen; ich habe unaufhörlich an eine Reise gedacht, die Ihr oder Arthur unternehmen könnte. Aber es hat bisher nichts so einschlagen wollen, wie ich hoffte. Je länger ich von der Heimat entfernt bin, desto lebendiger werden mir alle ihre Erinnerungen; ich denke täglich nach Hause, aber in der Ungeduld fehlte mir immer die Sammlung zum Schreiben. Oft genug ist mir der Zustand so unerträglich geworden, daß ich Tage und Wochen lang ohne andere Unterbrechung als beim Essen fortgearbeitet habe, um ihn zu überwinden. Ich sage mir selbst, daß das keine Rechtfertigung meines Schweigens ist; aber wie schwer wird es, sich aus Gewohnheiten loszureißen? Ich bin übrigens dabei gesund; Bekannte, die mich seit langer Zeit nicht gesehen, finden, daß ich wohler und kräftiger aussehe als sonst.

Deine Mittheilung[1]) hat mir einen langen Kampf verursacht, und ich schob die Entscheidung auf, weil man hier zu wissen glaubte, daß im September oder spätestens in der Mitte Oktober eine allgemeine Maßregel eintreten werde. Diese Termine sind vorüber, ich muß mich also entschließen. Ein dauernder Aufenthalt in Cöslin wäre unter allen Umständen unmöglich; wie sollte ich mich dort beschäftigen? In Berlin würde man mich schwerlich dulden. Ich würde also doch nach England zurückkehren müssen, wo sich meine Stellung je länger, je mehr befestigt, und günstigere Verhältnisse abwarten. Wenn also der Freund, mit dem Du ja doch in jedem Falle Rücksprache nehmen wirst, nicht eine neue Schwierigkeit darin sieht, so möchte ich Dich bitten, nur um die Erlaubnis zu einem Besuche bei Euch nachzusuchen. Sollte diese Beschränkung aber den Erfolg gefährden, so mache den Antrag, wie Du ihn in Deinem Briefe bezeichnet hast. Der Wunsch, Euch zu sehen, muß alle anderen Rücksichten zum Schweigen bringen. Wundere und beunruhige Dich nicht, wenn Du

[1]) Aus dem Zusammenhang ergiebt sich, daß sie die Frage einer dauernden oder vorübergehenden Rückkehr Bucher's in die Heimat betraf.

Digitized by Google

seltener Korrespondenzen von mir in der Zeitung siehst; der Eigenthümer hat mich gebeten, während der Parlamentsvertagung lieber Feuilletons zu schreiben. Ich werde darin zunächst einen vierwöchentlichen Aufenthalt an der englischen Küste verarbeiten.

Seit Anfang dieses Jahres bin ich ordentliches Mitglied der philologischen Gesellschaft. Ich werde zu ihrer Erleuchtung nicht viel beitragen, denn zwischen Englisch, Französisch und Deutsch kommt es mir zuweilen so vor, als ob ich gar keine Sprache mehr ordentlich verstände, und um für den Druck zu schreiben, muß ich mich ordentlich zusammennehmen; aber die Gesellschaft giebt Gelegenheit zu nützlichen Bekanntschaften und bringt alle 14 Tage einen angenehmen Abend, den man sich als Arbeit anrechnet, während er eigentlich nur eine Zerstreuung ist.

Vielleicht werde ich Euch ja nun alles mündlich erzählen können.

Ich werde diesen Brief in Gegenwart eines Zeugen verschließen und auf die Post bringen; die Nummern habe ich notiert. Adien denn oder auf Wiedersehn!

A 143474 50 Thlr.
a 281980 50 „

Zu den wenigen Personen, mit denen Lothar Bucher während seines Londoner Aufenthaltes in Briefwechsel stand, zählt Arnold Ruge. Ein an denselben aus der Londoner Zeit gerichteter Brief [1]) möge hier seinen Platz finden.

Februar 20, 57.

Bester Freund!

Ihren Auftrag werde ich ausrichten, und wenn ich die Rechnung erhalten, werde ich sie Ihnen schicken oder lieber bringen, denn ich sehne mich recht nach einem Mundvoll Seeluft. Dann können wir auch über die Donaufürstenthümer und verschiedenes Andere uns „auseinanderreden", wie ein Landsmann von Goldstücker [2]) zu sagen pflegt. Ich weiß sehr wohl, daß ich Ihren Zorn verdiene, aber ich kann das nicht ändern; wir weichen in zu vielen Punkten ab. Sie haben sich in der kritischen Behandlung der Geschichte, die hinter uns liegt, an einen großen Maßstab, an lange Zeiträume und kurze Formeln gewöhnt und wenden diesen Maßstab, wie ich glaube, nicht richtig auf die Geschichte an, die vor uns liegt. Ich weiß, daß ich in einem viel engern Horizont wohne, aber ich glaube, daß man das thun muß, wenn man helfen will Geschichte machen. Mag sein, daß die großen Bewegungen, die sich in Jahrhunderten und Jahrtausenden vollziehen, die Erscheinungen eines nothwendigen Prozesses, die Resultate unabänderlicher Gesetze sind; aber je mehr Geschichte ich lese, desto mehr werde ich überzeugt, daß die individuelle Thätigkeit, daß der Wille einen verdammt weiten Spielraum darin hat, wie die Cartons ausgemalt, wie die Grundmelodie moduliert werden soll. Praktisch erkennen Sie das auch an,

[1]) Arn. Ruge's Briefwechsel, 2, S. 174/176.

[2]) Th. Goldstücker, geb. 1812 zu Königsberg i. Pr., gest. 1872 als Professor des Sanskrit an der Londoner Universität.

Digitized by Google

indem Sie agitieren, arbeiten. Ich erinnere mich wohl, wie Hegel diese „Arabeskenvorstellung“ von der Geschichte lächerlich macht; aber er war Philosoph, nicht Politiker.

Es kann viel „gemacht“ werden.

Rußland und Österreich sind in einem Kampf auf Tod und Leben. Sie halten Rußland für das geringere Übel, ich Österreich, darüber bin ich mir vollkommen klar.

Sie rechnen auf eine Revolution, die wir noch erleben können, ich nicht. Sie trauen der Revolution die Kraft zu, Rußland nach Asien zurückzuwerfen, ich nicht. Ich kann mir das nur unter der Voraussetzung denken, daß Rußland angriffsweise verführe, und das zu thun ist es zu klug. In einem Leitfaden, der 1837 für den jetzigen Kaiser ausgearbeitet wurde und den, in Parentheſe, Urquhart nicht kennt, ist es als ausdrücklicher Grundsatz aufgestellt, große, in einer Revolution begriffene Völker nicht zu attaquiren.

Ich stelle mir die Frage ganz eng, Sie werden sagen, ganz bornirt: soll man Rußland helfen oder hindern, zwischen Österreich und der Türkei, an der Donau, im Rücken von Ungarn, eine Position zu nehmen? Denn daß Rußland den neuen Staat am Fädchen haben werde, gegen diese prima facie gewiß indizirte Voraussetzung habe ich noch kein überzeugendes Argument gehört. Die Bojaren sind verfault; wird die Union sie bessern oder beseitigen? Ich sehe das nicht ein; und wenn nicht, so wird der Staat sie haben, der am thätigsten intriguirt, am besten zahlt. Wie ich bekommen Sie einen Ekel an Deutschland; warum? weil die Junker, die Federfuchser, die Philister darin hausen wie sie gehaust haben, trotz der ganz hübschen Erschütterung von 1848. Ich glaube, lassen Sie mich einmal das dumme Wort gebrauchen, an eine Regeneration um so weniger, je mehr ein Volk sich ökonomisch entwickelt, und das soll ja gerade mit den Rumänen geschehen. Urquhart kenne ich seit vier Jahren und ich bin an das Schicksal gewöhnt, sein Jünger genannt zu werden, weiß auch, was das zu bedeuten hat. Aber glauben Sie mir, mir geschieht Unrecht damit. Er setzt die Bekanntschaft mit mir fort, weil er gefunden, daß ich, von einem ganz anderen Punkte ausgehend und einen ganz anderen Weg verfolgend als er, zu ganz ähnlichen Resultaten gekommen bin. Er hat Land und Leute studirt, ich habe mir die Augen an diplomatischer Geschichte caput gelesen. Ich nehme von ihm, was ich brauchen kann, und habe ihm schon manches gegeben, was er braucht. Seine Hoffnung, Palmerston zu köpfen, ist Nonsens; aber die Kritik der konstitutionellen Aristokratenwirthschaft, die sich hier vollzieht, ist, glaube ich, eine gute Studie für die Deutschen. Auch seinen Gedanken, eine Diplomatenschule zu erziehen, apart von der hiesigen Ausführung, halte ich für fruchtbar, und ich bitte Sie, denselben näher zu prüfen. War es 1848 kein Mangel, daß die ganze demokratische Partei nicht einen Menschen aufzuweisen hatte, der die Schliche und die heilsamen und nothwendigen Formen im Verkehr zwischen Völkern kannte? Im „Jahrhundert“ betonen Sie auch das „Recht“; Diplomatie ist der völkerrechtliche Prozeß und wird immer exi-

Digitized by Google

stiren, wenn auch das dynastische Element zum Teufel gegangen ist. Und nun entschuldigen Sie diese Schreiberei, die ich in später Stunde noch auf das Papier werfe. Hoffentlich sprechen wir bald wieder einmal über unsre Streitfragen. G. ist sehr beschäftigt, Conventionalstrafen ausgesetzt und auch nicht recht wohl, darum hat er wohl nichts hören lassen.

Freundschaftlichst der Ihrige Bucher.

London, 26. Februar 1857.

Liebe Mutter!

Als ich vor einigen Monaten Deinen Brief empfing, der die jetzt erledigte Angelegenheit zuerst anregte, waren mir ein oder zwei Fälle bekannt, die einen ähnlichen Anfang genommen hatten und ganz dasselbe Ende wie der meinige; ich hatte daher im Innern wenig Hoffnung; als die österreichischen Amnestien bekannt wurden, war ich des abschlägigen Bescheides gewiß, man will zeigen, daß man nicht nöthig hat, versöhnlich zu sein und man muß immer das Gegentheil von Österreich thun, um die Welt, die über den Punkt sehr zweifelhaft geworden ist, zu überzeugen, daß man auch Großmacht sei. Was die Mittelspersonen betrifft, so erinnere ich mich eines schönen Calembours, den die Enkelin meines Wirthes in Paris, ein kleines Mädchen von sieben Jahren, machte, als un gros Monsieur ihr die versprochenen Bonbons nicht mitgebracht: promesse de grand n'est pas héritage. Und das erinnert mich wieder an die glückliche Zeit in Paris, von der ich Euch noch einmal privatim schreiben muß, da ich zu den beabsichtigten Feuilletons nicht gekommen bin. Das sonnige Paris mit seiner schönen Architektur, seinem klaren Strome, seinen heitern Menschen und seiner pommerschen Küche, wird mir in der Erinnerung immer lieber. Und wer weiß, ob ich es nicht auf lange Zeit wiedersehe[1]). Ich kann Euch das Verhältniß, auf dem diese Hoffnung beruht, nur durch Umschreibungen bezeichnen . . .

Herzliche Grüße an Arthur. Ich lege einen Brief von Elise Schmidt, der Schriftstellerin, bei, den Du mir nicht zurückschicken brauchst[2]). Bitte aber ihn auch nicht aus der Hand zu geben.

---

[1]) Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Nur zu kurzem Aufenthalt sah Bucher 1859 Paris wieder.

[2]) Elise Schmidt hegte den sehnlichen Wunsch, Bucher wieder in der Heimat zu wissen, hatte seinethalben auch mit dem Minister-Präsidenten Freiherrn von Manteuffel gesprochen. „Er denkt" — so schrieb sie Bucher — „achtungsvoll über Ihre Talente und Vorzüge. Er verfolgt Ihre Arbeiten in der National-Zeitung mit Interesse — und erinnert sich Ihrer Kämpfe gegen ihn, wie er versichert, ohne Groll, anscheinend mild, zur Versöhnung geneigt und das Beste für Sie zu thun bereit. Ich ging einen Schritt weiter, indem ich hinwies auf die Armuth unsrer Zeit an wirklichen Fähigkeiten und auf das Bild der Ihrigen, großen, für unser engeres Vaterland verloren gehenden im Ausland. — Er gab mir alles in wärmster Weise zu, und ich glaube sein Verhalten dabei, entschieden wahr nennen zu können. Sie sehen also, welchen Weg Sie gehen können, wenn Ihnen die nebelfeuchte Luft Alt-Englands zu schwer wird. Doch fern sei es von mir, Ihnen Hoffnungen erwecken zu wollen; was könnten Sie noch in unserm engen Organismus für eine Rolle spielen, mit Ihren weitgesichtigen Standpunkten?"

Lieber Vater!

Über Jamaika lauten die Nachrichten sehr verschieden, weil die Interessen sehr verschieden sind. Ich werde aber in einiger Zeit Gelegenheit haben, mich bei jemandem zu erkundigen, der die Insel kennt und mir wohl die Wahrheit sagen wird. Eine Schwierigkeit besteht sicher: Der Neger arbeitet nicht, so lange er noch ein paar Yamwurzeln und einige Tropfen Rum vorrätig hat. Die Chinesen, die man in neuerer Zeit eingeführt hat, sind fleißig, haben aber wahrscheinlich auch ihre unangenehmen Seiten.

Hat Herr Deetz Honduras gesehen? Nach dem Staate bereitet sich eine große Auswanderung vor. Klima kann man sich aussuchen, wie man es braucht. Land billig, Arbeiter zu haben und für einen Grundbesitzer große Aussichten durch die Eisenbahn von Porto Caballo nach der Bai von Fonseca, deren Bau ich für gesichert halte. Näheres in etwa 14 Tagen.

London,
19 Chalcot Terrace Primrose Hill 4. Juli.[1])

Mein lieber Vater!

Was Du in einem Deiner letzten Briefe sagst, daß Du Dich nicht leicht niederwerfen läßt, das habe ich mir oft zum Trost gesagt, ich habe oft an die Griechen gedacht, die in gelbem Einbande in Deinen Bücherschränken stehen.

Mitschüler von mir haben vor langen Jahren die Bemerkung gemacht, daß Du Deine Schreibweise nach Platen gebildet habest; seit ich zu Verstande gekommen, habe ich oft gedacht, daß Du mehr aus Plato genommen.

Mir fehlt viel an der Fassung.

Ich will also heute nur von London und von mir reden. Die ersten sechs Jahre meines Aufenthaltes hier hatte ich in zunehmender Zurückgezogenheit von der Gesellschaft zugebracht. Es lag das an der Stimmung, die ich mitbrachte, war vielleicht sehr thöricht, gewiß sehr hinderlich für mein Fortkommen, aber nicht gut zu ändern. Aber rever tos late to mend. Ich habe auch diese schlechte Gewohnheit abgeschüttelt und gehe wieder unter Leute, benutze und suche Gelegenheiten und fühle täglich mehr, wie gut es mir thut, namentlich wieder mit Frauen umzugehen. Ich bin u. a. viel in Urquharts[2]) Hause, von dem du mancherlei, wahrscheinlich viel Falsches gelesen haben wirst, einer der bedeutendsten Menschen, die mir vorgekommen, anregend in jedem Worte, das er spricht. Und zu ihm paßt seine Frau, eine Schwester des Earl of Fortescue. Sie bewohnen einen reizenden, in Rosen begrabenen Landsitz in Herfordshire, nach dem ich ein- für allemal auf Sonntag eingeladen bin.

Englisch schreibe ich jetzt wie Deutsch, wahrscheinlich bedeutend besser. Als ich neulich eine kleine Abhandlung, von der ich Dir ein Exemplar schicken

[1]) Wie der Zusammenhang ergiebt: 1857.
[2]) Vergl. Bd. I, S. 294 ff.

Digitized by Google

werde, in der philologischen Gesellschaft verlesen hatte[1]), kamen eine Menge wildfremder Leute an mich heran, mich über das Englisch zu bekomplimentiren, und ich hatte mir das Manuskript nicht durchsehen lassen. Am andern Tage erhielt ich einen Auftrag von einer Revue, mit der ich bisher noch keine Verbindung hatte, und ich werde im Herbst, wenn das Leben wieder beginnt, diesen Weg weiter verfolgen und viel Englisch schreiben. Es trägt viermal so viel wie Deutsch.

Ich lege 50 Thlr. ein (Nummern notirt). Geh damit an den Strand oder sonst wohin auf das Land. Bei Euch hat „Stadtluft" zwar nicht soviel zu sagen, wie hier an der Themse, aber es ist doch besser zwischen Wiesen und Feldern und Weidenbäumen, welche letztere man hier gar nicht sieht.

Mit herzlichen Grüßen Lothar.

NB. Die veränderte Adresse.

London, 17. Oktober 1857.

Northumberland Terrace Primrose Hill N.W.

Liebe Eltern!

Die Wasserkur hat zwar ein sehr gutes Ende genommen, aber sie verlief nicht so glatt, wie ich erwartet hatte. Es kam eine zweite, viel langwierigere Krisis, in der ich fast die Geduld verloren hätte, nichts arbeiten konnte und ganz verwilderte. Nach und nach brachte meine Natur, die, wie mir der Arzt oft gesagt hat, von Hause aus sehr gut ist, alles wieder in Ordnung, und jetzt, nach vollendeter Nachkur, fühle ich mich in der That wohler als seit langen, langen Jahren. Meine Haut, mit der ich immer in Fehde lag, ist ganz normal, und wenn ich des Morgens aufstehe, habe ich einen so reinen Geschmack im Munde, wie seit meinen Kinderjahren nicht. Dabei habe ich meine Lebensgewohnheiten gründlich reformirt. Es sind jetzt 7 Monate, daß ich nicht geraucht habe. Anstatt um 2 oder 3 Uhr zu Bette zu gehen und um 10 Uhr aufzustehen, bin ich jetzt um ½ 7 in Bewegung, also um 11 so müde, daß ich zu Bette gehen muß. Ich bin beinahe 14 Tage in der Stadt und finde, daß mir diese neue Lebensweise zur festen Gewohnheit geworden ist, und daß ich einen Rückfall nicht mehr zu fürchten brauche. Meine neue Wohnung kommt mir dabei zu Hülfe, sie liegt fast auf dem Lande und jeder Mensch im Hause steht früh auf.

Primrose Hill, ein schöner grüner Hügel, an dessen Abhange das Haus steht, liegt nördlich von Regents Park und gränzt an der andern Seite an das offene Feld. Nach dem Lesecabinette habe ich eine Stunde zu gehen, nach der City und anderen Stadttheilen führt eine Eisenbahn, deren Station nicht zwei Minuten von hier entfernt ist. Wenn das Wetter nicht gar zu abscheulich ist, gehe ich zu Fuß und suche unterwegs ein paar Grundbrunnen auf. So kehre ich in einem ganz allmähligen Übergange von dem strengen Regime der Kur zu einer Lebensweise zurück, die sich mit den Geschäften verträgt.

[1]) Ich komme auf dieselbe weiter unten zu sprechen.

Digitized by Google

Ich habe in meiner Privatkorrespondenz schreckliche Reste aufzuarbeiten, aber ich bin ernstlich dabei und die körperliche Gesundheit erleichtert es mir, mit alten Gewöhnungen und Verwöhnungen zu brechen, die sich unter so mancherlei Einflüssen festgesetzt hatten. In den Tagen, die ich wieder in der Stadt zugebracht, hat der Umzug, das Auspacken und Ordnen meiner Bücher und Papiere und das Wiederanknüpfen von Geschäftsverbindungen hier und auswärts mich nicht zur Ruhe kommen lassen. Nachgerade aber wird es licht um mich her, und ich werde Euch nun wieder häufig schreiben und nach und nach so manches beantworten.

Ich will das Schwabenalter nicht umsonst erreicht haben. Es ist manches versäumt oder verloren in meinem Leben, aber es bleibt immer noch genug um zufrieden zu sein.

Ich dachte, es würde der beste Beweis meiner Herstellung sein, den mannigfachen Stoff, den ich auf dem Lande aufgesammelt, für die Zeitung aufzuarbeiten, und ich habe in der That eine Masse Manuskript abgeschickt, darunter einen Aufsatz über die erste Rhapsodie der Odyssee, die ich gelesen, die 21. Ich weiß nicht, weshalb erst so wenig gedruckt ist.

Herzlichen Dank für die Gasfontaine, nächsten Sommer werde ich sie fleißig brauchen. Aber wozu die Kosten!

Mit allen guten Wünschen Lothar.

(Fortsetzung folgt.)

Über den verderblichen Einfluß der Frauen-Bigotterie auf Religion und Kirche.

Von

J. Frohschammer.

Der Apostel Paulus schrieb an die Korinther das entschiedene Wort: „Die Weiber sollen schweigen in der Kirche (Versammlung; Mulieres in ecclesia taceant. I. Cor. XIV., 34), und er fügt noch bei: denn es ist ihnen nicht gestattet zu sprechen, sondern unterthan zu sein, wie auch das Gesetz lehrt (lex dicit). Wenn sie aber über etwas Unterweisung wollen, so sollen sie zu Hause ihre Männer fragen; denn es ist unanständig (turpe est) für das Weib in der Kirche zu reden." So der Apostel. In der That war es auch durch alle christlichen Jahrhunderte hindurch bei allen christlichen Parteien oder Kirchen (mit Ausnahme etwa kleiner, bedeutungsloser Sekten) den Frauen niemals gestattet, in den Kirchen das Wort zu ergreifen und zu den Gläubigen daselbst zu sprechen.

Wenn aber den Frauen versagt blieb, in den Kirchen zu den versammelten Andächtigen zu sprechen, so redeten sie alsbald gar viel in der Kirche, d. h. in der

Digitized by Google

kirchlichen Organisation und deren Angelegenheiten, in Regierung, Gottesdienst und selbst in der Lehrentwickelung. Wird doch schon aus dem 4. christlichen Jahrhundert berichtet, daß in den Streitigkeiten zwischen Orthodoxen und Arianern selbst die Marktweiber in Konstantinopel disputierten über das „Gezeugtsein" und „Ungezeugtsein" des „Sohnes" oder Logos Gottes. Dieser Einfluß der Frauen wurde in der christlichen Kirche zeitweise ein sehr verderblicher, sei es durch die geschlechtliche Sinnlichkeit, die dabei ins Spiel kam, sei es durch die weibliche Bigotterie und den in der Regel sich damit verbindenden Fanatismus; und zwar durch letzteres ganz besonders und am gefährlichsten. Eine wenn auch nur kurze Betrachtung wird uns dies hinreichend zeigen. Doch sei zuvor noch bemerkt, daß wir keinen Augenblick den höchst wichtigen und wohlthätigen Einfluß verkennen, den das weibliche Geschlecht auf Religion, auf religiöse Übung auszuüben vermag und im allgemeinen wirklich ausgeübt hat und ausübt. Die religiöse Erziehung der Kinder innerhalb der Familien durch eine einfache Gläubigkeit und edle Gesinnung der Mutter ist sicher die förderlichste für den religiösen Glauben und das religiös-sittliche Leben, da sie mitten im Leben, aus dem Leben und für das Leben unmittelbar stattfindet, und kann durch keine künstliche, nach der Schablone geformte anderweitige Erziehung ersetzt werden, bei welcher in der Regel die Religion, die religiöse Bethätigung als der Religions-Mechanismus einerseits und das übrige Leben und Wirken anderseits zwei getrennte Gebiete bleiben und beides nur wie ein vorgeschriebenes Geschäft betrieben wird! — Doch wenden wir uns zur Sache.

1. Obwohl wir es mit dem verderblichen Einfluß der weiblichen Bigotterie und des damit gewöhnlich verbundenen Fanatismus zu thun haben, können wir doch den andern, der von der geschlechtlichen Sinnlichkeit ausgegangen ist, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Es sei nur ein hervorragendes Beispiel dieser Art erwähnt. Es geschah im 10. Jahrhundert, daß dadurch die tiefste Erniedrigung und Entwürdigung über die abendländische Kirche gebracht ward. Zwei sittenlose und herrschsüchtige Römerinnen, Theodora und Marozia, bemächtigten sich des bischöflichen Stuhles in Rom in der Art, daß derselbe nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch nur mit ihren Günstlingen, Söhnen und Enkeln besetzt wurde. Mit wenig Unterbrechung dauerte dieser entwürdigte Zustand der römischen Kirche, die schon längst die Obergewalt in der ganzen christlichen Kirche beanspruchte, fort bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, wo schließlich drei Päpste zu gleicher Zeit sich geltend zu machen suchten. Es war der deutsche Kaiser Heinrich III., der endlich diesem unwürdigen Treiben in Rom und in der römischen Kirche ein Ende machte, als er nach Italien kam. Er ließ durch eine Synode die drei Päpste beseitigen (1046) und ließ einen deutschen Bischof als Papst anerkennen, dem noch zwei andre Bischöfe aus Deutschland als Päpste folgten. Sie starben indes alle drei in Rom schnell dahin. Das Papsttum indes ward doch wieder aus der Entwürdigung emporgehoben und zu Würde und Ansehen gebracht.

Digitized by Google

Alsbald aber begann ein andrer weiblicher Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten, der nämlich durch Bigotterie und übertriebene Kirchlichkeit, der sogar für Religion und christliche Kirche noch nachhaltiger und nachteiliger wirkte als der oben erwähnte. Kaum war nämlich das Papsttum aus seiner tiefen Erniedrigung durch den deutschen Kaiser erhoben und wieder zu Würde und Ansehen gelangt, so begannen die unangemessensten Ansprüche des Papsttums nicht bloß auf Oberherrschaft in der Kirche, sondern geradezu auf allgemeine Weltherrschaft. Der Mönch Hildebrand wurde bald, noch ehe er selbst Papst war, die Seele aller päpstlichen Bestrebungen und nach seiner Wahl zum Papst suchte er bald der Welt und insbesondere dem deutsch-römischen Kaisertum gegenüber seine Ansprüche auf die oberste Herrschaft in der Welt zur Geltung zu bringen. Er fand dabei die eifrigste Unterstützung durch eine bigotte, ihm blindlings ergebene Frau, die Markgräfin Mathilde von Toskana, die getreue Magd des heil. Petrus. Sie hatte in ihrem päpstlich-kirchlichen Eifer ihre großen Güter zum Verdruß ihres Gemahls, des Herzogs von Lothringen, der römischen Kirche übergeben und erlangte unter Papst Gregor VII. so großen Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten, daß eine Synode der deutschen Bischöfe zu Worms, deren Beschlüsse durch eine Synode italienischer Bischöfe noch Bestätigung fand, von einem „weiblichen Senat" reden konnte, der jetzt (unter Gregor VII.) in der Kirche herrsche. Dieser nämlichen Mathilde gehörte auch das Schloß Canossa, wo dieser Papst (unter ihrem Schutz) dem deutschen Kaisertum die tiefste Erniedrigung und Schmach zufügte, die ihm je widerfuhr, da hier Gregor, wie bekannt, den Kaiser Heinrich IV. (1077) im Büßergewand mehrere Tage um Lossprechung vom Bann flehen ließ, bis er ihn davon befreite und wieder zu Gnaden aufnahm. Freilich war Heinrich IV. weit davon entfernt, ein so würdiger Träger der Kaiserkrone zu sein, wie Heinrich III., der nicht lange zuvor das Papsttum aus tiefster Entwürdigung und Korruption gerettet und wieder zu Ansehen und Macht erhoben hatte. — Die Wirksamkeit dieser bigotten Frau, kann man behaupten, hat der abendländischen Kirche des Christentums mehr und nachhaltiger geschadet als selbst das unsittliche und herrschsüchtige Treiben der oben genannten zwei sittenlosen Römerinnen, denn es griff weit mehr in das hierarchische Streben und Wirken ein und trug dadurch, daß es dem herrschsüchtigen, auf Universalgewalt zielenden Streben des Papstes zu bedeutenden Erfolgen verhalf, dazu bei, daß nun der Charakter der abendländischen Kirche sich mehr und mehr änderte, verweltlichte und die Kirche immer mehr ein Herrschergebiet wurde, anstatt ein rein religiöses Institut für Förderung christlicher Frömmigkeit und christlicher Sitte zu sein. Auf Unterwerfung aller Völker und Fürsten ging nun das Papsttum aus, und in dieser sah man hauptsächlich die christliche Gesinnung — das alte Schlagwort des heidnischen Römerreiches „Parcere subjectis et debellare superbos" wurde jetzt auch das Losungswort des hierarchischen Rom. Als Stolze (superbi) wurden alle betrachtet und behandelt, die sich nicht unbedingt der Gewalt des Papstes unterwarfen, — wie ja noch jetzt jede Opposition gegen Papsttum und Jesuitismus keinem andern Motiv als dem „Hochmut" zugeschrieben zu werden pflegt.

Digitized by Google

Es begannen nun die großen Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum um die oberste Gewalt resp. um Unterordnung des Kaisertums, d. h. aller weltlichen Herrscher unter die Gewalt des Papstes, Kämpfe, welche eben so sehr Unglück und Elend über die Völker brachten, als sie den Glauben und die christliche Sittlichkeit tiefer schädigten und vielmehr Verwilderung als Zivilisation brachten. Die Verweltlichung der hierarchischen Kirche war so groß, daß die geistlichen Mittel hauptsächlich zur Erreichung weltlicher Zwecke verwendet wurden und ernste und tiefer religiös gesinnte Männer auf den Gedanken kamen, mitten innerhalb dieser hierarchischen Kirche Institute zu gründen, in denen, wie sie glaubten, das wahre Christentum zur Realisierung gebracht werden sollte: die Orden und Klöster nämlich; — so daß man also aus dieser hierarchischen Kirche selbst flüchten zu müssen glaubte, — wie in den ersten Jahrhunderten Tausende Einsiedler und Mönche wurden, um der Verderbtheit der heidnischen Welt zu entgehen. Den Hauptvorwand des päpstlichen Kampfes (Investitur-Streites) gegen das weltliche Herrschertum bildete die sogenannte Simonie, die man unbedingt abstellen wollte. Aber es war im Grunde doch nur ein Vorwand, denn Simonie im eigentlichen, ursprünglichen Sinn haben die weltlichen Fürsten jener Zeiten nicht getrieben. Unter Simonie verstand man ursprünglich doch nichts Andres als das Geben und Nehmen übernatürlicher Gaben gegen Geld oder Gut, wie Simon Magus von den Aposteln die Kraft der Wunderwirkung (Geist-Erteilung durch Handauflegung) sich für Geld erkaufen wollte. Die weltlichen Herrscher aber haben niemals die Macht der Geist-Erteilung, der Sündenvergebung oder der sakramentalen Konsekration u. a. verleihen wollen für Geld oder sonstiges zeitliches Gut. Wäre aber die Verleihung der kirchlichen Pfründen und ihrer Einkünfte gegen irgend welche zeitliche Vorteile (temporalia) schon Simonie, wozu allerdings der Begriff willkürlich erweitert ist, dann hätte niemand je mehr Simonie getrieben als die Päpste selbst, denn diese nehmen große Abgaben von Geld und Gut von denen, welche kirchliche Ämter erhielten, so daß z. B. Päpste in Avignon im 14. Jahrh. sich große Schätze aufhäuften; denn sie sagten nicht wie Petrus zu Simon: weiche von mir mit deinem Gelde zum Verderben (pecunia tua tecum sit in perditionem, Ap. 8, 20.) Es hatte sich dann nicht eigentlich darum gehandelt, die Simonie aus der Welt zu schaffen, sondern nur darum, dem Papste das Monopol derselben zu sichern — im Gegensatz zu dem Verhalten der Apostel dem Simon Magus gegenüber. Selbst bei Investitur mit Ring und Stab bei der Übergabe der Beneficien durch die Kaiser wurden nicht die geistlichen Vollmachten, sondern nur der Besitz und Genuß zeitlicher Güter verliehen, — dies kann nicht als Simonie gelten. — Wie dem sei, die Markgräfin Mathilde hätte im Interesse der wirklichen Religion, des wahren Christentums besser gethan, die Prätension des Papstes auf allgemeine Weltherrschaft nicht zu unterstützen, wenn auch das Ideal davon ihr noch so verlockend vorgestellt werden mochte — die Ausführung mußte eben doch nur durch Menschen mit menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften geschehen.

Digitized by Google

Verband sich mit der Frauenbigotterie noch der Fanatismus gegen Andersgläubige oder sogenannte Ketzer, dann war sie der furchtbarsten Thaten und schonungsloser Grausamkeit fähig. Beispiele davon zeigen sich uns, wenn wir unsern Blick auf die französische Geschichte richten. Da begegnet uns zunächst eine bigotte und fanatische Italienerin, Katharina von Medici, eine Nichte des Papstes und Mutter des Königs Karl IX. von Frankreich. Sie gilt als die Haupt-Anstifterin der sogenannten Bartholomäusnacht oder der Pariser Bluthochzeit, bei welcher die Hugenotten in Paris und anderwärts meuchlings und schonungslos ermordet wurden. Welche sonstigen Motive dabei auch noch mit im Spiele sein mochten, der Haupttantrieb zu dieser grauenvollen Unthat entstammt doch dem religiösen Fanatismus. Es sollte geschehen für die katholische Kirche den Ketzern gegenüber und zur Förderung der päpstlichen Herrschaft. Daß man dies auch in Rom selbst von päpstlicher Seite (Gregor XIII.) so auffaßte, zeigte das Te Deum, das daselbst wegen des glücklichen Gelingens der grausamen Unternehmung gehalten wurde. Hundert Jahre später finden wir in Frankreich wiederum ein bigottes Weib voll grausamem Fanatismus und Verfolgungslust den Hugenotten gegenüber. Es ist Frau von Maintenon, die Mätresse und nachher hauptsächlichste Leiterin Ludwigs XIV. in religiösen Angelegenheiten. Die Hugenotten, ihre früheren Glaubensgenossen, sollten ihrem Beispiele im Glaubenswechsel folgen und ebenfalls katholisch werden. Die Jesuiten betrieben das Bekehrungswerk und wurden dabei durch grausame Maßregeln aller Art unterstützt: durch Todesstrafen, Verurteilung zur Galeere, Einquartierung zügelloser Soldateska (Dragonaden), Einziehung der Güter der Rückfälligen, falls sie auch nur auf dem Totenbette ihren alten Glauben wieder bekannten. Die einflußreiche Konvertitin war erbarmungslos gegen die, welche standhaft bei ihrem anerzogenen Glauben blieben und nicht ihr Beispiel des Abfalls von demselben nachahmten. Es zeigt sich darin eine Eigentümlichkeit, die man schon oft an denen wahrnahm, die als Konvertiten aus einem andern Glauben in die katholische Kirche eintraten. Sie gehen oft in das andre Extrem über und können sich kaum genug thun im Eifer für den neuangenommenen Glauben. Daher wurde schon oft die Bemerkung gemacht, daß Konvertiten der katholischen Kirche vielfach schaden. Sind sie nur einigermaßen geistig bedeutend, so pflegt ihnen nach ihrem Eintritt in die katholische Kirche alsbald nichts mehr katholisch genug zu sein. Sie überkatholisieren die Kirche, den Papst und die Hierarchie selbst, drängen allenthalben zum Äußersten, suchen alle Konsequenzen des Systems ins Extremste auszunützen, reiten so, sozusagen, das System selbst gewissermaßen zu Tode. Beispiele solcher Art ließen sich aus neuerer Zeit manche anführen, und die neueste extreme Gestaltung in der katholischen Kirche ist im Bunde mit den Jesuiten größtenteils ihr Werk. — Wir nehmen davon Umgang, weiter darüber zu reden, wollen aber noch auf eine Frau der neuesten Zeit hinweisen, die ebenfalls durch Bigotterie und zugleich leichtfertigen Fanatismus ihr Frankreich und Tausende von Menschen ins Unglück gebracht. Wir meinen die Hauptanstifterin des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, die Kaiserin Eugenie. Sie war es, die nach allen Be-

Digitized by Google

richten besonders dazu trieb, daß Napoleon III. an Preußen den Krieg erklärte, und zwar soll es diese eifrige Verehrerin der Muttergottes von Lourdes unter Anregung von seiten der Jesuiten besonders auf den Protestantismus abgesehen haben, der durch diesen „ihren" Krieg niedergeworfen werden sollte zu Gunsten der päpstlichen Machtentfaltung. Sie stammt aus Spanien, dem Lande, wo ja früher die Verfolgungssucht wegen religiöser Meinungen in besonderer Blüte stand, wie die wilde Herrschaft der Inquisition bezeugt und der Umstand, daß gerade aus Spanien jene zwei religiösen Orden hervorgingen, welche am meisten, ja ganz speziell die Anfeindung und Verfolgung Andersgläubiger oder Ketzer sich zur Aufgabe stellten: die Orden der Dominikaner und der Jesuiten; Dominikus war ein Spanier und gründete zu Anfang des 13. Jahrhunderts den Orden der Prediger oder Dominikaner zur Belehrung der Ketzer zur Zeit der Albigenser-Kriege. Ihm wurde dann die Verwaltung der Inquisition übertragen, und was diese in Verfolgung und durch Feuertod geleistet, ist weltbekannt. Den Jesuiten-Orden (Gesellschaft) gründete ebenfalls ein Spanier, Ignaz von Loyola, im 16. Jahrhundert, und dieser Orden machte es sich zur Haupt-Aufgabe, die Kirchen-Reformation zu hemmen und den Protestantismus zu bekämpfen. Er that dies, wie bekannt, durch Wort in Verbindung mit dem Schwert des Staates in der Gegen-Reformation mit großem Erfolg. Es war nun die Zeit des staatlichen Absolutismus gekommen, in welcher nach dem Vorbilde des Königs Ludwig XIV. Frauen (und Beichtväter) den Haupteinfluß auf die Art, wie die Völker regiert wurden, auszuüben pflegten. Durch Sinnlichkeit und Bigotterie wurden abwechselnd oder gleichzeitig die Fürsten beeinflußt und die Völker beherrscht in weltlicher und geistiger (resp. geistlicher) Beziehung. Es ging im allgemeinen so fort, bis endlich die französische Revolution diesem Leben und Treiben der herrschenden und sonst priviligierten Klassen ein jähes, zum Teil furchtbares Ende bereitete, die Völker von dem absolutistischen Joche befreite und ihnen allmählich politische Rechte und Freiheiten in größerem oder geringerem Maße errang.

2. Damit war nun allerdings der Einfluß der Frauenbigotterie auf die Regierung der Völker durch den Einfluß auf die Herrscher wenigstens in der bisherigen Form im wesentlichen beseitigt. Weder Beichtväter noch Mätressen konnten in der früheren Weise fernerhin beherrschenden Einfluß ausüben und das Schicksal der Völker bestimmen; damit schien auch der kirchliche Einfluß wesentlich beseitigt oder wenigstens in hohem Maße abgeschwächt. In der päpstlichen Kirche wurde in der That auch diese Änderung der Verhältnisse schwer empfunden, wurden die politischen Rechte und Freiheiten der Völker keineswegs mit günstigen Augen betrachtet, wie sogar noch die Encyklica Pius' IX. nebst dem Syllabus verworfener Sätze vom Jahre 1864 deutlich beurkundet. Von irgend einer Volkssouveränität will der Papst kaum etwas wissen. Indessen allmählich wußte man sich auch kirchlicherseits in die Lage zu finden und die neuen Verhältnisse zwischen Völker und Regierungen so aufzufassen und auszunutzen, daß der klerikale Einfluß auf die weltliche Regierung wieder zur vollen Geltung gebracht werden konnte, und daß insbesondere auch der weibliche Einfluß dabei wieder vielfach herrschend zu

Digitized by Google

werden vermochte, die Bigotterie dadurch wieder ihren Einfluß gewann. Das geschah dadurch, daß der Klerus sich besonders in katholischen Ländern oder bei dem katholischen Teile der gemischten Bevölkerung der Reiche sich des durch den Liberalismus errungenen Wahlrechts, überhaupt der Rechte und Freiheiten des katholischen Volkes zu bemächtigen suchte und auch vielfach derselben bemächtigte, so daß die katholischen Männer insbesondere ihr Wahlrecht nur so ausüben dürfen, wie ihnen der Klerus nach dem Willen des von Jesuiten beherrschten Papsttums vorschreibt (Konfiskation der Volkswahl durch die Hierarchie), nur so ausüben dürfen und üben müssen, wenn sie sich nicht schlimmen Schädigungen und Verfolgungen nicht bloß in kirchlichem Gebiete, sondern auch in materiellen Angelegenheiten aussetzen wollen. Für die vom Klerus gebildeten und geleiteten Frauen ist da ein großes Gebiet der Mitwirkung eröffnet, und die Bestrebungen der Bigotterie können sich reichlich geltend machen durch unablässige, ermüdende und peinigende Einwirkung auf die Männer zu Gunsten klerikaler Wahlen, d. h. Wahlen, die der Herrschaft des Klerus günstig sind. Weit entfernt nach dem Wort des Apostels: den Männern unterthan zu sein und in religiösen Dingen diese zu fragen und sich von ihnen belehren zu lassen, werden sie vielmehr ganz vom Klerus als Unterworfene beherrscht und nehmen nur von diesem Belehrung und Weisung an für ihr Verhalten und Wirken bei den Wahl-Angelegenheiten — dadurch vermag die weibliche Bigotterie wieder sehr entschieden auf das politische und dadurch auf das kirchliche Leben einzuwirken zu Gunsten der Herrschaft des Klerus und des Papstes gegen den Staat und dadurch auch vielfach die geistige Bewegung und Richtung im Volke zu bestimmen, so zwar, daß es dadurch geschehen kann, daß die geistige, selbst wissenschaftliche Entwickelung in einem Volke gehemmt und geschädigt wird und viel zum geistigen Niedergang eines Volkes, zur Stagnation, Versumpfung und Verkümmerung desselben durch sie beigetragen wird. Haben wir es doch schon erlebt, daß eine Kammer der Abgeordneten (durch die große Anzahl von Geistlichen fast mehr ein kirchliches Konzil als eine politische Versammlung), deren Majorität aus den Wahlen der ungebildeten Volksschichten hervorgegangen ist, bestimmt hat, welche Geschichte und welche Philosophie an der Universität gelehrt werden müsse — natürlich die kirchlich vorgeschriebene, — für deren Vertretung daher das Kultusministerium zu sorgen hatte, wenn es überhaupt noch Mittel für Förderung wissenschaftlicher Zwecke von dieser Kammer bewilligt haben wollte! Dabei wird es natürlich nicht bleiben, sondern auf der so erfolgreich betretenen Bahn wird weiter geschritten werden, bis alle Wissenschaften kirchlich oder geradezu katholisch gemacht sind!

Daraus dürfte genugsam hervorgehen, wie wichtig für ein Volk die richtige, vernünftige Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend ist, aus welcher die Frauen und Mütter hervorgehen; wichtig in allen Beziehungen, in materieller und geistiger, in volkswirtschaftlicher, sanitärer, religiöser und sittlicher und selbst in wissenschaftlicher Hinsicht. In geistiger Beziehung ganz besonders wichtig, da von den Frauen die ersten Eindrücke auf die jugendlichen Seelen ausgehen und dadurch wohl gewöhnlich die geistige Grundrichtung im ganzen Dasein, besonders

Digitized by Google

bei der weiblichen Jugend, gegeben, in Fleisch und Blut eingeführt wird, — eine Richtung, die durch spätere Ausbildung nur schwer, größtenteils gar nicht wieder zu überwinden ist. Die Sucht nach Wundern und Wahngebilden, der meistenteils unausrottbare Aberglaube, die Äußerlichkeit der Religionsübung, die Wertschätzung bigotten Verhaltens, der graffierende betschwesterliche Dünkel und der blinde Fanatismus gegen Andersgläubige bezeugen dies hinreichend. Es muß die weibliche Volksjugend zu einer einfachen, gediegenen, sittlich ernsten Frömmigkeit, nicht bloß zu spielender Andächtelei gebildet werden! Nicht minder aber gilt dies von der weiblichen Jugend der höheren Stände. Die gewöhnlich übliche Erziehung derselben ist in religiöser Beziehung großenteils mehr eine ästhetisierende Spielerei als eine wirklich ernsthaft christliche Bildung. Insbesondere in der katholischen Kirche wird auch in Deuschland großenteils für einen so zu sagen französierenden Nonnen-Katholizismus erzogen, der für den Ernst und die Pflichten des Lebens wenig Bedeutung hat[1]).

Wie es sich mit der Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend gegenwärtig noch verhält, kann man wohl ohne Unrecht behaupten, daß die Frauen durch Unbildung, noch mehr aber durch Verbildung, zu Wahn, Aberglauben und Vorurteilen, durch Bigotterie und Fanatismus eines der Haupthindernisse bilden, daß höhere, wirkliche Geisteskultur allgemeiner und rascher zur Geltung kommt, und daß die wissenschaftliche Forschung und deren Resultate anerkannt und geehrt, anstatt mit Scheu, Furcht und Haß betrachtet und zu hindern gesucht werden. Es giebt auch im Christentum, wie in allen Religionen, eine Klasse Menschen, von Männern sowohl als insbesondere von weiblichen Individuen, die aus den religiösen Übungen und Äußerlichkeiten ein besonderes Geschäft machen, sich deshalb dünkelhaft über die andern Menschen erheben und Anspruch machen, mit Gott und allen Heiligen und Übernatürlichen in besonderem, vertrauterem Verkehr zu stehen als ihre Mitmenschen. Es sind dies der Pharisäismus und die sogenannten Betschwestern, die ein gar liebloses, hochmütiges und fanatisches Geschlecht bilden, das die Religion zur gehässigsten Karrikatur entwürdigt und der wirklichen Sittlichkeit und Gottesfurcht vollständig entfremdet. Diese sind es hauptsächlich, welche, wo sie und so weit sie immer Einfluß haben, Wissenschaft und Kultur verdächtigen, verdammen, zu hemmen und zu verfolgen streben. Aus dieser Klasse gehen Menschen hervor, welche selbst die praktische Anwendung der Resultate moderner Forschung in allen Wissenschaften verdammen und zu hindern suchen. Menschen, welche z. B. etwa die Einrichtung von Blitzableitern oder die Versicherungsvereine gegen Feuersbrunst oder Hagelschlag als frevelhaften Eingriff in die in lauter Wunder verlaufende göttliche Welt-Regierung bezeichnen und

[1]) Wie es mit diesem französischen Nonnen-Katholizismus steht, hat sich während des deutsch-französischen Krieges einmal recht auffallend gezeigt. Die Zeitungen berichteten damals, daß französische Nonnen deutsche, gefangene Soldaten, als sie eine Ortschaft zu passieren hatten, im wilden Fanatismus angespieen haben. Es war sicher nicht allein französischer Patriotismus, der diese armen Wesen zu solchem Benehmen verleitete, sondern hauptsächlich Protestantenhaß, der ihnen mit Preußen-Haß identisch war.

Digitized by Google

also die Bestrebungen der menschlichen Vernunft und Wissenschaft zur Sicherung und Verbesserung des menschlichen Daseins mit scheelem Auge ansehen und verdammen, dagegen die alte Zeit der Unwissenheit und menschlichen Hilflosigkeit der Natur und den Übeln des Lebens gegenüber lobpreisen.

Die Vertreter der modernen Wissenschaft, der Natur, der Geschichte und der verschiedenen Zweige der Philosophie, die man wohl auch als die Ritter vom Geiste bezeichnet hat und so bezeichnen kann, erfreuen sich keiner so freudigen und allgemeinen Anerkennung, insbesondere auch nicht von seiten der Frauenwelt, wie die Ritter des Mittelalters und die Helden der Urzeit der Menschheit. Diese befreiten die Menschen von wilden Ungetümen der Natur, die ihr Dasein bedrohten und gefährdeten, und wurden dafür allenthalben als Helden und Wohlthäter der Menschheit anerkannt und gepriesen; die Ritter des Mittelalters wurden ebenfalls gefeiert wegen ihres doch in der Regel für allgemeine Verbesserung des Menschenlebens nutzlosen Kämpfe und Kampfspiele. Nicht so gut ergeht es denen, welche durch Erforschung der Natur die Leiden der Menschheit zu mildern oder zu verhüten, diese Natur selbst mehr und mehr in den Dienst der Menschen zu zwingen und dadurch das Leben zu erleichtern und zu verschönern streben; sie werden häufig angefeindet, weil sie dabei manch' altes Wahngebilde zerstören müssen. Noch weniger Anerkennung haben sich die Forscher in Geschichte und Philosophie zu erfreuen, welche die falschen Meinungen und Wahngebilde, die im geistigen Leben der Menschheit sich gebildet und Traditionsgut geworden, zu entfernen haben, dem Aberglauben entgegenwirken und von der Umnachtung und Verdüsterung befreien. Man will sie größtenteils nicht als Wohlthäter der Menschheit anerkennen oder gelten lassen, im Gegenteil herrscht Abneigung und Vorurteil gegen sie, und die Völker werden unaufhörlich gegen sie aufgehetzt.

Um nun zum Schluß auf den Anfang zurückzukommen: Es wäre sehr wünschenswert, wenn das Wort des Apostels: „Mulieres taceant in ecclesia" nicht bloß für die Kirchen (Versammlungen), sondern auch bezüglich der kirchlichen Angelegenheiten zur Geltung gebracht worden wäre und geltend gemacht würde, da viel Unheil aus der Einmischung weiblicher Bigotterie in dieselben zu entstehen pflegt. Geschichtliche Ereignisse geben hinreichend Zeugnis dafür, und aus der Natur der Sache selbst läßt sich dies erklären und begründen. Die weibliche Natur läßt sich, wie bekannt, hauptsächlich durch subjektive Gefühle bestimmen, weniger durch feste Grundsätze und eigene logische Erwägungen. Die Frauen pflegen daher Gefühlspolitik zu treiben, die aber bei allem guten Willen gewöhnlich zu Mißgriffen, zu Einseitigkeiten, unberechtigten Begünstigungen und Schädigungen führt in diesem verschlungenen Gewirr menschlicher Verhältnisse und Interessen. Wie im politischen Gebiete, so verhält es sich auch im kirchlichen. Auch hier darf nicht nach Gefühlen, subjektiven Erregungen des Gemütes entschieden und gehandelt werden, da dadurch nicht die objektiven, realen Verhältnisse erwogen und berücksichtigt werden, sondern nur die eigenen Wünsche und Strebungen, wie auch Gerechtigkeit und Billigkeit andern gegenüber verletzt werden. Am schlimmsten gestaltet sich die Sache, wenn ein starres, logisch aus-

Digitized by Google

gebildetes Kirchensystem, wie der hirarchische Mechanismus in das bewegliche Element des Gefühlslebens als bestimmendes, beherrschendes Moment versetzt wird, also so z. B. eine objektiv gegebene fertige Maschine nach subjektiven Gefühlen angewendet, geltend gemacht wird, noch dazu mit dem Anspruch unbedingter, absoluter Giltigkeit, wobei dann jede menschliche Rücksicht, welche die kühle Verstandeserwägung noch gelten läßt, außer Acht gelassen wird und also das subjektive Gefühl für sich selbst das Werk in Anspruch nimmt: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Bigotterie und Fanatismus sind die furchtbarsten Feinde nicht bloß der vernünftigen Menschlichkeit, sondern auch der edlen, reinen Religion selbst, — und nicht etwa Ungläubige haben Jesus zum Kreuzestod gebracht, sondern bigotte Pharisäer und der von ihnen und den Schriftgelehrten und Priestern fanatisierte blindgläubige Pöbel im jüdischen Volke.

Der Kriegslärm von 1875.

Unter diesem Titel hat der vielgenannte Times-Correspondent Herr Blowitz in Harpers New-Monthly-Magazine einen Aufsatz veröffentlicht, der unter manchem Wahren, aber vielfach auch längst Bekannten, recht irrtümliche Angaben enthält, die zu einer ganz falschen Auffassung jenes diplomatischen Imbroglios führen. Vor allem ist die Grundlage unrichtig, von der der Verfasser ausgeht, daß Graf Moltke und der Reichskanzler in der Frage des „Kriegs in Sicht" verschiedener Ansicht gewesen seien und daß letzterer, „der gegen die Meinung des Generalstabschefs nicht aufzukommen fürchtete", dem ganzen Plane der Militärpartei nicht nur fremd gewesen, sondern durch Herrn von Radowitz den französischen Botschafter in Berlin von jenem Plane unterrichtet und somit später dem Zaren zu versichern in der Lage war, daß er bei dem Lärm ganz unbeteiligt gewesen sei. —

Nun sind allerdings Graf Moltke und der Kanzler mehrfach verschiedener Ansicht gewesen; der erstere befürwortete 1867 bei der Luxemburger Frage den Krieg, unsrer Ansicht nach mit Recht, weil damals Frankreich noch viel unvorbereiteter war als 1870, namentlich gar keine Chassepots hatte, so daß Deutschland dasselbe ohne Zweifel mit sehr viel geringeren Opfern besiegt und Luxemburg behalten hätte. Graf Bismarck dagegen hielt es damals noch für möglich, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden [1]), und drang mit seiner Vermittlung durch den Londoner Neutralisierungsvertrag durch. Ebenso widersetzte er sich später dem Kriege mit Rußland. Als bald nach dem Berliner Frieden von 1878 die größte

[1]) Bismarck's Rundschreiben vom 29. Juli 1870: „Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Verfassung und Politik Veränderungen eintreten könnten, welche beide große Nachbarvölker über die Notwendigkeit eines Krieges hinweggeführt hätten."

Digitized by Google

Gehässigkeit gegen Deutschland in Rußland durchbrach, war Graf Moltke überzeugt, daß für uns der Krieg mit letzterem unvermeidlich sei, und so empfahl er dem Kaiser dringend die Initiative zum Kriege baldmöglichst zu nehmen und Rußland nicht Zeit zu lassen seine Armee zu reorganisieren. Auch hier drang der Kanzler durch, obwohl er bald darauf sich selbst genötigt sah, mit Österreich das Defensivbündnis von 1879 zu schließen. Aber 1875, als es sich um die Kriegsfrage gegen Frankreich handelte, waren der Stratege und der Staatsmann vollkommen einig. Beide hatten erkannt, daß Frankreich 1871 viel zu leichten Kaufes fortgekommen war. Mehr Gebiet konnte Deutschland für sich freilich nicht erwerben, da Thiers, der einzige, der den Frieden in Frankreich durchsetzen konnte, es für ganz unmöglich erklärte, Metz und Belfort abzutreten, dagegen konnte man Nizza und Savoyen fordern, durch dessen Rückgewinnung Italien für uns der notgedrungene Bundesgenosse und der notwendige Feind Frankreichs geworden wäre. Vor allem aber hatte man die wirtschaftliche Kraft des letzteren unterschätzt; fünf Milliarden erschienen freilich als eine so ungeheure Summe, daß sehr viele Finanzmänner und Volkswirte die Zahlung derselben für schlechterdings unmöglich erklärten. Und doch hätte man sich erinnern sollen, daß die durchschnittlichen jährlichen Ersparnisse des französischen Volkes 2 Milliarden weit übersteigen. In der That erholte sich das so hart mitgenommene Land mit überraschender Elastizität, schon im September 1871 konnte es sich bereit zu rascherer Zahlung der Kontribution gegen entsprechend frühere Räumung erklären, die neuen schweren Steuern wurden leicht getragen, rastlos ward an der Herstellung der Armee gearbeitet, neue Milliarden für Rüstungen und den Freycinet'schen Eisenbahnplan geliehen, und dabei stieg der Kurs der französischen Rente fortwährend, während das Defizit zurückging. Sicher mußte dieser Stand der Dinge den Chef des Generalstabs wie den leitenden Staatsmann beunruhigen und ersterer wünschen, die Franzosen ihre Rüstungen nicht in Ruhe beenden zu lassen, um die neugewonnene Kraft gegen uns zu wenden. Auch Fürst Bismarck hatte in seinem Rundschreiben v. 16. September 1870 die Überzeugung ausgesprochen, daß Frankreich jeden Frieden, den wir mit ihm schließen könnten, nur als einen Waffenstillstand betrachten werde, um bei günstiger Lage wieder über uns herzufallen[1]). Aber für ihn als Staatsmann war die Aufgabe unendlich viel schwieriger als für den General, der das Seine gethan, indem er nach dem Kriege dem Heere den höchsten Grad von Schlagfertigkeit gegeben, so daß wir den Franzosen, die noch mitten in ihrer Neuorganisation steckten, immerhin unendlich überlegen waren. Der Kanzler dagegen mußte, da wir doch nicht einfach in Frankreich einmarschieren konnten, einen plausiblen Kriegsfall konstruieren, der sich den übrigen Mächten gegenüber wenigstens soweit vertreten ließ, daß er nicht zu fürchten hatte, Frankreich könne Bundesgenossen finden. Eben deshalb sandte er

[1]) „Frankreich wird jeden jetzt zu schließenden Frieden nur als einen Waffenstillstand ansehen, und uns, um Rache für seine jetzige Niederlage zu nehmen, ebenso ruchlos und händelsüchtig wie in diesem Jahre wiederum angreifen, sobald es sich durch eigene Kraft oder fremde Bündnisse stark genug dazu fühlt".

Digitized by Google

Herrn von Radowitz nach Petersburg, keineswegs, wie Herr Blowitz meint, „in einer Art akademischer Mission", sondern für den eminent praktischen Zweck, sich Rußlands Neutralität zu sichern für den Fall, daß Deutschland Frankreich vor die Abrüstungsfrage stelle. Er irrte nur eben in dem Glauben, daß eine solche Zusage erreichbar sei, da es gegen Rußlands offenkundiges Interesse war, Frankreich vernichten zu lassen, und irrte noch mehr, als er trotz des Mißerfolgs des Herrn von Radowitz glaubte, den Prozeß gegen Frankreich durch die Presse instruieren zu können. Wenn dann später, nachdem das Spiel verloren war, er den ganzen Lärm der Presse in die Schuhe schob, so wird das niemand täuschen, der weiß, wie weit die Verstaatlichung der öffentlichen Meinung in den wohlgesinnten Blättern, von der „Nordd. Allg. Ztg." und der „Post" bis zur „Kölnischen Zeitung" u. s. w. schon damals gediehen war und wie sorgfältig in diesem Konzert die Rollen verteilt waren. Man wird doch niemand glauben machen, daß die ganze Welt ohne jeden greifbaren Grund wochenlang den Ausbruch des Krieges fürchtete, und sich erinnern, daß Lord Derby in seiner Rede vom 30. Mai, indem er die Vorlage der diplomatischen Korrespondenz ablehnte, weil dies nicht im Interesse des Friedens sei, erklärte, nicht bloß die Presse, sondern „persons of the highest authority and standing" hätten erklärt, es werde für Deutschland unvermeidlich sein, Frankreich die Abrüstungsfrage zu stellen. Daß hierdurch der französische Botschafter in Berlin in erster Linie erregt wurde und in dem Sinne nach Paris schrieb, ist begreiflich, es ist auch allerdings nach unsern Informationen richtig, daß Herr von Radowitz demselben gelegentlich gesagt, er halte den Krieg für unvermeidlich, daß er dagegen dem Marquis de Gontaut-Biron solche Data über das, was Moltke gegen Frankreich beabsichtige, gegeben, wie sie Herr Blowitz nach der Depesche des Botschafters berichtet, und damit den Feldmarschall in Gegensatz zu den friedlichen Gesinnungen seines Chefs habe setzen wollen, erscheint recht unwahrscheinlich. Der Bericht über die Depesche Leflô's und dessen Unterredung mit dem Kaiser Alexander, der ihm die Zusicherung gegeben, Frankreich solle, ohne einen Angriff fürchten zu müssen, seine innere Reorganisation vollenden können, ist längst bekannt, so daß wir darauf nicht nochmals einzugehen brauchen. Ebenso sicher aber ist, daß der Zar bei seiner Ankunft in Berlin in seinem ersten Gespräch mit seinem kaiserlichen Oheim sah, daß er gekommen, um offne Thüren einzurennen. Kaiser Wilhelm hatte bereits vorher, sobald er bei seinem Aufenthalt in Wiesbaden Kunde von der bestehenden Beunruhigung erhalten, mit fester Hand eingegriffen und so entschieden gesprochen, daß der Kanzler das Spiel verloren sah und den überraschendsten Rückzug antrat. Ein kleiner Incidenzfall mag diese Sachlage in besondere Beleuchtung setzen. An fürstlichen Galatafeln wird, wie bekannt, gewöhnlich nicht Politik gesprochen, nur hier und da kann der, welcher weiß, wie die Dinge stehen, eine Bestätigung in einem hingeworfenen Worte finden. Kaiser Wilhelm fragte über Tisch seinen Neffen, ob er kürzlich Nachrichten von der Herzogin von Edinburgh erhalten? Der Zar erwiderte: „Non, mais j'ai reçu ce matin une lettre de la

Digitized by Google

Reine d'Angleterre, elle me prie de travailler ici pour la paix, ha, ha, nous savons à quoi nous en tenir.“

Daß Fürſt Gortſchakow ſich wahrheitswidrig das Verdienſt zuſchrieb, welches allein Kaiſer Wilhelm zukam, und in ſeinem Telegramm an die ruſſiſchen Geſandtſchaften hinausroſaunte, der Friede ſei geſichert, ſowie daß dies der Ausgangspunkt der „lutte des deux Chanceliers“ ward, iſt bekannt. Begreiflich aber bleibt, daß die Franzoſen, welche von den erwähnten intimen Vorgängen hinter den Couliſſen nichts ahnten, nach den erwähnten Berichten Leſlô's und der Äußerung des Kaiſers Alexander gegen den Marquis de Gontaut-Biron: „Ne craignez rien, si un danger sérieux vous menaçait, je serais le premier à vous en avertir“ fälſchlich glaubten, ſie ſeien von den Ruſſen gerettet.

Dagegen iſt die Anſicht des Herrn Blowitz, daß die kriegeriſchen Pläne Moltke's durch die kühne, aber indirekte Taktik des Fürſten Bismarck gekreuzt und zum Scheitern gebracht worden ſeien und daß daher die Franzoſen dem Kanzler zu großem und untilgbarem Danke verpflichtet wären, ſo grotesk, daß ſie nur in dem phantaſiereichen Kopfe des Pariſer Times-Korreſpondenten entſtehen konnte.

Senex diplomaticus.

„Schiffahrts-Intereſſen“ und Marine.

Von

Viceadmiral **Batſch.**

Wer den Vorgängen im Reichstage mit unbefangenem Auge gefolgt iſt, muß den Eindruck erhalten, als wenn „Deutſche Schiffahrts-Intereſſen“ und „Deutſche Flotte“ eigentlich zwei ganz verſchiedene Dinge ſind.

Mit überwältigender Mehrheit ſind die Forderungen der Regierung für den Weiterbau der Marine abgelehnt worden; und daß es geſchehen, darüber hat faſt die geſamte Deutſche Preſſe kaum ein Wort verloren. Schon nach den Vorgängen in der Budget-Kommiſſion hatte keins unſrer großen Blätter ein Wort der Fürſprache, mit Ausnahme der Kreuzzeitung, die einem ſo wackeren Anwalt der Flotte, wie dem Grafen Eckbrecht von Dürkheim, ihre Spalten öffnete. Indes ſcheint es auf die allgemeine Gleichgiltigkeit nur geringen Eindruck gemacht zu haben. Die öffentliche Meinung iſt in Sachen der Flotte ſkeptiſch; ſie überläßt die Entſcheidung gern den Wortführern des Reichstags und kümmert ſich wenig darum, ob ihr Standpunkt der Sachlichkeit entſpricht oder andern Rückſichten folgt.

Nun ſind gerade in dieſer Sache die Wortführer „offenbare“ Vertreter der Schiffahrts-Intereſſen; denn es befinden ſich darunter Abgeordnete von Seeſtädten; und letztere betrachtet man als mit den Schiffahrts-Intereſſen identiſch; das genügt, um die Ablehnung, um die es ſich hier handelt, in den Augen der Steuerzahler gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen.

Digitized by Google

In einer öffentlichen Versammlung konnte man hören, wie der Abgeordnete einer Seestadt, wenn ich nicht irre, Danzig, sich ein Rühmens daraus machte, daß man im Reichstage der Marine „recht kräftige Abstriche" habe zu teil werden lassen. Die öffentliche Versammlung war beiläufig der Preußische Landtag. Wer es las, konnte die Empfindung haben, als sei es dem Reichstage darum zu thun gewesen, einen hartnäckigen Feind zur Raison zu bringen und ihm tüchtige Schläge zu versetzen.

Wenn ein Politiker seiner Überzeugung folgt, so ist daran nicht zu mäkeln; auch dann nicht, wenn der Vertreter einer Seestadt die Wahrung der Interessen seines Bezirks in einer recht „kräftigen" Sparsamkeit bezüglich des Kriegschiff-Baues findet; auffallend ist es trotzdem, daß hier die Interessen einer Stadt mitspielen, die einem fremden Eroberer in die Hände fiel, weil ihr just das fehlte, was durch die Marine-Forderungen erstrebt wird.

Danzig fiel, trotz tapferer Gegenwehr zu Lande, weil die Seeverbindung verloren ging. Wie es mit der Entscheidung von Friedland und dem daraus folgenden Frieden von Tilsit gestanden hätte, wenn Danzig nicht gefallen wäre, möge dahin gestellt sein.

Wer die „kräftigen Abstriche" befürwortet, wird auch zu beweisen suchen, daß eine Flotte den Tilsiter Frieden nicht verhindert hätte. Vielleicht würde der Versuch auch erleichtert werden durch das Urteil, welches man heute über die Preußische Armee jener Tage zu fällen liebt; denn der Gegenbeweis eines solchen Urteils, die Grenadiere bei Kutschitten, sind heute vergessen.

Man wendet ein, daß ja auch die verbündete englische Flotte den Fall von Danzig nicht verhindert habe; dabei vergißt man aber, daß die englische Flotte sich zu jener Zeit gegen eine drohende Koalition von etwa sechzig Linienschiffen zu wahren hatte, was zu dem Gewaltakt von Kopenhagen führte.

In einem Aufsatz „Deutschland am Scheidewege" hat ein Deutscher Militär-Schriftsteller von Bedeutung gezeigt, wie nötig es sei, den Seeweg intakt zu erhalten. Nun ist es heute zu einer Art Lehrsatz geworden, Blokaden ließen sich durch sogenannte „Vorstöße" verhindern. Man versteht darunter, wie es scheint, Ausfälle, mit denen der Feind „harceliert" werden soll, ein aus dem Land-, insbesondere dem Festungskrieg entnommener Begriff. Wie sich zur See solche „Vorstöße" gestalten, scheint sich niemand recht klar zu machen. Auf offenem Wasser giebt es nur zweierlei; entweder „packt" man den Feind, oder man läßt es bleiben.

Der Stillstand im Ausbau der Flotte führt nur zum letzteren, dem „Bleiben lassen", niemals zum „Packen". Ohne die unerläßliche Vermehrung der vollwertigen Schiffe ist dies ausgeschlossen; und wenn der Staatssekretär zur Ermutigung ängstlicher Gemüter angiebt, es seien 10 vollwertige Schlachtschiffe vorhanden, so hält die Angabe vor den Thatsachen nicht Stich; um so weniger, als er selbst ja das stärkste der nicht ganz neuen Schiffe als veraltet bezeichnete.

Ein Schiff kann noch lange Zeit kriegsbrauchbar und doch nicht vollwertig sein.

Digitized by Google

Wenn die Forderungen der Regierung zu mehr als drei Vierteilen abgelehnt wurden, so bedeutet das einen Stillstand in der Entwickelung; Stillstand ist in diesem Fall Rückschritt, weil er in einem Zeitpunkt stattfindet, wo alle Seemächte, auch diejenigen zweiten Ranges, fortschreiten. Empfindet doch selbst die englische Presse eine sonst nicht beliebte Unruhe über das Wachsen der Seestreitkraft jenseit des Atlantik.

Daß unser Stillstand in ein Jahr fällt, wo gelegentlich des Weltmarktes von Chicago jenem Wachstum durch eine internationale Flottenschau, so zu sagen, der Stempel aufgedrückt werden soll, wird bei uns nicht beachtet.

Fachmänner können nicht immer statistisch bewanderte Volkswirte sein; und da die Marine nach den alten Überlieferungen unsers Staatswesens eine Anstalt ist, die nur Geld kostet und nichts einbringt, und die ein Staat sich eigentlich nur erlauben darf, wenn er Geld „übrig" hat, so fühlen auch die außerhalb der Fachvertretung vorhandenen Staatsmänner kein Verlangen, sonderlich dafür einzutreten. Darunter leiden natürlich die größeren Gesichtspunkte und werden von den rührigen Opponenten mit einem „non possumus" abgethan.

Es sind auf die Marine seit ihren ersten Anfängen schon recht viele Mittel verwendet worden; das hat Anlaß gegeben, sie als das Schoßkind der Nation zu bezeichnen. Daß sie in vorangegangenen Perioden des Siechtums als Schmerzenskind erschien, wird vergessen. Jetzt tritt das niederdrückende Element des Stillstandes wieder in sein altes Recht, unter dem Gewande des „langsameren Tempos."

Es gab eine Zeit, wo man im Reichstag unsern Freihändlern den Vorwurf machte, daß sie sich an Händen und Füßen gebunden dem Cobden-Klub überliefert hätten. In der Hitze des Wortkampfes waren solche Verdächtigungen, so unbegründet sie ganz gewiß sind, doch erklärlich; wenn heute vom Bimetallismus die Rede ist, glaubt man die alten Klänge zu vernehmen.

Wenn für unsre Freihändler irgend welche Interessen berechtigt sind, so scheinen es die der Schiffahrt zu sein. Deckt sich das Interesse einer Flotte auch nicht immer mit der Richtung der Freihändler, so pflegt man in diesen doch nicht die Gegner der Flotte zu suchen; das beweist Cobden's eigenes Beispiel. Ihm war im Gegenteil die Suprematie der Flotte ein α und ω.

Bei uns scheint das anders zu liegen, aber die Vertreter unsrer Schiffahrts-Interessen sprechen sich darüber nicht aus. Hier ist wirklich ein Fall, wo man nur Negative findet; und es liegt kein Trost darin, daß dieselben Elemente, die dem Entstehen der Flotte günstig waren, sich ihrer Entwickelung jetzt feindlich entgegenstellen. Das beste Lebenslicht wird durch solchen Widerstand niedergehalten.

Das Gewinnbringende irgend welcher militärischen Veranstaltungen läßt sich bekanntlich nicht beziffern; man sollte meinen, es sei bei einer Flotte noch am ersten möglich, aber die Kosten von Anlage und Betrieb sind so bedeutend, daß der absehbare Gewinn sich dem Auge leichter entrückt. Das giebt dem obenerwähnten Widerstand den Hinterhalt, und da auch die Machthaber in den An-

Digitized by Google

schauungen wechselten, so ist es trotz des Vielen, was geschah, doch nie zu „ganzer Arbeit“ gekommen.

Die natürliche Folge ist die, daß die Mächte des Widerstandes über „Luxus“ schreien, und daß sie Recht behalten, weil jede Sache, in der man die „ganze Arbeit“ scheut, dem Begriff des Luxus verfällt.

Man kann nicht zu gleicher Zeit „sparen“ und „fahren“. Der größte Luxus aber liegt im „Sparen“ und Schonen der Schiffe, weil dabei das Personal einer Art von Stagnation verfällt.

Das Mißgeschick wäre nicht so groß, wenn es sich um einen Gegenstand handelt, der nur Geld kostet, im übrigen aber eine imponierende Außenseite hat. Anders liegt die Sache, wenn bei einer für die Sicherheit des Staatslebens nötigen Einrichtung die „ganze Arbeit“ vermieden, und mit den ihr eigenen „imponierenden“ Eigenschaften ein gewisser Wucher getrieben wird, der — weil es eben halbe Arbeit ist — auf Schein beruht. Das ist der Fall mit jeder für Kriegszwecke bestimmten Einrichtung, deren Zuschnitt an die Erfüllung ihrer Zwecke nicht heranreicht.

In der heute vorliegenden Forderung verlangt die Regierung nicht mehr und nicht weniger als den sachgemäßen Fortbau der Flotte in Grenzen, wie sie von der Regierung vor nahezu dreißig Jahren aufgestellt, von der Nation gut geheißen wurden.

Daß die Schiffe seit jener Zeit kostspieliger geworden, liegt in den Fortschritten der Technik, in der Steigerung der Löhne und in der Entwertung des Geldes. Es ist nur die Frage, ob dieselben Umstände einen Staat von der Pflicht entbinden, in den alten Forderungen zu beharren.

Sind die Anschauungen der heute widerstrebenden Politiker richtig, so wäre eine solche Pflicht nicht vorhanden; dann ist die Ablehnung der heutigen Forderungen in Schiffsbau und Personal-Vermehrung gerechtfertigt; dann tritt aber die weitere Frage in den Vordergrund, ob man nicht schon zu weit gegangen, und ob es nicht an der Zeit ist, eine „Abwiegelung“ in der Marinepolitik in Aussicht zu nehmen.

Als der hochselige Prinz Adalbert dem König 1849 seine Denkschrift vorlegte, warnte er vor dem Luxus eines ebenso kostspieligen, als gefährlichen Spielwerks; darunter verstand er eine Flotte, die nur gerade groß genug sei, um ihren Zwecken nicht zu genügen. Wäre die Regierung sich dessen nicht bewußt, so hätte sie vielleicht gezögert, ein Budget, welches für die Armee so erhebliche Forderungen stellt, noch mit Schiffsbauten zu belasten. Sind die Schiffsbauten nötig, so ist es nicht gerechtfertigt, sie der Armee-Forderungen wegen zu streichen, aber eine Ablehnung ist für die Wortführer der Widerstands-Parteien nicht gefährlich, weil die Ablehnung einer Marine-Vorlage noch nie eine ernste politische Evolution zur Folge gehat hat. Das wird auch kaum jemals der Fall sein, so lange die Marine von seiten der Nation so wenig ernst genommen wird, wie es bis dahin geschieht. Bedenkliche Kriegslagen sind durch den Mangel einer ausreichenden Flotte schon öfter entstanden; man braucht nur an die dänischen

Digitized by Google

Kriege und an die Bildung der französischen Nord- und Loire-Armee zu denken. Weil aber die Kriege trotzdem ruhmvoll zu Ende geführt wurden, hat man dem Mangel der Flotte keinen so großen Wert beigelegt, und jede Bewilligung hat gegen starken Widerstand kämpfen müssen. Leider sind dabei auch die Machthaber selbst von dem Drang der Notwendigkeit nicht immer ganz überzeugt gewesen, sodaß eine geraume Zeit ein und dasselbe Schiffs-Projekt jahraus jahrein nur als papiernes Gespenst und als „Streichungs-Objekt“ erschien.

Ob die Konservativen ein Panzerschiff bewilligen, einen Kreuzer streichen, ob die Nationalliberalen Schiff und Torpedoboote bewilligen, den Kreuzer aber streichen, ob die Centrumsmänner und die Freisinnigen das Schiff streichen, den Kreuzer genehmigen wollen u. s. w., darauf kommt es im Grunde wenig an. Genug, daß die Mehrheit ein ganz respektables Cartel ad hoc für ein „langsameres Tempo“ in den Schiffsbauten ist. Man könnte solche Befürwortung des langsameren Tempos für einen Fortschritt halten, denn es gab eine Zeit, wo auch die Regierung in diesem Punkt noch radikaler gesinnt war, und wo man meinte, der Bau müsse sistiert werden, weil das Beste noch nicht erfunden sei.

Immerhin erinnert es an diesen Standpunkt, was auch heute in der Budget-Kommission zum Ausdruck kam; das rastlose Bauen sei bedenklich, weil man beim Beginn heute nicht wissen könne, wie es beim Fertigwerden mit der Technik stehe, und weil ein Schiff, das heute auf Stapel gesetzt werde, zur Zeit seiner Fertigstellung schon veraltet sein könne.

Es scheint bei solcher Erörterung niemand daran gedacht zu haben, daß das so ziemlich mit allem der Fall ist, was der trotz aller Klugheit doch unvollkommene menschliche Geist in solchen irdischen Angelegenheiten unternimmt; aber es ist einer von denjenigen Beweisgründen, mit denen man die öffentliche Meinung — für den Augenblick wenigstens — beschwichtigt.

Es ist noch ein andrer Beweisgrund geltend gemacht worden; es sei der Verwaltung bis dahin nicht gelungen, die vom Reichstage für Schiffsbauten bewilligten Mittel auch wirklich zu verbrauchen. Dagegen ließe sich weniger einwenden, wenn der andre Beweisgrund vorangegangen wäre, und wenn man nicht der Verwaltung einen Vorwurf daraus machte, daß sie Schiffsbauten in die Hand nimmt, die in so kurzer Zeit wieder veralten.

Daß bei einigen unsrer Schiffsklassen ein recht frühes Veralten stattgefunden hat, ist nicht zu leugnen; es muß auch zugegeben werden, daß zeitweise Bauten unternommen wurden auf Grund bereits veralteter Entwürfe. Man hat dem ersten Chef der Admiralität daraus einen Vorwurf machen wollen, aber mit Unrecht, denn er ist, was Schiffsbauten anlangt, immer dem maßgebenden Rat der ihm zur Seite stehenden, vermeintlich kompetenten Ratgeber gefolgt. Es bedarf keiner genaueren Kenntnis des inneren Getriebes einer Verwaltung, um zu wissen, wie derartige Entwürfe zu stande kommen und daß die Lebens-Elemente eines solchen Entwurfs von der Person eines Chefs nicht mehr abhängen als etwa die Schloßteile eines Magazin-Gewehrs von der Person des Kriegsministers. Kein Handwerk steht sich beim Zunftzwang schlechter als das einer Flotte. Torden-

Digitized by Google

skjold war ein Schneidergeselle, und der Führung eines Prälaten verdankt die dänische Seemacht ihre ersten und hauptsächlichen Erfolge. Seeleuten kann man nicht zumuten, alles zu billigen, was infanteristische Heerführer an der Flotte gearbeitet; sie fallen aber zu leicht in den Fehler alles zu verurteilen, weil es eben „Heerführer" waren. Indes kommt es auf die „Zunft" weniger an als auf den Charakter.

Was der Flotte fehlt, ist der ernsthafte Anteil der deutschen öffentlichen Meinung. Die Begeisterung an Seegeschichten flackert auf bei wolkenlosem Himmel, verschwindet aber, wenn der Kriegsminister mit dem Fuße etwas schwerer auftritt als gewöhnlich. Es tritt dann leicht etwas wie Kleinmut an die Stelle der Begeisterung. In solchem Falle ist die Flotte immer ein vortrefflicher Gegenstand für Abstriche am Budget, wenn die Aussicht zur Rettung andrer Forderungen dadurch vermehrt wird.

„Wehrlos, ehrlos!" lautete die warnende Parole vom Bundesratstisch, als es sich im Jahre 1888 darum handelte, die Präsenzstärke des Heeres um etwa den zehnten Teil zu vermehren. Hier handelt es sich um den grundsätzlichen Fortbau der Flotte; unter der harmlosen Bezeichnung „langsames Tempo" wird der Fortbau bis auf weiteres eingestellt, denn es werden dabei Ersparnisse gemacht, und Schiffe, die nicht gebaut werden, können nicht veralten.

Steht Krieg nicht in Aussicht, so hat es nicht viel zu bedeuten; denn für das bekannte „montrer le pavillon" ist die Stärke der Flotte immerhin recht imponierend; sie muß nur im Gebrauch und nicht bloß in Reserve sein. Anders steht die Sache, wenn man, wie es doch nötig ist, den Krieg selbst zum Ausgangspunkt der Erörterung macht.

Von Zeit zu Zeit, — so auch jetzt wieder — taucht in den Zeitungen irgend eine Erfindung auf, von der man sich erhöhte Wirkung in der Massen-Vertilgung des bisher üblichen Schiffsmaterials verspricht. Selbstverständlich richtet die Erörterung, wie das schon so oft der Fall war, ihre Spitze gegen die kostspieligen Panzerschiffe. Für eine versprochene Massenwirkung etwas recht Billiges zu haben, und sich auf dies „Billige" zu beschränken, entspricht so sehr den Neigungen mancher Politiker. Und doch führt es zu einem Trugschluß, der sich leider immer zu wiederholen scheint.

Die Wucht der ganzen verfügbaren Kraft einzusetzen gegen die des Gegners, ist die Seele des Krieges. Unterliegen wird derjenige zuerst, der sich darin sentimentale oder theoretische Beschränkungen auferlegt; die letzteren sind noch gefährlicher als die ersteren. Zu den theoretischen Beschränkungen gehört der Satz, der in unserm Reichstag eine so hervorragende Rolle spielt, daß die Geschwader des deutschen Reichs in der Offensive nichts zu suchen hätten.

Wäre das richtig, dann könnte man nicht nur, dann müßte man sich den Luxus der Geschwader sparen und nach einem modernen „Hannibal" Umschau halten.

Die Behauptung von der Nutzlosigkeit der Panzerschiffe ist nicht neu; seit ihrem Bestehen ist sie aufgestellt und selbst von Marine-Autoritäten vertreten

Digitized by Google

worden. Heute haben wir Erfahrung genug, um einzusehen, daß selbst eine allgemeine Einigung auf den ausschließlichen Gebrauch von Meliuit im letzten Ende doch wieder zu Artillerie und Panzer führen würde. Wohl dem, der auf solche Anzapfungen sich nicht einläßt; denn ihre einzige Wirkung ist eine schwankende Marine-Politik, die in erster Linie zum zwecklosen Luxus, in zweiter Reihe zur Versumpfung führt.

Daß eine Ablehnung der hauptsächlichsten Marine-Forderungen einer Verständigung über die Militärvorlage den Boden ebnet, liegt auf der Hand. Die Gegner der letzteren werden das nicht zugeben und behaupten, daß jene Ablehnung mit der letzteren nichts gemein habe; eine solche oder ähnliche Betrachtung liegt aber zu nahe, als daß sie von der Hand zu weisen wäre, und der große Unterschied, der zwischen der Wichtigkeit der Militärvorlage und der der Marine besteht, wird meistens übersehen.

Die Erhöhung der Präsenzstärke der Truppen ist für den Schutz der Landesgrenzen gewiß von Wert; es kommt dieser Wert aber nicht in Vergleich mit dem moralischen Schaden, den ein Stillstand in der Marine-Politik, oder, mit andern Worten, das „langsamere Tempo" im Fortbau der Flotte im Gefolge hat. Dabei hat „le rage des nombres" in Bezug auf Schiffe die gleiche Bedeutung wie in Bezug auf Bataillone, was soviel sagen will, als daß das alleinige Heil sich nicht darauf gründet. Das Spiel mit den Ziffern läßt sich auf so mannigfache Weise handhaben, daß man in den strategischen Kombinationen große Freiheit hat; und es wird von dieser Freiheit denn auch redlich Gebrauch gemacht. Es wird namentlich der Umstand sehr betont, daß Frankreich in andern Meeren so in Anspruch genommen sein würde, daß es für unsre Meere wenig übrig habe. Man scheut sich nicht, von diesem Umstande eine Art von Überlegenheit abzuleiten und diese Überlegenheit durch gewisse geographisch-strategische Vorteile wachsen zu lassen (Nordostsee-Kanal und Helgoland). Ja, es giebt See-Strategen, die dem eigenartigen Zauber dieser Kombination sogar eine Überlegenheit nach zwei Fronten entnehmen. Die Presse der Gegner der Marine-Vorlage hat sich nicht wenig mit der Ausarbeitung dieses Gedankens beschäftigt, und während der klassische Stratege unsres Zeitalters, der Graf Moltke, in allen andern Dingen für unfehlbar gilt, wird sein sehr abfälliges Urteil über diesen Punkt nicht anerkannt.

Daß man allein zum Schutz des Kanals eine besondere Flottille hat bauen müssen, wird meistens übersehen; man wird noch oft genug daran erinnert werden, denn für Helgoland wird sich, in vergrößertem Maßstabe, dieselbe Notwendigkeit ergeben. Und wenn auch die Graf Behr, Rickert und Richter noch so häufig betonen, daß ein offensives Verhalten für unsre Flotte nicht nötig sei, so wird ein solches Verhalten der Flotte doch nicht erspart bleiben, wenn ihr nicht das Schicksal einer Hafenflotte zu Teil werden soll. Eine See-Strategie, die sich nur auf „Vorstöße" gründet, ist zweckwidrig, denn eine Verteidigung, die strategisch darauf verzichtet, jemals in den Angriff überzugehen, ist, wie auch der Graf Caprivi erklärt hat, ein Unding. Für ein Landheer würde niemand einen ähnlichen Grundsatz aufstellen; für unsre Flotte nimmt man keinen Anstand es zu

Digitized by Google

thun, weil der Seekrieg etwas uns ganz Neues ist, und weil wir leider keinen Fachmann besitzen, der Seekriegs-Erfahrungen zur Geltung bringen kann.

Es wird jedermann einleuchten, daß es verfehlt wäre, auf ihn zu warten; was aber nicht jedem einleuchtet, ist der Fehler, den man begeht, wenn man sich der Pflicht entschlägt, ihn zu schaffen. Und man wird ihn sicher nicht schaffen, so lange man die „Bescheidenheit" zum obersten Grundsatz in der Führung des Seekrieges macht. Das geschieht mit dem Verzicht auf „Offensive," mit der Verlangsamung des Tempos im Fortbau der Flotte und mit der Scheu vor vollwertigen Schiffen. Das geschieht auch noch in andern Dingen, wie z. B. im Kapitel der Humanität, in welchem viele Politiker des Deutschen Reichs der Ansicht sind, dieser neueste Seekriegs-Kandidat habe als solcher den Beruf, im Kapitel der „Humanität" bezüglich der Kriegsmittel ein leuchtendes Beispiel zu geben. Das hat mit der hier in Rede stehenden Vorlage indes nichts zu thun. Die „rabiaten" Marine-Freunde rechnen sich auch zu den Patrioten, und was diese jetzt beschäftigt, ist der von einem fast alle Parteien umfassenden Anti-Cartell dem Fortbau der Flotte geleistete Widerstand.

Es ist wohl nicht zu viel behauptet, daß derselbe in einigen Führern der freisinnigen Partei die Hauptvertretung findet. Recht geben kann man diesen Politikern, wenn sie sagen, das Deutsche Reich habe nicht den Beruf, eine Flotte „ersten Ranges" aus dem Boden zu stampfen. Bekanntlich sind wir von einer solchen noch sehr weit ab, und es ist vor gar nicht so langer Zeit von berufener Stelle betont worden, daß die Flotte sich dem dritten Rang näher befinde als dem zweiten. Es sind seitdem vier größere Panzerschiffe und einige Kreuzer hinzugetreten, zum größten Teil noch im Bau; es wird aber niemand behaupten wollen, daß damit ein Ruhepunkt erreicht wäre.

Die Äußerung des Reichskanzlers, daß ein Gleichgewicht mit Rußland bestehe, wird auf viele beruhigend wirken, kann aber auch dazu beitragen, den Widerstand gegen den Fortbau der Flotte zu verstärken. Ohnehin ist es nicht ganz zutreffend, weil Rußland eine größere Zahl vollwertiger Schiffe hat als wir. Auch in Kreuzern ist es stärker, und wahrscheinlich wird man eine Art theoretischen Gleichgewichts aus der Zahl vollwertiger Torpedoboote herleiten wollen. Das ist aber nicht berechtigt, weil sie für den Krieg auf hoher See nur fraglichen Wertes sind. Die „Zwei Fronten"-Gefahr liegt, wie viele meinen, bei der Flotte nicht in demselben Maße vor wie für das Heer, und es fehlt nicht an Marine-Schriftstellern, die einer solchen Meinung Vorschub leisten. Man legt eben der strategischen Bedeutung des Nordostsee-Kanals in Verbindung mit Helgoland einen Wert bei, den sie nach der Meinung anderer in dem Maße nicht haben; und für die Flotten-Verwaltung ist es ein besonderes Mißgeschick, daß solche strategischen Werte betont und hervorgehoben werden zu einer Zeit, wo sie für den Schiffsbau Forderungen stellt.

Unter solchen Umständen wird es einem Fachmann schwerlich gelingen, die Mehrheit der Wähler sowohl wie die Mehrheit der Abgeordneten zu überzeugen, daß die Beweisgründe ihrer Wortführer im Reichstag nicht ganz zutreffend sind.

Digitized by Google

Die Marine-Verwaltung steht, weil sie trotz der letzten Bewilligungen wieder neue Schiffe fordert, im Verdacht des Strebens nach einer Flotte ersten Ranges, und dazu fehle dem Deutschen Reiche der Beruf. Aus dem Maß der Forderung läßt sich ein Nachweis nicht herleiten zur Begründung des Verdachts, und doch wächst er, je mehr er in Abrede gestellt wird.

Man kann nicht verlangen, daß gerade die Gegner der neueren Marine-Forderungen sich viel mit der Frage beschäftigen, welcher Art Flotte das Reich denn eigentlich bedarf. Ihre Reden pflegen darüber nichts Positives zu enthalten. Doch werden sie einräumen müssen, daß das Wachstum der Flotte Schritt halten muß mit dem Wachsen der überseeischen Politik und der Schiffahrts-Interessen.

Seltsamer Weise pflegen aber die Reden der genannten Politiker auch nie etwas Positives zu enthalten über die Berechtigung oder Nichtberechtigung einer überseeischen Politik. Man kann ein Gegner sein der kolonialen Ausbreitung und doch ein Freund der Erweiterung überseeischer Beziehungen. Ist man das letztere, so muß man einräumen, daß sie ohne den starken Hinterhalt einer Flotte nicht gefördert werden.

Daß sich nach der Stärke des Hinterhaltes auch die Stärke und Verläßlichkeit der Beziehungen richtet, wird wohl nicht des Nachweises bedürfen.

Nun wird vielfach angenommen, Fachleute der Flotte wären meistens auch „Kolonial-Schwärmer", obwohl auch dafür kein Beweis vorliegt. Ein Seeoffizier, der für Kolonien ist, folgt darin mehr seiner privaten volkswirtschaftlichen als seiner amtlichen strategischen Überzeugung, denn die letztere verlockt ihn erst dann zu einer kolonialen Politik, wenn er die Etappen-Straßen gesichert weiß. Und dazu gehört eine Flotte, die nicht bloß für den Kriegsfall in der Heimat reserviert wird, sondern eine solche, die in beständiger Fühlung mit den Etappenstraßen und Kolonien steht.

Ein klassischer Vorgänger unsrer jetzigen Marine-Gegner war der unter dem Namen „der alte Harkort" weit bekannte Abgeordnete des Preußischen Landtags. Er deklarierte sich als den wahren Freund der Marine, war aber ein strammer Gegner aller Forderungen der Verwaltung. Eine seiner stehenden Klagen war die, es werde zu wenig gesegelt und zu viel geschrieben; kein Wunder, denn der Indienststellungsfonds wurde zu jener Zeit ebenso tapfer gestrichen, wie er heute bemängelt wird; es hat dem ersten Chef der Admiralität Mühe genug gekostet, in der Mitte der siebziger Jahre nur eben die sommerlichen Übungs-Geschwader durchzusetzen; der Bemängelung solcher Indienststellungen stehen auch einige der heutigen Parteiführer, insbesondere der Abgeordnete Richter nicht fern. Die Verwaltung kann natürlich nicht an Erhöhung der Indienststellungsmittel denken, wenn ihr das Unerläßliche für den Bau von Schiffen gestrichen wird.

Immerhin ist der Fall Harkort's erwähnenswert, denn er war zwar auch ein Gegner der Verwaltung und der Flotte, soweit sie nicht nach seinem Sinne war; allein er verdiente doch das Zeugnis, ein aufrichtiger und energischer, zielbewußter Freund der Schiffahrts-Interessen und der überseeischen Politik zu sein; über diesen Punkt wird man von den heutigen Wortführern der Marine-Oppo-

Digitized by Google

sition im Dunkeln gelassen. Auch darin hatte der alte Harkort recht, daß ein Personal, welches statt zu „segeln“ in seiner Mehrheit dem Garnisonleben obliegt, in der Seetüchtigkeit zurückbleibt.

In Marine-Sachen haben die jeweiligen Stimmungsbilder des Reichstags eine Bedeutung, um die ihn ein britisches „House of Commons“ beneiden könnte.

Die Abstriche der Budget-Kommission sind mit einer Mehrheit erfolgt, die auch den Reichstagsbeschluß negativ werden ließ, und damit wäre für unsre Verhältnisse die Sache abgethan. Für die Freunde der „konstitutionellen Garantien“ wäre es ein Erfolg, dessen sie sich freuen können, und ein unbefangener Beobachter kann dem Reichstag das Zeugnis großen Machteinflusses nicht versagen.

Wenn der Beobachter sich aber seine Unbefangenheit bewahrt, so wird er bald erkennen, daß die Sache im konstitutionellen Sinne keine Bedeutung hat. Bei uns sind solche Abstriche im Marine-Budget nichts Ungewöhnliches. Jenseit des Kanals würde man sie sich nur erlauben, wenn man sie als Handhabe gebrauchen will für einen Regierungswechsel; das ist hier ausgeschlossen, denn es handelt sich nur um das „langsamere Tempo.“

Befände sich die Flotte in einem wirklichen Stadium des Abschlusses oder eines gewissen Abschlusses, so ließe sich wenig einwenden; das ist aber nicht der Fall. Der im 89/90er Programm für 1893 vorgesehene Standpunkt ist nicht erreicht, weil weder Neubau noch Ersatzbau stillstehen dürfen, wenn man ihn nur einigermaßen erreichen will. Daß der Standpunkt überhaupt ein genügender sei, erfordert vom Seeoffizier schon ein recht großes Selbstvertrauen, wenn er ein Gefühl hat für die Größe der Aufgabe, die ein Krieg nach heutigen Voraussetzungen stellen wird.

Nun wird in der ganzen Art des Betriebes unsrer Flotte, in der Handhabung des Dienstes, in der Erziehung des Ersatzes nach Kräften und nach bestem Wissen alles gethan, um das Selbstvertrauen zu stärken; man will eben nicht versäumen, was dazu beitragen kann, die Flotte, so wie sie ist, ihrer Aufgabe ebenbürtig zu machen; es ist aber die Frage, ob nicht dem allen die recht eigentliche Grundlage entzogen wird, wenn in der nötigen Ergänzung des Materiales Stillstand und „langsameres Tempo“ an die Stelle eines lebendigen Fortschrittes tritt.

Jedermann weiß, daß, wenn die beantragten Schiffsbauten vom Reichstag abgelehnt wurden, die öffentliche Meinung des Deutschen Reiches sich herzlich wenig darüber beunruhigt. Die Existenzfrage wird immer nur zur Geltung gebracht, wenn es sich um den Präsenzstand des Heeres handelt. Überseeische Zufuhr hat den Rang einer Existenzfrage noch niemals beansprucht; denn in den Befreiungskriegen haben uns unsre Freunde, die Engländer, die Stapelplätze der Zufuhr offen gehalten; daß wir in den dänischen Kriegen von einer kleiner Seemacht so gründlich beschämt wurden, haben wir verschmerzt; was aus der notwendigen Zufuhr im französischen Kriege geworden wäre, wenn uns die belgische Neutralität nicht Antwerpen offen gehalten hätte, darüber haben die Geschichtschreiber des Krieges nicht viel Worte verloren; und so meint man, wird wohl auch im nächsten Kriege die Sache sich nicht viel anders gestalten.

Digitized by Google

Daß der jetzige Bestand unsrer Flotte nicht genügt, um uns in der See-Verteidigung auf die eigenen Kräfte zu beschränken, wird von keiner Seite bestritten; es ist ganz müßig, sich darüber in Kombinationen zu ergehen, die ein strategisch relativ günstiges Kräfteverhältnis darstellen.

Der Flottenplan von 1873 hat sich bezüglich der Aufgaben, die man der Flotte zu stellen hat, in sehr bescheidenen Schranken gehalten. Er verzichtete auf ein offensives Verhalten; seine Forderungen waren infolge dessen mäßig und wurden gebilligt.

Dieser Plan ist zwanzig Jahre alt, und auch unter Hinzurechnung der Bewilligungen von 1889/90 würde weder jener Plan noch der für 1895 vorgesehene Bestand erreicht werden.

Jener Plan forderte acht Panzerfregatten; nach Streichung der diesjährigen Forderungen werden 1895 in vollwertigen Individuen noch nicht einmal fünf Panzerfregatten vorhanden sein; und da diese Schiffe den Kern und das Rückgrat der Flotte bilden, so genügt das, um die Sachlage zu kennzeichnen.

Unter solchen Umständen ist es zweifelhaft, inwieweit selbst der verständigste Betrieb hinreicht, das Selbstvertrauen der Flotte zu fördern und zu erhalten. Die Erziehung eines kräftigen Geistes ist in ihren Hauptsachen darauf begründet, stützt sich daneben aber auch auf eine beständige Mitwirkung der Nation.

Eine solche fehlt, wenn man den Wortführern des Reichstages eine Unterscheidung gestattet zwischen den Interessen der Schiffahrt und denen der Marine; diese Unterscheidung ist nach dem Beschluß der „kräftigen Abstriche" vorhanden, denn das „langsame Tempo" wird wieder zur Richtschnur; bei der Unfertigkeit der Flotte erhält solcher Stillstand grundsätzliche Bedeutung; denn wenn es jemals einen Fall gegeben hat, so ereignet es sich hier, daß Stillstand zum Rückschritt, und das kostspielige Werkzeug der Flotte, ob seiner Unfertigkeit, einem ebenso bedenklichen als gefährlichen Standpunkt näher gerückt wird.

Herodes der Große.

Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus

von

A. Réville,
Professor am Collège de France.

(Fortsetzung.)

Schürer hat in seinem oben angeführten Werke das Leben Herodes' in höchst geistreicher Weise in drei von einander deutlich unterschiedene Perioden eingeteilt. Die erste rechnet er von 37—25 v. Chr. In dieser Zeit suchte Herodes vor allen Dingen seine Königsmacht zu befestigen und alles zu vernichten, was ihre Sicherheit erschüttern konnte, indem er vor keinem Verbrechen zurückschrak, durch das er dies Ziel erreichen konnte.

Digitized by Google

In der zweiten Periode wurde er ruhiger und brachte Pläne zur Ausführung, welche den Zielen der ersten Zeit geradezu zu widersprechen schienen; die geheime Triebfeder der Politik, welche er nunmehr verfolgte, werde ich in der Folge zu ermitteln suchen. In der dritten Periode, vom Jahre 14 v. Chr. ab, war es seine eigene Familie, in der er Anschläge gegen sein Leben entdeckte oder zu entdecken glaubte. Es waren geradezu Wahnvorstellungen, die ihn dazu trieben, den einen nach dem andern im vermeintlichen Staatsinteresse hinzurichten, und dieser Zustand dauerte bis zum Tage vor seinem Tode. Ich will nun zunächst einen kurzen Überblick auf die zweite, ruhigste und glänzendste Periode seiner Herrscherlaufbahn werfen.

Der Grundsatz seiner Regierung war der des unbeschränkten Absolutismus, der keiner andern Stelle das Recht, ihn zu beeinflussen, zuerkannte. Aber es war ein kluger Absolutismus, der es verstand zur rechten Zeit nachzugeben, wenn nur sonst dem Ansehen der Krone nicht zu nahe getreten wurde. Wir haben allen Anlaß zu dem Glauben, daß der Wohlstand des Landes sich unter seiner Herrschaft trotz der vielen Pest- und Hungersnöte und trotz der hohen Steuern eher vermehrt als vermindert hat. Anders wäre es nicht zu verstehen, wie Herodes die ungeheuren Kosten seiner zahllosen Bauten bestreiten konnte und wie er im stande war, sich trotz der tiefen Griffe in den Staatssäckel, die er zu allen Zeiten machte, dennoch zweimal durch sehr beträchtliche Steuerermäßigungen ein wenig Volksgunst zu erkaufen.

In Palästina selbst baute er ein Theater in Jerusalem und ein Amphitheater in der Nähe der Stadt. Er richtete auch verschiedene Spiele ein, wodurch eine ganze Anzahl von Athleten, Gauklern und Schnellläufern nach Jerusalem gezogen wurde. Selbst Kämpfe zwischen Menschen und Tieren führte er ein und verwendete dazu die Verbrecher, welche zum Tode verurteilt waren. Diese Neuerungen erinnerten in vielen Dingen an die Syrische Herrschaft und erregten bei den alten Juden großes Mißfallen, weil sie durch die Ausstellung des Nackten verletzt wurden und es unerhört fanden, daß Menschen den wilden Tieren vorgesetzt wurden. Aber viele von ihnen ließen sich doch durch die Lust am Vergnügen an diese zweifelhaften Örter treiben.

Ferner ließ Herodes das alte Samaria, welches schon seit langer Zeit in Ruinen lag, nach einem großartigen Plane wieder erbauen und errichtete hier einen Tempel zu Ehren seines Gönners Augustus, ja er machte diesem so sehr den Hof, daß er der ganzen Stadt den Namen Sebasteia gab [1]). Er selbst baute sich in Jerusalem einen prächtigen Palast und sechzig Stadien von der Stadt ein sehr schönes Landhaus, an einer malerischen Stelle, die ihm besonders lieb war, weil er hier einen glänzenden Sieg über Antigonus' Truppen davon getragen hatte. Auch eine große Wasserleitung gelang es ihm hier anzulegen, und bald wurden hier eine Menge andrer Landhäuser erbaut, und es bildete sich eine Art von jüdischem Versailles.

[1]) Sebastos ist die griechische Form für Augustus.

Digitized by Google

Ein andres sehr umfangreiches und sehr wichtiges Werk war die Gründung und vollständige Neuschöpfung der Stadt Cäsarea neben dem alten, den Schiffern wohl bekannten Stratonsturm. Der prächtige Hafen von Cäsarea war so groß wie der des Piräus, und jedenfalls der beste, den die ziemlich undankbare Küste von Süd-Palästina dem Seeverkehr bot, und seine Anlegung eröffnete dem Handel und der Schiffahrt neue Bahnen. Welch' ungeheuren Wert der Zugang zur See für ein Volk hat, das mehr ausführt, als es selbst verbraucht, hat Herodes richtig erkannt. Die Arbeiten, welche für die damaligen Zeiten und Hilfskräfte geradezu erstaunlich sind, haben zwölf Jahre in Anspruch genommen. Auch Cäsarea bekam sein Theater und sein Amphitheater und einen Augustustempel, und Statuen des Augustus und der Roma wurden hier aufgestellt.

Die wichtigste unter seinen Bauten ist aber die Wiederherstellung des Tempels in Jerusalem, ein Unternehmen, das ungeheure Summen verschlang und das offenbar dazu bestimmt war, alle jüdischen Parteien für ihn zu stimmen, da sie alle der einzigen heiligen Stätte des Judentums die gleiche Verehrung entgegenbrachten. Bekanntlich verbot das Gesetz jedes Opfer außerhalb des Tempels, und infolgedessen konnte es nur den einen Tempel geben. Die vielen Andachtsstätten, welche im Lande zerstreut waren, waren nichts und konnten auch nichts andres sein als Synagogen, Örter, wo man zu gemeinsamen Gebeten und Andachtsübungen zusammenkam, wo aber keine Opfer gebracht wurden. Der Tempel, welcher nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft unter vielen Schwierigkeiten und unter unendlichen Verzögerungen als Wiederherstellung des alten Tempels erbaut war, war ein elendes Bauwerk und entsprach nicht der hohen Stellung, welche die Juden den Andersgläubigen gegenüber in Anspruch nahmen und war auch für den Sitz eines Königs nicht würdig. Herodes sparte nun kein Geld, um seinen Bau zu einem der größten Wunderwerke der Welt zu machen. Er erweiterte den Umfang durch sehr kostspielige Erdarbeiten, aber den Grundplan, welcher allen semitischen Tempeln gemeinsam ist, behielt er bei: ein verhältnismäßig kleines Tempelschiff mit einem Anbau, dem Allerheiligsten; rings herum Höfe, von Säulengängen eingefaßt; der Opferaltar unter freiem Himmel im ersten Hofe, zunächst dem Eingange in das Tempelschiff; die übrigen Altäre, für verschiedene Klassen von Andächtigen bestimmt, in der Nähe der großen Außenmauer. Die Wände des künstlich vergrößerten Hügels fielen nach Osten und Süden in jähem Abhange in die tiefe und steinige Schlucht des Baches Kidron hinab, und Josephus erwähnt in Übereinstimmung mit einer wohlbekannten Stelle der Evangelien, daß jeden ein Schwindel ergreift, der sich auf die Zinne des Tempels gerade über dem Abgrunde stellte [1]). Herodes war auch darum besorgt, die Arbeiten so zu führen, daß der regelmäßige Gottesdienst während des Baues nicht einen Tag unterbrochen wurde. Die Bausteine, die Marmorplatten, die Schnitzwerke von Cedernholz waren das Beste, was zu haben war, und das große Werk scheint dem jüdischen Volke sehr viele Freude gemacht zu haben [2]), und

[1]) Matth. 4, v. 5. 6. Luc. 4, v. 9. 10. Josephus, Ant. 15, 11, 5.

[2]) Matth. 24, v. 1. Marc. 13, v. 1. 2. Luc. 21, v. 5.

Digitized by Google

diese Freude wäre noch größer gewesen, wenn Herodes nicht den unglücklichen Einfall gehabt hätte, über dem Hauptthor einen großen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln anzubringen.

Zu diesen Bauten kommt noch eine Anzahl von weniger wichtigen; befestigte Türme, Festungen, neue Städte, welche ihm auch viel Geld kosteten und welche teils dazu dienten, um sein Land vor den Einfällen der Nachbarn zu schützen, teils um seine Herrschaft in allen Teilen seines Machtgebietes zu sichern.

Viel erstaunlicher als dies alles ist aber die große Anzahl von nützlichen und Luxus-Bauten, welche er in der Fremde, weit von Palästina, errichten ließ, und aus denen er keinen unmittelbaren Vorteil ziehen konnte. So ließ er in Paneas an den Jordanquellen einen prächtigen Augustustempel erbauen. Für Chios, das sich seit der Zerstörung im Mithridateskriege nur sehr unvollkommen wieder erholt hatte, gab er eine sehr beträchtliche Summe zum Wiederaufbau der Markthallen des Hauptortes her, und wenig Städte in Klein-Asien gab es, die nicht irgend welche Zeichen seiner Freigebigkeit erhielten. Auf Rhodos ließ er den Tempel des Pythischen Apollon auf seine Kosten wieder aufrichten und ließ für die Rhodier auch Schiffe bauen, als sie sich beklagten, daß sie keine mehr hätten. Auch Athen und Sparta nahmen an seinen freigebigen Spenden Anteil. Als Augustus in der Nähe von Actium zur Erinnerung an seinen großen Sieg eine Stadt Nicopolis gründete, gab Herodes viel Geld für die öffentlichen Bauten. Ebenso zahlte er einen großen Beitrag zur Wiedereinrichtung der olympischen Spiele, welche in Verfall geraten waren, und wurde zur Belohnung dafür zum ständigen Oberaufseher derselben ernannt. Antiochia ließ er mit einem Pflaster aus gehauenen Steinen versehen und baute da auch herrliche Säulengänge, welche die Stadt von einem Ende bis zum andern durchzogen. Beide Werke wurden wegen ihrer Schönheit und wegen des angenehmen, schattigen Spazierganges, welchen sie den müßigen Bewohnern der Hauptstadt Syriens gewährten, noch in späteren Jahrhunderten sehr bewundert.

Weshalb machte er sich alle diese Kosten, die ihm anscheinend keinen Nutzen brachten? Josephus sieht in allen diesen Werken nur eine Befriedigung seiner Eitelkeit. Und gewiß war Herodes eitel oder richtiger ein Mensch, der immer an sich selbst dachte, aber er war doch zu nüchtern, um einen Ruhm zu suchen, der ihm gar nichts einbrachte. Vielleicht hat auch der Wunsch, Augustus zu gefallen, bei diesen Spenden viel beigetragen, aber er wußte doch auch, daß er sich bei diesem den größten Dank dadurch verdiente, wenn er das jüdische Volk im Zaume hielt, dessen unruhiger Trotz und dessen unverständlicher Glaube den Vertretern der römischen Politik viel zu schaffen machte, und wenn er auf diese Weise die Ruhe im Osten erhielt, welche den Römern infolge der beständigen Bedrohungen durch die Parther gleichfalls viel Sorge machte. Dies war so wichtig, daß Dinge wie die Pflasterung der Straßen von Antiochia und der Bau der Markthallen in Chios daneben keine Bedeutung hatten. Es muß also bei Herodes noch ein ganz andrer Gedanke zu Grunde gelegen haben, und diesen will ich später zu entwickeln suchen.

Digitized by Google

Vorher muß aber noch die Übersicht über seine gesamte Politik zum Abschlusse gebracht werden.

Herodes hat sich schon sehr früh mit der Frage beschäftigt, wer sein Nachfolger werden würde. Es war ohne Zweifel seine Absicht, nicht nur selbst zu herrschen, sondern auch eine Herrscher-Familie zu gründen, und zu diesem Zwecke mußte er vor allen Dingen bei dem jüdischen Volke Wohlwollen und Interesse für seine Familie erwecken. Nicolaus Damascenus, ein begabter griechischer Redner seiner Zeit und ein Freund von Herodes, der eine auch von Josephus vielfach benutzte Geschichte seiner Regierung geschrieben hat, entwarf ihm einen Stammbaum, nach welchem er aus einer jüdischen Familie stammen sollte, die mit aus der babylonischen Gefangenschaft eingewandert war. Aber diese Legende fand keinen Glauben.

Augustus hatte in seiner ausgesprochenen und dauernden Freundschaft für Herodes ihm außer seinen bisherigen Besitztümern noch die Herrschaft über Trachonitis, Batanäa und Hauran verliehen. Gegen die Räuberbanden dieser noch halbwilden Gegenden und gegen die Araber mußte er noch einige Feldzüge unternehmen, die glücklich ausfielen und sein Ansehen in hohem Grade vermehrten: im Innern war sein Thron inzwischen so sehr gesichert, daß er zu kämpfen keinen Anlaß mehr fand.

Als Palästina in den Jahren 25—23 v. Chr. durch eine Hungersnot verheert wurde, war er mit aller seiner Energie darauf bedacht, die Übel zu vermindern. Er kaufte Getreide an und ließ seine goldenen und silbernen Schätze einschmelzen, um den Notleidenden beizustehen. Während des sehr rauhen Winters ließ er an die armen Leute Kleider austeilen. Endlich setzte er, wie bereits erwähnt, trotz der ungeheuren Kosten, die ihm seine Luxusbauten verursachten, im Jahre 20 die Steuern auf zwei Drittel ihres bisherigen Betrages herab. Dies war für die überschuldete Bevölkerung eine sehr große Erleichterung, und als er im Jahre 14 noch ein weiteres Viertel des Restbetrages erließ, war er kurze Zeit lang wirklich beliebt; denn kein Volk ist gegen eine solche Freundlichkeit unempfindlich, mag es auch sonst an seinem Herrscher auszusetzen haben, was es wolle. Die Mittel zu diesen Erleichterungen hat Herodes wahrscheinlich aus auswärtigen Handelsunternehmungen gezogen. Augustus hatte ihm einmal bei Gelegenheit einer seiner Besuche in Rom die Hälfte der Ausbeute der Kupferminen in Cypern und das Recht der Aufsicht über die andre Hälfte verliehen, ein Geschenk von ganz ungeheurem Werte, und hierdurch erklärt es sich wohl, wie er in Judäa so freigebig sein konnte. Er konnte bei den Juden zu seinen Gunsten geltend machen, daß sie durch ihn eine lange Zeit des Friedens und des Wohlstandes genossen, Freuden, die sie vor ihm lange entbehrt hatten. Er selbst verdankte das, was er leisten konnte, der Freundschaft und Wertschätzung, die er bei dem Kaiser fand, und er trug seinerseits Sorge dafür, sich oft genug in Erinnerung zu bringen. Als Agrippa, der Vertraute des Kaisers, in seiner Eigenschaft als Statthalter von Kleinasien nach Judäa kam, nahm Herodes ihn mit großen Ehren und vieler Pracht bei sich auf, begleitete ihn durch sein ganzes

Digitized by Google

Reich und zeigte ihm sogar den Tempel von innen und in allen Einzelheiten. Agrippa brachte dem Gott Israels eine Hekatombe und erwarb sich dadurch die Volksgunst in hohem Grade, denn es war nicht bekannt, daß Agrippa die Religion als Liebhaberei betrieb und überall, wohin er kam, den Göttern, die am meisten Zulauf hatten, gern eine Hekatombe opferte.

Wenn es nur das materielle Interesse wäre, welches die Völker ihren Feldherren unterthänig macht, so hätte man dem jüdischen Volke raten und wünschen müssen, daß es seine alten Beschwerden vergäße und sich der bestehenden Ordnung der Dinge willig fügte. Aber die Herzen der Völker lassen sich durch Brot nicht erkaufen. Die Juden, welche sich rühmten, reinen Blutes zu sein, litten beständig und ununterbrochen unter dem beschämenden Gefühl, von einem Idumäer beherrscht zu werden. Die Grausamkeit, mit der Herodes die Makkabäerfamilie ausrottete, schlug dem jüdischen Nationalstolze eine Wunde, die nie wieder vernarbt ist. Seine Regierungsweise war wohl klug und geschickt, aber hart und rücksichtslos. Das geringste Zeichen von Widerspruch rief sofort die grausamsten Gegenmaßregeln hervor; Todesstrafen waren unter seiner Herrschaft etwas sehr Häufiges. Das Wichtigste und für die Stellung des jüdischen Volkes Entscheidende war aber die Politik, die er der nationalen Religion gegenüber befolgte. Und auf diesem Gebiet ist es äußerst schwer, seine Ziele und Zwecke zu enträtseln, denn es liegen viele Umstände vor, nach denen man ihn für einen kräftigen Beschützer von Religion und Kultur halten müßte, aber ebenso viele, aus denen sich geradezu das Gegenteil folgern läßt.

Herodes und sein ganzer Stamm bekannten sich zum jüdischen Glauben; sie befolgten seine Vorschriften in sehr nachlässiger Weise, aber der König gab mehrere Male den Beweis, daß er diesem Glauben sehr zugethan war. Wir haben gesehen, wie er nach der Einnahme von Jerusalem den Wiederaufbau des Tempels ins Werk setzte, und der großartige Bauplan, den er zu Grunde legte, und die ungeheuren Kosten, die er darauf verwandte, weisen eher auf alles Andre hin als auf einen Feind des Judentums. Er liebte es, angesehene jüdische Religionslehrer zu sich kommen zu lassen, religiöse Fragen mit ihnen zu besprechen und sie um ihren Rat zu bitten. Abtalion und Schameas wurden in dieser Weise oft befragt. Er suchte so die Pharisäer für sich zu gewinnen, deren schweigende Fügung unter die Schickungen Gottes ihm sehr gelegen war. Als er auf den Thron stieg, verlangte er, daß alle seine Unterthanen ihm die Treue schwuren. Aber mehr als sechstausend Pharisäer verweigerten den Eid, an ihrer Spitze Schameas und Abtalion; denn ein solcher Schwur widersprach ihren Grundsätzen: sie konnten seine Herrschaft wohl duldend ertragen, aber nicht sich eidlich an ihn binden. Herodes erließ den Essäern, welche jedem Eide feindlich waren, und den beiden angesehenen Lehrern die Pflicht der Eidesleistung und beschränkte sich darauf, alle übrigen Eidesweigerer mit einer Geldstrafe zu belegen. Ja er ertrug es sogar, daß die Frau seines Bruders Pheroras, welche, wie übrigens alle Frauen der königlichen Familie, dem Pharisäertum zugethan war, den Schwur verweigerte und die Geldstrafe erlegte. Hätte Herodes von vornherein eine

Digitized by Google

Feindschaft gegen den jüdischen Kultus zur Schau getragen, so hätte keiner seiner Angehörigen gewagt, sich zu widersetzen. Der König that auch alles, um die Gemüter zu beruhigen, wenn die so leicht erregbare Empfindlichkeit des Volkes in religiösen Dingen durch irgend eine scheinbare Verletzung des Gesetzes aufgereizt worden war. Als z. B. die in dem Amphitheater aufgestellten Trophäen römischen Ursprunges zu dem Gerücht Anlaß gaben, daß unter den geschmückten Zierdecken menschliche Figuren versteckt seien, begab Herodes sich selbst mit zahlreicher Begleitung an Ort und Stelle, um allen vor Augen zu führen, daß nichts darunter sei als gewöhnliche hölzerne Tragepfosten. Die Münzen, die er schlagen ließ, tragen kein Bild irgend welcher Art. In den Reden, die uns Josephus von ihm überliefert hat, kommt nicht ein Wort vor, das die jüdische Orthodoxie beleidigen könnte; ja er scheint sie sogar in ihrer ganzen Strenge anzunehmen. Freilich sind die Reden von Josephus für sein Buch zugestutzt, aber nach Gesichtspunkten, die mit dieser Frage nichts zu thun haben. Endlich warf sich Herodes zum Schutze aller Juden auf, die im Ausland, besonders im Orient, zerstreut lebten, so oft sie sich darüber beklagten, daß die Ortsbehörden sie zu vernichten suchten und irgend eine der ihnen gewährten Freiheiten verletzten. Wenn etwas Derartiges vorkam, setzte er in der Regel bei Augustus und Agrippa vollständige Genugthuung durch, und er legte Gewicht darauf, daß die Ergebnisse seines Dazwischentretens auch im jüdischen Volke bekannt wurden.

Aber es ist leicht zu erkennen, daß alles dies nicht die unbefangenen Äußerungen eines reinen Glaubens waren. Er hatte zu viel in der römischen großen Welt gelebt und war selbst ein zu wenig innerlicher Charakter, um in der Religion etwas Andres als ein Herrschaftsmittel zu sehen. Es ist ja zu glauben, daß er das, was man die philosophische Überlegenheit des Judentums nennen möchte, sehr gut empfunden hat, da er immerhin die Religion genau kannte und in ihr aufgewachsen war. Der Glaube an einen Gott, der bilderlose Dienst, die hohe Sittlichkeit des jüdischen Gesetzes mußten einem Mann, der wie Herodes in den Gedanken und Grundsätzen der gebildeten Welt seiner Zeit erfahren war, in der Theorie durchaus einleuchten, aber weitergehende Gefühle für seine Nationalreligion darf man ihm nicht zuschreiben, und er machte sich kein Bedenken daraus, die Vorschriften des jüdischen Gesetzes außer Acht zu lassen, wenn das Interesse seiner Politik es erheischte. Wie er dazu kam, über dem Hauptthor des Tempels den goldenen Adler anbringen zu lassen und durch diese Ungeschicklichkeit unnötigen Anstoß zu erregen, soll später erklärt werden, ebenso weshalb er die Theater und Amphitheater erbauen ließ, durch die er bei dem strenggläubigen Teile des Volkes sehr viel böses Blut machte. Den größten Kummer machten seinen frommen Unterthanen die Heidentempel, die er erbauen und in denen er Priesterschaften und Opfer einrichten ließ. Es erschien unerhört, daß der König der Juden den Tempel des Pythischen Apollon aus seinen Mitteln wieder herstellte, und daß er sich zum Dank für seine Freigebigkeit zum Schutzherrn und Oberaufseher der olympischen Spiele machen ließ, bei deren Abhaltung doch götzendienerische Feste gefeiert wurden. Alle diese Vorgänge waren in Jerusalem trotz der weiten

Digitized by Google

Entfernungen genau bekannt, weil hier jedes Jahr viele Juden aus allen Enden der griechisch-römischen Welt zusammenströmten.

Dabei verbreitete sich das Gerücht, Herodes habe die Gräber Davids und Salomons verletzt, um die Schätze zu finden. Als aber die Arbeiter versucht hätten, die Särge zu öffnen, seien Flammen daraus hoch emporgestiegen, und die Arbeiter seien voller Schrecken ängstlich davon geflüchtet; und zur Sühne für diese schwere Schuld habe Herodes in der Nähe der Gräber einen Denkstein aus weißem Marmor errichten lassen. Herodes erließ ferner ein Gesetz, nach dem alle Verbrecher, die einen Einbruchsdiebstahl begangen hatten, als Sklaven ins Ausland verkauft werden sollten. Auch diese Anordnung kam dem Volke gottlos vor, denn mit ihr wurde lebenslängliche Sklaverei eingeführt, während das Gesetz für geborene Juden nur eine zeitweilige Sklaverei kannte; denn jeder wurde nach sieben Jahren wieder frei. War er aber einmal ins Ausland verkauft, so blieb er sein Leben lang Sklave und kam nach sieben Jahren nicht wieder zurück. Da Herodes das Hohepriesteramt nicht selbst verwalten konnte, dasselbe aber auch nicht der Priesteraristokratie der Sadducäer in die Hände fallen lassen wollte, so machte er sich geradezu ein Spiel daraus, beständig neue Hohepriester ein- und wieder abzusetzen, wodurch das Ansehen dieser Würde sehr verringert wurde. Der Sanhedrin wurde während der ganzen Dauer seiner Regierung thatsächlich außer Wirksamkeit gesetzt. Wenn hierzu noch das Privatleben des Königs Herodes in Betracht gezogen wird, ferner die Strenge seiner Regierung und die Grausamkeit, mit der er alle, denen er Feindseligkeiten zutraute, ohne Urteil und Recht töten oder durch ein Scheingericht zum Tode verurteilen ließ, so versteht man, daß die öffentliche Meinung ihn für einen ungerechten Herrscher und einen Gegner des Gesetzes hielt und ihm für die vielen Zugeständnisse auf religiösem Gebiete, die er ihnen machte, doch nur wenig dankte. Man glaubte eben nicht an seine Aufrichtigkeit, und selbst in den schönsten und besten Zeiten seiner Regierung war überall Widerstreben und Empörungslust wie die Funken unter der Asche verborgen, und es erforderte eine ununterbrochene Wachsamkeit, um das Aufschlagen der Flammen zu verhindern. Aus mehreren Stellen bei Josephus geht hervor, daß der König eine sehr starke Geheimpolizei errichtet hat, und wir wissen auch, daß Octavianus ihm eine Abteilung von vierhundert Galliern gegeben hat, die von Kleopatra angeworben waren, um ihr als Leibwache zu dienen, und die Herodes nun zu dem gleichen Zwecke verwandte. Diese Fremden waren ihm blind ergeben, und auch er schonte und bevorzugte sie bei jeder Gelegenheit. Trotzdem hatten zehn Mißvergnügte sich verschworen, ihn im Theater mit ihren Dolchen niederzumachen. Der Anschlag wurde Herodes verraten, als er sich schon auf den Weg zum Theater gemacht hatte, und er ließ die zehn festnehmen und auf der Stelle töten. Aber — ein böses Zeichen, — das Volk warf sich auf den Angeber und riß ihn bei lebendigem Leibe in Stücke.

Es ist leicht zu begreifen, daß Herodes, wie er immer auf der Hut sein mußte und seinem Volke keinen Augenblick volles Vertrauen schenken konnte,

Digitized by Google

seinen angeborenen Charakterfehlern immer mehr nachgab und sich besonders seinem Mißtrauen überließ, das sich von Zeit zu Zeit in unnatürlichen Grausamkeiten äußerte. Ein zuchtloser Mensch war er immer gewesen, die Zeit machte ihn zum Ungeheuer, und mit dieser Eigenschaft tritt er in der dritten Periode seiner Regierung hervor.

* * *

Im jüdischen Gesetze giebt es keine Stelle, welche die Polygamie ausdrücklich verbietet; aber die allgemeine Tendenz des Judentums und besonders die Sitten der Zeit, von der wir sprechen, waren durchaus auf die Monogamie gerichtet, und diejenigen, welche mehrere Frauen zu haben wünschten, wandten die scharfsinnigsten Rechtsspitzfindigkeiten an, um nach dem Buchstaben des Gesetzes monogam zu bleiben. Morgenländische Fürsten konnten freilich von der Anschauung ausgehen, daß sie über dem Gesetze ständen, und so hatte denn Herodes zehn Frauen, wenn Mariamne, die er hatte töten lassen, mitgerechnet wird. Die erste war die Araberin Doris, mit der er seinen ältesten, innig geliebten Sohn Antipater hatte; es ist die, welche er verstieß, als er Mariamne heiraten wollte. Die zweite war die schöne, unglückliche Mariamne, die ihrem Manne drei Söhne und zwei Töchter hinterließ. Die dritte war die Tochter des Hohenpriesters Simon; sie hatte einen Sohn, der nach seinem Vater den Namen Herodes bekam. Die vierte Frau war die Tochter seines Bruders Phasaël; sie hatte keine Kinder, ebenso wie die fünfte, eine rechte Cousine des Königs. Die sechste Frau war die Samaritanerin Maltache, die Mutter von Archelaus und Antipas, welche beide später zur Regierung gelangten. Die siebente war eine Frau aus Jerusalem, Namens Kleopatra; sie hatte zwei Söhne, von denen der eine ebenso wie sein vorerwähnter Halbbruder den Namen Herodes trug; ihr andrer Sohn war Philippus, der spätere Vierfürst. Die achte Frau hieß Pallas; ihr Sohn bekam den Namen seines Oheims Phasaël. Die neunte Frau hieß Phaedra und hatte eine Tochter Rhorane; die zehnte Frau endlich hieß Elpis; ihre Tochter trug nach ihrer Tante den Namen Salome.

Von den beiden Töchtern Mariamne's verheiratete sich die eine mit einem Sohne von Herodes' Schwester Salome, die andre mit einem Sohne seines Bruders Phasaël.

Auffällig ist die große Zahl von Verwandtenheiraten in der Herodeischen Familie; wahrscheinlich liegt hier eine Absicht des Königs zu Grunde, denn Herodes liebte es, alle seine Angehörigen in der Hand zu behalten. Herodes wollte erreichen, daß sein Name der Name einer Dynastie werden sollte, und er hat es auch erreicht, obgleich keiner seiner unmittelbaren Nachkommen den Königstitel geführt hat. Seine Nachkommen wurden alle als Herodes bezeichnet und bekamen nur einen Zunamen, um sie von einander zu unterscheiden, wie Herodes Antipas, Herodes Agrippa u. s. w.

Unter allen seinen Kindern hat Herodes in der ersten Zeit die Söhne Mariamne's auffallend bevorzugt. Vielleicht geschah dies aus Reue, vielleicht auch

Digitized by Google

äußerte sich hierin noch seine Liebe zu der schönen, unglücklichen Makkabäerin; möglich ist aber auch, daß er in dieser Weise seinen früheren Gedanken an die Verschmelzung des Makkabäerhauses mit seinem eigenen in einer neuen Form verwirklichen wollte, oder daß er hier, wie schon früher mehrfach, durch den Zug des Herzens und das Gebot der Klugheit auf denselben Weg geleitet worden ist. Jedenfalls zeigte er ihnen ein besonderes Interesse, und er hatte sich entschlossen, den begabtesten von ihnen zu seinem Nachfolger zu machen. Aus diesem Grunde schickte er sie nach Rom, um ihnen dort eine gelehrtere Bildung und eine weltmännischere Erziehung geben zu lassen, als er es zu Hause vermocht hätte; ein weiterer Zweck der Reise war der, daß die Prinzen Gelegenheit finden sollten, mit den einflußreichen Personen am Hofe des Kaisers freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Der eine und zwar der jüngste von ihnen starb in Rom. Die beiden andern fand der Vater, als er im Jahre 18 oder 17 v. Chr. dort hinkam, als große und wohlunterrichtete Jünglinge von bemerkenswerter Schönheit, die in der guten Gesellschaft Roms ein nicht geringes Ansehen genossen, und ihre Gestalt mag ihn an jenes schöne Bild erinnert haben, das aus seinem Gedächtnis noch immer nicht entschwunden war. Voller Stolz führte er sie nach Jerusalem zurück, und wenn er auch glaubte, daß sein Thron noch immer durch das stille Widerstreben der Juden gefährdet sei, so hoffte er doch, in seinen beiden Söhnen den sichersten Schutz und die kräftigste Stütze gefunden zu haben.

Die Dinge entwickelten sich aber anders, als er erwartet hatte. Das Volk begrüßte die beiden schönen Söhne der schönen Mariamne mit großer Begeisterung, aber nicht als Erben des Königs Herodes, sondern deshalb, weil Makkabäerblut in ihren Adern floß. Wenn Alexander und Aristobulus auch nicht dem Mannesstamme der Heldenfamilie angehörten, der sich vom Vater zum Sohne von Mattathias vererbt hatte, so stammten sie doch durch ihre Mutter aus diesem ehrwürdigen Hause. Diese Wahrnehmung erfüllte den König mit Unbehagen, denn er sah in der Vorliebe, die die Juden seinen Söhnen entgegenbrachten, einen beständigen Vorwurf für sich selbst; die Spannung wurde verschlimmert, als weibliche Hände sich hinein mischten; denn Salome übertrug den unauslöschlichen Haß, mit dem sie das ganze Makkabäerhaus verfolgte, auch auf die beiden Söhne Mariamne's. Herodes hatte seinen Sohn Alexander mit einer Tochter des Königs von Kappadocien, Namens Glaphyra, und Aristobulus mit dessen Cousine, einer Tochter Salome's, verheiratet; diese letztere diente ihrer Mutter als Spionin, indem sie ohne jedes Gewissensbedenken alles hinterbrachte, was zwischen den beiden jungen Paaren und in ihrer Umgebung besprochen wurde.

Die beiden Söhne Mariamne's hatten in Rom vielerlei gelernt, aber nicht, sich auf dem schlüpfrigen Boden, auf dem sie standen, vorsichtig zu bewegen und ihrem Vater, der von Tag zu Tag argwöhnischer wurde, und den intriganten, haßerfüllten Frauen, die nur darauf bedacht waren, sie ins Unglück zu stürzen, aus dem Wege zu gehen. Von liebedienerischen Leuten war ihnen erzählt worden, wie Herodes ihre Mutter grausam behandelt und dann getötet

Digitized by Google

hatte, und wie er auch ihren Onkel Archelaus, ihren Urgroßvater Hyrcanus und ihre Großmutter Alexandra ums Leben gebracht hatte, wie er ferner alle, die den Namen Makkabäer trugen, mit Haß und Verderben verfolgt und selbst ihre beiden Vettern zehnten oder zwölften Grades in einer unbekannten alten Burg in Idumäa aufgesucht und dann getötet hatte. Infolge dieser Erzählungen hatten sich ihre Herzen mit Widerwillen und Haß gegen ihren Vater erfüllt. Daß er sie so manches und manches Mal vor ihren Brüdern bevorzugte, konnte sie nicht versöhnen, aber die Furcht vor seinem Zorn trieb sie dazu, ihre Abneigung zu verbergen. Ihre Stellung wurde noch dadurch erschwert, daß sie den gleichen Geburtsstolz wie ihre Mutter hegten. Alexander und seine Frau Glaphyra und auch Aristobulus (obwohl er mit einer Frau aus der Herodeischen Familie verheiratet war) ließen oft genug unwillkürlich durchblicken, daß sie ihr Blut für edler und höher hielten als das, welches in den Adern ihres Vaters Herodes und seiner Verwandten floß. Sie sahen, wie sehr sie bei dem Volke beliebt waren, und wußten auch, aus welchem Grunde; dies konnte natürlich nur dazu beitragen, sie in ihrer aristokratischen Überhebung zu bestärken. In der Gesellschaft ihrer nächsten vertrauten Freunde ließen sie sich auch zu rückhaltlosem Tadel über die Regierung ihres Vaters hinreißen und sprachen davon, wie sie es machen würden, wenn sie selbst einmal das Heft in die Hände bekämen. Ja, sie waren so unbesonnen, ihrem Herzen auch in der Gegenwart ihrer Tante Salome und ihres Onkels Pheroras, des letzten von Herodes' Brüdern, Luft zu machen, und von diesen beiden wurden sie hinterlistigerweise nicht gewarnt, sondern geradezu zum Weiterreden ermuntert, und alles wurde dann ohne Auslassungen, aber mit vielen gehässigen Übertreibungen dem König Herodes hinterbracht, so daß dieser fürchten mußte, seine Lieblingssöhne warteten mit Ungeduld auf seinen Tod, um dann als Herrscher Rache für den Tod ihrer Mutter zu üben.

Herodes kannte aber auch die Gründe, aus denen Pheroras und Salome sich zu diesen Angebereien treiben ließen, und schenkte ihnen durchaus keinen blinden Glauben. Aus Gründen der Vorsicht hielt er es aber doch für geraten, seine erste Frau Doris und ihren Sohn Antipater aus der Verbannung zurückzurufen, in der sie sich seit seiner Heirat mit Mariamne befunden hatten. Antipater wurde nach seiner Rückkehr der geborene Nebenbuhler Alexanders und Aristobulus, und als echter Sohn Herodes' that er alles, um seine Halbbrüder zu verdrängen und ihren Vater Herodes immer mehr gegen sie aufzubringen. Antipater zeigte hier dieselbe heimtückische List wie später sein Bruder Antipas; er vermied es, selbst gegen seine Brüder Klagen zu führen, aber er bediente sich einiger Zwischenpersonen, die dem Argwohn des Königs immer neue Nahrung geben mußten, und bald war es außer Zweifel, daß er seinen ursprünglichen Plan geändert und nicht mehr die Söhne Mariamne's, sondern Antipater zum Nachfolger bestimmt hatte. Als Agrippa die Verwaltung Kleinasiens niedergelegt hatte und nach Rom zurückreisen sollte, gab Herodes ihm Antipater mit, um ihn Augustus vorzustellen: und eine Sendung von prächtigen Geschenken war dazu bestimmt, den römischen Kaiser für den nunmehrigen Lieblingssohn des Judenkönigs geneigt zu stimmen.

Digitized by Google

Antipater wurde in Rom sehr gut aufgenommen und setzte von hier aus in Briefen die Verdächtigungen gegen seine Halbbrüder fort, während Salome in Jerusalem das Feuer schürte. Auf diese Weise kam Herodes soweit, daß er den Tod von der Hand seiner Söhne zu finden fürchtete. Er bezwang sich aber vorläufig, weil er besorgte, daß Augustus, der schon bisher von den blutigen Ereignissen in Herodes' Familie wenig erbaut gewesen war, durch die Kunde von einem neuen widernatürlichen Verbrechen gegen ihn aufgebracht werden könne; er wollte es lieber dahin bringen, daß Augustus selbst auf seine Klage hin das Todesurteil gegen sie ausspräche. Um dies zu erreichen, lud er Alexander und Aristobulus ein, ihn auf einer Reise nach Rom und zum Besuche des Kaisers zu begleiten. Sie trafen Augustus in Aquileja: schon bei dem ersten gemeinsamen Besuche, den sie dem Kaiser abstatteten, warf Herodes seinen Söhnen zu ihrer größten Bestürzung und Empörung vor, sich gegen sein Leben verschworen zu haben, und bat den Kaiser, die Strafe für ihr ruchloses Unterfangen zu bestimmen. Es gelang aber den Söhnen durch ihr ganzes Auftreten und durch ihre Äußerungen des Schmerzes und des Unwillens den Kaiser davon zu überzeugen, daß sie, wenn sie ihren Vater vielleicht auch nicht liebten, doch diese Schuld nicht auf sich geladen hätten. Augustus bestand darauf, daß die streitenden Teile sich versöhnen sollten, und Herodes empfand die erste Ahnung, daß die beiden Söhne, die er so lange seinen andern Kindern vorgezogen hatte, das Opfer einer schmählichen Intrigue seiner nächsten Umgebung geworden seien. Der Vater küßte seine Söhne vor den Augen des Kaisers und bat diesen um die Erlaubnis, unter seinen Söhnen nach Gutbefinden einen Nachfolger zu wählen, eine Vorsicht, die er für alle künftigen Fälle hin üben wollte. Augustus gewährte ihm nicht nur diese Bitte, sondern stellte ihm auch ausdrücklich frei, seine Herrschaft, wenn er wollte, unter seine Nachfolger zu verteilen, eine Anregung, unter der aber auch ein Wunsch im Interesse der römischen Politik verborgen sein konnte.

Als Herodes nach Jerusalem zurückkam, hielt er doch an seinem letzten Plane, Antipater zu seinem Nachfolger zu machen, fest und dachte an Alexander und Aristobulus erst in zweiter Linie. Dieser Plan erregte bei den Söhnen Mariamne's und ihren Anhängern großes Mißfallen, aber auch Antipater war nicht ganz damit zufrieden, denn er sah voraus, daß seine beiden Nebenbuhler vermöge ihrer edleren Abstammung und ihres größeren Einflusses auf das Volk nach dessen Tode die Herrschaft doch bald aus seinen Händen reißen würden. Salome hatte dieselbe Furcht und sie hegte gegen Alexanders Frau Glaphyra, die Tochter des Königs von Kappadocien, einen tief eingewurzelten Weiberhaß, der von der andern Seite redlich erwidert wurde. Herodes sah sich von neuem in allen seinen Bewegungen durch ein Netz von Intriguen gehemmt und mußte beständig die gehässigsten Klagen und Verdächtigungen anhören, die sein Gemüt immer mehr verfinsterten. Was ihm am häufigsten hinterbracht wurde, war die Anzeige, daß die Söhne Mariamne's bei ihren Zusammenkünften beständig davon sprächen, wie sie ihre Mutter rächen wollten.

Digitized by Google

Dazu kamen noch eine Menge von andern widerwärtigen Uneinigkeiten unter seinen nächsten Verwandten. Herodes hatte seinem Bruder Pheroras eine seiner Töchter zur Frau gegeben und ihn veranlaßt, seine Lieblingssklavin fortzuschicken; er that es auch, aber einen Monat später nahm er sie wieder zu sich. Dann hatte Pheroras auf Anstiften Salomes seinem Neffen Alexander gesagt, daß Herodes zu dessen Frau Glaphyra eine blutschänderische Neigung gefaßt habe, und Alexander begab sich infolgedessen zu dem König, um ihm Vorwürfe zu machen. Ein anderes Mal meldete sich Salome, die noch nicht alle Heiratsgedanken abgelegt hatte, und verlangte Silleus zum Manne, einen vornehmen Araber, der nach Jerusalem gekommen war, um im Namen seines Königs Obedas einen Vertrag abzuschließen. Herodes verlangte, daß Silleus sich wenigstens vorher zum Judentum bekehren sollte; dieser lehnte es ab, und Salome, die schon zu weit mit ihm gegangen war, geriet in fürchterlichen Zorn. Da verlor auch Herodes die Geduld; er wollte um jeden Preis die Wahrheit erfahren und griff zu diesem Zwecke zu dem abscheulichen Mittel der Folter, durch die den Leuten ein im voraus festgestelltes Geständnis abgepreßt wird. In seinem Haushalt waren drei Eunuchen, die zuerst der peinlichen Frage unterworfen wurden, unter der Beschuldigung, von Alexander bestochen zu sein. Sie sagten aus, daß dieser nach wie vor von Haß gegen seinen Vater erfüllt sei und ihnen vorgeschlagen habe, sie möchten ihren alten Herrn verlassen, der sie durch Färben seines Haares und seines Bartes vergeblich über sein Alter zu täuschen suche, und möchten ihm anhangen; er habe ihnen hohe und einflußreiche Stellungen versprochen und ihnen erklärt, er sei darauf vorbereitet, sich alsbald nach dem Tode seines Vaters der Herrschaft zu bemächtigen, die ihm als dem ältesten Makkabäer von rechtswegen zukomme. Als Herodes dies hörte, stieg seine Aufregung über alle Grenzen. Er ließ sofort eine ganze Zahl von andern Leuten der Folter unterwerfen, selbst seine nächsten Angehörigen und seine vertrautesten Freunde. Alle, welche selbst oder durch ihre Kinder zu Alexander und Aristobulus Beziehungen hatten, flohen aus Jerusalem, um nicht auch in die Angelegenheit verwickelt zu werden. Ein Freund Alexanders sagte unter der Folter aus, der Prinz habe sich Schmeicheleien über seinen schönen Wuchs sagen lassen und darauf zur Antwort gegeben, damit erwecke er ja nur die Eifersucht des Königs. Wenn er bei feierlichen Gelegenheiten mit dem König zusammen auftreten müsse, so gehe er absichtlich krumm, um seinen Vater nicht neidisch zu machen; ebenso schieße er auf Jagden absichtlich vorbei, und er habe sich auch mit seinem Bruder schon verabredet, Herodes zu töten. Im Laufe der Untersuchung wurden dem König auch Briefe vorgelegt, in denen Alexander und Aristobulus sich darüber beklagten, daß Antipater ihnen zu sehr vorgezogen werde. Die Folge dieser Aussagen war, daß Alexander verhaftet und alle seine Freunde gefoltert, ja einige von ihnen, obwohl sie nichts eingestanden, hingerichtet wurden. Die ganze Stadt Askalon wurde durchsucht, um das Gift zu finden, das Alexander für den König hätte bereiten lassen. Einer der armen Gefolterten hatte diese Fabel erzählt, um von seinen Qualen befreit zu werden: natürlich wurde nichts gefunden. Ein andrer sprach von Briefen, die Alexander an Augustus

Digitized by Google

gerichtet hätte, mit der Bitte, ihn zu sich zu berufen und ihn von den Verfolgungen zu erlösen. In diesen Briefen sei auch behauptet, daß Herodes in zweideutigen Unterhandlungen mit den Parthern stehe. Als Alexander diese Aussagen vorgehalten wurden, begann er, unvorsichtig wie er war, über die thörichte Furcht seines Vaters zu lachen und zu spotten. Der ganze Hof des Königs war außer sich; und Herodes selbst sah schon im Traume seine beiden Söhne mit gezückten Schwertern auf sich zuspringen. Es fehlte wenig daran, daß er wahnsinnig wurde.

Als der König Archelaus von Kappadocien hiervon erfuhr, fürchtete er, daß seiner Tochter Glaphyra und seinem Schwiegersohn Alexander etwas Böses begegnen möchte, und reiste eigens nach Jerusalem, um das Äußerste von ihnen abzuwenden. Es gelang ihm unter Aufwendung aller Geschicklichkeit, Herodes zu beruhigen und ihn wieder auf vernünftige Gedanken zu bringen; dann kehrte er nach Hause zurück in der Hoffnung, alles zum Guten gewendet zu haben.

Aber der Friede dauerte nur kurze Zeit. Es kamen griechische Abenteurer, die nach jeder Gelegenheit aussahen, wo sie im Trüben fischen und diesen oder jenen Vorteil erlisten konnten. Diesen Leuten gelang es, sich bei den Söhnen Mariamne's und sogar bei Antipater und selbst bei Herodes in Gunst zu setzen, und endlich trugen sie dem Letztgenannten alles mögliche zu, was sie gehört haben wollten, mochte es nun wahr sein oder nicht. Einer von ihnen war ein Spartaner, Namens Eurycles; dieser erwarb sich Alexanders Zutrauen dadurch, daß er ihm angebliche Empfehlungen von seinem Schwiegervater Archelaus überbrachte. Infolgedessen sprach sich Alexander rückhaltlos mit ihm aus, und Eurycles hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Gehörte an Antipater weiter zu erzählen, der ihn dann beauftragte, es alles an Herodes selbst zu berichten. Von jedem der Männer, deren Vertrauen er sich so erworben hatte, bekam Eurycles ein schönes Geschenk, und als er alles zusammen hatte, ging er nach Kappadocien zu Archelaus, dem er vorredete, er habe den Frieden im jüdischen Königshause wieder einmal hergestellt. So empfing er auch von Archelaus eine reichliche Belohnung und kam als wohlbegüterter Mann in seine Vaterstadt zurück, die ihn aber bald darauf als Betrüger aus ihren Mauern verwies.

Bezeichnend für Herodes' Geisteszustand ist auch der Zorn, in den er geriet, als zwei besonders schöne Leute, die er aus seiner Leibwache entlassen hatte, von Alexander in dessen Wache aufgenommen wurden. Er ließ die beiden Soldaten foltern, bis sie schwer belastende Aussagen gegen die beiden Brüder machten, und dann ließ er diese auf Grund jener Bekundungen von neuem verhaften. Natürlich waren sie infolgedessen voll ernstlicher Sorgen um ihr Leben und bemühten sich, der Gewalt ihres Vaters zu entschlüpfen. Sie schrieben daher an den König Archelaus von Kappadocien und fragten ihn, ob er sie freundlich aufnehmen würde. Dies wurde Herodes mit dem Zusatze hinterbracht, daß die Söhne auch beabsichtigten, sich von Kappadocien aus über ihn bei Augustus zu beklagen. Herodes stellte sie zur Rede, und sie gestanden ihre Fluchtabsicht, leugneten aber den weitergehenden Vorwurf. Das Bestreiten half ihnen aber nicht, denn Herodes traute ihnen jedes gegen ihn gerichtete Unternehmen zu, doch mußte

Digitized by Google

er sich vorläufig noch mäßigen, um Augustus' willen. Bei diesem hatte Sillens, Salome's abgewiesener Freier, sich wegen einiger äußerst strenger Maßregeln beklagt, die Herodes den Arabern gegenüber ergriffen haben sollte. Der Kaiser hatte dem König von diesen Anschuldigungen mit dem Ausdrucke seiner äußersten Mißbilligung Mitteilung gemacht, so daß Herodes es für nötig hielt, seinen eifrigen Sachwalter Nicolaus von Damascus nach Rom zu senden und sich durch dessen Mund zu rechtfertigen. Nicolaus hatte mehr Erfolg, als er erwartet hatte. Es gelang ihm, bei Augustus sein altes Wohlwollen für Herodes wieder wach zu rufen, und als Nicolaus ihn über die tiefen Zwistigkeiten zwischen Herodes und seinen beiden Söhnen aufgeklärt hatte, schrieb der Kaiser, er gebe ihm volle Freiheit, seinen Söhnen gegenüber zu verfahren, wie ihm gut schiene. Auf einen bloßen Fluchtversuch dürfe keine zu harte Strafe gesetzt werden, wenn sie aber die Ermordung ihres Vaters vorbereitet hätten, liege die Sache anders; er rate ihm aber, in Berytus einen besonderen Gerichtshof für seine Söhne einzurichten und zur Theilnahme an der Verhandlung die Statthalter der benachbarten Provinzen, König Archelaus von Kappadocien und andre Männer, die des Kaisers Vertrauen besaßen, einzuberufen.

Dieser Brief erfüllte Herodes mit einer tückischen Freude. Er ließ eine große Versammlung von mehr als hundert der verschiedenartigsten Personen zusammenberufen, hütete sich aber wohlweislich, Archelaus von Kappadocien hinzuzuziehen. Die beiden Prinzen wurden in die Nähe des Sitzungsplatzes geschafft und an einer Stelle festgehalten, wo sie von dem Gericht gesehen werden konnten, aber nicht zum Worte verstattet. Herodes selbst erhob die Anklage und sprach in den heftigsten Ausdrücken gegen seine Söhne. Nach dem Schlusse der Verhandlung wagte nur der Römer Saturninus, ein gewesener Konsul, mit seinen drei Söhnen für eine geringe Strafe zu stimmen. Alle andern Richter standen so sehr unter Herodes' Einfluß, daß sie sich für die Todesstrafe aussprachen; dennoch wagte der König noch nicht, die Strafe sogleich vollstrecken zu lassen, denn Nicolaus von Damascus war kürzlich aus Rom zurückgekommen und hatte ihn aufgesucht und ihm gesagt, daß man in den höheren Kreisen der römischen Gesellschaft das Treiben der beiden Söhne schwer mißbillige, daß aber eine zu strenge Strafe viel böses Blut machen würde. Herodes war in großem Zweifel, was er thun solle; da kam ein alter Soldat, Namens Tyron, der an den ruhmreichen kriegerischen Unternehmungen seiner Jugendzeit teilgenommen hatte und sich erlauben durfte, ein freies Wort zu sprechen, an ihn heran und sagte ihm kurz heraus, die öffentliche Meinung stehe auf seiten seiner beiden unglücklichen Söhne; aus dem Schweigen des Volkes lasse sich nichts schließen, da es sich fürchte, und er könne ihm eine ganze Reihe hoher militärischer Befehlshaber nennen, welche für die beiden Verurteilten großes Wohlwollen hätten. Tyron wollte hierdurch den Söhnen Mariamne's nützen, aber er hätte es nicht ungeschickter anfangen können, denn der König geriet durch das Gehörte abermals in großen Zorn und verlangte von ihm, er solle die Namen der Heerführer nennen, welche sich solchen sträflichen Gesinnungen hingaben. Als

Digitized by Google

Tyron dies gethan hatte, ließ er sie alle und auch den alten Soldaten selbst verhaften. Wieder einmal spielte die Folter ihr trauriges Werk und wurde ohne Rücksicht und Schonung zur Anwendung gebracht. Wie immer wurden den Gefolterten eine Menge von Aussagen erpreßt, durch die die Prinzen in hohem Grade belastet wurden. Besonders ein Sohn Tyron's, der mit Alexander befreundet war, sagte alles, was man von ihm verlangte, denn er wurde mit seinem Vater zusammen gemartert und konnte es nicht ertragen, die Qualen des alten Mannes anzusehen. Ein Barbier gestand ein, daß Tyron ihn im Namen Alexanders gewonnen habe, um dem König beim Scheeren des Bartes den Hals abzuschneiden.

Nun hatte Herodes außer seiner Polizei-Mannschaft noch eine Anzahl von nichtswürdigen Leuten unter seiner Botmäßigkeit, welche von Zeit zu Zeit, wenn es Herodes am Platze schien, auftreten und die „Stimme des Volkes" darstellen mußten. Diese wurden jetzt losgelassen und stürzten sich auf die Angeklagten. Sie erschlugen dreihundert Offiziere, Tyron, seinen Sohn und den Barbier. Alexander und Aristobulus wurden ihnen nicht in die Hand gegeben, sondern nach Sebaste (Samaria) gebracht, wo sie im Gefängnis erdrosselt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Dänemark im nächsten Kriege.

Die Rolle Dänemarks in einem künftigen mitteleuropäischen Kriege ist, trotz des noch immer nicht gestillten Schmerzes seiner Bevölkerung über den Verlust Schleswig-Holsteins und des ungeachtet seiner Aussichtslosigkeit gehegten Wunsches der Rückerlangung dieser Provinzen, eine durch die politische und strategische Situation des Landes so ausgesprochene und vorgezeichnete, daß es keiner weitgehenden Erörterungen bedarf, um dieselbe zu kennzeichnen.

Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung Dänemarks wünscht bei dem angenommenen Kriege, wie seine Presse es ausspricht und wie man es in Kopenhagen überall hören kann, weiter nichts als von den Opfern und Lasten desselben verschont zu bleiben, die Neutralität auf das strikteste zu wahren, und weder Frankreich zu einer diesem Lande sehr willkommenen Basis für einen Angriff mit der Flotte und womöglich selbst einer Landungsarmee auf die deutschen Küsten zu dienen, noch Deutschland durch den Beitritt zu dessen präsumtiven Gegnern Veranlassung zu einer übermächtigen Offensive gegen das Inselreich, welche sofort ganz Jütland überschwemmen, nach Fünen und Seeland vordringen und erst in dem heute befestigten Kopenhagen einen voraussichtlich nur kurzen Halt finden

Digitized by Google

würde, zu geben. — Die verwandtschaftlichen Beziehungen des dänischen Königshauses mit dem Zaren Alexander III. vermögen an diesem Wunsche der Mehrheit der Dänen nichts zu ändern, und so weit sich dies nach dem, was man bei einem Aufenthalt in Dänemark selbst und durch die dänische Presse erfährt, beurteilen läßt, und wie der Reichskanzler noch unlängst andeutete, ist König Christian von nichts weiter entfernt als von dem Gedanken, im Falle jenes Krieges eine Allianz mit Rußland oder Frankreich einzugehen.

Man ist sich in Dänemark dessen sehr wohl bewußt, daß Deutschland in einem solchen Kriege nicht nur als der zunächst liegende, sondern auch als der in jeder Hinsicht wichtigste Faktor in Betracht kommt, mit welchem Dänemark zu rechnen hat. Fühlt man doch deutlich heraus, daß die Chancen eines glücklichen Ausgangs jenes Kampfes für Rußland und Frankreich sehr zweifelhafte sind, und daß man im Falle des Sieges dieser beiden Mächte zwar Schleswig-Holstein wieder gewinnen könnte, im Falle des Unterliegens aber voraussichtlich Jütland und somit die größere Hälfte des Inselreichs verlieren, damit zum Range eines Duodezstaates herabgedrückt und durch die Zahlung starker Kriegskosten finanziell aufs empfindlichste geschädigt werden würde.

Wozu, kann man sich fragen, hat alsdann Dänemark bei so ausgesprochenen friedlichen Tendenzen seine Hauptstadt Kopenhagen befestigt und in jüngster Zeit zu einer ausgedehnten Lagerfestung gestaltet? — Die Antwort auf diese Frage lautet, wie dänischerseits selbst zugegeben wird: Ausschließlich um die Neutralität und Unabhängigkeit des Landes behaupten zu können und jede andre Macht von dem Versuche abzuhalten, sich im Kriegsfall mit einer Flotte in Kopenhagen festzusetzen und diese in jeder Hinsicht wohl approvisionierte Stadt zur Basis ihrer Operationen zu benutzen. Mit der derart aufrechterhaltenen Neutralität Dänemarks wird jeder der in dem 1888 in Paris erschienenen Werke: Rome et Berlin entwickelten Pläne, einer auf Kopenhagen gestützten französischen Landung auf Usedom und Wollin, sowie eines sich daran anschließenden Angriffs auf Stettin und Vordringens gegen Berlin, hinfällig.

Nun besitzt Deutschland und besaß Dänemark vor der Befestigung Kopenhagens in jenem zur Zeit offenbar in weite Ferne gerückten Kriege kein Mittel, die französische Flotte zu hindern, vor Kopenhagen zu erscheinen und die dänische Regierung durch Androhung eines Bombardements dieser Stadt zur Parteinahme für Frankreich zu zwingen. Kopenhagen mit seinen 380000 Einwohnern, etwa ein Sechstel der Gesamtbevölkerung des Landes, ist für Dänemark mehr noch als Paris für Frankreich, Herz und Metropole des Inselreichs, der Sitz der Regierung, der Verwaltung, des Haupthandels, der Zivilverwaltungs- und Militär-Etablissements, das Hauptemporium der Handels- und Kriegsflotte. Ein Widerstand gegen eine feindliche Invasion ist bei Aufgabe Kopenhagens für Dänemark einfach unmöglich, und die Befestigung der Hauptstadt war aus diesem Grunde in erster Linie geboten, während dieselbe, wenn die Verhältnisse wider alles Erwarten eine Aggressive Deutschlands gegen Dänemark hervorrufen sollten, auch dann zu Lande die Möglichkeit bietet, wenigstens eine Zeitlang, bis zum Eintritt diplo-

Digitized by Google

matischer Intervention von befreundeter Seite oder militärischer Hilfe, Widerstand zu leisten.

Jedoch nicht aus den Kreisen der dänischen Bevölkerung heraus, sondern aus denen der Regierung und der Militärs entsprang, allerdings wesentlich unterstützt durch diejenigen der „Freunde der Vaterlandsverteidigung", die Idee der Befestigung Kopenhagens, d. h. der Umgestaltung seiner vorhandenen Befestigungen in ein großes, nicht nur nach der Sundseite zu, sondern auch nach der Landseite hin verteidigungsfähiges verschanztes Lager, in welchem die dänische Armee und der waffendienstfähige Teil der Bevölkerung selbst gegen einen überlegenen Gegner Widerstand zu leisten vermöchte.

Die Bevölkerung Dänemarks war in beiden Thingen der kostspieligen Durchführung dieses Projekts zuerst abgeneigt, und es bedurfte langer Kämpfe, bis die Regierung mit ihren Befestigungsplänen durchdrang, welche deutlich übersah, ein wie verführerisches Objekt für die französische Heeresleitung Dänemark im Kriegsfall sein mußte, um von ihm aus einen Angriff auf die deutschen Ostseeküsten zu unternehmen und unter dem Beitritt Dänemarks auf Seite des Angreifers stärkere deutsche Streitkräfte an die deutschen Ostseeküsten den deutschen Hauptarmeen im Westen oder Osten zu entziehen.

Die Befestigung Kopenhagens aber bedeutet, wenn, wie sicher angenommen werden kann, die Absicht der dänischen Regierung, die Neutralität des Landes im Falle eines Krieges aufrecht zu erhalten, durchgeführt wird, und wenn diese Absicht durch eine gleichzeitige Sperrung des großen und kleinen Belts, und zwar des ersteren durch geeignete Küstenbefestigungen bei Nyköbing und Korsör, welche leicht durch Batterieaufstellungen auf der zwischen ihnen liegenden Insel Sprogöe und Torpedosperren zu verstärken sind, des letzteren durch die Befestigungen von Fredericia und Middelfarth (ein Panzerturm) unterstützt wird, diese Befestigung bedeutet für Deutschlands Ostseeküste und das deutsche Ostseegeschwader den wirksamsten Schutz gegen jeden Angriff der französischen Flotte und jeden französischen Landungsversuch und würde, wie angedeutet, stärkere deutsche Streitkräfte für die Verwendung an der Ost- und Westgrenze frei machen.

Bleibt jedoch die Durchfahrt durch die beiden Belte und den Sund, da ihre Sperrung eine Parteinahme Dänemarks gegen Frankreich ausdrücken würde, für die französische Flotte frei, Kopenhagen ihr aber verschlossen, so kann dieselbe nur das ca. 170 Meilen entfernte Calais und Dünkirchen als Zwischen-Basispunkte neben der Hauptbasis Cherbourg betrachten, und es dürfte unter diesen Umständen, mit dem deutschen, zu offensiven Vorstößen bereiten Nordseegeschwader in der rechten Flanke ihrer derart exponierten Verbindungslinie, für Frankreich die Durchführung einer überhaupt wenig Aussicht auf Erfolg bietenden Landung im großen Stil an den deutschen Ostseeküsten weit schwieriger werden, selbst wenn, was allerdings zu erwarten ist, überlegene französische Streitkräfte im Verein mit den russischen zugleich das deutsche Nordseegeschwader an seine Häfen fesseln und das Ostseegeschwader im Schach halten.

Digitized by Google

Noch günstiger aber gestalten sich die Verhältnisse für Deutschland, wenn der Nordseekanal vollendet ist, da das deutsche Ostsee- und Nordsee-Geschwader alsdann vereinigt günstige Momente zu Vorstößen gegen die sich auf der Verbindungslinie der französischen Flotte bewegenden Truppentransport-, Kohlen-, Proviant- ꝛc. Fahrzeuge, einzelne Kriegsschiffe und schwächere Geschwaderteile auszuführen vermögen, falls nicht Frankreich mit ihnen stark überlegenen Geschwadern in beiden Meeren gleichzeitig auftritt und die deutschen Geschwader in ihren Häfen völlig zu blokieren vermag.

Ein derart überlegenes Auftreten der französischen Flotte aber hier im Norden würde derselben sehr ins Gewicht fallende Streitkräfte auf dem südlichen maritimen Kriegsschauplatz im Mittelmeerbecken entziehen, wo dieselbe alle Veranlassung haben dürfte, gegenüber der italienischen und österreichischen Flotte möglichst stark an Zahl aufzutreten, und wo sich ihr bessere Chancen eines Erfolges als an der sehr schwer zugänglichen und gut bewachten deutschen Nordseeküste und selbst der Ostseeküste bieten.

Allein nicht nur rein politische und strategische Gründe, sondern auch ein ethisches Moment liegt der mehrfach kundgegebenen Haltung Dänemarks in einem künftigen Kriege und der Anlage der Befestigungen von Kopenhagen zu Grunde. Die dänische Regierung beabsichtigte, offenbar eingedenk des Bluntschli'schen Grundsatzes: daß „das Völkerrecht nur die lebensfähigen Staaten schützt," d. h. solche, welche ihre Existenz zu verteidigen im stande sind, die Nation darauf hinzuweisen, daß es gebotenen Falles gelte, wenn auch die Aufnahme des Kampfes in offener Feldschlacht in Anbetracht der numerischen Überlegenheit der präsumtiven Gegner unmöglich sei, hinter fester Brustwehr, d. h. geeigneten Befestigungen die höchsten Güter eines Volkes, seine Unabhängigkeit und nationale Ehre zu verteidigen.

Betrachten wir nun nach diesem allgemeinen Überblick der militärisch-politischen Lage Dänemarks den Stützpunkt seiner Neutralität, die Befestigungen Kopenhagens, denen wir im vorigen Sommer einen Besuch abstatteten, etwas näher.

Schon weit vor der Zeit, als Nelson im Jahre 1801 mit dem seinem Befehl unterstellten Teil der englischen Flotte durch das Königs-Tief segelte und auf der Rhede von Kopenhagen der dänischen etwa gleich starken Flotte ein „Duell auf feste Distanz", wie General v. Boguslawski es sehr bezeichnend nennt, lieferte, welches den sofortigen Austritt Dänemarks aus der Liga der Seemächte zur Folge hatte, war die Seefront von Kopenhagen durch eine, jedoch geringe Anzahl von Forts und Strandbatterien, wie die Forts Trekroner und Lynetten, die Zitadelle und die ins Meer vorspringenden Batterien Sextus und Quintus, sowie Strickers Batterie und einige andre gesichert. Allein diese Forts und Batterien vermochten schon damals, nur 2—3 km von der Stadt entfernt, sowie infolge ihrer mangelhaften Anlage und Geschützdotierung die Stadt gegen ein Bombardement, wie dies 1807 durch die Engländer noch mit Erfolg ausgeführt wurde, nicht zu schützen. Man verstärkte dieselben daher in neuerer Zeit durch die Forts Mellemfort und Prövestenen, sowie die Werke bei Charlottenlund, Kalkbrænderiet und Kastrup. In neuester Zeit aber, als Geschütze auftraten,

Digitized by Google

deren Geschosse 9—10 km weit reichten und dann minenartig wirkten, mußte dänischerseits an einen zeitgemäßen Umbau und an Armierung jener alten resp. inzwischen veralteten Werke gedacht werden. Dieser Umbau und die Armierungsvorbereitungen sind nunmehr auf der Ostfront und in den Forts und Batterien beendet und dort Geschützaufstellungen für schwere Kaliber, sowie hier und da Emplacements für die im Bedarfsfall aufzustellenden Panzerkuppeln vorbereitet und ferner die kasemattierten Räume zeitgemäß umgeändert. Es ist daher in dieser Hinsicht auf der Seefront viel geschehen, und vermag es hier im Falle eines Angriffs vom Sunde her unter Mitwirkung der dänischen Flotte eine Geschützaufstellung von einigen 100 Geschützen in der bezeichneten Richtung wirksam zu werden; allein eine feindliche Flotte vermag mit einer ähnlichen Geschützzahl, da Torpedosperren aufgehoben werden können, zur Zeit noch nahe genug an Kopenhagen heranzukommen, um mit einem Teile derselben den Kampf gegen die Batterien des Feindes aufzunehmen, mit dem andern Teile dagegen die Stadt zu beschießen.

Um dies jedoch einem Angreifer unmöglich zu machen, hat man sich dänischerseits entschlossen, weit im Meere auf 5 1/2 km vor Kopenhagen vorgeschoben, mitten im Sunde, ein starkes Fort auf der Untiefe des Middelgrunds zu errichten, welches einen Angreifer in gehöriger Entfernung von der Stadt zu halten und zugleich die östliche Einfahrt zum Königstief, das Holländer Tief, zu beherrschen bestimmt ist. 400 mächtige Betonblöcke von je 1000 Zentner Gewicht bilden das kolossale Fundament der für diese Fortanlage geschaffenen künstlichen Insel, welches mit 48 000 Kubikfaden Steingerölls ausgefüllt wird. Noch ist das Middelgrundfort ein Torso, allein bereits weithin bemerkbar über die Meeresfläche. Wohl wird das Fort, sobald es vollendet ist, mit dem Werke bei Charlottenlund und den südlichen Forts in guter Geschützfeuerverbindung stehen und feindlichen Schiffen die Annäherung und Durchfahrt zwischen jenen Befestigungen verbieten; allein es liegt dem Angriff einer feindlichen Flotte, welche dasselbe unter konzentriertes Feuer nehmen kann, zu exponiert und wird, da es ohne Panzerbekleidung bleibt und Panzerkuppeln erst im Bedarfsfalle in ihm aufgestellt werden sollen, besonders dann dem Angriff derselben rasch erliegen, wenn — ein wohl bald erreichtes Ziel — deren Geschütze Schießwollgranaten verfeuern. Zur Zeit, da das Middelgrundsfort noch unvollendet ist, erscheint Kopenhagen gegen ein Bombardement vom Sunde her noch nicht ausreichend gesichert.

Einen völlig verschiedenen Charakter wie die Befestigungen der Seefront tragen naturgemäß diejenigen der Landseite. Hier erstreckte sich die Westfront, die Nordwestfront und die Nordfront, im Verein mit den Befestigungen der Insel Amager (Südfront), einen Flächenraum von ca. 3 □ Meilen umschließend, in einer Ausdehnung von etwa 6 deutschen Meilen um die Stadt. Innerhalb dieser Befestigungen findet sich nicht nur genügender Lagerraum für die auf Kriegsfuß 60 000 Mann starke dänische Feldarmee, welche wir uns jedoch durch das 1. und 2. Aufgebot der dänischen Landwehr auf ca. 100 000 Mann verstärkt denken müssen, sondern auch die Örtlichkeit für die zur Ernährung des Heeres und der städtischen

Digitized by Google

Bevölkerung erforderlichen Viehherden, sowie die Flächen für die Fortsetzung des Feldbaues zur Gewinnung von Fourage und Getreide für die Belagerten.

Die heute im wesentlichen vollendete Westfront besteht aus einer einzigen, 2 Meilen langen zusammenhängenden Walllinie mit nassem Graben und niederer Grabenbestreichung durch aus Caponieren feuernde Geschütze, der nur an ihrem schwächsten, dem südwestlichen Teil, zwei noch im Stadium des Projekts befindliche Werke vorgelagert werden sollen. Die Nordwestfront, vom Dorfe Husum bis zum Garderhöjfort reichend, besteht aus vorbereiteten Überschwemmungen, denen eine doppelte Reihe selbständiger Werke, von denen die vorderste größtenteils noch unvollendet, vorgelagert ist. Die Nordfront, vom Garderhöjfort bis zum Sunde reichend, besteht aus einer vorbereiteten Überschwemmung, hinter welche eine zusammenhängende, noch projektierte Walllinie zu liegen kommt, ferner aus der mit 4 Panzerkuppeln versehenen starken Batterie Christiansholm. Die Südfront auf der Insel Amager kommt als rings vom Meere umgeben für einen Angriff wenig in Betracht, und die südliche Reihe ihrer Werke bei St. Magleby, Tommerup und Laengstehöj ist noch unvollendet.

Für die drei Meilen lange westliche Landfront reicht die Anzahl der verfügbaren Truppen bis auf einen noch fehlenden technischen Truppenteil vollständig aus, da auf jeden Schritt derselben etwa drei Verteidiger kommen; zugleich vermag auch die Seefront ausreichend stark besetzt zu werden. Der Kern der Stadt ist auf der Landseite durch seine durchschnittlich dreiviertel Meilen betragende Entfernung von den Befestigungen gegen ein Bombardement von der Landseite her geschützt; allein die ganze Befestigungsanlage Kopenhagens weist mehrere wesentliche Schwächen auf.

Zunächst ist es zwar nicht bei einer Bedrohung durch Frankreich, jedoch bei einem Angriff Deutschlands auf Dänemark zweifelhaft, ob die Truppen, Kriegsreserven und Landwehren Jütlands rechtzeitig nach Kopenhagen geschafft zu werden vermögen, da der einzige vorhandene Dampftrajekt bei Friedericia über den kleinen Belt hierzu nicht ausreicht und die Verbindung Jütlands mit der Insel Seeland durch die deutsche Flotte unterbrochen zu werden vermag. Die Besorgnisse, die man in Dänemark hinsichtlich der rechtzeitigen Verproviantierung Kopenhagens bei Ausbruch eines Krieges hegt, scheinen dagegen unbegründet zu sein, da die Vorräte der an Erzeugnissen des Feldbaues reichen Inseln Seeland und Fünen zeitig genug heran zu schaffen sein dürften. Starker Frost macht die Inundationen der Nordwest- und Nordfront passierbar und schwächt dadurch die Verteidigung wesentlich. Die Westfront vermag ferner auf einer langen Strecke von der Kjöge-Bucht her unter enfilierendes Feuer genommen zu werden. Auf der Nordfront aber, dem schwächsten Teil der Befestigungen, gestattet der ihr unmittelbar vorgelagerte Wald des „Dyrhave“ die gedeckte Annäherung des Feindes. Ungeachtet dieser Schwächen — und eine jede Festung besitzt deren — muß jedoch Kopenhagen als bereits heute gegen einen Land- und Seeangriff völlig verteidigungsfähig bezeichnet werden.

Digitized by Google

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Bedeutung des Sundes und der beiden Belte für Dänemark im Falle eines Krieges, so ergiebt sich, daß der Sund, sobald das Middelgrundsfort vollendet ist, ganz abgesehen von hier anzubringenden Torpedosperren, für die mittleren und größeren Kriegsschiffe gesperrt ist, da deren Fahrwasser durch dieses Fort beherrscht wird, und nur Fahrzeuge von ganz geringem Tiefgang, wie Kanonen- und Torpedoboote, vermögen dann östlich der Insel Saltholm den Sund zu passieren. Für große Kriegsschiffe von über 7 m Tiefgang ist die Passage, wie das französische Nordgeschwader bewies, der geringen Tiefe des Sundes halber überhaupt ausgeschlossen. Beide Belte dagegen sind leicht, jedoch nicht auf längere Zeit, wenn ihre Befestigungen nicht durch Panzertürme verstärkt werden, für alle Kriegsschiffe zu sperren. Beim jetzigen Stande ihrer Befestigungen würden mit Ausnahme des Panzerturms bei Middelfarth dieselben nach kurzer Beschießung zum Schweigen gebracht werden können, so daß die Durchfahrt durch die Belte für eine rasch angreifende Flotte schnell frei werden dürfte. Immerhin aber vermag, — und das ist der Kernpunkt — eine französische oder russische Flotte heute nicht daran zu denken, das stark befestigte und voraussichtlich gut verteidigte Kopenhagen zum Stützpunkt für ihre Unternehmungen in der Ostsee machen zu wollen, wenn die Regierung Dänemarks in ihrem Entschluß, die Neutralität des Landes zu behaupten, fest bleibt.

Somit aber erscheinen die Ziele, welche sich die dänische Regierung mit der Befestigung Kopenhagens gesteckt hat, heute zum größten Teile erreicht, und Deutschland vermag, im Falle jener große, ihm und Europa hoffentlich erspart bleibende Kampf einträte, in Anbetracht der jüngsten Erklärungen im Folkething und der ausgesprochenen Freundschaft des Herrschers Dänemarks, mit ziemlicher Ruhe nach Norden zu blicken und seine volle militärische Machtentfaltung bis auf wenige Küstenschutztruppen ausschließlich gegen Westen und Osten zu richten.

Dresden. Albert von Forst.

Völkerkunde.

Das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin.

Seitdem sich gegen Ende des Jahres 1886 die Pforten des imposanten Gebäudes an der Königgrätzer Straße in der Reichshauptstadt dem Publikum geöffnet haben, beginnt die Schar der neu- und wißbegierigen Besucher allmählich mit den großartigen Schätzen des Museums vertrauter zu werden. Freilich wird mancher, der in stummer Verwunderung in diesen Sälen umherwandert, über das charakteristische Gefühl einer gewissen dumpfen Scheu nicht hinauskommen, deren wir uns nur durch den bekannten Kunstgriff zu entledigen wissen, daß wir uns im geheimen um so lieber daran erinnern, wie wir es doch so herrlich weit gebracht. Sehr wenigen wird es eben nur beschieden sein, in Mitten des geradezu beängstigenden, sinnverwirrenden Materials den leitenden Faden nicht zu verlieren, sich stets gegenwärtig zu halten, daß alle diese anscheinend so grotesken, im

Digitized by Google

buntesten Durcheinander regellos verstreuten Disjecta membra aus den verschiedensten und entlegensten Kulturepochen keine bloßen Kuriositäten sind, sondern in ihrer Art höchst wichtige, integrierende Bestandteile der organischen Entwickelung der Menschheit. Es soll nun an dieser Stelle nicht eine ausführliche Beschreibung dieser großen Schatzkammer versucht werden, sondern wir möchten die Aufmerksamkeit auf den eigentlichen geistigen Schöpfer des gewaltigen Baues lenken, Adolf Bastian. Wir verzichten aber von vornherein darauf, den Lebenslauf dieses einzigartigen Mannes mit chronologischer Genauigkeit zu schildern, um so mehr, als das Dasein eines deutschen Gelehrten ja an äußeren Triumphen meist arm zu sein pflegt; anderseits soll es gerade unsre Aufgabe sein, in dem Bilde dieses Forschers die allgemeinen Prinzipien seiner Wissenschaft zu zeichnen, um so in der individuellen Persönlichkeit zugleich die charakteristischen Grundzüge der modernen Völkerkunde zu erfassen.

Bastian ist ein Sohn der alten Hansestadt Bremen (geboren am 26. Juni 1826), und schon deshalb treibt ihn die alte Wanderlust immer wieder übers Meer fort; hat er doch noch — schon an der Schwelle des Greisenalters stehend — im vorvorigen Sommer sich wieder zu einer neuen Entdeckungsfahrt aufgemacht. Nachdem er zunächst in Heidelberg Jura studiert (ein Umstand, der ihm später bei der Beurteilung schwieriger Rechtsverhältnisse unter den Naturvölkern sehr zu statten kommen sollte) und sich dann in Berlin, Jena, Würzburg und Prag den Naturwissenschaften zugewandt hatte, begann er im Jahre 1852 seine weitumspannenden Reisen, die er (natürlich mit gewissen Unterbrechungen) etwa 30 Jahre fortsetzte. Wir begnügen uns, aus diesen Kreuz- und Querfahrten über den Erdball einzelne Stationen herauszugreifen, die zugleich in litterarischer Beziehung bedeutsam geworden sind. Schon seine erste Weltumsegelung, die er als junger Schiffsarzt unternahm, zeitigte einen solchen wissenschaftlichen Gewinn; es war das Buch: San Salvador, ein Besuch in der Hauptstadt des Kongoreiches, und das dreibändige Sammelwerk: der Mensch in der Geschichte, mit dem charakteristischen Zusatz: Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung. Damit war der letzte Zweck der ganzen mühseligen Materialsammlung klar genug bezeichnet; um so schwieriger aber war es für den jungen Forscher, in dem neuentdeckten Gebiet sich gründlich zu orientieren und Stellung gegenüber den Anforderungen älterer und nicht immer sehr wohlwollender Wissenschaften zu gewinnen. Diese Stimmung schildert unser Gewährsmann selbst sehr anschaulich: „Fern von Europa und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr keimten die hier niedergelegten Ideen unter Anschauung der mannigfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdball zusammen leben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohlbekannt mit den verschiedenen Zweigen der Litteratur, habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objektiven und, soviel thunlich, vorurteilsfreien Beobachtung erwachsene Produkt jene bestätigte,

Digitized by Google

von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie wie aufs neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten.

Die zweite Reise (im Jahre 1861) galt wesentlich den uralten Kulturländern des östlichen Asien und im besonderen der Erforschung des seit Schopenhauer dem Abendland erschlossenen, überaus interessanten Buddhismus, in dessen Geheimnisse Bastian während seines zwangsweisen Aufenthaltes in Mandalay durch einheimische Gelehrte eingeführt wurde. Die Frucht dieser Studien war das sechsbändige Werk: Die Völker des östlichen Asiens, und später: Der Buddhismus in seiner Psychologie. Nachdem der kühne Bahnbrecher im Jahre 1869 im Verein mit Virchow und R. Hartmann die Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte gegründet (ein Jahr vorher war er mit der Verwaltung der ethnologischen Abteilung des königlichen Museums in Berlin betraut) und sich 1870 wesentlich mit auf seine Veranlassung ebendaselbst die Gesellschaft gleichen Namens gebildet hatte, schloß sich der junge Privatdozent der Ethnologie 1873 der bekannten deutschen Expedition an die Loango-Küste an, um die westafrikanischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen. (Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, 2 Bände). Als er dann 1875 Amerika durchwandert (Kulturländer des alten Amerika, 3 Bände), unternahm er seine vorletzte größere Expedition 1878 nach Polynesien, wo es ihm durch die Liebenswürdigkeit des Königs Kalakaua möglich war, ein für das Verständnis der hawaiischen Mythologie und Theogonie geradezu unschätzbares Manuskript auf der Bibliothek in Honolulu zu übersetzen und des weiteren litterarisch zu verwerten. (Die heilige Sage der Polynesier und Zur Kenntnis Hawaiis). Neben diesen unermüdlichen Wanderungen über den ganzen Erdball ist die bewundernswerte wissenschaftliche Thätigkeit Bastian's noch ganz besonders hervorzuheben; abgesehen von dem eigentlichen ethnographischen Fachstudium finden wir in seinen für sich schon eine stattliche Bibliothek ausfüllenden Werken juristische, sprachwissenschaftliche, historische und philosophische Probleme der verschiedensten Art erörtert, immer anregend und originell, aus der Fülle eines unerschöpflichen Wissens heraus. So ist er eine ganz eigenartige Persönlichkeit; auf der Höhe eines arbeitsvollen, dem Dienste einer einzigen Idee gewidmeten Lebens stehend, vertraut mit den verschiedensten Idiomen der Völker, ein Schriftsteller von unüberwindlicher Schaffenskraft, dabei von äußerster Genügsamkeit in den materiellen Ansprüchen an das Dasein, ist er doch fern von jenem unliebenswürdigen Stolz, der so manche Koryphäen unsrer akademischen Wissenschaft für gewöhnliche Sterbliche so unnahbar macht. Und das ist um so mehr zu beachten, als die vielen ungerechten Angriffe, welche besonders von historischer und philosophischer Seite aus gegen Bastian gerichtet werden, nicht gerade danach angethan sind, eine vorurteilsfreie, unbefangene Stimmung aufkommen zu lassen.

Um die volle Bedeutung des Altmeisters der Ethnologie zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, was zu Beginn seines Auftretens die Völkerkunde war. Sehen wir von der umfassenden und nachhaltig wirksamen Arbeit von Th. Waitz ab (dessen erster Band der Anthropologie der Naturvölker mit dem Erstlingswerk

Digitized by Google

unsers Gewährsmannes gleichzeitig erschien), so haben wir nur Kompendien wie das von Pritchard oder die mehr kulturhistorisch gefärbte Darstellung von Klemm. Die philosophischen Anregungen eines Herder und Schiller waren verhallt oder zu wertlosen metaphysischen Spekulationen verblaßt, und doch sollte gerade die moderne Ethnologie die organische Verbindung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft herstellen. Diese Versöhnung — obschon dieselbe von den auf ihren Apriorismus stolzen Idealisten geleugnet, resp. schroff zurückgewiesen wird — konnte nur auf Grund eines beiden Wissenschaften gemeinsamen Verfahrens erfolgen, und zwar durch die gerade in unsern Tagen so besonders erfolgreiche Psychologie auf soziologischer Basis.

Diese Perspektive ist für das ganze Verständnis der modernen Völkerkunde so entscheidend, daß ein näheres Eingehen auf ihre Voraussetzungen unabweislich ist; die erste und wichtigste ist die Frage der sozialen Natur des Menschen. Gegen die Überschätzung des Individuums, wie sie namentlich in der Renaissance und in der Aufklärungsphilosophie herrschte, ist auch in unsern Tagen eine gewisse, wenn auch für große Kreise unsers litterarischen Lebens noch nicht zum Durchbruch gelangte Reaktion eingetreten, welche die richtige Beziehung zwischen den Einzelnen und der sozialen Organisation zu finden und zu begründen beginnt. Die Theorie Rousseau's im Contrat social, die Herleitung großer völkergeschichtlicher Erscheinungen, wie Eigentum, Ehe, Familie u. s. w., aus bestimmten, ad hoc geschlossenen Verträgen, ist heutigen Tages nicht mehr möglich. Man hat sich allmählich gewöhnt, den einzelnen Menschen nicht als Deus im verkleinerten Maßstabe aufzufassen, ausgerüstet mit unendlicher Kraft und Intelligenz, fähig in einer von ihm selbst erschaffenen Welt zu leben; vielmehr fügt sich der Homo sapiens organisch in die Kette der übrigen Lebewesen ein; schon dieser unlöslichen Verbindung halber ist er, individuell genommen, nichts weiter als das vollständige Produkt dieser ganzen unendlichen Entwickelung. Wie den Einzelnen unausweichlich die physische Atmosphäre umgiebt, so ist er auch psychisch eingesperrt in den unmittelbaren Zusammenhang des sozialen Lebens, in das er ohne sein Zuthun hineingeboren wird und dessen getreues Spiegelbild er somit darstellt. Jener oft zitierte Satz des Aristoteles, daß der Mensch von Natur ein soziales Wesen sei, gewinnt erst durch die vergleichende Völkerkunde eine volle Bestätigung. Denn dadurch wird gleichsam ad oculos der Beweis geführt, daß die ganze fadenscheinige Theorie des Individualismus bis zu dem seltsamen Gebilde des jetzt modisch gewordenen Urmenschen trotz aller schön klingenden, philosophischen Redensarten eine leere Abstraktion ist, der keine positive Erfahrung entspricht. So weit die exakte Wissenschaft reicht, zeigt sie uns nicht singuläre Existenzen, die ohne gegenseitige Beziehung sich in der Welt umhertreiben, oder wohl gar nur einen mythischen Stammvater unsers Geschlechts, der sprach- und vernunftlos ein jammervolles, ödes Dasein führte, sondern überall treten uns mehr oder minder scharf organisierte Verbände und Gruppen sozialer Genossenschaften entgegen, welche mithin für uns den Anfang der menschlichen Entwickelung bilden.

Digitized by Google

Deshalb war es sehr wichtig, daß Bastian gleich von vornherein sich mit Entschiedenheit gegen jedes Wiederaufleben der spekulativen Dichtung, einerlei in welcher Form, erklärte und die heute so beliebten Ursprungsfragen überhaupt nicht zur Tagesordnung zulassen wollte.

Von der festen Basis nun dieser primitiven Genossenschaften aus hat die Ethnologie die Aufgabe, die großen, treibenden Gesetze für die Entwickelung der Menschheit zu erfassen und in einen genetischen Zusammenhang zu bringen, den Völkergedanken, wie Bastian es nennt, in seinen verschiedenen Wandlungen auf dem Erdball zu verfolgen. Nehmen wir diesen universellen Gesichtspunkt an, so erklärt es sich auch, weshalb bei dem Zurücktreten der Bedeutung des Individuums, je weiter wir in die Vorgeschichte der menschlichen Rasse zurückgehen, sich trotz lokaler und ethnographischer Unterschiede überall gewisse allgemeine Formen der sozialen Differenzierung zeigen.

Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit, wie die Pflanze je nach den Phasen des Wachstums Zellgänge oder Milchgefäße bildet, Blätter hervortreibt ꝛc. . . . Überall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes, festzustellen für die religiösen ebensowohl wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, — also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestierten Wachstumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen. (Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen. S. 8).

Es kann hier selbstredend nicht unsre Aufgabe sein, dieses wahre Modell des allgemein Menschlichen auch nur in seinen Umrissen zu zeichnen; aber ehe wir diese Skizze schließen, müssen wir einem häufig auftretenden Irrtum vorbeugen, als ob damit jeder spezifischen, topographischen und geschichtlichen Betrachtung ihre Berechtigung entzogen werden sollte. Durchaus nicht; denn zunächst handelt es sich bei diesen Grundformen der sozialen Entwickelung nur um die primitiven Stadien des Völkerlebens, die eben, schon um der gleichartigen, menschlichen Natur willen, überall wiederkehren. Sobald eine topographische und chronologisch bestimmbare Besonderung dieser Geschichte eintritt, beginnt die Thätigkeit der historischen Forschung, die sich aber in dem durch keine Zeittafel gesicherten Wirrsal prähistorischer Verhältnisse schwerlich zurecht finden dürfte. Und sodann ist durch die gerade für die Geschichte maßgebende Chronologie eine unverrückbare Grenze zwischen den beiden Disziplinen gezogen; denn für die Ethnologie ist dieser Maßstab natürlich völlig unanwendbar, da es ihr ja nur darauf ankommt, gleichsam die allgemeine Struktur der menschlichen Entwickelung zu schildern, nicht aber ihre Gliederung in Nationalitäten, Rassen ꝛc. Um dies Gesamtbild unsres Geschlechts zu einem möglichst umfassenden und lückenlosen zu gestalten — so weit

Digitized by Google

das eben nach dem Stande der Dinge möglich ist, — hat keiner unter den jetzt lebenden Forschern, sei es durch eigene Beobachtungen, sei es durch litterarische Verarbeitung, mehr gethan als der unermüdliche, von allen neidlos als Meister anerkannte Direktor des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin.

Bremen. Th. Achelis.

Aus der Gelehrten-Welt.

Professor Dr. Momerie.

Wer in den achtziger Jahren sich mehr oder weniger lange in London aufgehalten hat, wird während der sonntäglichen Mußestunden beim Besuche der berühmten Kirchen es nicht versäumt haben, dem Gottesdienst im Foundling-Hospital beizuwohnen, um dort einen verhältnismäßig jugendlichen Prediger zu hören, der durch seine originellen und geistreichen Vorträge Scharen von Zuhörern anzuziehen pflegte. Für den Deutschen, der mit der Philosophie seines Landes auch nur oberflächlich vertraut war, hatten diese Vorträge vielleicht noch ein besonderes Interesse, als er darin häufig Anklänge an die Philosophie Hegel's erkannte. Allein auch für denjenigen, der nie den Boden der großen Weltstadt betreten hat, möchten die Persönlichkeiten und die Vorgänge in der Kirche Englands neuerdings besondere Aufmerksamkeit erregt haben. Als Vertreter der rationellen Religion, aber immer noch auf dem Boden und im Verbande der Kirche stehend, ja dieselbe beschwörend, dem drohenden Unheil dadurch vorzubeugen, daß sie sich mehr den modernen Ideen anpasse, ist jener einstige Prediger des Foundling-Hospitals anzusehen, Professor Dr. Momerie. Den deutschen Leser mit der Persönlichkeit und später vielleicht mit den Schriften dieses in mancher Hinsicht außergewöhnlichen Mannes bekannt zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Suchen wir ihn in seinem Heim auf, wo er zwanglos und doch in seiner eigenartigen Persönlichkeit scharf umrissen uns gegenübertritt.

Ein Gefühl des Behagens überkommt einen jeden, welcher Dr. Momerie's geschmackvoll eingerichtete Wohnung betritt, die mit echt englischer Mischung hellen Kaminfeuers und zarter Frühlingsblumen ausgestattet ist. An der Schwelle empfängt uns der Wirt mit freundlichem Gruße. Dr. Momerie, nur wenig über Mittelgröße, ist dunkel, und seine Augen zeigen jenen feinen Humor, der ihn so besonders kennzeichnet. Seine stark ausgeprägte Individualität verbirgt sich hinter einer weltmännischen Höflichkeit, welche oft diejenigen, die ihn nicht genauer kennen, täuscht; denn niemals zeigt er sich kühler und gelassener, als wenn er eine besonders schneidende Bemerkung machen will. Gesten — diese wichtigen Hilfsmittel für den Kanzelredner, — sind selbst aus Dr. Momerie's Unterhaltung nicht ganz verbannt, und darum vielleicht kann auch der beschränkte Zuhörer ihm leicht folgen, wenn das Gespräch tiefsinnige Gegenstände berührt. Er spricht klar und leicht faßlich, drängt nie sein eigenes Wissen auf, sondern weiß immer das beste andrer zum Vorschein zu bringen.

Wenn die schweren Vorhänge, welche das Wohnzimmer teilen, zur Seite gezogen sind, so ist das erste, was uns darin auffällt, der Umstand, daß die Bilder an den Wänden Szenen aus dem Tierleben behandeln, und daß sie fast alle des Menschen besten Freund, den Hund, zum Gegenstande haben. Die meisten sind Kopien von Barber's lebensvollen Gemälden, und für jedes derselben beansprucht unser Wirt besondere Bewunderung, während er eingehend über die verschiedenen Tugenden seiner vierfüßigen Lieblinge spricht. Zuletzt lenkt er unsre Aufmerksamkeit auf eine deutsche Photographie, die „Schmerzvergessen" betitelt ist. Ein von heftigen Zahnschmerzen gequälter Affe hat sich zusammengerollt und ist in sanften Schlummer versunken.

Auf dem schwarzen Marmorsims der beiden Kamine sieht man einige schöne Proben orientalischen Porzellans und seitwärts auf zwei Konsolen die Statuetten der Venus von Canova und der von Thorwaldsen in Terracotta, während im Hintergrunde in einer Ecke die Photographien von fünf Damen zusammen in einem Rahmen eine mehr moderne Schönheitsgallerie bilden. Mehrere witzige, von verschiedener Hand gezeichnete Karrikaturen hängen dicht dabei, und auf fast allen bildet der Professor die Hauptfigur. Auf einer derselben ist er dargestellt, wie er bequem hintenübergelehnt seinen Schülerinnen in Kings College eine Vorlesung hält. Alle möglichen Frauentypen bemerkt man dort, solche, die sich in dem Glauben glücklicher fühlen, daß „des Geistes Macht" die weiblichen Reize erhöhe, — worunter die steifste und eckigste die Aufschrift: „Sie riecht Ketzerei" trägt, — als auch solche von sanfterem, hübscherem Typus, welche augenscheinlich die Wahrheit des Tennyson'schen Wortes beweisen: „I can not understand, I love!"

Eine andre dem Leben entnommene Skizze stellt den Professor in den Kuranlagen von Homburg dar, wie er an einem Sonntagnachmittag in einem alltäglichen Anzuge dasitzt und raucht, während drei Geistliche verschiedenen Ranges ihn nach allen Seiten betrachten und einer an ihn die Frage richtet: „Sind Sie ein Amtsbruder?" — Fünf oder sechs große, wohlgefüllte Bücherschränke befinden sich in verschiedenen Teilen der beiden Zimmer. Allein was Dr. Momerie die „theologische" Abteilung nennt, enthält keine Bücher, die man im strengsten Sinne des Wortes mit diesem Ausdruck bezeichnen würde. Dieselbe besteht hauptsächlich aus Werken über das Wachstum und die Entwickelung der Religion und der religiösen Ideen, und diese letzteren gehören unter die Rubrik derer, welche man gewöhnlich als „kritische" Werke bezeichnet. Unter andern Titeln trifft unser Auge auf Lord Amberley's **Analysis of Religious Belief**, Buckle's **History of Civilisation**, Tyler's **Primitive Culture**, die Hibbert-Vorlesungen, die Werke von Samuel Laing, auch **Robert Elsmere**, und **Ecce Homo**.

Letzteres ist Dr. Momerie's Lieblingsbuch. Die Romanlitteratur ist durch verschiedenartige Elemente vertreten! — Dickens, Ouida, Thackeray, George Eliot, Fielding und Sterne, alle im bunten Gemisch, mit Rider Haggard auf einem Ehrenplatz und Goldsmith's Society Clown zwischen zwei mächtigen Bänden eingeklemmt. Die poetische Sammlung umfaßt die Werke Sir Edwin Arnold's, eine neue Ausgabe von Browning, Swinburne und Bischof Heber's Kirchenlieder. John Henry Newman's Gedichte stehen dicht neben Shelley's, während Calverley's **Fly-leaves** und die **Bab Ballads** als leichtere Lektüre dienen. Einige Fächer enthalten nur französische Romane, viele von Balzac und George Sand, sowie einige Stücke von Molière und andern Dramatikern. Auf einem Tische daneben liegt unter andern Zeitschriften die „**Cruelle Enigme**", ein Buch von Amélie Rives und das neueste von Jérome K. Jérome. Ein andrer Schrank ist der Wissenschaft und Philosophie gewidmet, und die Geschichtswerke und Biographien enthalten eine ganze Reihe der Serie: „Berühmte Frauen". Mit nachdrücklicher Wärme gesteht Dr. Momerie, daß er an das „Ewigweibliche" glaube, und daß es in den meisten Fällen einer bedeutenden geistigen Anstrengung bedarf, die intellektuellen Bedürfnisse seiner Schülerinnen zu befriedigen. Dringende Arbeit oder Mangel an Begeisterung veranlassen ihn zuweilen, vor Zuhörern beiderlei Geschlechts über ein verbrauchtes Thema zu predigen, aber für seine Damenklasse, welche, wie er in Parenthese bemerkt, meistens aus guten Tänzerinnen und ohne Ausnahme aus brillanten Denkern besteht, bemüht er sich immer, neue Ideen auszuarbeiten. Augenscheinlich beruht diese hohe Meinung auf Gegenseitigkeit, denn die Blumen in Dr. Momerie's Zimmer sind Geschenke von Damen. Schriftstellerinnen haben ihm ihre Bücher gewidmet, und zwei davon haben ihn in ihrem Helden verkörpert.

Obgleich Dr. Momerie's Laufbahn eine erfolgreiche gewesen, so hat sich dieselbe jedoch weit von dem Ziele entfernt, das ihr ursprünglich vorgezeichnet war. Er ist der Sohn eines Dissenting Minister und wurde auf die Universität Edinburg geschickt, um in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Die Ferrier'schen Vorträge über griechische Philosophie leiteten seine Gedanken auf andre Bahnen, namentlich als er zufällig Ohrenzeuge einer Erörterung darüber wurde. Gründliche Studien in dieser Richtung führten ihn

Digitized by Google

vom engherzigsten Puritanismus zur freisinnigen Denkweise, und allmählich fortschreitend machte er sich nicht nur von dem Geiste des Sektierertums frei, sondern auch von dem Kastengeiste des theologischen Standes, bis er zuletzt den orthodoxen Begriff einer einzigen unfehlbaren Kirche mit der wissenschaftlichen Idee einer Universalreligion vertauschte, d. h. einer Religion, welche die verschiedenen Glaubensbekenntnisse als mehr oder weniger unvollkommene Entwickelungsphasen umschließt. Niemals beschleunigte er den Gang seiner geistigen Entwickelung, ein Vorurteil nach dem andern streifte er, möchte man sagen, fast unbewußt und unwillkürlich ab. — Hätte er seine Universitätslaufbahn in Cambridge begonnen, so würde er, seiner Ansicht nach, wie so viele andre Herbert Spencer gelesen, und gedacht haben, daß er damit das Weltall ergründete; denn in Cambridge schenkt man der Metaphysik nicht die gehörige Beachtung. In Edinburg zeichnete er sich besonders in seinen philosophischen Studien aus und erhielt ein Jahr später in Cambridge von seiner alten Universität den Titel (Grad) eines „Doctor of Science“ und bald darauf machte man ihn in Cambridge zum „B. A“. — Er begann seine Amtsthätigkeit in der Nähe von Manchester, im Herzen eines Kohlendistrikts, wo seine Gemeinde fast gänzlich aus der arbeitenden Klasse bestand. Meistens jedoch besaßen diese Leute jenen gesunden Menschenverstand, der die Bewohner des nördlichen England kennzeichnet, und er machte die Beobachtung, daß dieselben verhältnismäßig tiefer auf seine Ideen eingingen als seine jetzigen feingebildeten Zuhörer. Den abstraktesten, metaphysischen Predigten folgten sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ja sie gaben solchen Vorträgen den Vorzug vor einfacheren, und in ihrer schlichten Ausdrucksweise versicherten sie ihm, daß sie „immer wüßten, worauf er es abgesehen habe.“ — Darauf hielt er ein halbes Jahr lang in Fortbildungsschulen Vorträge über englische Litteratur. Während dieser Zeit wurde er zu einer Fellowship an St. John's College erwählt. Kaum 30 Jahre alt, wurde er auf den Lehrstuhl der Logik und Metaphysik an King's College, London, berufen und vor einem Jahre etwa erhielt er den Ehrentitel eines L. B. D. Noch im statu pup. wurde ihm die Aufforderung, in Westminster Abbey zu predigen, eine in einem solchen Falle sehr ungewöhnliche Ehre. Seitdem predigte er sechs Jahre lang im Foundling Hospital und gab dieses Amt aus Gründen auf, die „nichts mit der Theologie noch mit der Ehe“ zu thun hatten, sondern einfach darum, weil der wöchentliche Gottesdienst ihm eine zu große Fessel wurde. Aber seine Arbeit an King's College hat er nicht aufgegeben, da die langen Ferien ihm während eines großen Teiles des Jahres volle Freiheit lassen. Die „rationelle“ Religion, die er so eifrig befürwortet, behauptet er, passe am besten für das Zeitalter, in welchem sie sich Bahn gebrochen. Wenn die Kirche nicht auf dem Boden der Vernunft stehen könne, so wird sie seiner Meinung nach nach fünzig Jahren gar nicht mehr stehen, und er fügt hinzu: „Ich bin einer ihrer besten Freunde, wenn die Kirche es nur einsehen wollte!“ Seine von allem bisher Gehörten so verschiedenen Predigten, welche in den letzten Jahren solche Scharen nach dem Foundling zogen, fesselten alle diejenigen, welche keine stereotype Predigt in dem künstlichen Tonfall der gewöhnlichen Kanzelredner anhören mochten. Und wenn auch dann und wann eine kecke Behauptung den Zuhörer verblüffte, so wurde dieselbe stets gegen alle etwaigen Einwände verteidigt und aufrecht erhalten. Es spricht bedeutend für Dr. Momerie, daß unter seinen Zuhörern immer beide Geschlechter in gleicher Anzahl vertreten waren, und daß man die verschiedensten Gesellschaftsklassen, wie Staatsmänner und Pairs, Herzoginnen und wohlbekannte Schönheiten neben Schauspielern und den Berühmtheiten der litterarischen Welt dort antraf.

In Dr. Momerie's Adern fließt teils walesisches, teils französisches Blut, und diesem Umstande ist es vielleicht zuzuschreiben, daß er die gewohnheitsmäßigen Pfade verließ, was er im Grunde nicht zu bedauern braucht, wenn es ihm auch hin und wieder in seiner Karriere ein Stein des Anstoßes gewesen ist. Ein Mitglied des „Garrick-Club“ sowohl als des „Salisbury“ und der „Royal Institution“, liebt er das Theater und hat auch ein Schauspiel mit Erfolg übersetzt. Sein höchster Ehrgeiz geht dahin, eine Novelle und ein gutes Kirchenlied zu schreiben. Von den über ihn kursierenden Geschichten spricht er in lachendem Tone und die Abweichungen derselben von einander betrachtet er als die beste Widerlegung dieser Gerüchte. —

Digitized by Google

Meistens beschäftigt sich der Professor morgens mit französischer, deutscher oder italienischer Lektüre, worauf er ausreitet oder einen Spaziergang macht. Nach dem Mittagessen liest er zur Erholung Romane und wählt für seine litterarischen Arbeiten gewöhnlich die Stunden zwischen vier bis sieben. Fast jeden Abend diniert er auswärts, und amüsant sind die vielen Mißverständnisse, die aus dem Umstande entspringen, daß er stets den gewöhnlichen Gesellschaftsanzug trägt. Eine Dame vertraute ihm einst an, wie entzückt sie sei, daß nicht ein alter, muffiger Professor sie zu Tisch geführt habe, und eine andre, welche sich eine Zeitlang mit ihm unterhalten hatte, ohne ihn zu kennen bemerkte, als man sie darüber aufklärte: „Er ist ein sehr gescheiter Mann, aber man merkt es ihm nicht gerade an.“ — Als Schriftsteller hat er sich einen Namen gemacht. In den letzten zehn Jahren veröffentlichte er neun Bücher, von denen das erste in der sechsten, das letzte schon in der zweiten Auflage erschienen ist. Die von ihm gewählten Gegenstände sind verschieden, einige rein litterarischen, andre mehr philosophischen Charakters. Allein seltsamerweise sind es seine Predigten, welche am populärsten geworden sind und die weiteste Verbreitung gefunden haben. Alle sind im höchsten Grade interessant zu lesen, interessanter sogar als manche Romane, so klar, scharf und lebendig sind sie geschrieben. Dr. Momerie's Augen funkeln vor Vergnügen, wenn er erzählt, wie der Diener eines Freundes sich einst einen andern Band seiner Predigten zum Lesen ausgebeten habe, weil, wie er bemerkte, dieselben so drollig seien, und er verweilt mit besonderem Vergnügen bei der Geschichte einer seiner Verehrerinnen aus den höheren Gesellschaftskreisen, welche an seinen Predigten auch ein besonderes Gefallen fand, aber dennoch Gewissensbisse hatte, sie am Sonntag zu lesen. In ultraorthodoxen Blättern wurden seine Bücher sehr heftig angegriffen, und eins dieser Blätter flehte einst den Himmel an, daß ein zweiter Athanasius aufstehen möge, um Dr. Momerie und seine Irrtümer zu vernichten. Solchen Angriffen leiht der Betreffende stets nur ein taubes Ohr, und Lob und Tadel der Zeitschriften, ob von bedeutenden Politikern oder unbekannten Journalisten ausgesprochen, stört ihn wenig. Zurückgelehnt im Stuhle fährt Dr. Momerie zu erzählen fort, wie ein Kritiker eines Sonntags zum Gottesdienst kam, in der Absicht, ihn zu verdammen, und wie er, durch eine schwache Ähnlichkeit des Professors mit dem Kaplan verleitet, ein angebliches Bild von jenem entwarf, in dem sich die guten Seiten von keinem fanden, die schlechten beider dahingegen deutlich zu sehen waren. Und was für amüsante Bemerkungen hat er nicht zufällig von den die Kirche verlassenden Leuten gehört! Zunächst von dem unvermeidlichen Ausländer, der sich über die außerordentliche Predigt in Ekstase versetzt, dann von dem blasierten Kirchengänger, der ruhig und kühl behauptet: „Sie sind sich alle gleich;“ eine alte Dame, die in Erwartung ganz andrer Dinge ihren Weg ins Foundling gefunden hatte, erklärte voller Unwillen, sie hätte von einem Schwarzrock etwas Besseres erwartet, und einst stieg ein sehr hörbares Bedauern zur Kanzel empor: „O, wenn ich bedenke, in welch' andern Kirchen ich heute hätte sein können!“ Dr. Momerie amüsiert sich über diese offenherzigen Kritiken und zitiert mit komischer Zerknirschung den folgenden, bei ähnlicher Gelegenheit auf ihn verfaßten Vers:

„Das Predigeramt! Wem wär' viel dran gelegen,
Unter 'ne Traufe nur führt es uns aus dem Regen!
Und ich bin nicht der Mann,
Der ducken sich kann,
Und ich blieb' nicht zu Haus,
Säh' es auch drohend nach Regen aus.“

Die Zeit ist unter dem Anhören von Anekdoten und lustigen Geschichtchen so schnell vergangen, daß wir beim Hinausblicken aus dem Fenster erstaunt sind, Dr. Momerie's Wagen vor der Thüre wartend zu sehen. Der Kutscher, der wegen seiner würdevollen Haltung und unerschütterlichen Gelassenheit den Spitznamen „Seiner Hochwürden der Dechant“ erhalten hat, ist, des Wartens müde, auf dem Bocke fest eingeschlafen und nickt im Traume.

Folgendes entnehmen wir einem Artikel des Professor Dr. Momerie in „The Contemporary Review“ für April:

Digitized by Google

„Die Kirche Englands ist in fast zu berechnender Zeit der Auflösung nahe. Wenn nicht mit ihr eine radikale Umwandlung vorgeht, wird sie in fünfzig bis hundert Jahren faktisch aufgehört haben zu existieren. Zwar mag es dann noch eine Institution geben, die Bischöfe, Dechanten, Priester in sich begreift, aber dieselbe wird ausschließlich an die intellektuelle Hefe der Gemeinde appellieren und könnte daher nur im Sinne der bittersten Ironie eine nationale Kirche genannt werden. Oliver Wendell Holmes spricht in einem seiner humoristischen Gedichte von einem alten Ehepaare, das lange Jahre hindurch gewohnt war, in einer einspännigen Chaise herumzufahren. Äußerlich erschien dieselbe noch immer ganz gut erhalten. Allein, als sie eines schönen Tages darin ausfuhren, brach das Fuhrwerk plötzlich unrettbar zusammen, und dieses, fürchte ich, könnte das Sinnbild des der englischen Kirche bevorstehenden Schicksals sein. Oberflächlichen Beobachtern erscheint dieselbe in gedeihlichem, ja blühendem Zustande, dennoch kann das Ende nahe sein. Und es ist nahe, wenn die Geistlichkeit nicht zu dem Bewußtsein gebracht werden kann, ehe es zu spät ist.

Einrichtungen, ebenso wie Organismen, müssen sich, wollen sie fortdauern, ihrer Umgebung anpassen; wo dieses nicht der Fall, ist ihr Untergang sicher. Die menschliche Gesellschaft verändert sich fortwährent, sowohl in Betreff ihres Denkens als ihrer Erfahrungen und ihrer Bedürfnisse. Wenn die Kirche sich nicht demgemäß auch ändert, so wird sie untergehen, untergehen durch eben die Gesellschaft, auf welche sie Anspruch macht, und welche sie bilden soll. Aber mit wenigen Ausnahmen weigert sich die Geistlichkeit hartnäckig, die Notwendigkeit, sich ihrer Umgebung anzupassen, anzuerkennen. Der heutige Geistliche erwartet in der Regel ebenso viel Leichtgläubigkeit von seinen Anhängern wie die alten Medizinmänner und Regenmacher. Er spricht von Wundern, — Gadarener Schweinen u. a. — wie er es in einer Zeit hätte thun können, als man noch nichts über Naturgesetze gehört hatte, und wo ein jeder noch an die Willkür, aber nicht an die Einheit der Natur glaubte. Er spricht von Eingebung und Offenbarung, als ob er nicht wüßte, daß viele Lehren in der Bibel denen andrer heiliger Litteraturen gleichkommen, ja von denselben noch übertroffen worden sind, und daß selbst einige der Aussprüche Christi, — sogar mit Inbegriff der goldenen Lebensregel, — hunderte von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung von „Heiden" gemacht worden sind. Die Dogmen der Orthodoxie wurden im dritten oder vierten Jahrhundert formuliert, dennoch fährt er fort diese veralteten Schiboleths zu wiederholen, als ob er nicht wüßte, daß seit den Tagen des heiligen Augustinus die Ansichten der Menschen von dem Weltall, und darum von dem Gotte des Weltalls, eine vollständige Umwälzung erlitten hätten. Aber Wechsel und Fortschritt sind dem echten Geiste des Klerus haßenswürdige Begriffe. Stillstand ist sein Ideal. Anstatt das Menschengeschlecht zu leiten, ist es stets das traurige Vorrecht der Geistlichkeit gewesen, hinter ihr zurückzubleiben. Anstatt ihre Entwickelung zu fördern, hat sie dieselbe ewig gehemmt und sich ihr entgegengestellt. Kein Wunder, daß die Menschen sich zu fragen beginnen, ob sie nicht ohne die Hilfe der Geistlichkeit fertig werden könnten, ob sie nicht besser ohne Kirche als mit derselben daran wären. Der Einfluß der Geistlichkeit ist überall im Verschwinden, auf den gebildeten Teil der Gemeinden ist er schon fast gleich Null. Unter der heutigen Geistlichkeit giebt es einige Gelehrte von anerkannt hohem Rufe; allein selbst diese können kaum im strengsten Sinne des Wortes „gebildet" genannt werden. Denn die Bildung besteht nicht nur in einer Kenntnis des Hebräischen oder selbst der Kirchenväter, sondern in der genauen Bekanntschaft mit den besten Gedanken und Werken des Menschengeschlechts.

Die gelehrte Geistlichkeit versteht, mit kaum einer einzigen Ausnahme, nur wenig von Wissenschaft und Philosophie und kümmert sich auch wenig darum. Sie steht gänzlich außerhalb der Strömung des modernen Denkens. Und in jedem Jahre füllen sich ihre Reihen mit Männern von niederer geistiger Begabung. Die heutige Kirche besitzt keine Anziehungskraft für junge Männer mit hervorragenden Fähigkeiten. Auf den englischen Universitäten der alten Zeit widmeten sich die fähigsten Studenten gewöhnlich dem geistlichen Stande; allein was früher Regel war, ist jetzt eine Ausnahme. So scheint die Wahrscheinlich-

Digitized by Google

keit vorhanden, daß der Mangel, sich der Umgebung anzupassen, welcher schon zwischen der Gesellschaft und der Kirche so deutlich sichtbar ist, eher zuzunehmen als abzunehmen verspricht. In demselben Verhältnis, in welchem die Laienwelt an Bildung zunimmt, wird die Geistlichkeit unfähiger, dieselbe zu verstehen; und wenn die Priester der Kirche machtlos sind, kann man die Kirche sicher als tot betrachten.

Es giebt jedoch einige Geistliche, welche ihre Knie nicht vor Baal gebeugt, welche sich geweigert haben, die Vergangenheit anzubeten, welche entschlossen sind, alles, was an ihnen liegt, zu thun, um das drohende Verhängnis abzulenken. Aber ihre Zahl ist so gering, und die geistliche Trägheit, die sie zu bekämpfen haben, ist so groß, daß ihre Aufgabe fast hoffnungslos zu sein scheint. Man betrachtet sie als die schwarzen Schafe der Herde. Ihre geistlichen Brüder sehen sie mit schiefem Auge an. Man hält sie für gefährlich. Man haßt sie, weil sie die Ruhe der Kirche stören, obgleich dieses eine Ruhe ist, welche, wie die Schmerzlosigkeit des Absterbens, den Tod verkündet und ihm vorausgeht. Man greift sie in der Regel nicht offen an; denn ihre Gegner sind größtenteils schlau genug, um zu wissen, daß das Blut der Ketzer die Saat des Rationalismus ist. Allein selbst die negative Opposition, die sie erfahren, reicht hin, um zu zeigen, daß ihre geistlichen Brüder in absoluter Unkenntnis der Thatsache sind, daß das erste Gesetz des Lebens ist, sich seiner Umgebung anzupassen!"

Litterarische Berichte.

Russische Zustände. Von E. B. Lanin. Aus dem Englischen von Rudolf Dietz. Zwei Bände. Dresden 1893. Verlag von L. Ehlermann.

Herr Lanin — ein Pseudonym, hinter dem sich ein englisch naturalisierter Russe verbergen soll — ist durch seine englisch geschriebenen Bücher wie durch seine Beiträge in den leitenden Londoner Revuen seit einigen Jahren der bedeutendste Autor in englischer Zunge über russische Zustände geworden. Was ihn für England, und gleicherweise für uns, so wichtig macht, ist die Verbindung der eingehendsten Ortskenntnis mit dem Verständnis der europäischen Gesichtspunkte, unter denen wir „Westliche" dergleichen Dinge zu betrachten pflegen. Er ist ein Russe, der mit Kulturaugen sieht. Ein Russe, der von unsrer, durch die Russische Barbarei neuerdings abgelehnten Civilisation genugsam durchdrungen ist, um die Pflicht anzuerkennen, einen Gegenstand genau zu erörtern, getreu wiederzugeben und mit der Rücksicht zu beurteilen, die alles Menschliche, und um wie viel mehr alles Politische bedarf. Ist doch ein Staat, in dem der Interessenkampf die erste Stelle einzunehmen sucht, niemals so gut als die Summe seiner Individuen, die außer ihrer Begehrlichkeit so viele andere, in der Politik zurücktretende Eigenschaften besitzen. Aber selbst mit diesem Maßstab gemessen, welch' Bild entfaltet uns Lanin! Welche Verheerung der einzelnen Seelen durch ein System! Das Bild ist um so erschütternder, je mehr es bekannte Umrisse mit grellen Details erfüllt, je mehr es dem Bekannten eine Fülle des Neuen hinzufügt, welches die Zustände in ihrer Gesamtheit übersehen und praktisch würdigen lehrt. Daß er so unendlich vieles Neue zu geben vermocht hat, dankt er seiner Methode, welche ihn überall auf russische Zeitungen als eine wesentliche Quelle seiner Nachrichten zurückgreifen läßt — eine Quelle, deren vereinzelte Tröpflein nur ein so vollendeter Sachkenner genügend fließen machen, genügend erläutern konnte, um ihnen diesen Strom der Belehrung abzugewinnen. In Lanin's Hand wird das journalistisch zerstreute Detail zu einem Ganzen, die censurmäßig verhüllte Andeutung zu einer Aussage und die Darstellung damit zu einer Autopsie, wie sie die reiche Literatur über Rußland noch nicht besitzt. Indem er von den Russen selbst erlebte und erzählte Dinge zusammenhängend wiedergiebt, führt er uns an der Hand der Thatsachen in eine fremde Welt ein, die keine allgemeine Beschreibung uns begreiflich, kein auf gelegentliche Daten gestütztes Urteil glaublich machen könnte. Als realistischer Führer in das für seine Bewohner so wahrhaft, für das Ausland scheinbar fürchterliche, innerlich verkommene Zareureich ist Lanin der aufklärendste, der noch erschienen. Er ist durch die Reichhaltigkeit seiner Mitteilungen überdies einer der umfassendsten. Für den Staatsmann

Digitized by Google

und Politiker sachlich unentbehrlich ist sein Buch durch die anziehende Darstellung und schöne Uebersetzung auch dem größeren Publikum gleich acceptabel und dringend zu empfehlen. In England haben einzelne Teile desselben wie das Ganze den verdienten außerordentlichen Erfolg gehabt; aber zwingt uns nicht ein noch näheres Interesse, die so laut drohende Figur an unsrer Grenze einmal auf die Eingeweide anzusehen, die unter der neuerdings rückwärts tatarisierten Uniform stecken?

R.

Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Dr. Ernst Kleinpaul. Ausgeführt für Dichter und alle Freunde der Poesie von Wilhelm Langewiesche. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage. In drei Teilen. Bremen 1892. Verlag und Druck von M. Heinsius' Nachfolger.

Neben der Poetik Gottschall's und andrer berühmter Aesthetiker hat Kleinpaul's bekanntes Werk in allen seinen Auflagen sich immer neue Anerkennung erworben und wird sich dieselbe in der neuen, uns vorliegenden neunten Auflage entschieden sichern und vergrößern. Die bedeutendsten Vorzüge dieser Poetik sind die klare und knappe Definition aller auf die Dichtung bezüglichen Ausdrücke und Begriffe mit möglichster Vermeidung der Fremdwörter, an denen Gottschall's sonst so treffliches Werk oft übermäßig reich ist; die übersichtliche Darstellung aller poetischen Hilfsmittel und Eigentümlichkeiten sowie die mit richtigem Takt getroffene Auswahl von Belegstellen und zwar, was besonders anzuerkennen ist, mit Berücksichtigung auch der neuesten Dichter; die eingehende Behandlung der Metrik und der Vers- und Strophenarten, die ebenfalls durch passende Beispiele erläutert werden; schließlich die geistvolle Erörterung der Dichtungsarten mit häufiger Bezugnahme auf die übereinstimmenden oder abweichenden Anschauungen andrer Theoretiker. Vermißt wird dagegen eine Untersuchung über die Herkunft des Reims, über die in der Tragödie geforderte Reinigung der Affekte, sowie über die Möglichkeit eines sogenannten Volksepos, Themata, über welche noch eine große Verschiedenheit der Ansichten herrscht. Etwas oberflächlich erscheint uns ferner das ziemlich abfällige Urteil über den historischen Roman, dessen Wert der fast allgemeinen geringen Würdigung gegenüber hervorzuheben ist, sowie auch die Besprechung des Schauspiels, dessen eigentliches Wesen wohl nicht richtig dargestellt ist. In der Anführung der bedeutendsten Epiker sind neben vielen fast unbekannten Männern Wolff und Baumbach, gerade die hervorragendsten der Neuzeit, nur vorübergehend erwähnt; auch der Ursprung und die Entwickelung des deutschen Dramas war eingehender zu behandeln. Trotz aller dieser Vorwürfe ist die sonst unzweifelhaft hervortretende Vortrefflichkeit der Kleinpaul'schen Poetik durchaus anzuerkennen, und da dieser Gegenstand ein alle Gebildeten interessierender ist und sein muß, so ist das Werk in seiner neuesten Auflage weiten Kreisen zur Belehrung und Anregung aufs wärmste zu empfehlen.

C. S

Friedrich Nietzsche. Ein psychologischer Versuch von Wilhelm Weigand. München 1893. Verlag von Hermann Lukaschik, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.

Die ungezügelte Produktion oft geistreicher Einfälle in teils eleganter, teils verblüffender Form erreichte bei Nietzsche ziemlich schnell den Gipfel der Genießbarkeit, mit der es dann analog bergab ging. Verfasser, der auch den Zauber des Persönlichen in den Aphorismen von Nietzsche hervorhebt (105), ist mit Recht frei von kritikloser Bewunderung und so glücklich, keinen steigenden Widerwillen gegen jene „Philosophie" zu empfinden. Wer gern anerkennt, was an Nietzsche anzuerkennen ist, wird auch bekennen dürfen, daß er jene Versteckspielerei mit sich selbst herzlich satt hat, selbst wenn (man denke!) das jüngste Deutschland auf Nietzsche schwört. Vielleicht kann man versuchen, für diese betrübende Sattheit in der permutierenden Bearbeitung einiger Schlagworte dieses deutschen Philosophen Trost zu finden. Also: die Tartüfferie der Decadence des Ressentiment ist halkyonisch; oder: das halkyonische Ressentiment der Decadence ist Tartüfferie u. s. w.

B.

Klaus Groth's Gesammelte Werke. 4 Bände. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Fischer.

Der hohe Wert der durch Voß begründeten Dialektdichtung zeigt sich vor allem darin, daß dieselbe nicht bloß bei demjenigen Volksstamme, dessen Sprache sie angepaßt ist, sondern auch bei andern, welche diese Sprache erst müssen verstehen lernen, schnell beliebt geworden ist. Der Grund dafür liegt eben in der unmittelbaren Wiedergabe des ganzen eigentümlichen Volkslebens, das nur in dieser Form uns genau so, wie es wirklich ist, zugänglich gemacht werden kann. Was nun den plattdeutschen Dialekt betrifft, so ist zu verwundern, daß dieser, der doch unter sämtlichen deutschen Mundarten nach geographischer Verbreitung, nach sprachlicher Geschichte und nach seiner Bedeutung in weitesten, nicht bloß in niederen Kreisen der hervorragendste genannt werden muß, nur zwei namhafte Vertreter in der Dichtung gefunden hat, von denen der eine, Fritz Reuter, den andern, nämlich Klaus Groth, allerdings beinahe in den Schatten gestellt hat. Und doch verdient der letztere, dessen Gesamtwerke jetzt in vier gut ausgestatteten, mit übersichtlichen Anmerkungen und Erklärungen versehenen Bänden herausgegeben worden sind, eine weit größere Würdigung und Beachtung. Wenn es auch diesem Dichter an

Digitized by Google

dem unmittelbar packenden, ja fortreißenden Humor Reuter's fehlt, durch welchen dieser Autor ja alle Kreise sich erobert hat, und wenn auch seine persönlichen Verhältnisse weniger Interesse als die des Verfassers der „Kerkertid" hervorrufen, so tritt doch im „Quickborn" und in den prosaischen Erzählungen die Eigenart unserer nördlichen Landsleute, ihr Gefühlsleben, ihr voll und mächtig dahinrauschender Sprachstrom so plastisch hervor, daß wir in diesen Dichtungen eine sehr annehmbare Ergängung zu Reuter's Werken finden. Außerdem sind bei Klaus Groth so manche Gedanken und Empfindungen angeschlagen, die wir bei Reuter kaum finden, sodaß also keiner durch den andern überflüssig geworden ist. Auch in den hochdeutschen Gedichten von Klaus Groth treffen wir viele, echt poetische Gaben, von denen uns — merkwürdig genug — einige an Heine, andre an dessen Gegner Platen erinnern, eine Erscheinung, die wohl nicht auf Nachahmung zurückzuführen ist. Tiefe der Empfindung und völlige Beherrschung der dichterischen Form zeichnen auch diesen Teil seiner Werke aus; es sei daher nicht unterlassen, alle Freunde deutscher Litteratur, besonders die der plattdeutschen Dialektdichtung, auf diese Gesamtausgabe der Werke von Klaus Groth aufmerksam zu machen.

C. S.

Schiller's Briefe. Kritische Gesamtausgabe herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Lief. 6—15. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1892. Deutsche Verlagsanstalt.

Wir haben die ersten Lieferungen dieser verdienstlichen ersten Gesamtausgabe der weitverstreuten Schiller'schen Briefe früher in dieser Zeitschrift angezeigt und können für die Fortsetzung unser Lob um so mehr anrecht halten, als der Herausgeber in den Anmerkungen und Lesarten, welche den ersten Band in Lieferung 10. 11 abschließen, einen Einblick in seine Arbeitsart gewährt. Die Lieferungen, welche dem zweiten Band gehören, (12—16) bringen die Briefe von Januar bis Dezember 1788. Beigegeben sind den vorliegenden Heften die Porträts von W. H. von Dalberg, von Frau H. von Wolzogen, von Schiller (nach Graff) und von Frau von Kalb in Holzstich.

Q.

Fischer Menis von Hans Falke. Ein Sang aus den Bergen. Wien. Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Als eine besondere Empfehlung mag diesem neuen Buche eines hochbegabten, jungen, österreichischen Dichters die Konstatierung der Thatsache dienen, daß sein Erstlingswerk: „Der Novize von Kremsmünster" einen so durchgreifenden Erfolg erzielte, daß die erste Auflage rasch vergriffen war und eine zweite gedruckt werden mußte. Hans Falke hat es eben verstanden, bei voller Wahrung der Eigenart seines Schaffens, den von Scheffel und Baumbach betretenen Bahnen zu folgen, und in seinen erzählenden Dichtungen — ohne übertriebene Sentimentalität — die richtige Gefühlssaite zu berühren, seine Poesie aus dem Urquell der Natur zu schöpfen und jenen dem deutschen Volke so sympathischen Ton anzuschlagen, der warme Empfindung mit gesundem Humor verbindet. Der Stoff seiner neuesten Dichtung ist eine sich im Gebirge abspielende, tragisch endende Liebesgeschichte, deren Handlung von Kerngestalten getragen wird, die sämtlich aus dem Leben gegriffen sind, wobei dem Autor die in seinem richterlichen Berufe geschöpfte Menschenkenntnis wohl zu statten kam. Aus der trefflichen Zeichnung der Charaktere, wie aus der dramatisch bewegten Darstellung der Hauptmomente und nicht minder aus den stimmungsvollen, frischen Naturschilderungen spricht eine freiere Beobachtungsgabe. Die eingestreuten lyrischen Stellen sind reich an schönen Gedanken und frei von allem Gekünstelten dem Dichter aus dem Herzen geschrieben. Auch hinsichtlich der Form und der gewandten Handhabung der glattfließenden Trochäen verdient der Autor volle Anerkennung. Wer sein neuestes Buch liest, wird wie in dem ersterschienenen genußreiche Anregung und Unterhaltung finden.

C. v. Z.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides. Von Dr. Erich Bußler in Freienwalde a. d. Oder. Hamburg 1892. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.) Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

Der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge angehörend, will das vorliegende Heft uns einen Einblick in die Frauencharaktere der Euripide'schen Tragödien gewähren und beweisen, daß der Dichter keineswegs, wie man häufig annehme, ein schlechtes Urteil über die Frauen gehabt, sondern auch ihre großen und guten Eigenschaften anerkannt habe. Das letztere halten wir für selbstverständlich; denn wer in verbissener oder einsichtsloser Verurteilung des Weibes überhaupt befangen ist, kann kein Dramatiker sein, der das wirkliche Leben kennen muß. Wenn wir also dem Verfasser in der Zurückweisung des oben erwähnten Vorwurfes beistimmen, so läßt sich doch manches gegen seine Schilderung einiger Charaktere einwenden. Ist wirklich in der Elektra mehr die Besonnenheit und der Heldenmut zu bewundern als nicht vielmehr die Kaltblütigkeit, mit der sie den Mord der Mutter rät und bereitet, zu verwerfen, so daß alle ihre besseren Eigenschaften davor verblassen? Ist Hekuba's grausige That der Blendung und der Ermordung durch ihre Lebenserfahrungen und Leiden zu entschuldigen? Und wenn er uns zuletzt noch Medea vorführt, ist dann wohl sein Schlußwort berechtigt, daß

Digitized by Google

weite Kreise außer den philologischen an der Lektüre dieser Tragödien Genuß empfunden werden? Vielmehr dürfte diese Lektüre uns wohl ebenso wie manche andre nicht oberflächliche Betrachtung darauf hinweisen, wie die konventionsmäßig gepriesene Idealität der Hellenen wirklich aussah. C. S.

Psychiatrische Vorlesungen von P. Magnan. Deutsch von P. J. Möbius. I.—III. Heft. Leipzig 1891. 1892. Verlag von G. Thieme.

Das erste Heft ist der sogenannten paranoia completa gewidmet, sie wird definiert, ihre vier Perioden werden geschildert. Daran schließt sich die Diagnose und die Behandlung. Der zweite Teil (II—III) handelt von den Geistesstörungen der Entarteten, welche das Unglück haben, durch erbliche Belastung für allerlei Geisteskrankheiten disponiert zu sein und so intellektuell oder moralisch vom normalen Durchschnitt abzuweichen. Der Alkoholismus übt hier, wie bekannt, nicht selten seine traurige Wirkung. Die straffe und klare Darstellung, die durch instruktive Krankengeschichten belebt ist, verleiht diesen Abhandlungen viel psychologischen Reiz. Daß der französische Gelehrte auch von Fachgenossen geschätzt wird, lehren z. B. die Anzeigen in der Zeitschr. für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane von Ebbinghaus und König, Band III, S. 243 u. V, S. 138. B.

Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie. Unter Mitwirkung von 115 Fachgenossen herausgegeben von Karl Vollmöller und Richard Otto. Mitredigiert von G. Baist, C. Salvioni, W. Scheffler, E. Seelmann. I. Jahrgang 1890. 1. Heft. München und Leipzig 1892. Verlag von R. Oldenbourg. Paris: H. Welter. Turin und Palermo, Carlo Clausen. Rom, Löscher & Co.

Wie auf allen Gebieten der Wissenschaft ist auch auf dem der romanischen Philologie in unsrer Zeit ein reges Leben, eine vielseitige Beteiligung berufener Männern an der wissenschaftlichen Behandlung jenes Sprachgebietes und eine reiche Fülle neuer Forschungen und Fortschritte zu verzeichnen. Allen denjenigen nun, welche an dieser Arbeit mitzuwirken wohl den Eifer, nicht aber Zeit und Gelegenheit haben, sich aber mitgenießend an den Resultaten aller jener Forschungen erfreuen und durch dieselbe sich weiter bilden wollen, muß eine übersichtliche und die neuesten Erscheinungen kritisch behandelnde Uebersicht und Besprechung der wichtigsten Werke geboten werden, und dies geschieht in dem vorliegenden kritischen Jahresbericht. Wer für irgend ein noch so kleines Gebiet der viel umfassenden Sprachwissenschaft sich interessiert, sein Wissen darin erweitern, zum selbständigen Mitwirken Anregung und Belehrung empfangen will, der wird in diesem Jahresbericht die nötigen Weisungen finden. Uebrigens dürfte dieser Rechenschaftsbericht über das wissenschaftliche Leben in der romanischen Sprachforschung auch manchem Nichtromanisten Interesse und Anregung gewähren, da die dort zu verzeichnenden Fortschritte teilweise eine allgemein wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen dürften. C. S.

Entartung von Max Nordau. Erster Band. Berlin 1892. Verlag von Carl Duncker.

Auf 374 Sombrosio gewidmeten Seiten behandelt Verfasser 1. Fin de siècle, 2. den Mystizismus, letzteren in 6 Teilen: Psychologie des Mystizismus, die Präraphaeliten (eine von drei Malern 1848 ausgehende Richtung), die Symbolisten (Litteratur-Décadents), den Tolstoismus, den Richard Wagner-Dienst, Parodieformen der Mystik. Wie die Widmung erkennen läßt, fühlt sich Herr Nordau wesentlich als Psychiater gegenüber vielen Richtungen moderner Litteratur und Kunst. Referent gehört nicht zu den Verehrern von Herrn Nordau, hat jedoch wenigstens, trotz vielen Widersprüchs in Dingen, welche an die Wissenschaft streifen, die zahlreichen Thatsachen der Litteraturpathologie mit Interesse gelesen. Es ist erstaunlich, was sich die Menschen von Degenerierten, Halbverrückten oder Lügnern bieten lassen (z. B. S. 109, 106, 141, 207). Vorläufig ist uns Paris aber in diesen Dingen erheblich über; eine seiner kostbarsten Figuren ist Josephin Peladan (S. 342 f.). Als Beispiel der „gänzlich kindisch gewordenen, blödsinnig unzusammenhängenden Mystik" kann nach den angeführten Proben sicher auch der Belgier Maurice Maeterlinck gelten, der übrigens bei uns nicht ohne einige bewundernde Beachtung gleichgearteter Seelen geblieben ist (S. 335 f.). B.

Wolfseck. Roman von C. Vollbrecht (Ottilie Sölner). Leipzig 1892. Verlag von C. Reißner.

Dieses Buch weicht keineswegs von der herkömmlichen Schablone ab, doch versteht es die Verfasserin, sie annehmbarer zu machen. Der Zufall spielt natürlich seine obligate Romanrolle, und der Charakter der Kokette Dodo wird gewaltsam verändert, damit es zum Schlusse eine Heirat absetzen kann, wie es der „schönen Leserin" genehm ist. Das Scenarium und die Personen der Handlung: Böhmen und die dortige Aristokratie, fordern zu einem Vergleiche mit Ossip Schubin heraus, einem Vergleiche, der für die Verfasserin nicht eben günstig ausfällt. Da vermißt man namentlich das österreichische Lokalkolorit, wie es Schubin so trefflich zu geben weiß, — übrigens ein Mangel, der auch ohne diesen Vergleich auffiele. Th. v. S.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Befeke, C., Der Nord-Ostsee-Kanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Mit 3 Karten. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Böhm, Gottfried, Ludwig Wekrlin (1739 bis 1792). Ein Publizistenleben des achtzehnten Jahrhunderts. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.)

Carl, Erzherzog von Oesterreich, Ausgewählte Schriften. Erster Band. (Wilh. Braumüller, Wien.)

Cauer, Eduard, Geschichtstabellen zum Gebrauch auf höheren Schulen. 31. Aufl. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Czapski, S., Theorie der optischen Instrumente. Nach Abbe. Lwbd. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Düntzer, H., Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit. (Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart.)

Ebers, Georg, Gesammelte Werke. Lieferung 1. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. Zweite Abteilung, Lieferung 75, 76, enthält: Handwörterbuch der Chemie, 55, 56. Lieferung. — Dritte Abteilung, Lfg. 14. 15, enthält Handbuch der Physik. 14., 15. Lfg. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Geiger, Ludwig, Augustin, Petrarca, Rousseau. (Richard Lesser, Berlin.)

Glogau, G., Graf Leo Tolstoj, ein russischer Reformator. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Horn, Ferdinand, Platonstudien. (F. Tempsky, Prag.)

Huber, F. C., Die geschichtliche Entwickelung des modernen Verkehrs. (Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen.)

Jäger, Eugen, Der ländliche Personalkredit. (Die Agrarfrage der Gegenwart, IV. Band.) (Puttkamer & Mühlbrecht, Berlin.)

Jaenicke, Herrmann, Lehrbuch der Geschichte für obere Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil. (Für die Obersekunda.) Das Altertum. Mit einer Zeittafel. Zweite, bedeutend verkürzte Auflage. Leinwandband. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Kiepert's grosser Handatlas. Neue Lieferungs-Ausgabe in 45 Karten. Zweite Lieferung. (Dietrich Reimer, Berlin.)

Martensen, H., Die christliche Ethik. Allgemeiner Teil. 6. Aufl. (H. Reuther, Berlin.)

Nippold, F., Der christliche Adel deutscher Nation. Ein Rückblick und Ausblick auf seine Vergangenheit und Zukunft. (Georg Reimer, Berlin.)

Nells, Edmund W., Psychologische Skizzen. (Ambr. Abel, Leipzig.)

Reyer, E., Entwickelung und Organisation der Volksbibliotheken. (W. Engelmann, Leipzig.)

Scheffer, Robert, Königliches Elend. (G. Grimm, Budapest.)

Schmidt, Maximilian, Volkserzählungen. Bd. I., Lieferung 1 und 2. (Seitz & Schauer, München.)

Sperl, August, Die Fahrt nach der alten Urkunde. (Becksche Verlagsbuchh., München.)

Thibaut, A. F. J., Ueber die Reinheit der Tonkunst. Siebente Ausgabe. (J. C. B. Mohr, Freiburg.)

Uebersicht der gesamten staats- und rechtswissenschaftlichen Litteratur des Jahres 1892, zusammengestellt von Otto Mühlbrecht. XXV. Jahrg. (Puttkamer & Mühlbrecht, Berlin.)

Wechsler, Ernst, Heimatszauber. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Wiedemann, Gustav, Die Lehre von der Elektrizität. Zweite Auflage. Erster Band. (Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.)

Winter, J., und A. Wünsche, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und litteraturgeschichtlichen Einleitungen. Lieferung 8 – 11. (Siegm. Mayer, Trier.)

Wolfrum, W., Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika. (G. Franz'sche Hofbuchhandlung, München.)

Wundt, Wilh., Logik, Bd. I, 2. Aufl. (Ferd. Enke, Stuttgart.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl.

Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Soeben erschien im Verlage von **Richard Lesser, Berlin W. 57:**

„Augustin, Petrarca, Rousseau.“ Von Prof. Dr. **Ludw. Geiger.** Preis 60 Pf.

„Buddha und Christus.“ Von Pastor Dr **Veeck** – Bremen. Preis 60 Pf.

☞ Zu beziehen direct franko von der Verlagshandlung gegen Einsendung von Briefmarken, sowie durch alle Buchhandlungen. ☜

Soeben erschien im Verlag von **FERDINAND ENKE** in **STUTTGART:**

WUNDT, Prof. Dr. Wilhelm, LOGIK.

Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Zwei Bände. I. Band: Erkenntnisslehre. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 15 M.

Der Verein der **Bücher-freunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 6 deutsche Originalwerke (keine Uebersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsleitung

Verlagsbuchhandlung Schall & Grund,

Berlin W., Kurfürstenstr. 128.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

Herausgegeben von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhandlung. 3 Tertshefte bilden stets einen Band.

Breslau

Eduard Trewendt

Verlagsbuchhandlung.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden,** bei **Magen-** und **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht,** u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung, in 1891 waren es über 671,000 Flaschen. Anfragen über das **Bad,** über Wohnungen im **Badelogierhause** und **Europäischen Hofe** erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.**

Digitized by Google

Eduard Trewendt in Breslau

Mark Aurels

Meditationen

Aus dem Griechischen

von

F. C. Schneider

Vierte durchgesehene Auflage

Geheftet 2 Mk.

Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau

Judith Trachtenberg

Erzählung

von

Karl Emil Franzos

Dritte billige Auflage

Schön gebunden 5 Mark

Das Problem dieser neuen Erzählung von Franzos — die Mischehe zwischen Juden und Christen — ist ein tiefgreifendes und darf namentlich in unsern Tagen auf Beachtung hoffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Afraja.

Roman

von

Theodor Mügge.

Dritte Auflage.

532 Seiten. Geheftet 3 Mark.

Eleg. gebunden 4 Mark.

Dieser klassische Roman spielt in Norwegen. Sie wollen bei Bestellung darauf achten, daß Sie die Trewendt'sche Originalausgabe erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist soeben erschienen

Die Heilung der Tuberkulose durch Kreosot

Von

Dr. Julius Sommerbrodt

Professor an der Universität zu Breslau

Dritte Auflage

Preis geheftet 1 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau**

Lehrbuch der Geschichte

für

die oberen Klassen höherer Lehranstalten

von

Dr. Hermann Jaenicke

Director des Königl. Gymnasiums zu Kreuzburg

Erster Teil: **Das Altertum.** Zweite nach den neuen Lehrplänen veränderte Auflage

Gr. 8. Elegant geheftet Mk. 2,00, in dauerhaften Leinenband geb. Mk. 2,40.

Dieses vorzügliche neue Lehrbuch der Geschichte hat rasch im Norden und Süden Deutschlands und in der Schweiz Verbreitung gefunden. Es zeichnet sich durch klare und präcise Fassung, objektives Urteil und stete Rücksichtnahme auf die Kultur-, namentlich Kunstgeschichte vor ähnlichen Unterrichts-Werken aus. Die zweite Auflage des zweiten Teils erscheint noch in diesem Schuljahr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

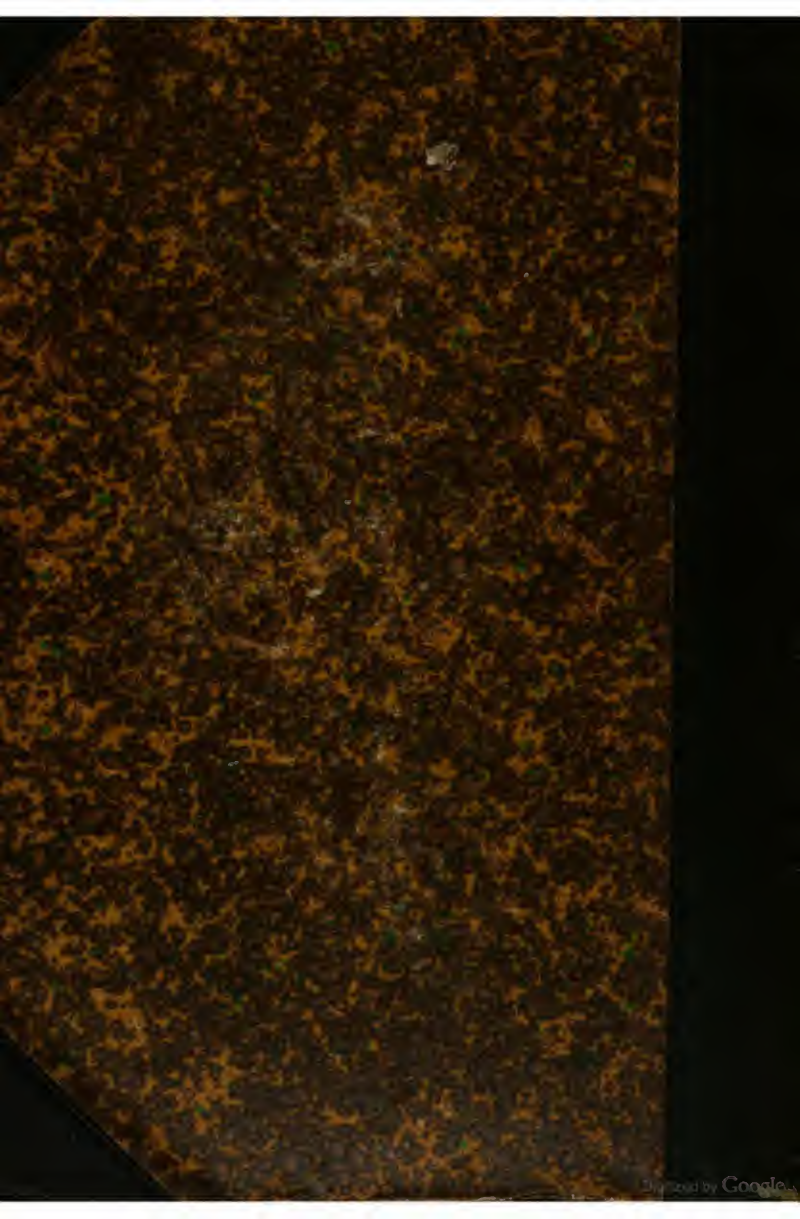
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 5 1902

Digitized by Google


Digitized by Google